


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE





Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. IX. Serie.

Heft 193—216.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1895.

1894, Nov 12 –
1895, April 13.
[illegible]

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Inhalts-Verzeichniß.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.



Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 193.

Die unehrlichen Leute in älterer Zeit.

Von

Dr. Christian Meyer
in München.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die unehrlichen Leute
in älterer Zeit.

Von

Dr. Christian Meyer
in München.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg
Königliche Hofbuchdruckerei.

Faßt man unsere heutige Gesellschaftsordnung ins Auge, so fällt alsbald gegenüber derjenigen der alten Zeit eine scharf abweichende Thatsache auf, die wir als einen der Kardinalsätze der modernen sozialen Errungenschaften zu betrachten berechtigt sind: ich meine den gleichmäßigen Schutz des Gesetzes, dessen sich alle Glieder der bürgerlichen Gesellschaft zu erfreuen haben, dessen sogar auch Diejenigen theilhaftig sind, welche sich durch verbrecherische Handlungen irgend welcher Art außerhalb des Rechtes gesetzt haben. Es giebt heutzutage keine Gesellschaftsklassen mehr, welche schon durch ihr bloßes Dasein, ohne durch rechtswidriges Handeln sich gegen die gesellschaftliche Ordnung aufgelehnt zu haben, aus dem Kreise der schutzberechtigten Gesellschaft ausgeschlossen sind. Mit solchen sozialen Mißbildungen gründlich aufgeräumt zu haben, ist eines der hauptsächlichsten Verdienste der sogenannten Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts. Gerade weil die Verfechter derselben mit Waffen des Geistes und der höheren Bildung gegen die überkommenen sozialen Zustände ankämpften, hat sich die Umbildung derselben zwar nur langsam, aber sicher und gründlich vollzogen, und es ist eine durchaus nicht zutreffende Behauptung, wenn man das Hauptverdienst daran der mehr äußerlich und gewaltthätig wirkenden französischen Revolution von 1789 zuschreibt. Sie hat nur vollendet und abschließende Form gegeben, nachdem die Neubildung in der öffentlichen Meinung und vielfach auch in der äußerlichen

Gestaltung schon Jahrzehnte vorher begonnen hatte. Wie wäre dies auch anders möglich, da bloß äußerliche Mittel geistige Bewegungen — und zu diesen gehören die sozialen Umgestaltungen in einem besonders hervorragenden Sinne — zwar unterstützen, aber niemals hervorrufen können, wie es umgekehrt ebenso richtig ist, daß solche Bewegungen nur sehr schwer und langsam ohne Zuhülfenahme äußerer Gewalt, durch rein geistige Mittel, sich verdrängen lassen. Wie der einzelne Mensch und die Gesamtheit der menschlichen Gesellschaft eine Mischung von Geist und Materie, Idealismus und Realismus ist, so vollzieht sich auch das Wachsen und Werden des Einzelnen sowohl als die geschichtliche Entwickelung der ganzen Menschheit unter dem Einflusse theils idealer, geistiger, theils materieller, mechanischer Bildungsfaktoren. Beide Elemente ergänzen sich gegenseitig: die äußere Gewalt — die freilich vorwiegend sich wieder auf innere geistige Motive wird stützen müssen, wenn sie einen nachhaltigen Erfolg erzielen will — beschleunigt und vollendet den Prozeß gesellschaftlicher Neubildungen, welche die vorausgeeilte höhere Bildungsstufe Einzelner begonnen hat. Niemals dagegen vermochte erstere allein andere als bloß ephemere geistige Umgestaltungen ins Leben zu rufen; wo ihr dies einmal scheinbar gelungen ist, hat — ich erinnere nur an die josephinischen Reformen in Oesterreich — ein Zufall das ganze Gebäude in Trümmer geworfen. Und wenn eine spätere Zeit wieder an solche angeknüpft hat, so hat sie dies nur unter Zuhülfenahme der geistigen Bewegungsfaktoren thun können, wenn nicht überhaupt infolge jenes gewaltthätigen Eingreifens die Möglichkeit einer Reform für lange Zeit hinaus verloren gegangen ist.

Als ein charakteristisches Merkmal unseres Jahrhunderts wird man in erster Linie die Auflösung des alten Ständebegriffes hinstellen dürfen. Zwar ist dieser Prozeß noch nicht völlig zum Abschluß gebracht, aber die Konturen des Bildes

sind doch schon so sehr verwischt und die Linien desselben so ineinander übergegangen, daß das alte Bild kaum mehr erkennbar ist; noch wenige Jahrzehnte weiter, so werden auch diese letzten Reste der früheren ständischen Gliederung der Gesellschaft verschwunden sein. Gerade auf diese aber baute sich die Möglichkeit eines Ausschlusses ganzer Gesellschaftsklassen aus der Gesellschaft selbst aus. Wie jeder Stand in sich selbst abgeschlossen war und seine genau bestimmten und ihm durch die übrigen Stände garantirten Rechte genoß, so mußte es schließlich auch eine Anzahl Menschen geben, die man nicht unter diesen oder jenen Stand subsummiren konnte, die also außerhalb der ständischen Gliederung, d. h. nach damaliger Auffassung überhaupt außerhalb der Gesellschaft standen. Es wäre dies an und für sich noch kein erschwerender Umstand gewesen, wenn nicht eben das Rechtsgefühl der damaligen Zeit Leute, welche keiner anerkannten Korporation angehörten, nun auch sofort als ausgeschlossen von dem gesetzlichen Schutz und der standesgemäßen Ehre betrachtet hätte. Es ist eine durch die ganze alte Gesellschaftsgeschichte durchgehende Anschauung, daß der Einzelmensch für sich gar nichts gilt, sondern Anerkennung, Schutz und Ehre erst dadurch findet, daß er sich nicht nur einer Gemeinschaft anschließt, sondern auch mit seinem gesamten Thun und Treiben in derselben aufgeht. Bis ins Kleinste hinab regelt jene die einzelnen Seiten der Existenz des Mitgliedes; von dessen Geburt bis zu seinem Tode ist dessen ganzes äußeres Handeln nicht nur, sondern auch seine gesamte Denk- und Anschauungsweise durch einen förmlichen Kodex gesellschaftlicher Regeln eng begrenzt und bestimmt. Nur soweit er innerhalb dieser ihm gezogenen Schranken sich bewegt, hat er Anspruch auf Anerkennung und Schutz seitens der Korporation und des Staatsganzen, das direkt nicht mit dem Einzelnen verkehrt, sondern nur ein mittelbares, durch das Medium der Korporation gehendes Verhältniß

zu demselben hat, wenn überhaupt die Gesamtheit zahlloser größerer und kleinerer, untereinander nur lose verbundener Gemeinschaften ein Staatswesen genannt werden darf. Wer aus dem Gemeinschaftsverbande austritt oder wer von Anfang an keinem solchen angehört, ist, vom gesellschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, nicht mehr vorhanden und steht außerhalb des Rechtes und der Ehre der Gesellschaft, d. h. ist vogelfrei.

Es ist nun eine Thatsache von der schwerwiegendsten Bedeutung, daß der Eintritt in eine solche Genossenschaft durchaus nicht ein freier Willensakt des Einzelnen gewesen ist. Wäre dies der Fall gewesen, so wäre nicht abzusehen, warum nicht Jedermann sich beeilt hätte, Schutz und Ansehen einer Korporation sich zu verschaffen. Von unehrlichen Leuten würde dann die Kulturgeschichte nichts zu berichten haben. Vielmehr war jener Eintritt in den Schutzverband irgend einer Genossenschaft wenigstens in der späteren Zeit auch wieder nur ein Recht, das der Betreffende nur unter bestimmten Voraussetzungen erwerben konnte. Ursprünglich mag dies allerwärts anders gewesen sein und der Beitritt einem Jeden offen gestanden haben; späterhin aber haben sich die einzelnen Kreise abgeschlossen und die Aufnahme an mehr oder minder beschwerliche Bedingungen geknüpft oder auch ganz unmöglich gemacht. Wir werden daher auch in den früheren Jahrhunderten, wie überhaupt keine engere ständische Gliederung, so namentlich auch keinen engherzigen Abschluß der Unterabtheilungen der Stände, eben unserer Genossenschaften, bemerken, während späterhin dieser Korporationsgeist sich bis zur Verzerrung ausgebildet hat. Warum nun jener Ausschluß gerade diese und jene Klasse von Menschen traf, darüber läßt sich ein allgemeines Motiv nicht ausfindig machen, es sei denn, daß wir sagen wollen, daß die Gesellschaft in ihrem Berufe etwas Unehrliches sah; warum aber der betreffende Beruf an-

stößig erschien, das hat fast bei jedem Einzelnen seine besondere Bedeutung.

Theilen wir die vogelfreien Leute der alten Gesellschaft in solche ein, welche sich durch eine rechtswidrige Handlung außerhalb des Schutzverbandes, dem sie bisher angehört, gesetzt haben, und in solche, welche schon durch ihre bloße Existenz, ohne irgendwie durch ihr Handeln die Rechtsordnung zu gefährden, aus der Gesellschaft ausgeschlossen sind, so tritt uns schon bezüglich der erstgenannten Klasse in der Anschauungsweise der älteren Zeit gegenüber der modernen Rechtsanschauung der prinzipielle Unterschied entgegen, daß diese letztere auch den schwersten Verbrecher noch als ein Glied der menschlichen Gesellschaft betrachtet und demgemäß schützt und ehrt, soweit nicht dieser Schutz und diese Ehre ihm durch richterliches Erkenntniß abgesprochen worden ist. In der alten Zeit war das gerade Gegentheil der Fall. Da konnte der Schutz gegen die eigenmächtige Justiz jedes anderen Gesellschaftsgliedes nur dadurch einigermaßen erlangt werden, daß sich der Verbrecher sofort nach begangener That freiwillig dem Gerichte stellte und sich zu allem dem erbot, was der Beleidigte — entweder das Gericht oder der thätlich Betroffene oder die Familie desselben — als Sühne forderte. Entfloh er, so fiel er in die Acht, d. h. in den Zustand völliger Rechtlosigkeit, wo ihn Jeder ohne weitere Prozedur wie einen tollen Hund todtschlagen durfte, ohne dadurch gegen das Strafgesetz zu verstoßen. Der Geächtete war eben kein Mensch mehr, er war aus der menschlichen Gesellschaft und ihrer gegenseitigen Schutzgarantie ausgeschieden. Ja, diese Recht- und Friedlosigkeit ging so weit, daß auch Diejenigen, welche dem Geächteten Schutz gewährt oder ihn nicht ergriffen hatten, wenn sie ihn antrafen, oder späterhin Fürbitte für ihn einlegten, mit einem Worte in irgend eine Berührung mit demselben getreten waren, in die gleiche Strafe verfielen. Gerade dieser letzte

Umstand, das Verbot des Verkehrs mit dem Rechtlosen, begegnet uns durchgängig bei den rechtlosen Leuten der alten Zeit, und zwar gleichgültig, ob diese der ersten oder zweiten Klasse der von uns gemachten Eintheilung angehören: nicht nur die Berührung mit dem Geächteten, auch diejenige mit dem Nachrichter z. B. genügte, um den Betreffenden ebenso fried- und rechtlos zu machen. Zwar nicht der Rache jedes einzelnen Gesellschaftsmitgliedes, wohl aber derjenigen des Beleidigten wurde der Verbrecher preisgegeben, wenn er nicht seinen Frieden mit diesem machte. Der Schutz der Gesellschaft war dann nur ein einstweiliger gewesen; er dauerte so lange, als man glauben konnte, daß der Verbrecher nicht aus seiner Genossenschaft ausgestoßen würde. Und dabei ist es ein weiterer Beleg für unsere Annahme eines innigen Zusammenhanges des Einzelindividuums mit dem zugehörigen Kreise, daß sogar ein so eminent öffentliches Interesse, wie die Strafverfolgung während des ganzen Mittelalters, fast ausschließlich in die Hand der den Beschädigten zunächst stehenden Korporationen — meist der Familie im weiteren Sinne — gelegt war. Wenn sich dies auch für den Fall, daß der unmittelbar Beschädigte faktisch nicht mehr in der Lage ist, seinen Sühneanspruch selbst verfolgen zu können (z. B. bei Todtschlag), damit genügend erklären läßt, daß daneben die Erben, wie in die Vermögensrechte, so auch in die Pflichten des Erblassers eintreten, so reicht auch diese Erklärung nicht aus, wenn der Beschädigte z. B. am Leben geblieben und vollkommen befähigt ist, das ihm widerfahrene Unrecht zu verfolgen. Hier müssen wir vielmehr ein neben dem Racherecht des ursprünglich Beleidigten hergehendes gleichberechtigtes Recht auf Sühne auf Seiten der Sippe, der engsten und ursprünglichsten Form der mittelalterlichen Genossenschaft, annehmen, wenn wir nicht überhaupt das erstere nur als einen Ausfluß des letzteren, die Einzelperson auch hier lediglich als

eine Art Mandatar der beleidigten Genossenschaft auffassen wollen.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier den tiefen Unterschied der alten und modernen Rechtsanschauung bezüglich der Behandlung der durch eigenes rechtswidriges Handeln aus der Gesellschaft ausgestoßenen Elemente noch weiter verfolgen. Prägnanter noch ist jener Gegensatz bei der zweiten von uns gekennzeichneten Personenklasse, derjenigen, welche durch ihr bloßes Dasein außerhalb des ständischen und korporativen Schutzverbandes stehen, mit anderen Worten, recht- und friedlos oder, wie ein sehr bezeichnender Volksausdruck lautet, vogelfrei sind. — Auch hierbei wird sich wieder eine natürliche Abtheilung derselben dadurch ergeben, daß die Einen lediglich durch zufällige Umstände (wie Geburt, Beruf) in jene Sonderstellung gedrängt werden, während die Anderen nicht ganz ohne eigenes Zuthun sich des Anspruches auf Schutz und Ehre begeben haben, wenn freilich dieses Zuthun, wenigstens nach moderner Anschauung, bei weitem nicht hinreicht, die Betreffenden als außerhalb des Rechtes stehend zu betrachten.

Beginnen wir mit der ersten Abtheilung, so stoßen wir innerhalb der alten Gesellschaftsklassen sofort auf eine Reihe von Berufsarten, welche den sie Betreibenden aus der menschlichen Gesellschaft ausschließen. Als ehrlos machend wurden vor allem diejenigen Hantirungen angesehen, welche sich mit der Exekution verhängter Lebens- und Leibesstrafen befaßten. Hierher — gehört zuvörderst der Scharfrichter. Die Ansichten der Volksmeinung über diesen wechseln nach Zeit und Ort. In den orientalischen Despotien standen die Scharfrichter im höchsten Ansehen und waren die steten Begleiter ihrer Herren. Noch heute befindet sich in Konstantinopel das Gemach des Henkers im Serail, und das Thor, das zu ihm führt, heißt Bab-us Selam, Pforte des Heils. Anders im griechischen Alterthum

Hier wurde der Henkerdienst von Sklaven verrichtet. Bei den Juden dagegen gab es keinen eigenen Scharfrichter. Die wichtigste Hinrichtungsart, die Steinigung, erforderte die Theilnahme des ganzen Volkes, und erst in späterer Zeit traten an dessen Stelle die Aeltesten und Priester. Von einer Anrüchigkeit des Nachrichterdienstes kann also hier keine Rede sein. Den höchsten Grad der Infamie genoß der Scharfrichter dann wieder im alten Rom. Er durfte nicht innerhalb der Bannmeile der Stadt wohnen, mußte besondere Kleidung und ein Glöckchen tragen, damit Jedermann beim Schall desselben der Berührung des Unreinen ausweichen konnte. Und Cicero bemerkt einmal, daß eine Versammlung durch den bloßen Eintritt eines Scharfrichters entweiht werde. Zur Kaiserzeit wurde sein Gewerbe zu den officia abjecta, ministeria sordida gerechnet. Es übten dasselbe aus die spiculatores (spiculum, Lanzenspitze), eine Art von Gladiatoren. In Deutschland wurde die Ausführung der Todesurtheile bis in das 13. Jahrhundert herein durchaus nicht als entehrend angesehen. In der vorchristlichen Zeit finden wir bei den deutschen Stämmen keinen Scharfrichterdienst. Die Hinrichtungen — und zwar mittelst Aufknüpfens an eine heilige Eiche — wurden durch die Priester vollzogen, in deren Hand auch wohl das Rechtsprechen lag; sie war ein integrirendes Element, der letzte Akt desselben. Die christlichen Priester weigerten sich nun allerdings solcher Dienste, schon aus dem Grunde, weil Blutvergießen ihnen die Satzungen ihres Standes untersagten, aber die Arbeit des Hinrichtens wurde vorerst deshalb noch nicht ehrlos machend. Tief in das Mittelalter hinein geschah die Justifizirung der zum Tode verurtheilten Verbrecher durch ehrbare Personen. Unter den Karolingern ruhte sie in der Hand der Schöffen, als der Urtheilsfinder, deren jüngster — daher der Name Nachrichter — in der Regel den Delinquenten vom Leben zum Tode zu bringen hatte, eine

Sitte, die sich, wie allbekannt, bis in die Zeit der westfälischen Fehmgerichte forterhalten hat. Jeder Fehmrichter hatte das Recht und die Pflicht, den verurtheilten Verbrecher, wo er ihn traf, an dem nächsten besten Baum aufzuhängen. An vielen Orten lag der Nachrichterdienst dem jüngsten Bürger oder Familienvater einer Gemeinde oder auch dem Frohnboten ob, dem ehrbaren Diener des Gerichts, der das Fürgebot, die Ladung der Parteien besorgte und dem Richter bei Hegung des Gerichts assistirte. Auch der Ankläger und sein nächster Verwandter hatten da und dort mit eigener Hand den armen Sünder aus der Welt zu schaffen — ein Ausfluß der Blutrachepflicht, der Solidarität der Familie im Guten und Bösen.

Im Laufe der Zeit mag es nun zunächst dahin gekommen sein, daß der mit der Ausführung der Todesurtheile beauftragte Schöffe oder Frohnbote nicht selbst Hand anlegte, sondern hierfür einen Stellvertreter hatte. Mit dem römischen Recht war auch das römische Scharfrichterinstitut nach Deutschland gekommen. Zunächst in die größeren Städte. Hier mußte man, im Hinblick auf die sich häufenden Hinrichtungen, die Anstellung eines eigenen Scharfrichters als nothwendig ins Auge fassen. Es würde dies an und für sich noch kein Grund gewesen sein, den Scharfrichter in die Klasse der ehrlosen Leute herabzustoßen, wenn nicht ein doppelter Umstand dazu getreten wäre, der sich schlechterdings nicht mit den geläufigen Begriffen von Ehre und Anstand vertrug. Einmal die Unfreiheit der ersten gewerbsmäßigen Scharfrichter und sodann ihre Befassung mit der Abdeckerei. Daß sich zu dem Berufe eines Scharfrichters ein freier Mann nicht wohl hergab, das hing weniger mit der Arbeit des Hängens und Köpfens zusammen — da wir ja gesehen haben, daß dies nach der Auffassung der Zeit den Ausführenden keineswegs entehrte — als vielmehr mit der Berufsmäßigkeit dieser Hantirung. Ein Gewerbe aus der Justifizirung

seiner Mitmenschen zu machen, sich dafür bezahlen zu lassen, das widerstrebte dem Unabhängigkeitssinn unserer Altvordern. Dazu kam, daß mit dem römisch-kanonischen Inquisitionsprozeß zugleich der nothwendige Apparat von Folterwerkzeugen und qualifizirten Todesstrafen seinen Einzug in Deutschland hielt. Daumen- und Beinschrauben, der gespickte Hase, der Schwefelfaden, der Halskragen, der spanische Stuhl in der Folterkammer, Staupbesen, Säcken, lebendig Begraben und Pfählen, Rädern, Hängen, Köpfen, Verbrennen, Viertheilen, Zungenausreißen auf dem Richtplatz — solch Handwerk forderte die ganze Kraft des Menschen heraus und setzte abgehärtete, empfindungslose Nerven und technische Fertigkeit voraus. So mußte sich der Henkerdienst zu einem förmlichen Gewerbe herausbilden. Daß sich zu einem solchen Dienst anfangs nicht leicht Jemand bequemen mochte, liegt auf der Hand. Man mußte verurtheilten Verbrechern die Todesstrafe unter der Bedingung erlassen, daß sie sie an ihren Kollegen vollzogen. Im besten Fall mußte man sich mit entlaufenen Leibeigenen oder flüchtig gegangenen Verbrechern genügen lassen. Der Ehrenmakel dieser ersten berufsmäßigen Scharfrichter verblieb natürlich ihren Kindern, von denen die ältesten Söhne meist das Geschäft des Vaters fortsetzten. Durch das hinzugetretene Abdeckereigeschäft steigerte sich die Unehrlichkeit der Inhaber. Abdecker hat es jedenfalls schon vor Einführung der berufsmäßigen Nachrichter in Deutschland gegeben. In den Städten hatten dieselben meist zugleich die Reinigung der Kloaken zu besorgen — so namentlich in Augsburg — eine Kumulation von Geschäften, gegen die sich das Gefühl des freien Mannes wie gegen etwas Entmenschlichendes sträubte. In der Regel wurden die Scharfrichter von jetzt an durch kaiserliche oder landesherrliche Privilegien und sogenannte Freibriefe geschützt und ihnen die Abdeckereigeschäfte auferlegt. So heißt es noch in einem aus dem Jahre 1619

stammenden Privileg wörtlich also: „Der Scharfrichter muß alle Gefängnisse und andere unsaubere Oerter in unserer fürstlichen Residenz reinigen, wie auch nicht weniger das umgefallene Vieh von unsern Forwerken wegschaffen und andere mehr onera und Beschwerden tragen."

In den kleineren Städten und auf dem Lande blieben daneben die älteren Einrichtungen noch theilweise in Wirksamkeit. Zu Buttstädt im Weimarschen enthauptete noch 1470 der älteste Blutsverwandte des Ermordeten dessen Mörder. In Friedland knüpfte vorzugsweise der Bestohlene den Dieb seiner Habe an den Galgen. In einigen fränkischen Städten lag das Blutamt dem jeweiligen jüngsten Ehemann ob. In Dithmarschen vollzog die Hinrichtung der Kindesmörderinnen der älteste Mann ihrer Familie. Ja sogar Frauen legten in einzelnen Fällen Hand an den zum Tode Verurtheilten. Dem wegen Nothzucht zu Richtenden wurde ein gespitzter Eichenpfahl aufs Herz gestellt; alsdann trat die gemißhandelte Frau heran und vollführte mit einem Hammer die ersten drei Schläge auf den Pfahl, worauf der Gerichtsdiener die Exekution zu Ende brachte. Namentlich vollstreckte da, wo kein Scharfrichter war, die Gerichtsgemeinde selbst das Urtheil. So brachten die dithmarschischen Bauern den protestantischen Märtyrer Henrich von Zütphen selbst ums Leben, da das Land keinen Scharfrichter hatte. In Jütland, wo der gleiche Fall vorlag, führten die Bauern den auf einen Wagen gestellten Dieb unter den Hängebaum und legten ihm den Strick um den Hals; dann mußte jeder Hardesmann oder Vollbauer der Gemeinde den Strick anrühren, worauf man die Pferde mit Steinen bewarf, daß sie mit dem Wagen ausrissen und den Dieb am Baum hängen ließen. Im Dithmarschen henkten und köpften die Vorsteher und Richter der Kirchspiele. Andere Dorfgemeinden betrachteten es noch in späteren Zeiten als ihr werthvolles Vorrecht, ihre

Verbrecher selbst justifiziren zu dürfen, wie die Wiesenbrunner im fränkischen Amt Castell, welche ihre Diebe selbst an den Baum knüpften, wobei alle Einwohner an den Strick griffen, zur Konstatirung des wohlbewahrten Dorfrechts. Und selbst dort, wo später ein Scharfrichter gehalten wurde, trat dann, wenn er verhindert war oder seine Kraft allein nicht ausreichte, die Verbindlichkeit der Gemeinde zur Hülfeleistung wieder ein. Gaben doch selbst vornehme Beamte ein Beispiel, daß Hängen und Köpfen sich ganz wohl mit der vollen Ehre und Würde vertrug. In Flandern versah der erste Prätor den Nachrichterdienst, in Reutlingen der jüngste Senator oder Stadtrath. Im Bisthum Worms waren die Bürgermeister gehalten, dem Scharfrichter Leiter und Rad zu reichen. Ja selbst fürstliche Personen scheuten nicht vor eigenhändigen peinlichen Exekutionen zurück! Von Herzog Heinrich von Mecklenburg wird berichtet, er habe mit so vielem Fleiße das Unkraut der Buschklepperei ausgerottet, daß er selbst in den dichtesten Wäldern und sumpfigsten Schlupfwinkeln die Raubgesellen aufgesucht habe, um sie stracks persönlich abzustrafen, weshalb er niemals ohne einen Vorrath tüchtiger, am Sattelknopf hängender Stricke ausgeritten sei. Ertappte er dann seinen Mann, so fertigte er selbst die Schlinge, that sie dem Kerl um den Hals und sprach das Urtheil: „Du most mi dorch den Ring kieken!“ Ein Vaterunser ließ er ihn noch beten, dann zum nächsten Baum geschleppt, die Schlinge an den Ast gehängt, das Pferd unter dem Räuber weggezogen, und vollzogen war die Justiz. Selbst aus den Kirchen holte er die Verbrecher, denn das Gotteshaus, so sagte er, sei keine Räuberhöhle. Nicht einmal beichten ließ er sie, das Vaterunser sei für solche Buben genug, meinte er; sie stürben dann immer noch besser, als wenn sie im Mordkampfe erschlagen würden, oder als die armen Kaufleute, die meuchlings von ihnen umgebracht wären. Daher bekam er als Ehrentitel

den schönen Beinamen „der Henker" (suspensor). Eines ähnlichen Rufes erfreute sich Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg (um 1430), welcher wegen einer Beinverkrümmung den Beinamen „Scheevbeen" führte. Ein alter Geschichtsschreiber meldet von ihm: Der Herzog hatte einen gar großen Eifer zur Gerechtigkeit und war gestrenge gegen die Uebelthäter, die er auf allen Wegen und Stegen aufsuchte, im Busch und Moor und wilder Haide. Wenn er einen Straßenräuber betraf, so that er selber den Halfter seines Pferdes ihm um den Hals, band ihn an den nächsten Baumast und ließ dann das Pferd unter ihm wegziehen. Und wegen dieser Streifereien hieß er auch: „Herr Ott von der Haide". Noch viel später begegnen uns gelegentlich, wenn auch nicht mehr gefürstete Häupter, so doch Personen vornehmen Standes als Henker. Ein englischer Edelmann war es, der, um die Schmach von dem Haupte seines Königs abzuwenden, durch gemeine Henkershand sein Leben zu verlieren, tief vermummt die schreckliche Exekution an Karl I. Stuart vollzog, und noch vor wenigen Jahrzehnten konnte man in den Zeitungen von einem neuen Sport englischer Gentlemen lesen, wonach diese im Lande herumzogen und sich von den Scharfrichtern für hohe Summen ihre blutigen Funktionen abtreten ließen.

Das Amt des Scharfrichters wurde übrigens nicht nur als ein entehrendes, sondern auch als ein sündhaftes angesehen. Es geht dies beispielsweise aus einem Schreiben des Heilbronner an den Ulmer Rath aus der Mitte des 15. Jahrhunderts hervor, in welchem es bezüglich eines vom ersteren entlassenen Scharfrichters heißt, derselbe habe sich in seinem Amte, Wandel und Wesen züchtiglich gehalten, sei aber nun durch Einsprache des heiligen Geistes von seinem sündhaften Amte zur Buße und Besserung berufen worden, hiezu habe der Bischof von Würzburg ihm eine offene Buße auferlegt; diese habe er auch noch in

Heilbronn begonnen, er wolle aber jetzt den heiligen Stuhl in Rom besuchen, um sich daselbst durch demüthige Reue Ablaß seiner Sünden zu erwerben. Und in der Instruktion des Frankfurter Nachrichters vom Jahre 1646 heißt es: Der Rath wolle diesen fortan nicht mehr für jede einzelne Hinrichtung bezahlen, sondern ihm jede Woche, er möge richten oder nicht, einen Gulden geben, damit der Rath nicht an der auf dessen Geschäften ruhenden Schuld mitbetheiligt, sondern der Züchtiger allein der Diener der Gerechtigkeit sei. Auch der Vorgänger des damals angestellten Nachrichters hatte sein Amt mit der Erklärung niedergelegt, daß er wegen desselben in schweren Sünden gegangen sei und Gott bitte, ihm darum barmherzig zu sein.

Der entehrende Charakter des Nachrichteramts erhellt daraus, daß der Inhaber nicht nur nirgends in das Bürgerrecht aufgenommen wurde, sondern ihm auch untersagt war, am geselligen Leben Anderer theilzunehmen. Schon äußerlich kennzeichnete ihn vor anderen Leuten eine besondere Kleidung, die er selbst dann nicht ablegen durfte, wenn er sein Amt niedergelegt hatte. Meist bestand diese Kleiderauszeichnung in farbigen Lappen am Rockärmel und Armloch des Mantels. Die Berührung des Nachrichters entehrte den Berührenden. Man mied seinen Umgang und floh seine Nähe. In der Kirche war weitab von den Plätzen der übrigen Mitchristen die Stelle, wo er das schöne Wort von der Nächstenliebe vernahm, das ihm allein nicht galt. Bei Austheilung des heiligen Abendmahles stand er abgesondert allein und trat als der Letzte an den Tisch des Herrn; fiel er krank zu Boden, keine Hand rührte sich, ihn aufzuheben; starb er, so mochten seine Leute sehen, wo und wie sie ihn in der Stille verscharrten. Es gehört zu den vielen Naivetäten der mittelalterlichen Rechtsanschauung, dem Vollstrecker der Gerechtigkeitspflege, die mit bewußter Absicht zu einer so blutigen gemacht

worden war, dafür gleichsam zum Sündenbock eigener Schuld zu machen. Selbstverständlich war er auch von allen Zünften und Gilden ausgeschlossen. Als diese Ausschließung durch die Reichsgesetze für ganze Klassen von Personen aufgehoben, diese daher für rechtsfähig erklärt wurden, blieb der Scharfrichter nach wie vor dieser Wohlthat verlustig. Die juristische Rabulisterei und die Volksstimme wollten dies sogar so weit ausgedehnt wissen, daß, wer eines Scharfrichters Witwe oder Kinder heirathet, unfähig wurde zur Verwaltung eines Ehrenamtes. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schrieb ein namhafter Jurist eine Dissertation unter dem Titel: „Rechtliche Entscheidung der Frage, ob ein candidatus theologiae, welcher sich mit eines Scharfrichters Wittwe verlobet und von solcher Verlobung nicht wieder abgehen will, zu dem ihm bestimmten geistlichen Amt dieserhalb den Rechten nach für unfähig zu halten sei?"

Freilich darf nicht übersehen werden, daß die Nachrichter der damaligen Zeit meist der rohesten Klasse der Gesellschaft angehörten und ihr Amt demgemäß auch mit ausgesuchter Brutalität ausgeübt haben werden. Als der Hamburger Scharfrichter Rosenfeld die Massenhinrichtung der Störtebekerschen Piraten mit dem Schwerte vollzog (um 1402) und dabei in seinen geschnürten Schuhen bis über die Knöchel im Blute stand, freute er sich einer solch riesigen Bethätignng seines Berufes. Und als der am Richtplatz in corpore versammelte Rath ihm ein höflich theilnehmend Wort über seine enorme Anstrengung sagte, da hohnlachte er wild und äußerte spöttisch, er habe noch Kraft genug, um augenblicks auch den ganzen weisen Rath abzuthun — welche Apostrophirung dieser sehr übel genommen haben soll. Furchtbar aber äußerte sich auch die Wuth des Pöbels, wenn der Scharfrichter bei der Exekution einmal einen Fehler beging. Zu dem an sich gerechtfertigten

tiefen Mitleid der Zuschauer mit dem armen Sünder gesellte sich die Verachtung, der Haß gegen den gefürchteten Henker, den das Volk vogelfrei glaubte, sobald er nur die geringste Ungeschicklichkeit seines Amtes zeigte. Und doch lag es so nahe, daß auch in die sonst so eisengepanzerte Brust des Nachrichters bei der Exekution ein Funken menschlichen Mitleids fiel, der das Auge oder den Arm desselben erzittern machte. Immer und überall haben die Scharfrichter daher darauf bestanden, daß den Delinquenten die Augen verbunden wurden. Wo sie trotzdem fehlschlugen, da sahen sie sich der grausamsten Volksjustiz verfallen, gegen welche sie keine obrigkeitlichen Schutzmaßregeln zu schützen vermochten. Diese letzteren bestanden namentlich in der Ertheilung sicheren Geleits an den Nachrichter und in dem Ausrufen des Friedens für denselben, d. h. in einer Verkündigung der Verantwortlichkeit eines Angriffes auf ihn. Andererseits suchte man sich auch des Nachrichters durch einen von ihm zu leistenden Eid, dessen Formel uns in der Bamberger Halsgerichtsordnung aufbewahrt ist, zu vergewissern, ihm eine Art von Verantwortlichkeit aufzubürden; er mußte daher nach geschehener Vollstreckung eines Todesurtheils den Richter fragen, ob er mit ihm zufrieden sei. „Item“ — so besagt Art. 98 der Carolina — „wann dann der Nachrichter fragt, ob er recht gericht hab, so soll derselbig Richter ungefehrlich auf diese Meynung antworten: So Du gericht hast, wie Urtheyl und Recht geben hat, so laß ich es dabei bleiben.“ In der Mark Brandenburg hatte man statt dessen die Formel: „Herr Richter, hab' ich recht gerichtet? — Du hast recht gerichtet, wie Urtheyl und Recht gegeben hat, wie es der arme Sünder verschuldet hat!“ Darauf replizirte der Scharfrichter: „Davor danke ich Gott und meinem Meister, der mich diese Kunst gelernet hat.“

Die Diensteinnahmen der Scharfrichter waren meist sehr beträchtlich, da — wie bereits bemerkt — zu ihren Obliegen-

heiten nicht bloß das eigentliche Hinrichten der Delinquenten, sondern auch noch andere entehrende und darum gut bezahlte Prozeduren gehörten. Hierher gehört das Reinigen des Hochgerichts, das Abnehmen der Leichen der Gehenkten oder das Wiederaufhängen derselben, wenn sie abgefallen oder von fremder Hand abgeschnitten worden waren, das Begraben derselben im Felde, die Exekution der Selbstmörder, das Hinauspeitschen der zu schimpflicher Verbannung Verurtheilten, das Ertränken und Erschlagen der frei umherlaufenden Hunde, die Aufsicht über die liederlichen Dirnen u. a. Nach dem Vorgange des römischen Rechtes, welches dem Scharfrichter als Emolument die pannicularia, d. h. die Kleider und kleineren Sachen des Delinquenten, zuwies, gestattete man dem Nachrichter die Aneignung dieser Vermögensstücke der Hingerichteten, sowie der während der Tortur Verstorbenen und der Selbstmörder. Zu diesen Einnahmen traten noch die Erträgnisse der Abdeckerei u. s. w. Die vielen Streitigkeiten indes, die im Laufe der Zeit über das Maß der Gebühren entstanden, sowie die veränderte Rechtsanschauung ließen ein jährliches Fixum, sowie die genaue Angabe der Kosten für die einzelnen Leistungen als nothwendig erscheinen. Die peinlichen Gerichtsordnungen namentlich des 16. Jahrhunderts enthalten darüber ganz detaillirte Bestimmungen. Die brandenburgische Gerichtsordnung setzt für jede Hinrichtung 3 Gulden fest, jedoch soll dem Henker Holz zum Brennen und das Rad zum Rädern geliefert werden. Für das Aushauen mit Ruthen, das Abschneiden der Ohren, Ausreißen der Zunge, Ausstechen der Augen, Abhauen der Finger, und zwar für jede einzelne dieser Verrichtungen erhält er einen halben Gulden, dasselbe für die Anwendung der Folterwerkzeuge. 1670 werden die Einnahmen des Revaler Scharfrichters folgendermaßen aufgeführt: 50 Thaler Salarium nebst Amtswohnung und Feuerung, 8 Tonnen Malz, 8 Tonnen Roggen, 4 Tonnen Hafer, 5 Thaler Heugeld und

alle vier Jahre eine neue vollständige Kleidung nebst Scharlachmantel; ferner 1 Thaler für jede Hinrichtung, Tortur und Ausstreichen am Pranger. In betreff der Abdeckerei: für die Wegbringung eines großen Aases 1/2, eines kleinen 1/4 Thaler, für Kloakenreinigung mit Karre und zwei Pferden jedesmal 4 Thaler, 1 Stübchen spanischen Weins und genugsam Hafer. Noch einträglicher war die Hamburger Scharfrichterei, nämlich (abgesehen von den erheblichen Gebühren rücksichtlich aller peinlichen Verrichtungen) freie Wohnung — Winters in der Frohnerei am Marktplatz, Sommers in der Abdeckerei am Galgenfeld —, sodann ein Salarium von 600 Mark aus der Gerichtskasse, ein reichliches Kostgeld für die ihm überantworteten Delinquenten, weiter 600 Mark aus der Kämmerei für Wegschaffung aller Viehkadaver von den Gassen und aus den Kanälen; für dieselbe Arbeit aus den Privathäusern 1 Thaler fürs Stück; für jede Nachtarbeit nach Accord; ferner den Ertrag einer ihm zuständigen Haussammlung, Frohnspflicht genannt, die selbstredend von allen Pflichtigen verwünscht und dann auch im Jahre 1732 vom Rathe mit einer jährlichen Zahlung von 500 Mark abgelöst wurde. Ferner empfing der Scharfrichter für Beschaffung des unehrlichen Begräbnisses eines Selbstmörders eine Gebühr von 10 Thalern. Daneben war er von allen sog. bürgerlichen Lasten, wie auch vom Kopfgelde befreit. Auch im Besitze der Kruggerechtigkeit befand er sich an manchen Orten, da es doch eine Stätte geben mußte, wo die aus der menschlichen Gesellschaft Ausgeschlossenen einen geselligen Vereinigungspunkt fanden, der obendrein der Polizei die Aufsicht über das vagirende Gesindel erleichterte.

Gleich entehrend wie die Hantirung des Meisters wurde natürlich auch die ihm durch seine Knechte (Stöcker, Schinder) gethane Hülfeleistung betrachtet, wie auch die Familienangehörigen desselben aus der Gesellschaft der übrigen Menschen ausgestoßen

waren. Der Scharfrichter konnte nur wieder die Tochter oder Schwester eines solchen heimführen. Seine Söhne nahm kein Handwerksmeister in die Lehre. 1627 weigerte sich in Erfurt ein Metzger der Aufnahme eines Lehrknaben, „weil seines Vaters Schwager dem Schinder in die Verrichtung gegriffen", d. h. ein Pferd abgehäutet hatte. Allerdings setzte ein Reichsbeschluß von 1731 fest, daß die Nachkommen des Schinders von der dritten Generation an nicht mehr von den ehrlichen Gewerben ausgeschlossen sein sollten, und ein kaiserliches Patent von 1772 verordnete, daß die Kinder des Wasenmeisters als ehrliche Leute anzusehen seien: einen praktischen Erfolg haben aber diese Erlasse nicht gehabt. Um jede Berührung mit dem so Geächteten möglichst zu vermeiden, baute man ihnen eigene, von den Wohnungen der übrigen Menschen weit abliegende Häuser; das Verlassen derselben oder ihres nächsten Umkreises war ihnen verboten, oder wenn sie auch die Stadt betreten durften, so war ihnen hierfür eine bestimmte Zeit- und Raumgrenze vorgeschrieben. Alle Scharfrichtereien standen beim Volke als Wohnstätten überirdischen Grauens, als Schauplätze gespenstischer Spukereien in großem Respekt. Wer nicht mußte, besuchte sie gewiß nicht; nur die Sorge für ein krankes Kind oder Hausthier konnte solchen Besuch veranlassen, der aber nie bis ins Allerheiligste vordrang. Denn der Scharfrichter übte neben seiner eigentlichen Kunst noch eine allerdings nur stillschweigend geduldete, darum aber nicht weniger beanspruchte ärztliche Praxis aus. Sein Wissen in allerlei Zweigen der Naturkunde mußte ihn dazu veranlagen, zumal in einer Zeit, die eine wissenschaftliche Heilkunde noch nicht kannte, und der geheimnißvolle Nimbus, der ihn auch in den Augen der gebildeten Gesellschaftsklassen umgab, konnte diese Anziehungskraft nur steigern. Berühmt und reich wurde der Scharfrichter zu Passau, welcher im Jahre 1611 zuerst den Kriegern des damaligen Erzherzogs

Matthias einen Talisman gegen Hieb, Stich und Schuß verkaufte: kleine, mit fremdartigen Charakteren bedruckte Zettelchen, welche man an der Stelle, wo das Herz gegen die Rippen pocht, tragen mußte. In ganz Europa war dieses Geheimmittel unter dem Namen der Passauer Kunst bekannt. Der Scharfrichter zu Pilsen verstand sich auf das Gießen nie fehlender Freikugeln, wieder andere auf das Festmachen gegen alle Waffen, ja sogar gegen Feuer und Wasser. Den vom Scharfrichter gehandhabten Geräthschaften wohnte in den Augen des gemeinen Volkes eine geheimnißvolle Zauberkraft inne. Hierher gehören die Stücke und Splitter des Stäbchens, welches über dem armen Sünder gebrochen und ihm vor die Füße geworfen wurde. Ferner der Daumen gehenkter Diebe und jene wunderbare Wurzel, die tief in der Erde beim Rabenstein wächst und aus den letzten Thränen unschuldig Gerichteter entsprießt: wer die glücklich aus der Erde zog, ohne durch den dabei erschallenden Wehelaut todt hinzufallen oder wahnsinnig zu werden, der besaß in dieser Wurzel ein wunderbares Zaubermittel. Das bei Enthauptungen dem Halse entspringende und sofort warm getrunkene Blut galt als Mittel gegen die Epilepsie. Bei der im Jahre 1812 zu Neustadt im hessischen Odenwald stattgehabten Hinrichtung einiger Raubmörder stand ein Henkersknecht bereit, um jedesmal, wenn ein Kopf fiel, von dem fontaineartig emporsteigenden Blut ein Glas voll aufzufangen, welches dann von den anwesenden Patienten ausgetrunken wurde.

Aus einer gewissen Verwandtschaft mit dem Scharfrichter erklärt sich das Vorurtheil, das gegen die Gerichts- und Polizeidiener beim Volke herrschte. Auch diese waren ursprünglich ganz ehrliche Leute. Wie wenig schimpflich ihre Hantirung war, das geht aus der allgemeinen Bürgerpflicht zur Assistenz in Nothfällen hervor. Erst später, als sich eine Trennung der Gerichtsboten in solche für Straf- und in solche

für Civilsachen vollzogen hatte, wurde der erstere Dienst allmählich für schimpflich erachtet, und zwar um so mehr, als man ihn nun häufig an unfreie Leute verlieh, wodurch er einen knechtischen Anstrich erhielt. Der Verkehr derselben mit Verbrechern und Gesindel aller Art, wie die natürliche Abneigung freier Menschen gegen alles Haschen, Greifen, Anzeigen u. s. w. mußte jenes Vorurtheil noch weiter steigern und die Diener der strafenden Gerechtigkeit bald in eine Linie mit ihren Kollegen von der Richtstatt bringen.

Hierher gehört auch die Unehrlichkeit der Gassenkehrer, Feldhüter, Zöllner, Todtengräber, Thürmer, Bettelvögte und Nachtwächter. Die beiden erstgenannten Klassen können ursprünglich nur wegen ihrer zum Theil schmutzigen, jedenfalls niedrigen und geringfügigen Dienstleistungen mißachtet gewesen sein; daneben wahrscheinlich auch noch deshalb, weil die letzteren zumeist von verkommenen, den Gemeinden zur Last liegenden Subjekten besorgt wurden. Uralt ist der Ehrenmakel der Zöllner. Ihre grobe Unredlichkeit läßt sie schon zur Zeit Christi in einem so ungünstigen Lichte erscheinen, daß es für eine Entehrung galt, mit ihnen zu Tische zu sitzen. Neben ihrer Unredlichkeit war es wieder der angeborene Widerwille des Volkes gegen die mit der Zöllnerei verknüpfte Spionage, was die Zöllner um ihre Reputation brachte. In betreff der Todtengräber war es wohl mehr das natürliche Grauen der Menschen vor allem, was mit den Todten zusammenhängt, was zur Verkennung jenes Berufes Anlaß gegeben hat. Die Thürmer mögen vielfach um deswillen für unehrlich gehalten worden sein, weil man häufig die Beaufsichtigung fester Thürme den Scharfrichtern übertrug, welche den Dienst durch einen Knecht versehen ließen. Anderwärts dienten solche Thürme als Haftlokale, und ihre Hüter gehörten dann als Schließer und Gefängnißwärter zu den mißachteten Gerichtsdienern. Bei den Bettelvögten ist es wieder

der Zusammenhang mit der strafenden Justiz, der jene in der Achtung ihrer Mitmenschen herabsetzte, und dasselbe ist bei den Nachtwächtern wenigstens da der Fall, wo diese auch zum Diebsfangen gebraucht wurden. Wo dies nicht geschah und die Nachtwächter trotzdem in üblem Rufe standen, da war sicherlich immer mit dem Nachtwächterdienste ein anderer für unehrenhaft erachteter Dienst (z. B. der eines Hirten) vereinigt.

Von den unehrlichen Diensten kommen wir jetzt zu den unehrlichen Gewerben. Diese unterscheiden sich von jenen nur darin, daß sie die sie Betreibenden nicht gerade ehrlos machen, ihnen aber doch einen Makel an ihrer Ehre anhängen. Zu diesen gehören z. B. die Bader und Scherer, die Abortreiniger, die Hirten, Schäfer und Müller, die fahrenden Spielleute und Gaukler, die liederlichen Dirnen u. a. Bei den Badern, Scherern und Abortreinigern ist wohl die Rücksicht auf ihren unsauberen Erwerbszweig maßgebend gewesen. Die Pflege eines anderen als des eigenen Körpers galt durchgängig für anrüchig — wiederum ein Beweis der naiven Rechtsanschauung der alten Zeit, — da diese Diejenigen, welche aus der Reinlichkeitspflege ein Gewerbe machten, aus dem Kreise ehrbarer Leute ausschloß, obschon sie dieser Pflege, wie keine andere Zeitperiode, obgelegen hat. Schon Tacitus rühmte von den Germanen, daß sie sich jeden Morgen badeten und dies als das erste Geschäft des Tages ansahen. Im Mittelalter waren die Badestuben ein sehr wichtiges, geradezu als unentbehrlich angesehenes Requisit des äußeren Lebens. Zugleich waren sie damals, wie jetzt die Kaffeehäuser und anderes und wie es in Ungarn und den Süddonauländern die Bäder noch heutzutage sind, öffentliche Anstalten zur Unterhaltung und zum Vergnügen. Sogar Dörfer hatten ihre Badestuben. Jeder Handwerksmann pflegte am Sonnabend ein Bad zu nehmen. Auch wenn ein Gläubiger seinen Schuldner

gefangen halten ließ, war er an manchen Orten gesetzlich verpflichtet, ihm von Zeit zu Zeit ein Bad geben zu lassen. Der den Badehaltern anklebende Ehrenmakel rührt nun daher, daß es in diesen öffentlichen Badestuben nicht immer anständig zuging. Das nach unseren Begriffen Anstößigste war die dabei vorkommende Mischung der Geschlechter. Im früheren Mittelalter war das gemeinschaftliche Baden beider Geschlechter durch kirchliche Gesetze verboten; seit den Kreuzzügen aber setzte man sich über dieses Verbot hinweg. Häufig war auch die Bedienung in den Badestuben eine weibliche, wobei die Bademägde zumeist nur mit einem Hemde bekleidet waren. Bekannt ist auch die Bedienung der badenden Gäste auf Ritterburgen durch Jungfrauen und die, freilich fabelhafte, Geschichte von der Rettung des nackten Königs Wenzel durch eine Bademagd. Noch im 16. Jahrhundert erzählt uns Hans von Schweinichen in seinen Denkwürdigkeiten, wie einmal, als er der badenden Herzogin von Liegnitz aufwartete, „eine Jungfrau, Katharina genannt, stabennackend rauskam, heißt mich, ihr kaltes Wasser bringen". An Bacchanalien und Orgien mag es in diesen Badestuben daher nicht gefehlt haben, so daß dieselben, was ihren guten Ruf anlangt, nicht viel vor Freudenhäusern voraushatten. Daß z. B. Agnes Bernauer, bevor sie von Herzog Albrecht von Bayern entführt wurde, Bademagd war, hat dem Vater des Letzteren das grausame Vorgehen gegen die Unglückliche leichter und in den Augen der Mitwelt entschuldbarer gemacht, als wenn diese eine Bürgerstochter gewesen wäre, wie man früher fälschlich angenommen hat.

Das Reinigen der Aborte wurde da und dort für so ehrschädigend angesehen, daß Niemand sich zu diesem Geschäfte hergeben wollte und der Obrigkeit nichts übrig blieb, als den Henker damit zu beauftragen. Und für die ursprüngliche strenge Hofhörigkeit der Straßburger Weinwirthe des früheren Mittel-

alters spricht kein Zeugniß so zuverlässig und beredt, als daß sie noch im 12. Jahrhundert verpflichtet waren, die Aborte des Bischofs stets rein zu halten. — Von den Hirten und Schäfern sagt ein altes Sprüchwort: „Schäfer und Schinder — Geschwisterkinder", was vermuthlich darauf hindeutet, daß die ersteren an ihren verendeten Thieren Abdeckerdienste verrichteten, was allein schon genügte, sie bei ihrer Umgebung anrüchig zu machen. Dazu kam ihre große Dürftigkeit und unkriegerische Lebensart, verbunden mit der ihnen meist anklebenden Unfreiheit. Die Hirten wohnten in eigenen Häuschen außerhalb des Dorfes, eine Einrichtung, die sich in manchen Gegenden Deutschlands noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Auch das eigenthümliche schweigsame Wesen und Treiben dieser Leute, ihr Ruf, daß sie im Besitze von Geheimmitteln und Wahrsagekünsten seien, der ihnen bis zum heutigen Tage den Ruf „kluger, weiser Leute", d. h. von Zauberern und Hexenmeistern eingetragen, mag zu jener Ehrenminderung beigetragen haben. Durch die Reichsgesetze von 1548 und 1577 wurden sie allerdings ehrlich gesprochen, doch mußte noch im Jahre 1731 diese Ehrlichsprechung neuerdings eingeschärft werden. Dreißig Jahre vorher waren auch die Schweineschneider durch kaiserliches Reskript für ehrliche Leute erklärt worden. — Warum die Müller zu den nicht makellosen Leuten gerechnet wurden, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich war es jene mit dem Namen „Moltern" bezeichnete Manipulation, mittelst welcher sich dieselben ungebührliche Antheile des ihnen anvertrauten Getreides anzueignen verstanden. Schon zu Karls des Großen Zeit waren daher Müllerssöhne von allen geistlichen Aemtern und Würden ausgeschlossen. Darin mag auch der in manchen Gegenden übliche Brauch, daß die Müller die Galgenleitern zu liefern hatten, seine Erklärung finden.

Bei den übrigen von uns namhaft gemachten Erwerbszweigen kommt dann neben der Verächtlichkeit derselben bereits

die kriminelle Seite in Betracht. Namentlich wirkt hier die unstete Lebensweise, das beständige Hin- und Herziehen dieser Leute ungünstig auf die öffentliche Meinung über dieselben. Das Mittelalter mit seiner fest an dem eigenen Boden haftenden Seßhaftigkeit empfand kein Bedürfniß, über den engsten Lebenskreis hinaus fremde Verhältnisse und Zustände kennen zu lernen. Ursprünglich galt nur Derjenige, welcher auf eigenem Grund und Boden saß, für völlig frei, wie umgekehrt nur der freie Mann befähigt war, Grundbesitz zu erwerben. Und nur der Freie genoß damals die volle Ehre. Späterhin hat sich diese strenge Anschauung allerdings dahin gemildert, daß Grundbesitz nicht mehr die alleinige Bedingung der echten Freiheit sei, daß daneben auch der auf fremdem Grund und Boden Sitzende der gleichen Freiheitsrechte theilhaftig sein könne, wenn nur seine Leistungen gegen den Grundeigenthümer keinen hörigen Charakter hatten. Immerhin war von der früheren Anschauung so viel zurückgeblieben, daß Leute, deren Besitz lediglich in einer geringen Fahrhabe bestand, geringer geschätzt wurden. Auch das darf nicht übersehen werden, daß die Geschlossenheit und Gebundenheit der mittelalterlichen Gewerbe keinen Genossen neben sich aufkommen ließ, der nicht zu einem bestimmten Ortsverbande gehörte. Wer sein Gewerbe frei, d. h. außerhalb des zünftischen Verbandes betrieb, mochte das Gewerbe und die Führung desselben auch noch so anständig sein, hatte kein Ansehen in den Augen der Gesellschaft. Verschloß man einem solchen auch nach Möglichkeit durch eine Reihe oft der kleinlichsten und engherzigsten Präventivmaßregeln den einheimischen Markt, ganz konnte man doch den Gewerbebetrieb solcher unzünftigen Leute nicht hindern und rächte sich nun für das Mißverhältniß, daß diese durch keine Zunftschranken eingeengten Elemente ihre Waren ebenso an den Mann bringen konnten, dadurch, daß man dieselben in der öffentlichen Meinung herabzusetzen versuchte.

Recht bezeichnend existirt für alle unzünftigen Leute der Ausdruck „fahrende Leute", bereits mit einem starken Anklang des Unregelmäßigen und Unordentlichen ihres Wandels, der an und für sich der anständigste, demjenigen der privilegirten Gesellschaft völlig gleiche sein kann, in der Meinung der letzteren aber nothwendig ein schlechter sein muß. So oft wir das Beiwort „fahrend" einem Namen vorgesetzt finden, können wir versichert sein, daß damit regelmäßig etwas Verächtliches ausgedrückt werden soll. Die Bezeichnung „Schüler" z. B. weist auf einen Lehrjungen eines gelehrten Meisters hin, der Beisatz „fahrender Schüler" bezeichnet jene übel berüchtigte Klasse von einer Stadt zur anderen ziehender, nur nominell dem Studium, in Wahrheit ganz anderen Dingen, wie Betteln, Stehlen u. a., sich widmender junger Leute. „Fräulein" ist ein hoch auszeichnendes Epitheton der unverheiratheten Frauensperson, „fahrendes Fräulein" dagegen bedeutet eine der Unzucht gewerbsmäßig ergebene Person.

Alle diese fahrenden, d. h. ohne festen Wohnsitz frei umherziehenden Leute gehören nicht zu der Gesellschaft, entbehren des Schutzes und der Rechte derselben, die nur die Zugehörigkeit zu einer anerkannten Genossenschaft einbringt. Das schloß jedoch nicht aus, daß ihnen, falls nur dadurch der Stadt irgend ein Vortheil erwuchs, der Schutz der Obrigkeit zu theil wurde. So waren beispielsweise die liederlichen Dirnen in Augsburg insofern vogelfrei, als an ihnen keine Nothzucht — ein sonst mit Lebendigbegraben bestraftes Verbrechen — begangen werden konnte. Trotzdem erscheinen sie andererseits wieder durch eine Reihe Anordnungen geschützt, die freilich, wenn man näher zusieht, nicht in ihrem Interesse, sondern lediglich in dem des Publikums getroffen sind, oder aber auch so verstanden werden können, daß sie nicht einer Person, sondern vielmehr einer kostbaren Sache, an deren Erhaltung viel gelegen ist, gewidmet sind,

gerade wie man z. B. ein edles Zuchtthier mit besonderer Fürsorge zu behandeln pflegt. Und es ist dies ein weiterer Beleg für den naiven Sinn des Mittelalters, daß es die Existenz nicht nur, sondern auch die Aufpflege der liederlichen Dirnen als ein Bedürfniß gelten ließ, dieselben aber zum rohesten Abschaum der Menschheit hinab verbannte und jedem Versuche, sich daraus emporzuarbeiten, eine unübersteigbare Schranke vorschob. So waren die Augsburger „fahrenden Fräulein" der Aufsicht und Pflege des Henkers unterstellt, der über alle sie betreffenden Angelegenheiten richtete und dafür von einem jeden wöchentlich zwei Pfennige erhielt; weiter hatte er darauf zu achten, daß dieselben zu keiner Zeit, weder des Tages noch des Nachts, die eigentliche Stadt betraten; fand man sie darinnen, so schnitt man ihnen die Nase aus dem Kopfe.

Den größten Prozentsatz zu der Klasse der unehrlichen Leute lieferten die sogenannten Spielleute. Unter diesen Begriff fielen nicht nur die fahrenden Musikanten und Bänkelsänger, sondern auch die Komödianten und Gaukler aller Art, namentlich die im Mittelalter so häufig vorkommenden Kämpfer und Fechter. Die ursprüngliche Unehrlichkeit dieser Personen ergab sich aus ihrer Standeslosigkeit, welche in ihrem Mangel fester Wohnsitze begründet war. Um sich ihre Subsistenz zu erfingen, zu erspielen, mußten sie umherwandern; nirgendwo seßhaft, konnten sie keiner bestimmten Genossenschaft angehören. Ihr hieraus folgender Ehrenmangel wurde aber noch gemehrt durch die Mißachtung ihres Gewerbes. Nicht etwa aus einer Geringschätzung der Kunst als solcher. Hochgeehrt war der Kämpfer, der freiwillig Gut, Blut und Leben fürs Vaterland in die Schanze schlug oder in den Schranken des Turniers um den Siegespreis aus schöner Frauenhand stritt. Wer dagegen um schnöden Lohn für eine fremde Sache kämpfte oder mit des Lebens tiefem Ernst ein possenhaftes Spiel trieb zu Anderer

Kurzweil und dergestalt des edlen Kampfes höchste Ziele, Vaterland und Ehre, travestirte, wurde tief verachtet. Dichtkunst, Gesang und Saitenspiel waren schon zur Zeit Hermann des Cheruskers in hohem Ansehen, auch die spätere Minnesängerperiode und ihr Nachhall, der Meistersang, bestätigen es, wie hingebend Poesie und Musik im deutschen Mittelalter gepflegt wurde, wenn sie erschienen als Ausdruck freier Herzensstimmung, zur Ehre Gottes, des Vaterlandes, seiner Helden und edler Frauen. Wer aber aus der schönen Gottesgabe eine milchende Kuh machte, der wurde verachtet. In einer solchen Entäußerung der eigenen innerlichen Willensfreiheit, in dem Spielen mit dem Ernste, dem Darstellen unempfundener Gesinnungen und Affekte glaubte man ein Aufgeben der Manneswürde erblicken zu müssen. Die Ehrlosigkeit der Spielleute steigerte sich fast bis zur Rechtlosigkeit. Sie konnten nicht als Schöffen zu Gericht sitzen, nicht als Zeugen die volle Glaubwürdigkeit beanspruchen, nicht durch einen bloßen Reinigungseid eine wider sie erhobene Anklage entkräften. Höchst merkwürdig war die Art und Weise, wie Spielleute für ihnen zugefügte Injurien Genugthuung erhielten. Man gab ihnen nämlich den Schatten ihres im Sonnenschein gegen die Wand gestellten Beleidigers insoweit preis, als sie diesem Schattenbilde einen Schlag an den Hals geben durften, worauf dann die ihnen zugefügte Unbill gesühnt war. Dem beleidigten Lohnfechter bot man „den Blick von einem blanken Kampfesschilde gegen die Sonne", was wohl so zu verstehen ist, daß er an seines Widersachers Spiegelbilde in ähnlicher Weise Genugthuung nehmen durfte. In späterer Zeit milderte sich die alte strenge Auffassung dadurch, daß ein Theil dieser Spielleute in den Städten seßhaft wurde und ein anderer Theil durch Eintritt in landesherrliche Dienste sich Achtung zu erwerben verstand, während freilich die Unehrenhaftigkeit ihrer herumvagirenden Kollegen fortbestehen blieb. Eine der ältesten Reichspolizei-

verordnungen verfügt, daß alle Schalksnarren, Pfeifer, Spielleute, Landfahrer, Singer und Reimensprecher eine besondere, leicht erkennbare Kleidung tragen sollten, damit die ehrlichen Leute sich desto leichter vor Schaden hüten und von ihrer Gemeinschaft absondern könnten.

Während dann spätere Reichsgesetze die Pfeifer und Trompeter, also die hauptsächlichsten damaligen Tonkünstler, für ehrlich erklärten, reden sie noch mit unverhohlener Verachtung über das leichtfertige Volk, „so sich auf Singen und Reimensprechen leget und darin den geistlichen wie den weltlichen Stand antastet, nämlich also, daß sie bei den Geistlichen Uebles singen von den Weltlichen und bei den Weltlichen Aergerliches von den Geistlichen". Alle diese Sänger wurden als fahrende Leute zu den Schalksnarren geworfen und mit diesen nur dann geduldet, wenn sie in Fürsten- oder Herrendienst standen. Das Gesetz fügt hinzu: „item soll den Weibspersonen hinfüro das Springen verboten sein", worunter natürlich nicht das züchtige Tanzen im geselligen Kreise, sondern das gewerbsmäßige Ballet- und Seiltanzen zu verstehen ist, das man als unehrbare Schaustellung verbieten zu müssen glaubte. Dagegen bildeten die Trompeter und Paukenschläger durch ganz Deutschland eine Art Verbrüderung. Ihre festen Bestallungen, ihr Kriegsdienst bei der hochgeehrten Reiterei, ihr Dienst an den landesherrlichen Höfen oder bei den Magistraten der Reichsstädte gaben ihnen ein hervorragendes Ansehen, so daß sie auf die Pfeifer und Spielleute des Fußvolkes herabsahen und den Thurmwärtern und Nachtwächtern keine Trompete, sondern nur das Horn gönnen wollten. Kaiser Ferdinand II. verlieh ihnen im Jahre 1630 ein eigenes Privilegium, in dem ihnen die allmähliche Purifikation ihrer Regimenter von untüchtigen Subjekten, die sich in den Wirren des großen Krieges eingeschlichen hatten, und die Besetzung der Stellen mit Personen ihrer Korporation zugesagt, auch ihre

Satzungen in betreff ihrer Lehrjungen und anderer zunftartiger Einrichtungen bestätigt wurden. Makellos ehrliche Geburt von Eltern ehrlicher Herkunft und redlichen Wandels war Grundbedingung der Aufnahme für die Lehrlinge. Zu Gunsten dieser Trompeter- und Paukerzunft wurde den Thürmern das Trompetenblasen nur erlaubt auf ihren Thürmen, wie den Komödianten nur bei ihren Gaukelspielen, keineswegs aber bei ehrlichen Hochzeiten, Kindtaufen und Gelagen, und der Kriegs- und Hofdienst blieb Thürmern wie blasenden Komödianten strenge verschlossen. Dagegen verwillküren sich alle ehrlichen Trompeter und Pauker, niemals mit Thürmern und Gauklern zusammen zu blasen, und erklären, „begebe sich ein ehrlicher Trompeter von der Kunst dennoch auf einen Thurm oder zu den Komödianten, so soll er der Kunst gänzlich beraubet sein“. Eine kursächsische Verordnung von 1650 bestätigt den letztgedachten Inhalt dieses Privilegs, „weil auch in Sachsen der Mißbrauch eingerissen, daß Unberechtigte sich nicht mit Dem begnügten, was ihnen gestattet, sondern bei allen Festen, Jahrmärkten, Kirmessen u. s. w. Posaunen bliesen, als ob es Trompeter wären, und sich der Trompeten mit allerlei Ueppigkeit und Leichtfertigkeit bedienten, wodurch der ehrliche Trompetenschall zum höchsten gemißbrauchet werde“.

Auch die Pfeifer in den Städten thaten sich allmählich zu geregelten Korporationen zusammen und schieden sich so von den fahrenden, unehrlichen Spielleuten ab. Man nannte sie gewöhnlich „Kunstpfeifer“. In den großen Reichsstädten errichteten sich die Magistrate aus ihnen häufig eine Art Hofkapelle, genannt Rathsmusikanten, welche sich besonderer Privilegien zu erfreuen hatten. Daneben genossen diejenigen Pfeifer, welche im Kriegsdienste dem Fußvolke beigeordnet waren, alle Ehre des Kriegerstandes. Mit dem Aufblühen der Kirchenmusik in den protestantischen Städten gelangten dann auch die Organisten und Kantoren zu Ehre und Ansehen.

Schon oben haben wir vorübergehend des zahlreichen liederlichen Gesindels gedacht, das sich in den Städten des Mittelalters unstet herumtrieb. Eine Besserung dieser unsicheren und unsittlichen Zustände brachte erst das 16. Jahrhundert mit seiner erstarkenden Polizeigewalt und der Kirchenreformation mit sich. Von da an hörten die Städte auf, Sammelpunkte des liederlichen Gesindels zu sein. Das letztere zog sich jetzt mehr und mehr auf das platte Land zurück, wo es für sein Treiben sowohl in der hier noch wenig entwickelten Polizei als in der allverbreiteten Unbildung und Roheit den nöthigen Nährboden und Stützpunkt fand. Die rücksichtslose Strenge, mit welcher nach dem Bauernkriege namentlich der schwäbische Bund gegen das Landvolk verfuhr, vermehrte die Zahl dieser Leute bedeutend. Einen großen Prozentsatz dieser vagirenden Bettler bildeten die entlassenen Landsknechte, die zuerst unter Maximilian I. auftauchten und von da ab das ganze 16. Jahrhundert hindurch eine wahre Landplage, namentlich für die ländliche Bevölkerung, geworden sind. Zu einer wahrhaft furchtbaren Höhe wuchs aber die Zahl dieses Gesindels während und nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges. Auch die Raubkriege Ludwigs XIV. und der spanische Erbfolgekrieg brachten immer neue Scharen solcher Landstreicher hervor. Ja, die allgemeine Gefährlichkeit derselben stieg jetzt dadurch höher, daß sich häufig solche einzelnen Vaganten zu ganzen großen, oft mehrere hundert Köpfe starken Banden zusammenthaten, die sich in den Wäldern verschanzten und von hier nicht nur die Landstraßen unsicher machten, sondern häufig ganze Ortschaften überfielen und ausplünderten.

Ganz besonders war Schwaben der Tummelplatz dieses Gaunerthums. Die vielen Territorien und der Reichthum derselben an Wäldern und Schluchten mußten die Ausbreitung solcher Banden mächtig befördern. Der erste Umstand war natürlich einer energischen gemeinsamen Verfolgung der Land-

streicher äußerst hinderlich, wie er andererseits es denselben ermöglichte, sich immer wieder neue Legitimationspapiere zu verschaffen. Der letzte Umstand dagegen gewährte ihnen Schlupfwinkel in reicher Zahl. Besonders der Schwarzwald und die engen Thäler der rauhen Alp waren ein beliebter Sammelplatz der Gauner. Die Bauern, sowie die Beamten waren meist zu feige, bei der Verfolgung der Banden ihrer Pflicht nachzukommen, ja manche hielten es aus Gewinnsucht heimlich mit ihnen. Noch am Ausgange des 18. Jahrhunderts zeigt sich keine wesentliche Besserung der öffentlichen Sicherheit, ja es fallen sogar gerade in diese Zeit jene noch heute im Munde des Landvolkes fortlebenden Räuberbanden des Sonnenwirths — bekanntlich von Schiller in so ergreifender Weise in seiner Erzählung „Der Verbrecher aus verlorner Ehre" verwerthet — des Konstanzer Hans, des großen Bayer Sepps, des bayerischen Hiesels, der Hafners Liesel und der Schleiferbärbel. Erst das 19. Jahrhundert mit seiner Umgestaltung der territorialen Verhältnisse des deutschen Reiches, der Schaffung großer, einheitlich regierter Staatskörper, namentlich einer starken Militär- und Polizeimacht, hat jener Landesplage die Existenzbedingungen unterbunden.

Um hier noch einiges über die Lebensart und die sonstigen Verhältnisse dieser aus der Gesellschaft ausgestoßenen Menschenklasse beizufügen, so sei vorerst bemerkt, daß sie sich aus Angehörigen fast aller Länder Europas zusammensetzte. Neben den Eingebornen des Landes waren die Franken, Bayern, Elsässer und Schweizer die zahlreichsten, aber auch die Pfalz, Tirol, Oesterreich, Böhmen und Sachsen, selbst Frankreich und Italien stellten ihr Kontingent. Meist waren es die Abkömmlinge von Bettlern und Landstreichern, die in die Fußstapfen ihrer Erzeuger traten, doch treffen wir unter ihnen auch Söhne des Bürger- und Bauernstandes, die dem väterlichem Hause entlaufen

waren; auch abgedankte Soldaten lieferten manchmal einen starken Prozentsatz. Ihren Namen Gauner oder Jauner leitet man von einem hebräischen Worte für „betrügen", Gau, ab. Sie selbst nannten sich Tschor, Krochumer und Cannoger. Die einzelnen Gauner führten neben ihrem Geschlechtsnamen noch einen Gesellschafts- oder sog. Spitznamen, welchen ihre Kameraden ihnen beilegten. Derselbe bestand aus einem Vornamen mit irgend einem Beisatz, welcher sich bezog auf ihre Abstammung (Hafners Liesel), ihren Geburtsort (der Sulzer Jörgle, der Villinger Kaspar), ihren Volksstamm (der Bayer Sepp, der Tiroler Hans), das Gewerbe ihres Vaters (der Schultoni, des krummen Spielmanns Clans), oder ihrer selbst (der Schleifer-Toni, der Hafen-Kaspar), auf ihre körperlichen Eigenschaften (der schöne Franz, der einäugige Josef, der kropfige Siegmund, der schwarze Toni, der geräucherte Simon [von seiner Magerkeit]) u. s. w. Nach der Art und Weise, wie sie ihr Räuberhandwerk trieben, wurden sie in verschiedene Klassen getheilt: in Schrendefeger (Stubenräumer), welche nachts die Häuser plünderten, Scheinsprenger und Schranzirer, welche ihre Plünderungen bei hellem Tage verübten, Gschockgänger, welche auf den Jahrmärkten stahlen, Bimuffer und Kißler (Taschendiebe), betuchte, stille Kochemer und Kochmooren, welche nächtliche Einbrüche verübten, gemeine und Staatsfelinger (Quacksalber und Medikaster), Freischupper* (falsche Spieler), Markkißler und Markedifer (falsche Geldwechsler) und Reißer (Falschmünzer). Selten beschränkte sich der Einzelne auf eine Gewerbsart, meist trieb er deren mehrere, wie die Gelegenheit sich gerade gab. Um die Polizeibehörden über ihre eigentlichen Zwecke zu täuschen, betrieben sie nebenbei ein erlaubtes Gewerbe, das ihnen jedoch das freie Umherziehen gestatten mußte, z. B. Kesselflicken, Korbmachen, Hausiren u. a. Auch zogen sie, um Aufsehen zu

vermeiden, nur einzeln oder mit wenigen Genossen umher, standen aber miteinander immer in solcher Verbindung, daß, wenn sie eine größere Unternehmung ausführen wollten, stets schnell eine größere Anzahl beisammen war. Ihre Hauptthätigkeit fiel in das Frühjahr, den Sommer und den Herbst; im Winter, wo die Wege meist unzugänglich waren, zogen sie sich in ihre Schlupfwinkel zurück, die sie stets so wählten, daß sie im Falle einer Verfolgung rasch aus einem Territorium in das andere gelangen konnten. Nach diesen Winterasylen theilte man sie auch in Wäldler und Aelpler ein; die ersteren lebten ausschließlich von Raub und Diebstahl, während die letzteren sich daneben auch auf den Bettel legten. Der erstere Bezirk umfaßte das südwestliche Schwaben bis tief in die Schweiz hinein und das Land auf beiden Seiten des Oberrheins, der letztere das übrige Schwaben bis nach Franken und dem Odenwald zu. Ein gemeinsames, wenn auch noch so loses Band umschlang alle diese einzelnen Gruppen, und wo einmal rasches Zusammenhandeln sich nothwendig erwies, da waren sie auch Alle stets zur Stelle und ordneten sich willig den Befehlen ihres frei gewählten Oberhauptes unter. Im übrigen zogen sie Freiheit und Ungebundenheit manchen äußeren Vortheilen, die sich ihnen bei einer strammen Disziplin geboten haben würden, vor. Ihr Privatleben war das treue Abbild ihres unsteten Berufes. Schon frühzeitig schloß der junge Gauner eine Ehe, da er zu kleinen ökonomischen Bedürfnissen einer weiblichen Hand bedurfte. Den Ausschlag bei der Wahl gab dann nicht etwa körperliche Schönheit, sondern angeborene List und Behendigkeit — Eigenschaften, die das Weib zur treuen Gefährtin des Mannes, wenigstens beim Rauben und Stehlen, machten. Eine gesetzliche Form bei der Eingehung solcher ehelichen Verbindungen verschmähten sie meistens, daher auch diese sich, rasch wie sie geschlossen wurden, wieder lösten. Die Kinder wurden von

frühester Jugend an zur Gaunerei herangebildet und entzogen sich dem Einfluß der Eltern, sobald sie Kraft genug in sich fühlten, um sich selbst fortzubringen. Die meisten wuchsen ganz ohne Unterricht auf und blieben daher auch des Lesens und Schreibens unkundig; dagegen wurde auf die Ausbildung körperlicher Fähigkeiten starkes Gewicht gelegt. Zum Verkehr unter sich bedienten sie sich einer eigenen Sprache, die sie die jenische nannten und die ein sonderbares Gemisch verschiedener Idiome und von den Gaunern selbst erfundener Worte war. Vorherrschend war die deutsche Sprache, welcher sie auch Deklination, Konjugation und Konstruktion nachbildeten und aus der sie manche Wörter unverändert, nur mit anderer Bedeutung, aufnahmen. Außer der deutschen steuerte die hebräische, französische, italienische, lateinische Sprache und die der Zigeuner aus ihrem Wortschatze bei. Daneben war noch eine Zeichensprache im Gebrauch. Diese bestand, wenn Der, dem sie etwas mittheilen wollten, gegenwärtig war, aus Blicken, Geberden und Bewegungen des Körpers, und aus besonderern Charakteren, wenn sie Abwesenden eine Nachricht geben wollten. Zu diesem Zwecke führte Jeder ein willkürlich gewähltes Wappen, einen sog. Zinken. Wenn er nun einem Abwesenden seinen jeweiligen Aufenthaltsort anzeigen wollte, so zeichnete er mit Bleistift, Kreide oder Kohle seinen Zinken an die Wand oder Thür des Hauses oder schnitt ihn in einen Balken desselben oder in einen nahestehenden Baum. Wenn er fortzog, bezeichnete er durch einen vom Zinken rechts oder links ausgehenden Strich die Richtung seines Weges und, wenn er Gesellschaft bei sich hatte, durch Ringe und Zacken seine Genossen.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 194.

Der Zukunftskampf der weißen und der gelben Rasse.

Von

Emil Metzger,
weiland in Stuttgart.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

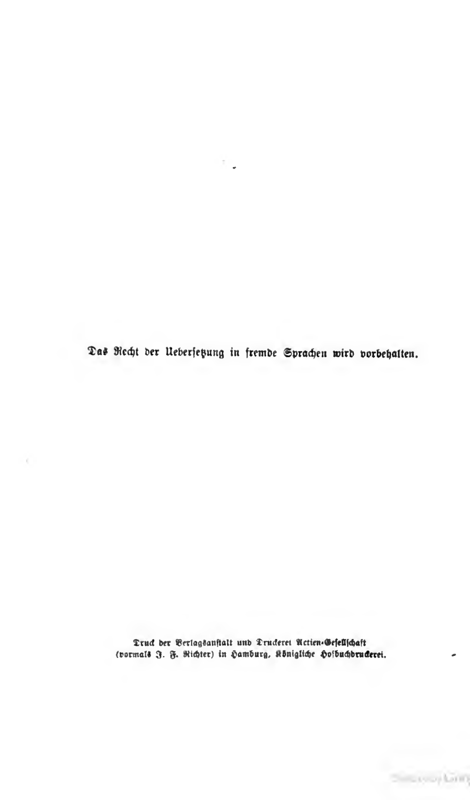
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Der Zukunftskampf
der weißen und der gelben Rasse.

Von

Emil Metzger,
weiland in Stuttgart.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Ein flüchtiger Blick auf eine Bevölkerungskarte der Erde zeigt uns, wie ungleich die Bewohner unserer Planeten vertheilt sind. Im Verhältniß zur ganzen Oberfläche sind weite Räume nur leise von der Farbe angehaucht, andere Stellen sind tief dunkel gefärbt. Vielleicht ist die tiefere Farbe, durch welche wir gewöhnt sind, eine größere Dichtigkeit der Bevölkerung auszudrücken, eine Anspielung auf das menschliche Elend, welches ja naturgemäß mit der größeren Zunahme der Bevölkerung sich auch vermehren muß.

Unter diesen dunklen Stellen beschäftigt uns jetzt eine vor allen anderen, die, ebensotief wie das Herz von Europa gefärbt, an den Gestaden des Stillen Oceans, beinahe um den halben Umfang der Erde von uns entfernt, sich befindet. Trotz des räumlich großen Abstandes, durch welchen das Land, welches sie vorstellt, von uns getrennt ist, scheinen seine Bewohner bestimmt zu sein, in nicht allzuferner Zeit einen höchst bedeutenden Einfluß in dem großen Völkerkonzert der Welt, in dem der weißen Rasse nun schon jahrhundertelang die führende Stimme zugetheilt ist, zu erlangen, ein Einfluß, der sich möglicherweise auch auf unsere gesellschaftlichen Verhältnisse geltend zu machen bestimmt sein wird.

Es ist das alte viel genannte China, welches trotzdem die frühere Abgeschlossenheit, in der es sich lange zu erhalten ver-

standen, zum Theil aufgehört hat, in weiteren Kreisen immer noch nicht die verdiente Beachtung findet, vielleicht, weil die Augen der Meisten durch uns näher liegende Vorgänge, durch die im eigenen Hause sich immer stärker entwickelnde Gefahr zu sehr in Anspruch genommen sind.

Auch bei uns wird es enge und immer enger, und Mancher, der seine Umgebung ruhig und prüfend betrachtet, fragt sich besorgt: „Was soll das werden?" Jeden Tag nimmt unsere Bevölkerung zu, jeden Tag beinahe sehen wir eine neue Maschine in Thätigkeit treten, und jeder neue Tag beinahe macht es manchem kräftigen Arme, manchem scharfen und entwickelten Geiste schwer und immer schwerer, die Thätigkeit zu finden, deren er bedarf, um für sich und die Seinen wenigstens so viel zu erwerben, als nöthig ist, um das bloße Leben weiter zu fristen. Es ist wahr, jeder neue Tag eröffnet auch neue Hülfsquellen, aber alte vertrocknen. In unruhiger Bewegung schwankt die Wage unserer wirthschaftlichen Zustände auf und nieder — doch eins scheint sicher: der Wettbewerb verschärft sich immer mehr, und die Zeit scheint nicht mehr ferne zu sein, wo wir uns die täglichen Lebensbedürfnisse aus fremden Erdtheilen werden holen müssen, wenn nicht etwa die Chemie im stande sein wird, auf noch wohlfeilerem Wege Konkurrenzartikel herzustellen.

Es ist aber nicht die Zunahme der Bevölkerung allein, die es um uns her so enge macht: beinahe noch schlimmer ist es, daß auch der Einzelne immer mehr Raum zu gebrauchen anfängt, was ja durch die allgemeine Bewegung, die ihm nicht ruhig und still an seinem Platze auszuharren erlaubt, leicht erklärt wird; daß auch die Bedürfnisse in viel stärkerem Maße gewachsen sind, als die Entwickelung und die Erwerbsfähigkeit zugenommen haben. Das sind Vorgänge, welche Manchen ernst stimmen, der vielleicht glaubt, daß jeder gegen sie geführte

Kampf vergebens, jede Warnung fruchtlos ist, daß alles, was man dagegen unternimmt, nur ein Beruhigungsmittel ist, welches bloß auf kurze Zeit dem leidenden Körper Linderung zu bringen, ihn aber nicht mehr zu heilen vermag.

Wie es werden wird, wir wissen es nicht! Wird ein neuer Exodus die Ueberbevölkerung wegführen, wird ein Ausbruch elementarer Gewalten Entsetzen und Vernichtung verbreiten, wird ein furchtbarer Zusammenstoß der Völker stattfinden und wie das Unwetter an einem heißen Sommertage in furchtbarem Ausbruch die schwüle Atmosphäre reinigen, so daß kommende Geschlechter in reiner Luft wieder frei aufathmen können?

Und in anderen Theilen der Welt sieht es ähnlich aus; noch drückender, noch schwüler ist dort, nach unseren Begriffen, die Atmosphäre, und dabei ungesund; sollte sie sich je mit der unsrigen vermischen, ohne daß dabei ein wohlthätiger Ausbruch stattfinde, so würde unsere Athmung in noch weit höherem Grade unterdrückt werden, als es uns die Entwickelung unserer eigenen Verhältnisse zu verheißen scheint. Wohin wir auch unseren Blick in die Ferne schweifen lassen, wir beobachten an vielen Stellen ähnliches; überall richten sich die menschlichen Bestrebungen — wo die Kultur so hoch gestiegen ist, um von solchen in weiterem Sinne sprechen zu können, über die Grenzen des eigenen Landes hinaus, da ja an vielen Stellen schon der Ellbogenraum zu mangeln anfängt. Wir wollen uns nur erinnern, welche Fortschritte die indischen und arabischen Kaufleute in dem jetzt so viel genannten Afrika gemacht haben, und so angenehm es uns seiner Zeit gewesen ist, unsere Flagge, unseren Handel nach fremden Ländern zu tragen, so befremdet, ja entrüstet sind wir heute, wenn wir irgendwo auf eine fremde Konkurrenz stoßen, die uns vielleicht noch manche Unannehmlichkeiten bereiten kann. Am meisten aber werden wir eine solche, in größerem Maßstabe wenigstens, von den Chinesen zu fürchten

haben, und da diese Frage, welche den Gegenstand der vorliegenden Zeilen ausmacht, eine sehr reiche ist, wollen wir ohne weiteres auf dieselbe eingehen, allerdings ohne Aussicht, sie an dieser Stelle zu erschöpfen; nur wenige, möglichst bezeichnende Züge wollen wir hier hervorheben, wobei wir uns vielfach an die weiter unten erwähnten Schriften von Prof. Fried. Ratzel und Dr. J. Singer anschließen.

Daß eine jetzt noch unübersehbare Gefahr aus dem Osten droht, steht bei allen Denjenigen fest, welche mit den Verhältnissen Chinas, sei es durch Studium, sei es dadurch, daß sie den Chinesen an der Arbeit gesehen haben, bekannt sind. Einen höchst interessanten Beitrag zu dieser Frage lieferte vor einiger Zeit Dr. J. Singer in einer kleinen Schrift „Ueber soziale Verhältnisse in Ostasien. Vortrag im K. K. Handelsmuseum zu Wien 1888.“ Er schrieb dort u. a.: „So lange die Verwendung der menschlichen Arbeitskraft ausschließlich dem wirthschaftlichen Gesetze des Waarenaustausches unterworfen ist, wird die abendländische Welt durch die Konkurrenz Ostasiens gefährdet, wenn nicht mit der Chinesirung bedroht sein“; um dann fortzufahren: „Man halte diese Befürchtung für keine Studirstuben-Marotte! Diese Befürchtung wird von allen Denen ernstlich getheilt, die durch ihre Berufsarbeit zum Vorpostendienst im industriellen Wettkampfe mit China berufen sind.“ Dieser Gedanke wird jetzt nicht zum ersten Male geäußert; seit Jahren schon haben ihn Männer ausgesprochen, welche den verschiedensten Berufsarten angehören, und doch haben, im ganzen genommen, nur wenige Personen länger bei demselben verweilt, und noch weniger, wie vorher erwähnt, diese Zukunft ernstlich ins Auge zu fassen versucht. Wir wollen an dieser Stelle nun auf diesen Punkt etwas näher eingehen, wobei es die Absicht nicht ist, ein vielleicht in nebelhafter Ferne schwebendes Zunkunftsbild zu zeichnen, sondern nur die Umstände

so darzustellen, wie sie unserer Ansicht nach thatsächlich sind, um demnächst anzudeuten, was wir als eine Folge derselben in nicht zu ferne liegender Zeit zu erwarten haben werden.

Wir wollen zunächst die Zustände in China selbst, soweit sie für die vorliegende Frage in Betracht kommen, etwas näher ins Auge fassen. In manchen Theilen des Landes ist die Bevölkerung so dicht aufeinandergedrängt, daß sie nicht den geringsten Ellbogenraum zu besitzen scheint; im eigentlichen China leben durchschnittlich 95, stellenweise aber 400 Menschen auf dem Quadratkilometer. Durch ihren Fleiß, ihre Intelligenz machen sie es trotzdem möglich, ihren allerdings vielfach mehr als bescheidenen Unterhalt, zum Theil selbst durch Ackerbau, zu gewinnen. Die Frage, wie dies Leben sich gestaltet, wie es kommt, daß das Volk äußerlich so ruhig dahinlebt, kann hier nicht im einzelnen ausgeführt werden. In ihrem gesellschaftlichen Leben haben sie in gewissem Sinne manches vor uns voraus; sie glauben, im Besitz der höchsten Vollkommenheit zu sein, und dies Gefühl, welches, beiläufig bemerkt, allen Völkern eigen ist, bringt für sie wenigstens das Gute, daß es ihnen eine gewisse wohlthuende Ruhe giebt, während wir dagegen, obwohl wir überzeugt sind, daß keine absolute Vollkommenheit unter der Sonne wohnt, derselben doch unser ganzes Leben hindurch nachjagen, wodurch unsere ganze Art etwas Unstetes erhält, was uns in den Augen der Chinesen sicherlich nicht zum Vortheil gereicht. Ferner muß daran erinnert werden, daß sie sehr bedürfnißlos und dabei arbeitsam sind. Ihre Aristokratie, bisher ausschließlich die des Geistes und der Wissenschaft, scheint jetzt, allerdings sehr zu ihrem Nachtheil, dem Einfluß der Plutokratie zu verfallen.

Das ausgeprägte Familienleben, die Mildthätigkeit der Chinesen sind sehr hoch zu schätzen. Ihre heiligen Bücher predigen eine Sittenlehre, gegen die nichts einzuwenden ist, die

Sünden und Laster, die wir bei ihnen verabscheuen, sind zum allergrößten Theil die Vergehen Einzelner und werden durch die Moral der Chinesen ebenfalls verdammt; das furchtbare Laster des Opiumgebrauches, denn zu einem Laster ist dieser Genuß bei den Chinesen zum Theil geworden, danken sie den Europäern. Religiös und politisch wenig erregbar, entbehren sie jedes Zuges von Idealismus. (Einige weitere Eigenschaften werden wir später, wenn von ihrer technischen Befähigung die Sprache ist, noch anführen und dann auch einige Mittheilungen über Lohnverhältnisse machen.) Trotzdem die Bevölkerung sehr zahlreich ist, begünstigt die Regierung die Auswanderung durchaus nicht. Sie vermag die Nothwendigkeit nicht zu erkennen, daß die Landeskinder außerhalb der Grenzen des himmlischen Reiches ein Feld für ihre Thätigkeit suchen, da in einzelnen Theilen des eigenen, so ausgedehnten Landes noch Raum für Millionen von Menschen vorhanden ist. Durch den Taipingaufruhr sind ausgedehnte, fruchtbare Landstriche verödet; in der Mongolei, in der Mandschurei, im chinesischen Turkestan giebt es allerdings noch genug jungfräulichen Boden, der nur der fleißigen Hand harrt, welche die in ihm noch ruhenden Schätze erschließen und nutzbar machen soll; doch nicht die Rücksicht allein auf die Ueberbevölkerung in manchen Theilen des eigenen Landes, auch politisch-militärische Rücksichten gebieten, die Kolonisation der vorhin genannten Theile des Reiches nicht aus den Augen zu verlieren. Zudem haben, wie Marquis Tseng in seinem viel genannten, 1887 in der Asiatic Quarterly Review erschienenen Aufsatze ausdrücklich hervorhebt, die ausgewanderten Söhne des Reiches der Mitte in der Außenwelt keine so freundliche Behandlung erfahren, als daß eine von väterlicher Fürsorge für hre Kinder erfüllte Regierung es gern sehen könnte, wenn sie in die Fremde ziehen und noch viel weniger sich veranlaßt fühlen, dieselben in die Wüste zu den grausamen Barbaren hinauszustoßen.

Gewiß würde eine solche bessere Vertheilung im eigenen Lande, wie die Regierung zu beabsichtigen scheint, nach unseren Erfahrungen wenigstens, auf sehr große Schwierigkeiten stoßen. Bei uns kann man ja auch die Auswanderung nur zum kleineren Theile auf Uebervölkerung im eigentlichen Sinne des Wortes zurückführen, zum größten Theile beruht sie auf ganz anderen Ursachen; auch bei uns sehen wir ausgedehnte Landstriche, welche noch der Bearbeitung harren, und doch sehen wir Tausende von Menschen der Heimath den Rücken wenden, um drüben über dem Meere ein neues Vaterland zu suchen. Zudem wird die Entwickelung der Industrie und des Verkehrs auch in China viele Hände frei machen, die nothgedrungen in andere Bahnen werden einlenken müssen, und diese Bahnen werden nicht immer so zugänglich sein, daß nicht auch die Chinesen den Blick auf die Fremde richten sollten. Auch Ereignisse anderer Art können dazu beitragen, daß ein dichtgedrängter Menschenstrom über die Grenzen des Reiches hervorquillt, den weder die Regierung des eigenen Landes, noch die der Nachbarländer aufzuhalten im stande ist. Dies wird z. B. der Fall sein, wenn Elementarereignisse eintreten, welche die Existenz im eigenen Lande unmöglich machen; so haben wir vor nicht gar zu langer Zeit den Bericht von einer furchtbaren Hungersnoth vernommen, welche China heimsuchte, und gegen die einzutreten Menschenkräfte beinahe vollkommen ohnmächtig sind. Derjenige Theil der von einer solchen Geißel heimgesuchten Millionen, welcher nicht die Plätze aufzusuchen im stande ist, wo sich ihm Nahrung bietet, wird eben in elender Weise zu Grunde gehen müssen, denn diesen Massen Nahrungsmittel zuzuführen vermag man, namentlich auch wegen der Unvollkommenheit der Verkehrsverhältnisse, nur in sehr beschränktem Maße. Gegen eine solche Uebermacht vermag keine Menschengewalt etwas, und wenn von einem solchen Ereigniß Millionen betroffen werden, wird auch, je nach Umständen, ein

größerer oder kleinerer Theil dieser Millionen in die benachbarten Gebiete einströmen, wie es ihre Voreltern in früherer oder späterer Zeit gethan haben.

Wir wenden uns jetzt zu den Wanderungen der Chinesen, durch welche sie im Laufe der Zeit sich über einen ansehnlichen Theil der Erde verbreitet haben. Im ganzen hat die Ausbreitung über die benachbarten Gebiete recht ruhig und langsam stattgefunden; einen größeren Exodus sah die Welt im 13. und im 16. Jahrhundert. Ueberall, wo sie eingedrungen sind, haben sie sich mit der Bevölkerung zu vermischen gesucht und ihr den eigenen Charakter immer mehr und mehr aufgeprägt. Fassen wir diese Art der Auswanderung zunächst etwas näher ins Auge. Die Vorgänge, die wir dort beobachten, können in mancher Hinsicht als gute Lehre für die Zukunft dienen. Zunächst müssen wir uns erinnern, daß der Chinese kein Idealist, und weder politisch noch religiös erregbar ist; es fehlen bei ihm also alle diejenigen Ursachen, ihn zur Auswanderung zu bestimmen, welche in uns näher liegenden Verhältnissen insofern eine große Rolle spielen und noch mehr gespielt haben, als durch dieselben am meisten zur Schaffung lebenskräftiger Kolonien beigetragen wurde, nämlich zur Gründung solcher Volkspflanzungen, deren von einem idealen Gedanken getragene Bewohner im sechsten Grade geeignet sind, den Kampf mit den Mühen und Kümmernissen des täglichen Lebens, fest Schulter an Schulter geschlossen, zu bestehen. In weitaus den meisten Fällen ist es bei dem Chinesen, wie jetzt auch beinahe immer bei uns, der Kampf um die materiellen Güter des Lebens, welcher ihn zu dem Entschlusse bringt, sein Glück in der Fremde zu versuchen, einem Entschluß, der ihm nicht leicht wird, denn er liebt die Stätte, wo seine Voreltern begraben sind. Das ist von jeher so gewesen; schon vor mehr als 1000 Jahren bestand die Auswanderung, und sie besteht auch in gleicher Art

weiter; die Geschichte derselben wollen wir übrigens hier nicht verfolgen, sondern nur das Ergebniß in allgemeinen Zügen feststellen.[1] Wohin wir jetzt im südöstlichen Asien den Blick wenden, sei es auf das feste Land oder auf die Inseln des malayischen Archipels, wir finden die Söhne des himmlischen Reiches da eingebürgert; daß sie im strengen Sinne des Wortes seßhaft geworden seien, kann man nur von einem verhältnißmäßig kleinen Theile der Auswanderer behaupten. In manchen Ländern bilden sie eine stark wechselnde Bevölkerung, deren einzelne Mitglieder größtentheils, wenn sie ihren Zweck erreicht und sich genügenden Besitz erworben haben, nach der Heimath zurückkehren, allerdings aber sofort durch andere Landsleute ersetzt werden. Zum Theil bilden sie auch, sowohl an der Grenze des eigenen Landes, als auch in entfernteren Gegenden, Mischrassen, welche zuweilen in ihrem Aeußeren, beinahe immer aber hinsichtlich ihrer übrigen Eigenschaften, den echten Chinesen täuschend ähnlich sehen, wie z. B. in Holländisch-Indien.

In Annam, in Siam, in Burma dringen sie unaufhörlich, aber geräuschlos vor; letzteres Land wird vielleicht der Schauplatz sein, wo zuerst ein scharfer Kampf entbrennt. In einzelnen Gebieten, wie auf der Nordküste von Borneo, dauert der Infiltrationsprozeß, wie Frank Hatton es nennt, schon seit mehr als 12 Jahren fort. Formosa haben sie im eigentlichen Sinne des Wortes kolonisirt und sind dabei in einer Weise vorgegangen, die gewiß mit Rücksicht auf den erzielten Erfolg die weiteste Nachahmung verdient. Die Versuche, welche ihre Staatsmänner oder gar ihre Soldaten zur Ausbreitung des Gebietes gemacht haben, haben keinen Erfolg gehabt, wohl aber haben die chinesischen Ackerbauer, die Krämer, die Hausirer und Gewerbtreibenden in dieser Hinsicht Ausgezeichnetes geleistet, und fortwährend noch

[1] Vergl. Die chinesische Auswanderung von Dr. Friedr. Ratzel. Breslau 1876.

fordern ihre Leistungen die Bewunderung heraus.[1] Ihr Verfahren bei der Kolonisirung Formosas war ein so eigenthümliches, daß es wohl etwas näher ins Auge gefaßt zu werden verdient. Zunächst erbauten sie feste Niederlassungen an geeigneten Stellen der Küste; ins Innere wagten sie sich nur sehr zögernd und ausnahmsweise nur nahmen sie den feindlichen Eingeborenen ein Stück Land mit Gewalt weg; letzteres geschah nur ausnahmsweise durch Leute, die Neulinge in der Kolonisation waren, durch neuankommende Kolonisten, welche ihre Landsleute im Besitze der Ebenen und Thäler sahen und selbst dort keine passende Stelle mehr finden konnten. Die Neuangekommenen waren daher genöthigt, weiter ins Innere vorzudringen, um, sei es durch Gewalt, gewöhnlich aber durch Verträge, das, was ihnen passend schien, zu erwerben. Zuweilen, jedoch nur selten, kam und kommt es zum Kampfe; meistens ziehen die einzelnen Besitzer oder die Bewohner ganzer Dörfer es vor, einen friedlichen Stamm dafür zu bezahlen, daß er ihre Arbeiten gegen die Angriffe eines kriegerischen Nachbars sichert. Das wirksamste Mittel aber, welches angewendet werden kann, um sich zu schützen, ist die Vereinigung mit eingeborenen Frauen; heißt es in westlichen Ländern: cherchez la femme, um die Ursache einer Streitigkeit zu ermitteln, dort sucht man die Frau, um den Frieden zu stiften. Natürlich findet man die Chinesen im Pandämonium Hinterindiens, in Singapur, man findet sie in den Staaten von Malakka, in den neuentstandenen Kolonien Sumatras, wenn sie auch in den drei zuletzt genannten Landschaften eigentlich nicht den ganz freien Einwanderern, sondern den Kulis, die wir gleich näher ins Auge fassen wollen, angehören. In Singapur allein wandern ihrer jährlich etwa 17000 ein. Diese Kuli- und Kontraktsauswanderung — zwei

[1] Ratzel, a. a. O.

Sachen, die, so enge sie mit einander verbunden sind, man jedoch nicht miteinander verwechseln darf, und die wir später, wenn über die Entwickelung der Frage gesprochen wird, näher erörtern werden — müssen auch hauptsächlich auf den Einfluß der Europäer zurückgeführt werden.

Die Thatsache, daß letztere, insofern sie reinen, unvermischten Blutes sind und nicht nur dem Namen oder dem Wortlaute des Gesetzes nach ihrer Rasse zugezählt werden, auf die Dauer keine Feldarbeit in den Tropen verrichten können, stand lange schon fest, ehe sie in unseren Tagen wieder zu vielerlei Auseinandersetzungen Veranlassung gegeben hat, und das Bedürfniß, geeignete Arbeiter für die Thätigkeit innerhalb der Wendekreise zu gewinnen, wuchs mit der zunehmenden Entwickelung, mit der immer größeren Ausdehnung der dort angelegten Plantagen. Sowie Las Casas in der menschenfreundlichen Absicht, das Los der grausam unterdrückten Indianer zu erleichtern, den ersten Anlaß zu dem Negerhandel in seiner allergrausamsten Gestalt gegeben hat, einem Handel, mit dem verglichen dasjenige, was heute von Sklavenjagden in Afrika berichtet wird, kaum in die Schranken treten kann, so haben wieder andere Menschenfreunde schon im Anfange dieses Jahrhunderts, und zwar waren es Söhne des humanen Englands, den Gedanken ausgesprochen, die Nachkommen Hans an die Stelle der armen Schwarzen treten zu lassen.

In größerem Maßstabe fand dieser Gedanke erst zu Anfang der vierziger Jahre Verwirklichung, theils in der Form des eigentlichen Kulihandels, bei dem die Auswanderer sich verpflichteten, eine Reihe von Jahren zu dienen, theils als Auswanderung unter Kontraktverhältniß, bei der sie im allgemeinen nur die Passage abzuverdienen hatten, im übrigen aber Herren ihrer Handlungen blieben. Neben den Söhnen Chinas waren es besonders die Eingeborenen der englisch-indischen Besitzungen, die man

heranzuziehen suchte. Jahrelang hat man die Chinesen in der einen oder der anderen Art hinausgeführt in die Fremde, um dort ihre Arbeitskraft auszunutzen; in den meisten Fällen ist schon nach sehr kurzer Zeit der Rückschlag gekommen, ist man ihrer überdrüssig geworden, und hat man sie mit roher Hand zurückgestoßen; in manchen Ländern sucht man sie jetzt ganz auszuschließen, in anderen begegnet man ihnen mit Mißtrauen; wieder in anderen betrachtet man sie mit gleichgültiger Miene, in wenigen nur sieht man sie gerne erscheinen oder unterstützt ihren Zuzug.

Es ist gewiß für Den, der unbeeinflußt vom Rassenhaß, oder gebrauchen wir ein milderes Wort, von Rassenabneigung, diese Erscheinung einer, wenn auch nur flüchtigen, Untersuchung unterwirft, nicht schwer, die Ursache zu entdecken. Es ist eben das alte Lied: auch der gelbe Mann hat seine Schuldigkeit zum Theil schon gethan, auch der gelbe Mann kann gehen! Mag man sich hierbei auch noch so tief in den Mantel der sittlichen Entrüstung einhüllen gegenüber aller der Unsittlichkeit, die man den Chinesen zuschreibt und diese als Vorwand gebrauchen, sich der lästig gewordenen Fremden zu erwehren, so wird sich Niemand, der die Sache vorurtheilsfrei ins Auge faßt, hierdurch täuschen lassen. Man bekämpft die Chinesen einfach, weil man, sei es auf Grund der Erfahrung, sei es nur instinktmäßig, die Ueberzeugung erlangt hat, daß im Kampfe ums Dasein der gelbe Mann seinem weißen Bruder überlegen ist, wenn wenigstens Sonne und Wind gleich vertheilt sind, d. h. der erstgenannte in seinem Thun und Treiben nicht durch beschränkende Gesetze eingeengt ist. Wo letzteres der Fall ist, d. h. da, wo die Rassen- und Klassenunterschiede schärfer hervortreten, und der Weiße durch seine Farbe auch äußerlich in der Gesellschaft eine höhere Stufe einnimmt, wo der gelbe Mann nicht neben, sondern unter ihm steht, da ist man im allgemeinen nicht so von Haß gegen ihn

erfüllt, oder zeigt es wenigstens nicht so offen; andererseits macht der Mann mit den mandelförmigen Augen, wie ihn Marquis Tseng nennt, sein Geschäft, in dem er dem besten der Weißen weit überlegen ist, ganz ohne Geräusch.

Doch fassen wir zunächst die Entwickelung dieser Frage näher ins Auge. Die Abschaffung des Negerhandels hatte in einzelnen, und nicht am wenigsten in den England gehörigen Kolonien einen vollständigen Umsturz des Bestehenden in Aussicht gestellt; im Osten und im Westen, auf Mauritius und auf den Antillen, wie in Guyana, drohte Mangel an Arbeitskräften und hiermit den Pflanzern der Untergang. Zunächst glückte es, im britischen Indien Arbeiter zu gewinnen, doch bald machte die damals noch bestehende indische Compagnie dem grausamen Spiele ein Ende; nicht nur den fremden, sondern auch den englischen Pflanzern wurden bei der Anwerbung von Kulis Schwierigkeiten bereitet, wenn sie im Gebiete der Gesellschaft die Reihen ihrer gelichteten Arbeiter ergänzen wollten. Bald daher fielen die Augen sowohl in den spanischen als in den englischen Kolonien auf die Söhne des himmlischen Reiches, die für diesen Zweck sehr geeignet zu sein schienen. Agenten traten unter der zahlreichen Bevölkerung von Fokien, von Kwang-si und der anderen südlichen Seeprovinzen auf; am meisten waren sie in Hongkong und den fünf damals geöffneten Häfen thätig. Anfänglich zeigten die Chinesen wenig Lust, ihr Vaterland zu verlassen, formell war überdies die Auswanderung verboten, und es war damals noch nicht so zur Gewohnheit geworden, das Gesetz zu übertreten, wie dies jetzt der Fall ist.

Die bei den ersten Werbungsversuchen gemachten Erfahrungen ermuthigten zur Fortsetzung; die Unterhändler verdoppelten ihren Eifer, die bestochenen chinesischen Beamten schlossen beide Augen; das Beispiel einzelner Auswanderer, die mit Geld in der Hand zurückkamen, reizte zur Nachahmung. So kam es, daß die

Chinesen sich in immer größerer Zahl zur Auswanderung nach fremden Ländern verlocken ließen. Je mehr der Kulihandel an Ausdehnung gewann, um so mehr wuchsen die mit demselben verbundenen Mißbräuche. Der Chinese, welcher den Werbern Gehör schenkte, wurde eine Ware; von dem Augenblicke, daß er das Handgeld angenommen hatte, diente er als Spielball der Laune eines Jeden, mit dem sein unglückliches Geschick ihn in Berührung brachte. Die Gräuel des Sklavenhandels wiederholten sich in jeder Gestalt. Der Habsucht der Agenten zum Opfer, den groben Scherzen der Matrosen ausgesetzt, war der Mann mit den mandelförmigen Augen einfach rechtlos. Erstere wollten noch an der knappen Ration Thee und Reis, die ihm zu seinem Unterhalte gereicht wurde, verdienen; dem Anderen, dem Matrosen nämlich, der im allgemeinen sehr gutmüthiger Natur ist, wahr John Chinaman im besten Falle ein Gegenstand des Erstaunens und der Verwunderung; nicht einmal sein Zopf war der Bemannung der Schiffe, auf denen die menschliche Ladung verführt wurde, heilig. Wenn das Schiffsvolk sich einen gnädigen Scherz erlaubte, wurden die Zöpfe einfach zusammengebunden; war dasselbe rauheren Gemüthes, so fiel manche dieser Zierden der Söhne des himmlischen Reiches der Schere oder dem Messer als Opfer. Doch was auf der einen Seite als bloßer Scherz betrachtet wurde, empfand die andere Partei schmerzlicher, als selbst manche andere, in europäischen Augen viel rohere, Mißhandlung gewesen wäre. Daß die Chinesen nun trotz der ihnen angeborenen, an Feigheit grenzenden Scheu vor allem, was ihnen überlegen ist, sich endlich empörten und zur Wiedervergeltung schritten, daß an Bord dieser modernen Sklavenschiffe Aufruhr und Mord keine Seltenheiten waren, darüber kann man sich um so weniger wundern, als sich unter den Kulis, von denen hinreichende Körperkraft als einzige Eigenschaft verlangt wurde, das verworfenste Gesindel, der

Ausschuß der den Europäern geöffneten Häfen — und das will gewiß viel sagen — befand. Blutige Katastrophen blieben nicht aus, welche ihren Widerhall in Europa, wie in Amerika, aber auch in China fanden. Der Kulihandel kam in Verruf, einzelne Mächte, auch China selbst, verboten denselben. Gleichwohl hatten die weißen Agenten Arme nöthig; ihre Agenten verdoppelten ihre Anstrengungen, und mit schönen Versprechungen bethörten sie neue Opfer. Doch in mancher Beziehung trat Verbesserung ein; man fing an, die Agenten zu überwachen, und sorgte wenigstens einigermaßen, daß das, was den Kulis versprochen war, auch gehalten wurde. Namentlich war das auf englischer Seite der Fall, während man sich auf amerikanischer Seite von jeher, wenigstens der Form nach, dem Kulihandel sehr abgeneigt gezeigt hat. Auf die Einzelheiten dieses traurigen Handels brauchen wir hier um so weniger einzugehen, als derselbe in seiner rohesten Gestalt seit mehr als 10 Jahren der Geschichte anzugehören scheint.

Trotz der vielen Mißbräuche, welche damit verbunden waren, hatte die Auswanderung und der Dienst als Kuli Manchem Vortheil gebracht, das durch die Auswanderer gegebene Beispiel reizte Viele zur Nachahmung und lockte sie nach fernen Ländern. Noch mehr war dies der Fall, als die Nachricht von den Goldfunden in Kalifornien auf reichen Erwerb in jenem Wunderlande hoffen ließ. 1849 begann der Exodus, und nur ein Jahr später waren die Chinesen dort so zahlreich vertreten, daß sie bei dem 1850 erfolgten Tode des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Taylor, eine Beileidsadresse an den Kongreß einschickten und bei dem Begräbnisse durch eine Deputation vertreten waren. Wiewohl die Mehrzahl der Chinesen dort aus freien Auswanderern bestand, wurden sie doch im Kreise der Minenarbeiter nur mit Widerwillen gesehen, und dieser Widerwille war meist da am stärksten, wo ihre in Wahrheit schlechten Eigenschaften

vielleicht gar nicht einmal mit ihrer Umgebung in besonders grellem Widerspruche standen. Durch diese Abneigung ließen sie sich aber nicht stören; es kam ihrer eine immer größere Schar, bis man sich ihrer endlich vor nicht gar langer Zeit durch recht kräftige Maßregeln zu entledigen gesucht hat.

Die Vorgänge in Australien, die Schritte, die man dort vor kurzem gegen die Chinesen gethan hat, sind noch in frischer Erinnerung, als daß es nöthig wäre, lange bei denselben zu verweilen; als ein Kuriosum erwähnen müssen wir aber, daß ähnliche Scenen schon vor mehr als 30 Jahren dort stattgefunden haben. Damals schon sah man Anti-Chinesen-Meetings, und damals schon wurden die folgenden Punkte berathen: 1. Erlauben es die bestehenden Verträge, den Chinesen eine englische Kolonie zu verschließen? 2. Hat die Regierung von Viktoria das Recht, den Verkehr zwischen den Häfen dieser Kolonie und denen Chinas einzuschränken? 3. Welchen Einfluß könnte die Ausschließung von Chinesen für die in China lebenden Engländer haben? 4. Würde eine solche Maßregel auf die Handelsbeziehungen zwischen Australien und England einerseits und China andererseits zurückwirken? 5. Was wäre zu thun, um einen Ausgleich zwischen Weißen und Chinesen herbeizuführen und die Harmonie zwischen beiden Rassen zu heben?

Als eine Merkwürdigkeit möge erwähnt sein, daß ein Chinese dort die Sache seiner Landsleute mit solchem Geschick vertrat, daß die Handelskammer von Melbourne sich auf ihre Seite stellte und gegen jede etwa wider die Chinesen zu treffende Maßregel erklärte. Bekanntlich hat ihnen das auf die Dauer wenig genutzt.

Diese neuere Periode in der Geschichte der chinesischen Auswanderung haben wir etwas ausführlicher besprochen, weil an sie gerade wir unser Zukunftsbild anknüpfen wollen.

Selbst da, wo sie am meisten gehaßt waren, mußte man den Chinesen ein in vieler Beziehung günstiges Zeugniß geben;

sogar die Amerikaner, die sie in Kalifornien kennen lernten, geben zu, daß sie ruhig und fleißig sind und nicht trinken. Ein eigenthümlicher Zug ist es, daß gerade bei den Goldgräbern, im Westen sowohl als im Osten, die Heimathsliebe so stark entwickelt ist, daß sie so schnell wie möglich nach ihrem Vaterlande zurückzukehren suchen, während dieser Zug bei Denen, welche Gewerbe oder Landbau treiben, weniger scharf hervortritt. Die letzteren suchen, allerdings häufig nur vorübergehend, sich ein neues Heim zu gründen, indem sie ihre Sitten und Gewohnheiten dorthin, wo sie sich niederlassen, übertragen und ihre eigene Sprache beibehalten. Allerdings wird den chinesischen Kulis eine Menge von Vorwürfen gemacht. In ihrem Bestreben, möglichst viel zu erwerben, leben sie dicht zusammengepfercht, mehr wie das Vieh, als wie Menschen, versagen sich beinahe jeden Genuß, um zu sparen; nur ihren Lastern bringen sie Opfer: sie fröhnen dem Spiel, dem Opium und der Wollust. Die Schilderungen, die aus San Francisco zu uns kamen, waren wirklich zum Theil schaudererregend. „Wenn sie nicht freiwillig wegbleiben, muß man sie mit Gewalt entfernen", war der allgemeine Ruf. Daß diese sittliche Entrüstung, welche gegen sie geäußert wurde, nicht gerade immer allzutief empfunden war, ist oben schon angedeutet; die Sache hat aber noch eine andere Seite, die bereits G. Rohlfs im „Ausland" 1876 hervorgehoben hat. Wenn man doch ihren Ausschreitungen ernstlich entgegenzutreten beabsichtigt, so muß man einfach durch die Gesetze gegen sie zu wirken suchen, natürlich aber auch sorgen, daß die Gesetze nicht nur gegeben, sondern auch befolgt werden. Wie ist es möglich, fragt Rohlfs, daß man klagt, in San Francisco seien Frauen öffentlich verkauft worden, wenn doch der Sklavenhandel dort verboten ist? Dem könnte man übrigens noch beifügen, daß ähnliches in anderen Ländern auch heute noch vorkommt, daß selbst heute noch die Arbeitskontrakte farbiger Arbeiter öffentlich

versteigert werden und in Australien sogar englische Goldgräber ihre europäischen Frauen gegen Bezahlung an Chinesen abgetreten haben; ob letzteres öffentlich geschehen, vermögen wir allerdings nicht anzugeben. Wenn aber derartige Gesetzesübertretungen, die man verhindern will, dennoch begangen werden, so kann dies nur geschehen, wenn man zuläßt, daß die Chinesen einen Staat im Staate bilden, und da das Gesetz wenigstens dies sicherlich nicht beabsichtigte, so läßt es sich nur dadurch erklären, daß die Obrigkeit zur Ausführung der Gesetze zu schwach war, und daß die Chinesen den gegen sie genommenen Maßregeln Hindernisse in den Weg zu legen wußten, welche wohl mit Ausnahme weniger Fälle, wo offener Widerstand ins Spiel kam, hauptsächlich darauf zurückzuführen sind, daß sie es verstanden haben, die Werkzeuge des Gesetzes in ihr Interesse zu ziehen. Wirklich scheinen sie in dieser Beziehung eine ganz erstaunliche Gewandtheit zu besitzen, und dieser Umstand verdient ganz besondere Berücksichtigung, wenn wir weiter unten betrachten, was eine Berührung mit ihnen uns wohl bringen würde.

Die Frage der Zukunft ist eine doppelte: die wirthschaftliche und die kulturelle; hinsichtlich beider haben wir zu unterscheiden den Einfluß derjenigen Chinesen, welche in ihrem eigenen Lande fortleben, die wir auch möglicherweise dort aufsuchen werden (wodurch nothwendigerweise neue Beziehungen angebahnt werden müßten), und dann derjenigen, welche in die Welt, möglicherweise bis zu uns, hinausströmen. Eine strenge Trennung dieser verschiedenen Gesichtspunkte würde zwecklos sein, da sie ja nicht einzeln zur Geltung kommen, sondern in ihrer Gesamtwirkung sich fühlbar machen werden.

Wie wir wissen, ist durch die fremden Völker die Abgeschlossenheit, in der China sich so lange gefallen, zum Theil mit Gewalt gebrochen worden, und sie haben sich dort den Eintritt an verschiedenen Stellen mit den Waffen zu erzwingen

verstanden. In seinem jetzigen Zustande kann dies Verhältniß nicht auf die Dauer bestehen. Einmal hat China im Verlaufe der letzten fünfzig Jahre Nutzen gezogen aus den Erfahrungen, welche ihm aufgezwungen worden sind; es wird also voraussichtlich bemüht sein, seine Angelegenheiten so zu ordnen, daß es wenigstens im eigenen Hause so zu leben vermag, wie es will, während in dieser Beziehung den Fremden bis jetzt ein unverhältnißmäßig großer Einfluß gestattet oder von ihnen erzwungen war. Die Berührung, die bis jetzt mit den Fremden stattgefunden hat, müssen wir etwas näher ins Auge fassen, denn nur dadurch wird der tiefe Haß erklärlich, der im ganzen fernen Orient gegen die weißen Männer besteht.

Wenn man ehrlich sein will, muß man gestehen, daß diese Seiten der Geschichte des 19. Jahrhunderts eine Schande für dasselbe sind und, wenn es dessen noch bedarf, recht deutlich beweisen, daß sehr viel von dem, was über christliche und allgemeine Menschenliebe gesagt und geschrieben wird, soweit es wenigstens das Leben und den Verkehr der Völker und Nationen betrifft, nur zu den Redeblumen gerechnet werden muß. Eine trockene Aufzählung der Vorgänge wird genügen. Wir haben da zuerst den Opiumkrieg (1840—42), der ausbrach, als der Kaiser von China die Einfuhr dieses Narkotikums im Jahre 1839 verboten hatte und seinen Unterthanen den Gebrauch desselben bei Todesstrafe untersagte. Aber die englischen Kanonen predigten das Evangelium der Menschenliebe, wie es die Engländer auffaßten, gar zu kräftig, und seit jener Zeit wird das Gift an die Chinesen verkauft; es bringt den Aposteln der Humanität jährlich etwa 150 Millionen Mark ein, aber das Volk wird verdorben. Es fühlt dies selbst, es ist vom Hasse erfüllt gegen seine Verderber, besitzt aber nicht Kraft genug, sich den Genuß freiwillig zu versagen. Aber mit Recht erwidert der Chinese dem Missionar, der ihn bekehren will: „Was, Ihr, die Ihr

uns vergiften, uns zu Grunde richten wollt, Ihr kommt her, um uns Menschenliebe zu predigen und um uns die Tugend zu lehren?" Die Engländer sind ja in dieser Hinsicht bekannt genug, obwohl auch andere Nationen um kein Haar besser zu sein scheinen. Man zwang die Chinesen, die Häfen zu öffnen, den Fremden allerlei Vorrechte einzuräumen, die sie tief schmerzlich und mit einer Bitterkeit empfinden, der einzelne von ihnen wiederholt Ausdruck gegeben haben. Die Unzufriedenheit gegen die Fremden dauerte fort, und selbst während des Taipingaufruhrs suchte die chinesische Regierung sich derselben zu entledigen. Es kam zum Kriege gegen Frankreich und England, der erst 1860 beendet wurde und, namentlich infolge der Plünderung des Sommerpalastes, eine traurige Erinnerung in China hinterlassen hat. Endlich führte die Besetzung von Tonking und das Protektorat von Annam (1882) zum Kriege mit Frankreich, der erst 1885 beendet wurde. Die Chinesen haben die Lehren, die sie aus diesen Vorgängen ziehen konnten, nicht unbenutzt gelassen und scheinen den Weg, den sie sich vorgezeichnet haben, und der durch den Wunsch, ihre Selbständigkeit möglichst zu bewahren, eingegeben ist, mit echt chinesischer Zähigkeit zu verfolgen.

Unabhängigkeit von den fremden Barbaren wird die Losung sein, und daß man sich nicht damit begnügen wird, ihnen das Vordringen zu wehren, sondern ihnen manchen Abbruch zu thun versuchen wird, ist nur zu menschlich. Allerdings begünstigt man im allgemeinen den Fortschritt im Reich der Mitte sehr wenig — augenblicklich z. B. ist der Eisenbahnbau wieder einigermaßen in Frage gestellt worden —, doch hat man sich an den Verbrauch europäischer Erzeugnisse gewöhnt, und wenn nun auch der Bedarf im Verhältniß zur Zahl der Bewohner ein verschwindend kleiner ist, so werthet er doch in absoluten Zahlen immerhin eine ganz hübsche Summe, wovon allerdings der dritte

Theil an Opium. Dieser Bedarf muß also, wenn man sich gegen die Fremden abschließen will, im Lande selbst gedeckt werden; außerdem aber sind die Chinesen viel zu gute Beobachter und zu gewandte Rechner, um sich nicht zu sagen, daß sie manche dieser Erzeugnisse, welche sie jetzt von den Weißen beziehen, recht gut selbst herstellen können, sobald sie nur die Fabrikation selbst erlernt haben werden. Daß sie, wenn sie Gelegenheit haben, sich mit einem technischen Verfahren bekannt zu machen, dasselbe auch bald sich aneignen, ist für Den, der sie bei der Arbeit gesehen hat, keine Frage. Gelingt es ihnen, sich in dieser Beziehung von uns unabhängig zu machen, so wäre der Verlust der verhältnißmäßig nicht gar großen Kundschaft allerdings unangenehm genug, vielleicht aber gar nicht einmal der größte Nachtheil. Schlimmer wäre es, daß infolge der geringen Ansprüche des chinesischen Arbeiters man dort zu Preisen würde arbeiten können, gegen welche eine europäische Konkurrenz einfach unmöglich wäre und die sich bald auch in anderen Ländern in unangenehmer Weise fühlbar machen würde; wahrscheinlich würde man dann aber die immer mehr sich entwickelnde Industrie auch auf die Verfertigung anderer Erzeugnisse ausdehnen und so nach und nach die Konkurrenz eine immer größere werden. Der Lohn eines chinesischen Lohnarbeiters im Dienste eines immer übertheuerten Europäers beträgt ohne Verpflegung 3—4 Tael monatlich (15—20 Mark, also 60 Pfg. per Tag). Qualifizirte Arbeiter finden nur einen um ein geringeres höheren Lohn, da die gelehrigen und anstelligen Chinesen jedes besser rentirende Berufsgeschäft schnell überfluthen; im Dienste eines Chinesen erhält der gewöhnliche Arbeiter nur ½—¾ Tael im Monat (d. h. 9—13 Pfg. täglich) und die Kost. Dazu kommt, daß der Chinese als das Ideal einer menschlichen Arbeitsmaschine gilt, nicht allein, weil er gleichförmig wie eine Maschine, sondern weil er gleichzeitig intelligent

arbeitet.[1] Dieses Wort, ein Ausspruch des berühmten Geographen von Richthofen, verdient volle Beachtung, wenn es sich um Beurtheilung der Aussichten handelt, welche sich uns für die Zukunft eröffnen. Die Transportkosten des Rohmaterials werden vielfach geringer sein, wenn dasselbe nach China, als wenn dasselbe zu uns transportirt wird. Alles dies sind Faktoren, welche, wie bereits bemerkt, die chinesische Mitbewerbung auf dem Weltmarkte zu einer sehr gefürchteten machen werden.

Wenn aber China überhaupt eine nennenswerthe Industrie aufzuweisen haben wird, wenn es Gebrauch macht von unseren Fortschritten, unseren Erfindungen und dieselben auf sein eigenes Gebiet überträgt, so werden Millionen frei, und trotz aller Regierungsmaßregeln wird ein Theil dieser Millionen sich mit um so größerer Gewalt über die benachbarten Gebiete verbreiten, je größer der Druck ist, unter welchem der Strom hervorquillt.

Kann aber China nicht, so wie es zu wünschen scheint, sich abschließen, so wäre es sehr möglich, daß zunächst der umgekehrte Fall einträte und der europäische Einfluß dort, sei es selbst auf gewaltsamem Wege, sich sehr verstärkte. Ein Stillstand ist jetzt nicht mehr möglich, und wenn dort der Fall eintritt, daß manche noch bestehende Schranke fällt, wenn der weiße Mann da frei und unbeschränkt vordringt und sich dort häuslich einrichtet, so wird es nicht ausbleiben, daß er seine Industrie dorthin mitbringt, daß er nicht mehr die fertigen Waren dorthin schickt, sondern die Verfertigung dorthin verpflanzt, wo er wohlfeile Arbeitslöhne findet und in mancher Branche das Arbeitsmaterial mehr in der Nähe hat, oder doch wohlfeiler beziehen kann.

Allerdings liegt hierin auch eine traurige Aussicht für die Zukunft; doch die immer schärfer werdende Konkurrenz wird dazu zwingen, von jeder günstigen Gelegenheit, die sich bietet,

[1] Dr. Singer, a. a. O.

Gebrauch zu machen, ohne daß man der Gefahr, daß man schlafende Geister wachrufe, Rechnung tragen kann. Wie sich diese Verhältnisse auch gestalten mögen, es kann nicht ausbleiben, daß, in welcher Weise die eben besprochene Frage auch gelöst wird, immer mehr Chinesen das eigene Land verlassen werden; man denke hierbei weniger an eine Völkerwanderung, an ein plötzliches Hervorbrechen in gewaltigen Heereszügen, sondern ihr Vordringen wird, ähnlich wie wir es schon kennen gelernt, ein ganz allmähliches sein, es sei denn, daß man den Versuch macht, demselben durch Gewaltmaßregeln Schranken zu setzen, was unter Umständen die Katastrophe beschleunigen könnte. Augenblicklich ist die große Masse der Auswanderer, fünf Millionen etwa, auf den Raum zwischen Hinterindien und der Westküste Amerikas vertheilt; wenige nur haben in den Jahrzehnten, welche vergangen sind, seitdem es ohne große Schwierigkeiten möglich ist, China zu verlassen, den Weg bis zu uns hinaus gefunden; möglicherweise wird das in den nächsten Jahren anders werden. Nicht nur gewinnen die Chinesen, namentlich wenn sie nicht unter den beengenden Formen des eigenen Landes leben, sehr an Bildung und erhalten damit einen weiteren Blick, sondern die leichtere Verbindung mit entfernten Ländern, die unsere verbesserten Transportmittel gewähren, wissen auch sie zu benutzen und für sich auszubeuten. Zudem mehren sich neuerdings die Stimmen, welche ihre Verwendung als wohlfeile Arbeitskraft in Europa, ja selbst in Deutschland befürworten.

Was sie uns bringen werden, lehrt die bisherige Erfahrung. Thätig, gelehrig, zähe begnügt sich der Chinese mit dem geringsten Lohne. Auch in San Francisco haben sie gegen einen Tagelohn von 15 Dollarcent, also etwa 60 Pfg., nicht gezögert, die schwerste Arbeit zu verrichten, Arbeit auf sich zu nehmen, zu der sich kein Weißer finden wollte, um nur diesen kargen Lohn zu gewinnen, von dem wir kaum begreifen können, wie er namentlich unter

dortigen Verhältnissen auch nur genügen kann, um das bloße, nackte Leben weiter zu fristen. Und doch ist dies nicht nur der Fall, sondern der Chinese versteht es, selbst von diesem geringen Betrage (in anderen Ländern ist der Lohn übrigens noch geringer) sogar noch etwas übrig zu halten, und, sobald ihm dies gelingt, ist er auf dem Wege, sein Glück zu machen.

Um dies verstehen zu können, muß man wissen, wie genügsam der Chinese ist, wenn es noth thut, während er, wenn seine Mittel es erlauben, den Freuden der Tafel und anderen Vergnügungen nicht abhold, überhaupt kein Geizhals im Geiste Harpagons ist. Schreiber dieser Zeilen hat auf Java manchmal Gelegenheit gehabt, die Laufbahn eines neu angekommenen Chinesen, eines sogenannten Singkehs, zu beobachten; schon die Unkenntniß der Sprache macht es einem solchen unmöglich, in der ersten Zeit selbständig aufzutreten. In den meisten Fällen tritt er dann als Kuli gegen einen Tagelohn von 25 Cents hell (= 42 Pfg.) bei einem Landsmanne ein, der als Hausirer mit allerlei Waren durch das Land zieht. Von diesem geringen Einkommen bleiben wenigstens 10 Cents (17 Pfg.) unberührt und werden sorgfältig aufgehoben, bis unser Singkeh nach Ablauf einiger Monate sich in der neuen Umgebung genugsam zu Hause fühlt, um sein Glück auf seine eigene Hand zu versuchen. Natürlich, daß es dies im Handel thut — das scheint das Ideal eines jeden Chinesen zu sein —; seine wenigen Sparpfennige, vielleicht auch mitgebrachtes Geld, liefern ihm sein Betriebskapital. Die wenigen Waren, die er anfänglich anschaffen kann, trägt er selbst durch das Land; nimmt er später einen oder mehrere Träger an, so ist dies ein Beweis, daß das Geschäft florirt; sobald er selbst keine Last mehr auf die Schultern nimmt, sondern nur die Aufsicht über die Träger führt, kann man sicher sein, daß er auch anfängt, sich als Kapitalist zu fühlen, und so fährt er fort, sich seine Zukunft zu schmieden,

wobei er fortwährend das vernünftige Verwaltungsprinzip vor Augen hält, von jedem Einkommen, sei es groß oder klein, einen Ueberschuß zu erzielen.

Geborene Diplomaten, verstehen sie es meisterlich, die Umstände und die Schwächen der Menschen, unter denen sie leben, zu benutzen; oben, als wir von ihren ungesetzlichen Handlungen sprachen und die Ansicht G. Rohlfs' anführten, haben wir bereits auf diesen Punkt hingewiesen. Wie sie sich ihres Einflusses auf weniger civilisirte Völker bedienen, gehört nicht hierher; doch auch unter civilisirten Völkern werden sie, insofern man dies nicht, solange es noch Zeit ist, ihnen durch Gewalt unmöglich macht, sich einen behaglichen Platz zu sichern, ein warmes Nest zu bauen verstehen. Durch ihre natürlichen Anlagen scheinen sie zu Arbeitern in der ganzen Welt bestimmt zu sein; diejenigen, denen es glückt, höheres zu erreichen, sind vortreffliche Zwischenhändler, die sich, wenn alles gut geht, zu wirklichen Kaufleuten emporarbeiten. Was ein solches Element, voll von Verstand und Energie, unter unseren doch so schwierigen Verhältnissen bedeutet, liegt auf der Hand. Wird man, wenn einmal der entscheidende Augenblick gekommen ist, sie ganz ausschließen können? Ich zweifle daran! Wie wir oben schon sagten, könnte man dadurch die Katastrophe beschleunigen und auch Veranlassung zu Repressalien geben; dann aber dürften, dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach, der das Nächstliegende ausschließlich berücksichtigt, zu viele Interessen sich dem widersetzen. Das Interesse der Bauunternehmer, der Fabrikanten, der Industriellen wird für sie sprechen und, wenn sie können, ihre Verwendung befürworten. Erstere müssen ja die niedrigsten Preise bedingen, um mit Erfolg konkurriren zu können, während die Anforderungen von Tag zu Tag sich steigern. In England hat man vor Jahren schon die Einführung chinesischer Arbeiter vorgeschlagen, um ein Gegengewicht gegen die Arbeiterstrikes zu

haben, und oben wurde schon darauf hingewiesen, daß man ähnliche Pläne auch schon in Deutschland angeregt hat. Und je mehr China selbst erwacht, je mehr es thätig ist, seine Kräfte zu stärken, desto schwieriger würde ein vollständiger Abschluß unsererseits sein.

Außer manchen anderen Nachtheilen, die wir zum Theil noch näher kennen lernen werden, würde ein derartiges Vordringen namentlich den haben, daß die Chinesen, die im allgemeinen, wie wir schon gesehen haben, nicht seßhaft werden, Raubbau höherer Art treiben würden, d. h. es würden immer neue Scharen kommen, die größtentheils mit ihrem Erwerbe nach längerer oder kürzerer Zeit in ihr Vaterland zurückkehren würden; allerdings nur eine Wiedervergeltung für das, was die weißen Männer seit langer Zeit gethan haben, aber für uns immerhin unangenehm genug.

Wichtiger noch in mancher Beziehung scheint die Frage im Lichte der Kulturentwickelung. Wenn es auch bei dem Mangel an Beschäftigung, der bei uns in so trauriger Weise eintreten wird, ohne erhebliche Veränderung in den bestehenden Verhältnissen, uns jetzt ganz undenkbar erscheint, daß eine zahlreiche chinesische Arbeiterbevölkerung bei uns thätig wäre, selbst wenn sie sich mit den allerniedrigsten Arbeiten begnügte, so müssen wir doch auch diesen Fall ins Auge fassen. Zweifellos wäre, selbst wenn es uns glückte, für die frei gewordenen Hände andere Beschäftigung zu finden, doch mit einem solchen Zustande eine große Gefahr verbunden. Zu einer Rassenvermischung würde es allerdings anfänglich kaum kommen. Bis jetzt scheint die Berührung, welche zwischen Weißen und Chinesen stattfindet, noch so oberflächlicher Natur, daß sie zuerst wohl zu einer solchen nicht führen wird, obschon, abgesehen von dem oben erwähnten Verkaufe von Frauen an chinesische Goldgräber, vereinzelte Fälle vorgekommen sind, daß einer der Männer mit den

mandelförmigen Augen durch eine Tochter des Westens gefesselt worden ist und ihre Hand, möglicherweise auch ihr Herz, davongetragen hat. Auf die Dauer aber würde die Wirkung der anhaltenden, engeren Berührung nicht ausbleiben können; je inniger der Verkehr wird, je länger er anhält, desto größer würde die Vermischung werden. Immer weiter wird dies um sich greifen und das Schreckbild der Chinesirung in bedrohliche Nähe bringen. Ganz ähnliche Vorgänge haben früher die Kolonien der Phönizier, der Griechen und der Römer zu verzeichnen gehabt, und ähnliches werden auch alle anderen Völker erfahren, welche in solche Lage kommen. Zeit und Personen haben einen Wechsel erfahren, die Sache selbst bleibt, und in unserer Zeit muß sich solcher Einfluß verstärken, da die Berührung vervielfacht, die Artsveränderung in so hohem Maße beschleunigt ist.

Doch selbst solange dieser Fall nicht eintrete, wenn eine scharfe Scheidewand bestehen bliebe und eine strenge Kastenbildung stattfände, müßte die höhere Rasse verkümmern, wenn ihr die Grundlage, auf der sie sich entwickelt hat und immer weiter entwickelt, genommen würde. Unsere Verhältnisse können in dieser Hinsicht mit einem Baume verglichen werden. Wenn wir auch zunächst gewöhnt sind, an die duftigen, farbenreichen Blüthen, an den kühlenden Schatten, den uns das Blätterdach gewährt, vielleicht auch an den knorrigen Stamm, der uns einmal zufällig als Lehne gedient, zu denken, so sollten wir doch nie vergessen, daß es die Aeste und Zweige sind, die jene tragen, und daß nichts von alledem, was uns erfreut, bestehen würde, wenn nicht die dem Auge verborgenen Wurzeln mit ihren Tausenden von Fasern dem Baume die Nahrung zuführten, ohne die er nicht bestehen und seinen Zweck erfüllen kann. Traurig würde es mit unser Kultur aussehen, wenn wir, einerlei, wieweit, die unteren Klassen der Gesellschaft ganz entfernen, und durch eine andere Grundlage, die uns ferner steht, ersetzen könnten

oder wollten; denn die Grundlage unserer jetzigen Entwickelung sind die, welche immer neue, in der Arbeit erstarkte Kräfte dem Organismus zuführen, der ohne sie dem, wenn auch langsamen, Untergange geweiht sein würde. Wenn aber früher oder später eine wirkliche Rassenvermischung, in welchen Grenzen denn auch einträte, so steht es wenigstens unserer Ansicht nach fest, daß die Chinesen sehr viel von uns empfangen können; eine andere Frage ist die, was sie uns geben werden. Die Antwort liegt, wenn wir uns dessen erinnern, was vorher zu ihrer Charakteristik angeführt wurde, ziemlich nahe.

Das materielle Leben ist für sie der Inbegriff ihres ganzen Denkens und Trachtens; über dasselbe hinaus kennen sie nichts. Spielt bei uns die geistige Empfindung, die ihnen ganz abgeht, manchmal eine zu große Rolle, hat sie namentlich schon Manchen veranlaßt, sich in die Tiefen einer Metaphysik zu verlieren, aus denen kein Ausweg mehr zu finden ist, so ist doch der Grundgedanke dieser Empfindung der göttliche Funke, der den Menschen in unseren Augen erst zum Menschen im höheren Sinne des Wortes macht, ist das Grundprinzip jeder edlen Handlung. Für den Chinesen giebt es nur diese eine Welt; nie haben sie bessere Hoffnungen, bessere Erwartungen gehegt, nie hat ein Gesetzgeber ihnen ein höheres Ziel vor Augen gestellt; ein weiter Kreis von Wanderungen und dann das Ende, das Nichts! Eine solche Lebensauffassung schließt eine große Gefahr in sich; ohne das Bewußtsein einer anderen Zukunft, ohne den Gedanken, daß der Mensch noch zu etwas anderem, nach diesem manchmal so elenden Leben bestimmt ist, nach diesem Leben, von dem der Prediger sagt: Unser Leben währt siebenzig Jahr, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahr, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen!" ohne einen solchen Gedanken versiegt die Quelle vieler edler Gefühle. Selbst da, wo diese Hoffnungen eine weniger bestimmte Form annehmen,

ja sogar, wo man sie leugnet, und dennoch, sei es auch nur in unbestimmter Gestalt empfindet, sind sie die Quelle aller Gedanken, aller Handlungen, welche den Menschen über das materielle Leben zu erheben vermögen. Wenn ein solcher Idealismus nicht in unser Leben eintritt, wenn dieser Grundzug nicht alles durchdringt, wird auch die edelste Moral durch die menschlichen Leidenschaften auf die Dauer abgeschwächt und immer mehr auf den Hintergrund gedrängt werden. Dem Einzelnen, der mit sich selbst gerungen hat und mit sich selbst eins geworden ist, mag sie vollkommen genügen, den Massen kann sie es, wenigstens auf die Dauer, unmöglich. Liest man die Moralvorschriften, welche ihre Religionslehrer den Chinesen gegeben haben, so wird man von Ehrfurcht durchdrungen, und doch wird die Unsittlichkeit, die wir bei ihnen und bei den Japanern beobachten können, von keinem anderen Volke übertroffen. Wenn diese Millionen von Menschen, sei es auch erst nach längerer Zeit, unter uns treten, diese Menschen, für welche das eigene Ich mit seinen materiellen Interessen das höchste ist, was sie kennen, so muß man gerade für unsere geistigen Güter die größten Befürchtungen hegen. Unsere äußere Kultur steht nicht auf so thönernen Füßen, daß sie den Anprall einer solchen Völkerwoge, selbst wenn sie sich plötzlich über uns ergießen sollte, was, wie schon gesagt, kaum zu erwarten sein wird, zu fürchten hätte; wir sind im Gegentheil wohl berechtigt, dieselbe für reich genug zu halten, um ihren Segen auch auf weniger begünstigte Menschenkinder ausstreuen zu können. Aber das Gefühl für das Höhere ist auch bei uns schon abgeschwächt und wird fortwährend noch schwächer, in einer Zeit, in der so viele unter uns durch die Vernachlässigung geistiger Genüsse, durch den Vorzug, den sie dem materiellen Leben geben, durch die Anforderungen, welche der Kampf ums Dasein jetzt schon stellt, bereit sind, den Ankömmlingen in dieser Hinsicht wenigstens

ein inniges Verständniß entgegenzubringen und sich so von vornherein zu Bundesgenossen eines ausgedehnten Materialismus zu machen, eines Materialismus, welcher dann seine Herrschaft über den größten Theil der bewohnten Erde auszuüben bestimmt sein könnte. Es würde zu weit führen, den eben ausgesprochenen Gedanken nach allen Richtungen hin durchzuführen, begnügen wir uns daher mit einem einzigen Beispiele. Nehmen wir den Sinn für die Künste, die den Gedanken des Großartigen und Schönen zum Ausdruck bringen, ein Gefühl, welches nur im Herzen einiger wenigen, bevorzugten Rassen wohnt und bei uns auch schon sehr abgeschwächt erscheint, wenn wir es mit demjenigen vergleichen, welches die Herzen und den Geist der Griechen und der Römer erfüllte; wenn wir die antike neben die moderne Kunst stellen. Im allgemeinen scheint eine schnelle Vorwärtsbewegung auf industriellem Gebiete, wenigstens nach dem Beispiele Amerikas zu urtheilen, den Künsten kein Glück zu bringen, und die Menschen, welche zunächst an den Erwerb denken, besitzen in den meisten Fällen nur ausnahmsweise ein für die Kunst empfängliches Gemüth. Was sollen uns die Chinesen auf diesem Gebiete bringen, welchen Einfluß sollen sie haben? Sie, die uns das Groteske, aber nicht das Großartige, statt des Erhabenen nur das Materielle und außerdem ihren bis ins Kleinliche getriebenen Erwerbsgeist, den Gedanken einer beschränkten Sparsamkeit zuführen, unter uns heimisch machen, ja uns zwingen würden, denselben ebenfalls zu unserem Lebensführer zu wählen. Und so ist es auf allen anderen Gebieten, die von dem immer schwächer werdenden Idealismus getragen werden.

Daher scheint manches dafür zu sprechen, daß in der einen oder der anderen Art ein Wendepunkt gekommen ist, vielleicht das Ende der jetzigen Periode unserer Kulturentwickelung. Wie Hermann Lotze in seinem Mikrokosmus ausgeführt hat, stehen

sich zwei Auffassungen des Lebens der Menschheit gegenüber, deren eine an einen dauernden Fortschritt glaubt, der aber durch die andere geleugnet wird. Letztere sieht in der Geschichte nur einen Kreislauf, höchstens eine Verschlingung von Kreisen veränderlicher Faktoren, aber kein Fortschreiten in gerader Linie nach bestimmtem Ziele. Was später geschieht, ist für sie nur eine Wiederholung dessen, was früher schon gewesen ist; sie rechnet nicht auf den Ertrag, den das Menschenleben für künftige Geschlechter abwirft, während die zuerst erwähnte Ansicht, wenn sie auch das, was der Einzelne erlebt, nicht für nutzlos erklärt, doch das Hauptgewicht darauf legt, was die Handlungen des Einzelnen und was die Ereignisse für die Nachwelt bedeuten, inwiefern durch sie der Fortschritt der Menschheit gefördert worden ist. Wird nun, wenn es zur Begegnung mit den Chinesen kommt, dies den Abschluß eines Kreises, wird es nur einen Ruhepunkt oder gar einen Rückschritt auf der Bahn der Entwickelung bedeuten, um später zu erneuertem Fortschritt zu führen? Die Beantwortung dieser Frage glauben wir schon in Obigem angedeutet zu haben, denn daß unsere Kultur bei einer Berührung mit den Chinesen die Vollkommenheit in demselben Maße einbüßen muß, als sie ihr Reich ausdehnt, scheint nach dem Gesagten ziemlich sicher. Es scheint so, aber die menschliche Berechnung trügt oft, wie uns die Geschichte, wie uns die Natur so deutlich zeigt. Wenn der Schatten der Erde vor den Mond tritt, oder wenn der letztere, der treue Begleiter unseres Planeten, dem menschlichen Auge den Anblick des Tagesgestirns entzieht, dann ergreift wilde Angst den Naturmenschen, welcher vielfach glaubt, das letzte Stündlein der Erde mit allem, was sie trägt, habe geschlagen, und doch, nach wenigen Minuten oder Stunden, leuchtet das bleiche Licht des Mondes in altem Glanze, wärmen und befruchten der Sonne Strahlen den Boden aufs neue, und es zeigt sich, daß alle Angst umsonst gewesen. Doch

nicht so weit brauchen wir zu suchen, auch unsere eigene Geschichte bietet uns Beispiele genug von der Kurzsichtigkeit der Menschen. Es ist jetzt ungefähr 900 Jahre her, da herrschte allgemeines, großes Entsetzen; unsere Voreltern überblickten ihren engen Horizont, der für sie die Welt bedeutete und an dem sie bald die Morgenröthe des tausendsten Jahres erscheinen zu sehen erwarteten. Des tausendsten Jahres! Ein schrecklicher Gedanke für sie, denn sie glaubten, daß dieses Jahr den Untergang der Welt bringen würde. Und doch haben sie diesen Schrecken überlebt; die Welt ist nicht untergegangen, und seither hat die Erde wieder beinahe tausend Jahre lang ihre altgewohnte Bahn durchlaufen, und Regen und Sonnenschein sind einander gefolgt. Das kann uns als Beispiel dienen. Heute, wo wir noch durch eine ziemliche Spanne Zeit von der Vollendung des zweiten Jahrtausends entfernt sind, glauben wir ebenfalls, eine drohende Gefahr vor uns zu sehen, eine Gefahr, die ja in ihrem jetzigen Kreislaufe schon drei verschiedene Perioden zu verzeichnen hat. Soweit unsere Wissenschaft reicht, sind wir nicht im stande, ein äußeres Zeichen anzuweisen, welches auf den physischen Untergang der Welt hinweist, aber es erhebt sich eine furchtbare Wolke, welche die geistige Arbeit von Jahrtausenden in tiefen Schatten zu hüllen bestimmt scheint. Sollen wir glauben, daß dies sich erfüllen wird? So drohend uns die Gefahr erscheint, so wissen wir doch, daß alle unsere Weisheit trügerisch ist. Von welcher Art der Geschichtsbetrachtung wir auch ausgehen mögen, die Antwort ist dieselbe. Ob wir die theistische, die rationalistische, die naturalistische Auffassung zu Grunde legen — ich zähle sie auf in der Ordnung, wie sie nach einander entstanden sind —, ist dabei ziemlich gleichgültig. Welche dieser drei Ansichten, die immer noch nebeneinander fortbestehen, die richtige ist, wird wohl nie endgültig ausgemacht werden; es ist eben eine Wiederholung der Geschichte von den

drei Ringen. Mag auch die erste, die theistische Geschichtsbetrachtung, in dem Verlaufe der Ereignisse die Handlungen einer zielbewußten höchsten Kraft sehen, eine Kraft, welche dieselben nach ihren dem Menschen unbekannten Zwecken leitet oder die rationalistische Auffassung den letzteren in den Mittelpunkt versetzen, indem sie der theistischen Auffassung diametral entgegentritt und die Entwickelung der menschlichen Geschichte als das Ergebniß der Arbeit des freien Menschengeistes anzieht, dabei auch glaubt, durch die Vernunft dem Menschen seine Wege und seine Ziele anweisen zu können, mag endlich die dritte, die naturalistische, Auffassung den Menschen als unfreien Theil der ganzen Natur betrachten und die Naturgesetze zu erforschen suchen, nach denen sich die Entwickelung der Menschheit in vorgezeichneten Bahnen bewegt, es ist einerlei. Ob höhere Hand, ob Naturgesetz, ob menschliche Vernunft in Verbindung mit Unberechenbarem, das Wesen selbst der Vorgänge bleibt für alle menschliche Vernunft verborgen, und die Ueberraschungen, die uns bereitet werden, sind zahlreich. Es würde zu weit führen, diesen Gedanken für die drei verschiedenen Auffassungen hier durchzuführen, es wäre aber auch überflüssig, das zu thun, denn im ganzen würde die Durchführung nur dem Ausdrucke nach verschieden, der Sache selbst nach aber ziemlich dieselbe sein. Wir begnügen uns daher dieser Frage nur vom Standtpunkte der ältesten, der theistischen, Auffassung aus näher zu treten. Von demselben aus darf man wohl behaupten, daß es nicht die menschliche Vorsicht ist, welche das Geschick bestimmt und leitet; über ihr steht die höhere Vorsehung; in ihrer Hand ruht die Zukunft, und ihr Eingreifen hat noch nie in der Geschichte gefehlt, wenn es noth that. Plan und Zweck des großen Gebäudes, von dem unsere Mutter Erde nur ein kleiner Theil ist, kennen wir nicht; wir selbst können uns kaum mit den Bauleuten vergleichen, und in dieser, nach unseren Begriffen ganzen, großen Masse von Unwissenden,

giebt es nur wenige Auserwählte, die Philosophen, die Geschichtsschreiber und die Dichter, denen der große Banmeister des Weltalls erlaubt hat, Jedem nach seiner eigenen Weise, einen Blick auf den Weg zu werfen, den entlang er die Menschenkinder führt. Sie sehen sich um und bewundern den Bau, durch dessen Verständniß sie ihren Geist erleuchtet glauben, und und dann meinen sie auch, zu sehen, was vielleicht noch zu thun wäre, aber sie vertrauen doch dem großen Baumeister, der es bis dahin gut gemacht hat; sie wissen zu gut, daß, ebenso wie alle Menschen, auch sie dem Irrthum unterworfen sind; so ist es gewesen, und so wird es immerdar sein, solange die Welt besteht.

Welcher Art der Auffassung wir aber auch beitreten mögen, eins ist unser Aller Pflicht, nämlich Jeder sollte auf dem Platze, auf den er gestellt ist, ausharren, solange er kämpfen kann, und sollte bis zu dem Augenblicke, wo die Entscheidung kommt, nach bestem Wissen und Gewissen seine Pflicht erfüllen.

Dazu gehört aber auch die Verpflichtung, nach Mitteln zu suchen, eine Gefahr, die wir erkannt zu haben glauben, nach Kräften abzuwenden; denn nicht blindlings sollen wir der Vorsehung vertrauen, sondern von den Fähigkeiten und Gedanken, die sie uns gegeben, nach Möglichkeit den besten Gebrauch zu machen suchen. Mit Bezug auf den drohenden Zusammenstoß der weißen und der gelben Rasse scheint sich ein Ausweg zu bieten. Raum genug hat die Erde, um noch Hunderte und Tausende von Millionen zu fassen und zu ernähren, wenn alle diese Menschen im stande sind, in den noch spärlich bevölkerten tropischen und subtropischen Gebieten zu leben und zu gedeihen.[1] Das kann die gelbe, das kann die schwarze Rasse. Beide verstehen es;

[1] Siehe unseren Aufsatz in „Aus allen Welttheilen", Oktbr./Novbr. 1889 „Kaiser Wilhelmsland und seine Zukunft."

den Acker zu bauen; erstere besitzt auch eine höhere Intelligenz, welche sie für die Pflege der Industrie geschickt macht, die ja, wie wir oben gesehen haben, manchmal sich dahin wird verpflanzen müssen, wo sie ihre Rohprodukte in der Nähe wird beschaffen können, wo sie die niedrigsten Arbeitslöhne zu bezahlen haben wird. Die weiße Rasse gedeiht nur unter einem gemäßigten Himmel, vermag nur dort ihre ganze Arbeitskraft zu entwickeln; in der Tropenzone kann sie nur unter sehr günstigen Bedingungen thätig sein, welche es ihr möglich machen, durch ihre Lebensweise dem Einflusse des Klimas zu begegnen. Sie würde dort als Lehrerin der gelben und der schwarzen Rasse auftreten können; selbst alle Arbeit zu verrichten, ist sie nicht im stande. So vermöchten die drei lebenskräftigen Rassen, die schwarze, die gelbe und die weiße, unter Führung der letzteren ein Weltreich zu bilden, in dem jede Rasse eine ihr passende Stelle finden könnte, ohne daß auf lange hinaus die Gefahr eines heftigen Zusammenstoßes uns drohend anstarrte, und dabei könnte doch wieder jede Rasse ihre Eigenart und ihre eigenthümliche Kultur nicht nur bewahren, sondern auch weiter entwickeln, und könnte sich das, was die anderen gewirkt, zu nutze machen. Es würde Berührung, aber kein Kampf eintreten, und die weiße Rasse namentlich könnte infolge der Hebung des materiellen Wohlstandes an ihrer eigenen Ausbildung ungestörter fortarbeiten, als dies heute der Fall ist.

Wird die Kolonialbewegung, deren Berechtigung mehr und mehr anerkannt wird, sich über das nächstliegende zu erheben und ein wirklich großes Ziel ins Auge zu fassen im stande sein? Denn ein großes Ziel wäre es sicherlich, nicht nur der Noth im eigenen Hause, sondern auch der Gefahr, die aus den Nachbarhäusern droht, auf absehbare Zeit abzuhelfen. Geschieht dies nicht, so wird früh oder spät eine Berührung, eine theilweise oder vollkommene Vermischung der Rassen eintreten müssen, die

zur Vernichtung wenigstens eines Theiles der am höchsten entwickelten Kulturvölker führen und das, was übrig bleibt, in neue, von den bisherigen ganz verschiedene Bahnen lenken würde. Dies weiter zu verfolgen, kann jetzt unsere Absicht nicht sein, das zunächst Liegende, Greifbare ist schon wichtig genug, und die in Bezug hierauf hier angeregten Fragen dürften in nicht gar zu ferner Zeit permanent auf der Tagesordnung erscheinen; werden es vielleicht auch die Aelteren von uns nicht mehr erleben, so wird möglicherweise der jüngeren Generation der Kampf um das Dasein sehr dadurch erschwert werden.

Der Zukunftskampf der weißen und der gelben Rasse.

Von

Emil Metzger,
weiland in Stuttgart.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 195.

Ueber die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin.

Von
Dr. P. Müller,
Professor in Bern.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Zur Frauenfrage.

Von Prof. E. Laas.

Preis Mk. —.50.

Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen.

Von Prof. Dr. Fr. v. Holtzendorff.

2. Auflage. Preis Mk. 1.—.

Frauenwünsche und Frauenbestrebungen.

Von Hedwig Bender.

Preis Mk. 1.40.

Die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes.

Von Dr. Ludw. Schwerin.

Preis Mk. 1.—.

Leiden und Thaten der Frauen im Kriege.

Von H. Hetzel, Prediger.

Preis Mk. —.60.

Ueber die Darstellung der Frauen in der griechischen Tragödie.

Von Dr. K. Bruchmann.

Preis Mk. —.60.

Frauencharaktere aus den Tragödien des Euripides.

Von Dr. Erich Bukler.

Preis Mk. —.80.

Anna Amalia,

Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Begründerin des Weimar. Musenhofes.

Von Dr. Paul Weizsäcker.

Preis Mk 1.—.

Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung: Luise Büchner, Marie Calm.

Von Alice Bousset.

Preis Mk. 1.—.

Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter.

Von Gustav Reinsch.

Preis Mk —.75.

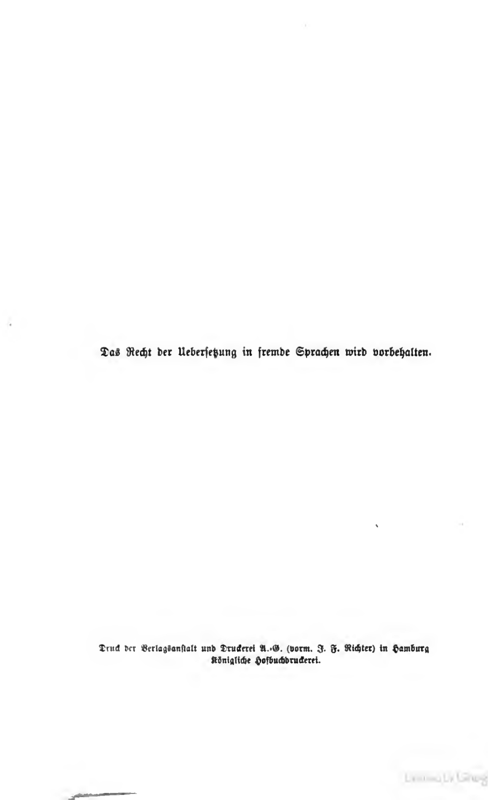
Ueber die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin.

Aus einem Cyklus von populär-wissenschaftlichen, vom Lehrkörper der Berner Hochschule gehaltenen Vorträgen.

Von

Dr. P. Müller,
Professor der Gynäkologie an der Universität Bern.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg
Königliche Hofbuchdruckerei.

Mit raschen Schritten eilen wir dem Ende unseres Jahrhunderts zu. „Fin de siècle“ tönt uns von allen Seiten und in verschiedenen Tonarten entgegen. Diese banal gewordene Phrase, welche der Wende des Jahrhunderts eine besondere Bedeutung beilegt, hat eine gewisse Berechtigung. Mit Recht weist man auf die gewaltigen politischen Veränderungen hin, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts sich abspielten. Durch die Renaissance und die Reformation wurde der mittelalterliche Mensch zum modernen umgestaltet. Die Aufklärungszeit des vorigen Jahrhunderts hat uns die französische Revolution und mit ihr die Befreiung des Individuums aus den Fesseln des absoluten Staates gebracht. Der Wende unseres Jahrhunderts scheint eine ungleich wichtigere Aufgabe von dem Geschicke zugewiesen zu sein: der Beginn der Lösung der sozialen Frage! Dem freigewordenen Menschen eine menschenwürdige Stellung in der umzugestaltenden Gesellschaft zu geben — das ist das Problem, welches unserer Generation in der nächsten Zeit zur Lösung vorliegt.

Die Aufgabe, welche dem Ende des vorigen Jahrhunderts zufiel, hat dieselbe ohne folgenschwere Eruptionen nicht zu erfüllen vermocht. Wollen wir hoffen, daß die Lösung der sozialen Frage — so drohend und unheilverkündend auch die Gewitterwolken am politischen Horizont sich erheben — auf friedliche und der Menschheit zum Heile gereichende Weise erfolge.

Unter den sozialen Bestrebungen, welche alle Schichten der Gesellschaft jetzt bewegen, ist wohl als eine der wichtigeren die Frauenfrage zu betrachten. Es fragt sich, ob die Stellung, welche die Frau in der menschlichen Gesellschaft jetzt einnimmt, als eine gerechte, der Frau würdige und dem allgemeinen Wohl entsprechende angesehen werden darf, oder ob nicht, unseren jetzigen Anschauungen von Menschenwürde und Menschenrechten entsprechend, wie auf anderen Gebieten des sozialen Lebens, so auch hier tief eingreifende Veränderungen eintreten sollten.

Die Frauenbewegung macht sich nach verschiedenen Richtungen hin geltend. Es ist hier nicht möglich, alle ausführlicher zu besprechen, nur eine derselben muß hier näher berührt werden: es betrifft dies die Stellung der Frauen im Erwerbsleben. Eine größere Selbständigkeit und Freiheit wird in dieser Richtung allseitig gefordert, und hiermit hängt auch die weitere Forderung einer freien Berufswahl zusammen. Mit diesem letzteren Probleme ist eine weitere Frage verbunden: ob nämlich die Frau auch zu den sogenannten wissenschaftlichen Berufsarten befähigt und berechtigt sei. Da aber diese letzteren bis jetzt nur durch Universitätsstudien erreicht werden können, so fragt es sich dann weiter, ob die Frau auch zum Studium an den Hochschulen zugelassen werden soll oder nicht. Besonders interessirt uns hier das Studium und die Ausübung der Medizin durch die Frau: ist doch die Medizin dasjenige Fach, von dem man allgemein annimmt, daß es wohl für die Frauen am meisten passe und zu welchem Studium auch am meisten die Frau sich hingezogen fühlt.

Man wird es begreiflich finden, daß einem Lehrer der Medizin diese Frage sehr nahe geht: am meisten dem Gynäkologen. Sein Beruf erfordert freilich nur eine genaue Kenntniß der somatischen Verhältnisse des Weibes; allein als einseitig müßte er bezeichnet werden, wenn er sich nur hierauf beschränken und seine Aufmerksamkeit nicht auch den geistigen und moralischen

Interessen der Frauenwelt zuwenden würde. Ein akademischer Lehrer, der außerdem bereits beinahe zwei Decennien an einer Hochschule wirkt, bei welcher die Frauen unbeschränkt zum Studium zugelassen werden, und der auch glaubt, für diese Verhältnisse offenes Aug' und Ohr zu haben, ist wohl auch befähigt und berechtigt, über diese Frage des Studiums der Medizin durch die Frauen frei und offen sein Urtheil auszusprechen. Nur um Eines bitte ich, nämlich von vornherein um Entschuldigung: das Thema bringt es leider mit sich, Verhältnisse zu berühren, deren Kenntnißnahme nicht für Jeden angenehm ist, und den dichten Schleier von Dingen zu lüften, die für gewöhnlich nicht der Gegenstand öffentlicher Diskussionen sind. Wenn ich nicht die richtige Form hierbei finden sollte, so bitte ich, mir wegen der besonderen Schwierigkeit der Darstellung Indemnität zu ertheilen.

Die erste Frage, die sich jedem Denkenden bei dieser, die weitesten Kreise beschäftigenden Bewegung aufdrängt, welche in den letzten Jahrzehnten in Wort und Schrift in der eingehendsten Weise besprochen wurde, welche auch in verschiedenen Parlamenten, besonders im deutschen Reichstage, fast nicht mehr von der Tagesordnung verschwindet, ist wohl dieß: Welche Ursachen liegen wohl dieser Bewegung zu Grunde, und welche Motive bestimmen wohl die Frau zu dem Verlangen, einen so ganz ungewöhnlichen Weg, namentlich den des Universitätsstudiums und speziell den des Studiums der Medizin, zu betreten? Die Träger dieser Bewegung rekrutiren sich aus verschiedenen Kreisen. In erster Linie sind es jene für Frauenemanzipation schwärmenden Personen, welche, unbekümmert um die Schranken, welche die Natur nun einmal gezogen hat, eine vollständige Gleichstellung der Frau mit dem männlichen Geschlechte verlangen. Ihnen schließt sich in neuerer Zeit die sozialistische Partei an, welche, ähnlichen Tendenzen huldigend und auch in der Frauenfrage unerreichbar erscheinenden Zielen nachjagend, ebenfalls die gleiche Forderung in ihr Parteiprogramm

aufgenommen hat. Ihnen ging schon voraus jene Bewegung mehr aus den bürgerlichen Kreisen, welche, auf realerem und soliderem Boden sich bewegend, mehr vom manchesterlichen Standpunkte aus, vorläufig nur eine größere Freiheit der Frauen auf ökonomischem Gebiete verlangt. Dieser ökonomische Standpunkt ist es auch, von dem aus das Frauenstudium, wenn nicht einzig und allein, so doch vorzugsweise beurtheilt werden muß.

Die Umgestaltung, welche in den civilisirten Ländern in den letzten Jahrzehnten, hervorgerufen durch verschiedene Faktoren, im sozialen Leben vor sich gegangen ist, hat zur Wirkung gehabt, daß sich das numerische Verhältniß zwischen verheiratheten und unverheiratheten Personen, und zwar wesentlich zu Ungunsten des weiblichen Geschlechtes, verschoben hat. Während nämlich unter den Neugeborenen das männliche Geschlecht an Zahl vorwiegt, indem auf 100 Mädchen 106 Knaben kommen, findet man in einer späteren Zeit durch die größere Sterblichkeit der Knaben ganz andere Verhältnisse, indem schon vom 15. Lebensjahre an das weibliche Geschlecht, in Europa wenigstens, das männliche an Zahl überwiegt und im späteren Lebensalter das Verhältniß des männlichen zum weiblichen Geschlechte gerade umgekehrt sich gestaltet: das weibliche überwiegt an Zahl das männliche! Schon durch diesen einfachen Umstand ist einer großen Anzahl von Frauen die Möglichkeit genommen, in die Ehe einzutreten und dadurch die ihr von der Natur angewiesene Pflicht als Mutter und Erzieherin der Kinder zu erfüllen. Bestreiten wird Niemand, welche Ansicht er auch in der Frauenfrage habe, ob er die Frau als ein dem Manne untergeordnetes Wesen ansehe, oder ob er für die weitgehendste Emanzipation der Frau schwärme, daß der Frau von der Natur diese Aufgabe als Mutter und Erzieherin in erster Linie zufalle. Noch bedenklicher aber wird das numerische Mißverhältniß zwischen Mann und Frau durch die in neuerer Zeit immer mehr zunehmende Ehe-

losigkeit der Männer. Dieser letzteren Erscheinung liegen verschiedene Ursachen zu Grunde. Man schuldigt sich ja in diesem Punkte gegenseitig gern an. Die Männer werfen den Frauen „Mangel an häuslicher Erziehung und zu luxuriöse Lebensweise" vor, um den Cölibat zu rechtfertigen, die Frauen nennen die Männer „blasirte Egoisten"! Der wichtigste und bei Vielen der ausschlaggebende Grund ist unbestritten der, daß es in neuerer Zeit für den Mann immer schwieriger wird, rechtzeitig eine solche ökonomische Position zu erringen, um einen eigenen Haushalt gründen zu können. Hat er selbst kein Vermögen, so glaubt derselbe sich oft verpflichtet, seine Ehe durch die Mitgift der Braut auf eine solidere Basis stellen zu müssen; fehlt aber einem Mädchen diese Mitgift, so tritt für sie die Möglichkeit, in den Stand der Ehe zu treten, bei allen geistigen, moralischen und körperlichen Vorzügen ganz bedeutend zurück. Dadurch ist bei uns die Zahl der unverheiratheten Frauen in den letzten Jahrzehnten unverhältnißmäßig gestiegen. In Nordamerika, in Australien und den überseeischen Kolonien dagegen, wo durch die starke Einwanderung das männliche Geschlecht theilweise bedeutend überwiegt, ist deshalb auch die Zahl der alleinstehenden Frauen viel geringer. Daher ist dort die Möglichkeit einer Eheschließung eher gegeben, und tritt deshalb die Frauenfrage weniger in den Vordergrund. In Europa dagegen ist die Zahl der einzelstehenden Frauen in den letzten Jahrzehnten um ein Beträchtliches gestiegen, indem in manchen Ländern durch Kriege, in anderen Ländern wieder durch starke Auswanderung, in manchen Ländern durch beide Ursachen zugleich eine nicht unbedeutende Verminderung der Männerzahl eingetreten ist. So überwiegt in der Schweiz die weibliche Bevölkerung die männliche um beinahe 60000 Köpfe, in Deutschland um beinahe eine Million! Wenn aber auch nicht alle ledigen Frauen als ökonomisch unselbständig betrachtet werden können, so wächst doch mit der Abnahme der Ehe die Zahl der

unversorgt stehenden Frauen um ein ganz Beträchtliches. Diese Zahl der letzteren wird noch vermehrt durch die nicht geringe Anzahl von Witwen, welche durch den Tod des Mannes ihren Ernährer frühzeitig verloren haben und für die Kinder selbst Sorge tragen müssen, sowie auch auf der anderen Seite durch die nicht geringe Anzahl von verheiratheten Frauen, welche bei der Untüchtigkeit der Männer für ihre und ihrer Familie Leben und Unterhalt selbst aufkommen müssen.

Was geschieht nun aber mit dieser großen Anzahl von Frauen, die auf ihren eigenen Erwerb angewiesen sind? Am besten daran sind noch die ledigen aus den unteren Bevölkerungsklassen, indem dieselben meist ohne alle weitere Schulung und Vorbereitung durch der Hände Arbeit ihren Unterhalt finden. Ist das Los derselben auch kein beneidenswerthes, so ist doch ihr Lebensunterhalt, wenn auch manchmal ein kümmerlicher, so doch gesichert. Auch die Möglichkeit, eine Ehe einzugehen, ist hier bei den bescheideneren Anforderungen eines solchen Hausstandes und bei der Erwerbsthätigkeit beider Eheleute weniger ausgeschlossen.

Was geschieht aber mit jenen ledig gebliebenen Frauen aus den höheren und aus dem Mittelstande? Jener Klasse, welche sich durch Verallgemeinerung der Bildung, auch aus den anderen Volksschichten in unserer Zeit immer mehr und mehr vergrößert? Jenen, deren Eltern nicht mit Glücksgütern gesegnet sind und denen kein reiches Erbe zugefallen? Ihr Los ist ein minder günstiges. Zu schwerer Arbeit sind dieselben körperlich nicht tauglich. Auch ihre Bildungsstufe macht ihnen dies unmöglich, abgesehen davon, daß in manchen Ländern Vorurtheile und Sitten es ihnen verbieten. In ihren Familien können dieselben auch nicht mehr so, wie in der guten alten Zeit, der veränderten sozialen Verhältnisse halber, so häufig wie früher Aufnahme finden; sie sind angewiesen, auf eine andere Weise, außerhalb

der Familie, sich eine Existenz zu schaffen, wenn dieselben es nicht vorziehen, wie es leider in den höheren Bevölkernngsklassen vorkommt, nach außen zu den Schein einer besseren Lebensweise aufrecht zu erhalten, zu Hause aber am Hungertuche zu nagen. Wohl dem Lande, wo derartige schroffe Unterschiede der verschiedenen Bevölkerungsklassen mit ihren Vorurtheilen nicht existiren, und wo das gebildete Mädchen keine Schande darin findet, nicht allzu wählerisch in der Berufsart, sich selbständig und ehrlich durch das Leben zu schlagen. Wir begegnen denselben bereits auf Arbeitsgebieten, die früher nur von dem Manne besorgt wurden: in Magazinen, Bureaux, Verkehrsanstalten 2c. 2c. sind dieselben bereits eingedrungen und haben theilweise den Mann verdrängt. Eine große Anzahl findet als Lehrerinnen und Erzieherinnen in ihren verschiedenen Abstufungen Brot und Beschäftigung. In neuerer Zeit ist auch die Krankenpflege hinzugekommen, wo auch Mädchen aus den gebildeten Klassen eine ebenso passende als ehrenvolle Beschäftigung finden. Aber trotz alledem bleibt noch ein großer Prozentsatz von unverheiratheten, gebildeten Frauen übrig, die manchmal bei unzureichender und unpassender Beschäftigung mit großen Entbehrungen ihr Leben fristen müssen. Gerade aber diese Tausende und abermals Tausende sind es, welche Einlaß zu den höheren Schulen und zu den Universitäten ganz energisch verlangen.

Nicht immer ist es aber nur das liebe Brot, das sie zu diesem Streben veranlaßt, sondern es kommt noch ein weiteres Motiv, ein edleres, hinzu! Für viele ledige Frauen ist es gewiß kein angenehmes Gefühl, sich sagen zu müssen, ihre eigentliche Bestimmung verfehlt zu haben. Viele derselben glauben sich verpflichtet, auf eine andere Weise der Menschheit sich nützlich erweisen zu müssen. Sie wollen kein unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft sein. Sie wollen eine ihren geistigen Fähigkeiten und ihrem Bildungsgrade entsprechende Beschäftigung

finden. Diesen ledigen Frauen ist nicht damit gedient, daß wir Männer ihnen mit dem wohlfeilen Satze entgegentreten: „Die Frau ist naturgemäß nur für das Haus, für die Familie bestimmt." Mit Recht erwidern sie darauf, daß man ihnen doch die Familie schaffen soll; wenn nicht, so gebe man ihnen wenigstens das Recht, auf eine andere Weise dem Menschengeschlechte nützlich zu sein. Solchen Frauen gegenüber kann man auch nicht mit dem Einwurf kommen, daß weibliche Würde und Anmuth dem Weibe gewisse geistige Beschäftigung verbieten. Mit Recht weisen sie darauf hin, daß wir Männer doch nichts dagegen haben, wenn die Frauen sich mit Arbeiten beschäftigen, die manchmal sehr wenig mit der weiblichen Körperkraft und auch der Moral in Einklang zu bringen seien, Arbeiten, die weder der natürlichen Bestimmung, noch der Würde des Weibes entsprechen. Diesen Frauen, deren allgemeine Bildung nicht selten der der Männer gleichkommt, und die sich durch Ausübung der Heilkunde nützlich machen wollen, kann man nicht zurufen: Tretet doch ein in den niederen Dienst Lucina's! Mit Recht rufen sie zurück: Warum laßt ihr eure oft wenig talentirten Söhne, statt sie mit Ach und Krach durch Gymnasium und Universität durchschleppen zu lassen, nicht sofort — Heilgehülfe werden? In einer Zeit, wo man so gern über die manchesterlichen Lehren der freien Ausnutzung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten den Stab bricht, muß man doch sagen, daß diese Lehre ihre Berechtigung für derartige Frauenbestrebungen nicht verloren hat. Mit Recht zeihen uns die Frauen der Brutalität, mit der wir unsere Stellung als Alleinherrscher im Staate ausnutzen und die Frauen aus den verschiedenartigsten Motiven von dem Kreis unserer Beschäftigungen, den wir aber natürlich selbst gezogen haben, fernhalten. Es ist dieses mit dem natürlichen Rechte und der Vernunft nicht in Einklang zu bringen, wenn wir den Frauen die freie Berufswahl, wozu auch das

Ergreifen einer wissenschaftlichen Berufsart gehört, versagen, es sei denn, daß nicht andere, wichtigere Gründe dagegen sprechen.

Zu diesen letzteren Gründen gehört aber die oft gehörte und zäh aufrechterhaltenene Behauptung, daß die Frau zur Medizin weder Talent noch körperliche Kraft besitze. — Gehen wir darauf etwas näher ein!

Das Studium und die Ausübung der ärztlichen Kunst ist bis in die neuere Zeit als eine männliche Beschäftigung angesehen worden. Es wird sich deshalb fragen, ob diese Anschauung richtig ist, oder nicht. Es wird sich fragen, ob auch die Frau im Stande ist, das Studium der Medizin in gleicher Weise wie der Mann mit Erfolg zu betreiben und die ärztliche Thätigkeit in gleicher Weise wie der Arzt auszuüben. Als vor drei Jahrzehnten die Frage nach dem Frauenstudium einen dringenderen Charakter annahm und die Frauen an den Pforten der Hochschulen die Zulassung energisch forderten, ist lebhaft pro und contra erörtert worden, ob die weibliche geistige Fähigkeit zum Universitätsstudium und speziell zu dem Studium der Medizin hinreiche, oder ob bei der geistigen Eigenart derselben, dieses Studium bei den Frauen mangelhaft sich gestalten müsse. Die Waffen in diesem bis jetzt stets fortdauernden Kampfe hat man hauptsächlich der Anthropologie entnommen. Die Gegner des Frauenstudiums heben hervor, daß das Gehirn, also das Organ der Intelligenz, bei der Frau ein geringes Gewicht und Umfang besitze, infolgedessen auch nicht zu einem höheren Studium wie das der Medizin hinreiche.

Mit vollem Recht hat man aber darauf hingewiesen, daß die geistigen Fähigkeiten nicht von der Größe der Gehirnmasse abhängig wären. Zum Beweise aber, wie wenig es auf die Quantität von Gehirn ankäme, hat man neben manch Anderem

auf Völkerschaften hingewiesen, deren Hirngewicht wenig von dem der civilisirten Völker differire und die trotzdem in der Intelligenz weit zurückstünden. Auf der anderen Seite hat man auch festgestellt, daß es nicht wenige Männer von hervorragender geistiger Begabung gegeben habe, deren Gehirngewicht unter das der Frauen gesunken war. Mit Recht hat man darauf aufmerksam gemacht, daß es nicht nur auf die Quantität des Gehirns an und für sich ankommt, sondern auf die Beschaffenheit derjenigen Gehirntheile, von denen wir sicher wissen, daß sie den geistigen Prozessen vorstehen und bei denen man bis jetzt eine Differenz im Bau bei beiden Geschlechtern noch nicht nachweisen konnte. Auch die neuere Physiologie läßt vorsichtigerweise nie die Intensität geistiger Prozesse von einer größeren oder geringeren Gehirnmasse allein abhängig sein; sie verhält sich den früheren Annahmen gegenüber meistens skeptisch und zurückhaltend.

Auch in der Erfahrung, die wir tagtäglich machen können, ist dieser Skeptizismus sehr gerechtfertigt. Wir kennen kleine Männer, deren Gehirngewicht das Mittelgewicht der Frau nicht überschreiten kann, mit hoher Intelligenz ausgestattet, was man von großgestalteten Männern mit entschieden großem Gehirn keineswegs immer sagen kann. Auch die verschiedene Entwickelung des vorderen Schädeltheiles, welche gerade dem Hirnabschnitte entspreche, in den wir die Intelligenz verlegen, hat man besonders hervorgehoben. Er soll beim Manne stärker ausgesprochen sein, während diese Partie bei den Frauen weniger entwickelt sei. Allein auch die Schlüsse, welche man aus den Schädelformen zieht, sind — wenn es sich nicht um größere Mißgestaltung handelt — hinfällig. Denn sehen wir uns in einem größeren Kreise von Männern um, so finden wir, daß hinter der zeusähnlichen stark gewölbten Stirn nicht immer Geistesblitze hervorleuchten, während das Gehirn hinter der flachen Stirn der Sitz einer energischen, geistigen Thätigkeit

sein kann. Mit Recht hat man auch noch darauf hingewiesen, daß das Gehirngewicht nicht an und für sich entscheidend sei, sondern nur in Beziehung zum Körpergewicht im Ganzen; und da läßt sich zu Gunsten der Frauen sagen, daß das Gehirn im Vergleich zu dem Gewicht der übrigen Theile des Körpers sogar etwas stärker entwickelt sei, als beim Manne. Das Resultat dieser seit Jahrzehnten sich hinziehenden gelehrten Erörterungen ist keineswegs den Frauen ungünstig, obwohl für unsere Frage auch keineswegs entscheidend.

Die Gegner des Frauenstudiums, welche die geistige Inferiorität des weiblichen Geschlechtes zu beweisen suchten, waren meist Theoretiker, welche bei ihren Erörterungen und Schlüssen zwei weitere Erkenntnißquellen, nämlich Geschichte und Erfahrung, meist außer Acht ließen. Ich glaube aber, daß man auf die Resultate der beiden Letzteren einen viel größeren Werth, als auf die anthropologischen Gründe legen muß. Daß es zu allen Zeiten Frauen von hoher Intelligenz und großer Thatkraft gegeben hat, die energisch in die Geschicke der Menschheit in gutem und bösem Sinne eingegriffen haben, braucht kaum erwähnt zu werden. Daß es in verschiedenen Epochen der Geschichte auch hochgebildete, ja gelehrte Frauen gab — ich weise nur auf die Renaissancezeit hin — ist ja ebenfalls allseitig bekannt. Weniger allseitig bekannt ist jedoch, daß es fast zu allen Zeiten weibliche Aerzte gegeben hat, und daß eine gewisse Anzahl derselben sich nicht bloß in praktischer Beziehung, sondern auch in der Litteratur einen Namen erworben hat. Allein — so könnte man einwenden — dies würde nicht sehr viel beweisen, da diese letzteren nur als seltene Ausnahmen zu betrachten seien, während das Gros der weiblichen Aerzte das Durchschnittsniveau nicht erreichte. Allein mit Recht muß darauf hingewiesen werden, daß dem weiblichen Geschlechte in früheren Zeiten die Bildungsstätten für den vorbereitenden Unterricht ebenso wie für die

medizinischen Studien selbst größtentheils verschlossen waren. Die Kenntnisse mußten sehr häufig auf ungewöhnlichem Wege erlangt werden, während die männlichen Aerzte mit diesen Schwierigkeiten nicht zu kämpfen hatten. Es ist deshalb unmöglich, aus den Leistungen aus früherer Zeit einen Vergleich zwischen den beiden Geschlechtern zu ziehen.

Es ist ferner von den Gegnern des Frauenstudiums darauf hingewiesen, daß auch in der neueren Zeit die Leistungen der Frauen auf dem Gebiete der medizinischen Litteratur nicht zahlreich seien, und dort, wo etwas Hervorragenderes geleistet worden sei, die Inspiration des Lehrers nicht verkannt werden könnte. Allein auch dieses Argument ist nicht ganz richtig. Die Zeit, seit der die Frauen in größerer Anzahl sich dem Studium der Medizin widmen, ist viel zu kurz, und es geht auch, was ausdrücklich betont werden muß, vielen Frauen derjenige Grad der Vorbildung ab, welcher für rein wissenschaftliche Leistungen auf dem Gebiete der Medizin nothwendig erscheint. Denn mit geistigen Fähigkeiten allein sind höhere wissenschaftliche Aufgaben nicht zu lösen: es gehört hierzu eine gewisse geistige Schulung, welche, wie gesagt, zum großen Theil den weiblichen Studirenden bis jetzt fehlte. Was aber den Werth der Dissertationen anlangt — auch diese sind herangezogen worden —, so will ich darüber schweigen; die männlichen Dissertationen sind bekanntlich auch nicht immer ausschließliches geistiges Eigenthum ihrer Verfasser. — Wenn ich eine beinahe zwanzigjährige Erfahrung zu Hülfe nehme, so muß ich bekennen, daß ich eine größere Anzahl weiblicher Studirender getroffen habe, welche die Medizin ebensogut in sich aufzunehmen im Stande waren, wie die männlichen Studirenden. Wenn auch der Prozentsatz ein viel geringerer ist, als bei den männlichen Medizinern, so sind daran eben Verhältnisse schuld, welche wir später noch berühren werden. Ich halte

deshalb es nicht für gerechtfertigt, die Medizin für eine Wissenschaft zu erklären, welche nur der männlichen Intelligenz zugängig sei. Und wenn auch die geistige Begabung des Weibes etwas schwächer sein sollte, als die des Mannes — was ja immer noch zu beweisen wäre —, so ist damit noch nicht gesagt, daß die Frau nicht Medicin studiren könnte. Es ist ja nicht richtig, was der Altmeister Goethe sagt. „Der Geist der Medicin sei leicht zu fassen.“ Die Medizin hat ja besonders, wenn man auch noch die naturwissenschaftlichen Vorstudien hinzurechnet, eine solche Ausdehnung gewonnen, daß sie die anderen Zweige der Wissenschaften, welche auf den Universitäten gelehrt werden weit übertrifft. Auch an Tiefe steht sie denselben keineswegs nach. Aber auf der anderen Seite ist sie doch keine Wissenschaft, die nur den hervorragendsten Geistern zugängig ist, ebensowenig wie die anderen auf Universitäten betriebenen Disciplinen. Es giebt selbstverständlich auch in der Medizin Gebiete, zu deren Durchforschung eine weit über das Mittelmaß hinausgehende Begabung erforderlich ist. Aber eine genaue Kenntniß dieser Gebiete ist für den praktischen Arzt nicht nothwendig. Es genügt zur Ausübung der ärztlichen Thätigkeit ein gewisses, wenn auch nicht geringes Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten, welches meiner Meinung nach unter gewissen Umständen von einer intelligenten Frau auch erlangt werden kann.

Eine andere Frage ist jedoch die, ob die Frau nach Absolvirung ihrer medizinischen Studien auch zur Ausübung der ärztlichen Praxis geeignet sei. Hier kommt nicht nur, wie beim Studium der Medizin die geistige Fähigkeit, sondern auch die körperliche Beschaffenheit in Betracht.

Wie bereits gesagt, halten wir die Frau nicht für ungeeignet, das Studium der Medizin zu betreiben, wir glauben auch, daß dieselbe die nothwendigen Kenntnisse in sich aufnehmen könne, aber damit ist nicht alles geschehen: es gehört weiter noch

hierzu die geistige Fähigkeit, diese erworbenen Kenntnisse in der Praxis zu verwerthen. Die Aufsuchung der Krankheitsursachen, die Feststellung der Diagnose und Prognose, Auffindung und Auswahl bei dem Heilverfahren u. s. w. erfordern geistige Prozesse, denen nicht Jeder ohne Weiteres gewachsen ist. Auch diese Eigenschaft wird von mancher Seite lebhaft dem weiblichen Geschlechte abgesprochen. Ich bin nicht ganz der gleichen Meinung. — Man wirft hier Dinge zusammen, die entschieden nicht zusammengehören. Man verwechselt nicht selten hier die Fähigkeit, eine Wissenschaft praktisch zu verwerthen, mit der Fähigkeit, wissenschaftlich selbst thätig zu sein. Die erstere Eigenschaft, nämlich die Bethätigung der wissenschaftlichen Berufsart, kann bei Jemandem in hohem Grade vorhanden sein, während der nämlichen Persönlichkeit die zweite, nämlich die Kultivirung der Wissenschaft selbst, mehr oder weniger abgeht. Nun ist aber die Medizin eine Wissenschaft, deren Studium von der größeren Anzahl ihrer Jünger nicht als solche um ihrer selbst willen betrieben wird, sondern nur Mittel zum Zweck ist; die Ausübung des wissenschaftlichen Berufes ist denselben Hauptsache; die Forschungen auf rein wissenschaftlichem Gebiete liegt denselben keineswegs ob. Gewiß über 80% sämtlicher Aerzte denkt nicht im Mindesten daran, durch wissenschaftliche Leistungen zum Fortschritte der Medizin beizutragen. Sie halten, und zwar mit vollem Rechte, ihre Mission für erfüllt, wenn sie durch ihre praktische Thätigkeit der leidenden Menschheit nützlich sich erweisen. Ebensowenig wie der Geistliche, Jurist und Philologe haben dieselben Muße und Gelegenheit, ihre Wissenschaft durch eigene Forschungen zu bereichern. Man kann auch von denselben nicht mehr verlangen. Denn das ist schon bei dem praktischen Arzte eine schwere Aufgabe, auf der Höhe der Wissenschaft zu bleiben; d. h. die Resultate der Wissenschaft, die ja besonders in neuerer Zeit rasch aufeinander-

folgen, ja sich geradezu überstürzen, in sich aufzunehmen und dieselben für die Praxis zu verwerthen. Nur ein kleiner Bruchtheil giebt sich mit den Forschungen selbst und mit litterarischen Bestrebungen ab. Von der Frau sollte man deshalb billigerweise auch nicht mehr, als von jedem praktischen Arzte, verlangen. Ich bin der Meinung, daß eine von Haus aus talentirte, gut vorbereitete und mit den wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattete Frau bei Ausübung der ärztlichen Thätigkeit geistig das Gleiche leisten könne, wie der Arzt. Unsere Psychologen behaupten zwar, daß der Frau das logische Denken abgehe, welches dem Manne eigen sei, daß bei ihr die geistigen Prozesse mehr instinktiv sich vollzögen, d. h. daß dieselbe auch ohne weitere große Gedankenprozesse zumeist doch das Richtige träfe. Dieses ist nun aber eine Eigenschaft, welche man beim Arzte hochschätzt. Man spricht häufig „von einem Arzte mit praktischem Blick" und versteht darunter, daß derselbe ohne weitere Umschweife aus einzelnen, manches Mal nicht sehr hervorragenden Erscheinungen die Krankheit rasch erkenne und auf gleiche Weise die richtige Behandlung träfe. Dieses wäre demgemäß ein Vorzug, welchen die Frau sogar vor den männlichen Aerzten voraus hätte.

Uebrigens hier entscheidet gewiß nicht die graue Theorie, — auch wieder nur die Erfahrung! Leider sind wir Lehrer der praktischen Medizin nicht in der Lage, aus dem geistigen Verhalten und Auftreten weiblicher Studirender am Krankenbette einen Schluß zu ziehen auf ihre spätere Geschicklichkeit in der Krankenbehandlung. Auch aus den Konsultationen mit weiblichen Aerzten kann man sich bis jetzt kein Urtheil bilden, da die Zahl derselben in der Schweiz auffallenderweise noch eine recht kleine ist. Wir sind deshalb, was die Thätigkeit der Frau als praktischer Arzt anlangt, auf fremde Urtheile angewiesen. Leider sind diese nicht ganz unparteiisch — Sympathie oder Gegnerschaft sind sehr häufig nur allzu deutlich in denselben

ausgesprochen. Urtheile von Laien sind — es muß dies offen bekannt werden — nur mit Vorsicht aufzunehmen: wissen wir ja nur zu genau, wie häufig hierbei nebensächliche Dinge eine wichtige Rolle spielen. So liest man z. B. sehr häufig von dem kolossalen Andrange, welchen manche weibliche Aerzte in größeren Städten haben sollen. Von manch' anderem, wie z. B. dem Reiz der Neuheit, abgesehen, weiß der Kenner ärztlicher Verhältnisse ganz genau, daß nach der Ausdehnung der Praxis nicht immer und nicht ausschließlich die Tüchtigkeit des Arztes bemessen werden darf. Ich habe deshalb versucht, mir Urtheile zu verschaffen aus einem Lande, das über eine größere Anzahl weiblicher Aerzte verfügt, die schon seit längerer Zeit der Praxis obliegen, nämlich aus Rußland. Ich will hier nur zwei derselben, von sehr kompetenten und völlig unabhängigen Männern herrührend, erwähnen. Der eine wirft den Frauen etwas Oberflächlichkeit, Schablonenhaftigkeit und Unselbständigkeit vor, während der andere bei mehr kollegialem Verkehr zu einem viel günstigeren Urtheil gelangt. Also auch hier, wie man sieht, keine Uebereinstimmung! Da bleibt nun nichts anderes vor der Hand übrig, als der Zukunft das Urtheil zu überlassen.

Eine weitere, ebenso wichtige Frage ist die, ob auch die körperliche Beschaffenheit der Frau sich für die Ausübung des ärztlichen Berufes eigne. — Man muß hier meines Erachtens nach zwei Dinge auseinanderhalten, und zwar die Fragen: 1. Ist die weibliche Konstitution stark genug, um einen Beruf, der auch schwere Anforderungen an die körperlichen Kräfte stellt, auszuüben? und 2. Steht ihre physische Beschaffenheit als Frau nicht dieser Thätigkeit im Wege?

Was nun den ersteren Punkt anlangt, nämlich die körperliche Kraft, so muß unbedingt zugegeben werden, daß keine wissenschaftliche Berufsart, welche ein akademisches Studium erfordert, so viel Anforderungen an die körperliche Kraft stellt,

als gerade der ärztliche Beruf. Ich habe selbstverständlich hier den sogenannten praktischen Arzt im Auge, der, einerlei, ob in der Stadt oder auf dem Lande, die Heilkunde in ihrem ganzen Umfange ausübt. Ich brauche hier nicht das Leben eines vielbeschäftigten Arztes zu schildern. Es kennt meist keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht, keinen Unterschied der Jahreszeit und der Temperatur. Eben hier, in der nächsten Stunde dort; eben mit einer inneren Krankheit beschäftigt, im nächsten Augenblicke abgerufen zu einem chirurgischen Falle, und wieder nach kurzer Zeit, um einer Frau in der schwersten Stunde ihres Lebens beizustehen. Stets mit Kranken beschäftigt, stets der Gefahr, selbst zu erkranken, ausgesetzt, bedarf er eines robusten Körperbaues, da der Beruf, wie es die Statistik leider beweist, den meisten Aerzten ein frühzeitiges Grab bereitet.

Wenn bei irgend einem Stande, so gilt bei dem des Arztes der alte Ausspruch:

Mens sana in corpore sano!

Sehr humoristisch, aber trotzdem wahr ist deshalb ein modernes Studentenlied, welches dem Berner Boden entsprossen sein soll:

„Wenn Einer ein guter Mediziner will sein,
So muß er auch haben ein Paar lange Bein'
Zum Rennen, zum Laufen,
Gute Lungen zum Schnaufen,
Alle Tag' und alle Stund',
Mediziner sein's g'sund!"

Ob die Frauen durchschnittlich diesen Anforderungen nachkommen? ich möchte das einigermaßen bezweifeln! Zwar kann man ja darauf hinweisen, daß auch die Frauen, wie wir dies besonders auf dem Lande und auch sonstwo sehen, einen robusten Körperbau zeigen, schwere sonst nur für das männliche Geschlecht passende Arbeiten verrichten und trotz jahrelanger Beschäftigung

an Körperkraft nicht abnehmen. Aber unsere weiblichen Studirenden rekrutiren sich nicht aus diesen, von Kindheit auf an schwere Arbeit gewöhnten Bevölkerungsklassen. Die Mädchen aus den sogenannten gebildeten Ständen verfügen leider nicht über ein hohes Maß von körperlicher Kraft. Man kann uns auch einwenden, daß die Krankenpflegerin ja ebenfalls einen schweren Dienst hat und mit großer Ausdauer ihrem schweren Berufe obliegt. Man kann darauf hinweisen, daß das weibliche Hülfspersonal, welches den Frauen in den ernstesten Momenten des Lebens ihre Pflege angedeihen läßt, auch keine leichte Aufgabe habe. Aber man muß hiebei bedenken, daß diese Beschäftigung doch nicht mit jener vielseitigen, vorhin geschilderten ärztlichen Thätigkeit zu vergleichen ist, welche ein viel größeres Maß von körperlicher und noch viel mehr geistiger Kraft konsumirt und den weniger widerstandsfähigen Organismus vor der Zeit aufreibt. Wenn ich öfters meine Zuhörerinnen auf diesen Punkt hin mit den Blicken mustere, so hat sich mir oft schon die Frage aufgedrängt, ob dieselben alle diesen schweren Anforderungen gewachsen sind. Ein nicht geringer Prozentsatz von Schwächlichen, Blutarmen und kränklich Aussehenden befindet sich darunter, und oft macht sich dann der Gedanke rege, ob es wohl nicht gut wäre, bei dem Beginne des Studiums der Medizin nicht nur die geistigen Fähigkeiten, sondern auch die körperliche Beschaffenheit prüfen zu lassen.

Eine weitere wichtige Frage ist ferner die, ob die spezifisch weibliche Beschaffenheit des Körpers mit seinen ganz differenten Funktionen nicht ein Hinderniß für die Ausübung des ärztlichen Berufes abgebe. Hier treten sich auch wieder entgegengesetzte Ansichten schroff gegenüber. Während von der einen Seite behauptet wird, daß der weibliche Charakter des Körpers hier kaum in Betracht komme, wird von der anderen Seite darauf hingewiesen, daß der Frau wesentlich die Aufgabe

zufällt, der Erhaltung des Menschengeschlechtes zu dienen und damit auch die Fähigkeit, den ärztlichen Beruf auszuüben, ausgeschlossen sei. Man braucht nicht Arzt zu sein, um den großen Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichen Bau des Körpers zu erkennen. Man braucht auch nicht von einem teleologischen Standpunkte auszugehen, um sich sofort zu sagen, daß wirklich das Weib während des größeren Theiles des Lebens gerade zur Zeit der Blüthe und der größten Kraft des Körpers dieser von der Natur gestellten Aufgabe obliegt.

Es ist hier begreiflicherweise unmöglich, auseinanderzusetzen, wie sehr diese Aufgabe verändernd auf den Körper einwirkt und denselben für kürzere oder längere Zeiträume für schwere Beschäftigung ungeeignet macht. Zu übersehen ist ferner nicht, daß aus der Erfüllung dieser Aufgabe leicht langdauernde Störungen und Krankheiten hervorgehen, so daß die ärztliche Thätigkeit oft und lange eine Unterbrechung erfahren müßte. Aber hieraus den Schluß zu ziehen, daß die Frau deshalb zur Ausübung der ärztlichen Thätigkeit ungeeignet sei, wäre doch hier zu weit gegangen. Denn nicht selten ist ja die Ehe kinderlos oder doch nicht mit vielen Kindern gesegnet. Oft wird dieselbe durch den Tod des Ehemannes frühzeitig beendigt, so daß wohl noch Zeit und Gelegenheit für ärztliche Thätigkeit übrig bleibt. Allein die Hauptsache liegt ja darin, daß der Zutritt zur ärztlichen Praxis hauptsächlich von solchen Frauen gefordert wird, welche gar nicht in den Stand der Ehe eintreten, bei denen also auch geringere oder gar keine Hindernisse, was die Funktionen des Körpers anlangt, für die Ausübung der Praxis vorliegen.

Obwohl nicht ganz hierher gehörend, muß doch auch für einen Augenblick auf jenen Einwand eingegangen werden, welchen man von mancher Seite dem Studium der Medizin durch die Frauen macht: nämlich, daß sich dasselbe nicht mit der sogenannten weiblichen Würde vertrage, und daß jene weibliche

Anmuth, welche wir Männer bei den Frauen so hoch schätzen, hiebei verloren gehe. Ich glaube, daß dieses absolut keinen Grund abgiebt, sich gegen das Frauenstudium auszusprechen. Denn wohl darf man fragen, was geht es die Gesamtheit an, wenn eine Frau durch ihren freien Entschluß sich selbst dieser Eigenschaften beraubt und sich dadurch für die Männerwelt weniger anziehend macht? Diese Anschauung kann wohl von den Angehörigen eines jungen Mädchens, das sich dem Studium der Medizin widmen will, in Erwägung gezogen werden, kann aber keineswegs für die Staats- und akademischen Behörden maßgebend sein. Uebrigens will ich nicht verhehlen, daß dieser Einwurf nicht ganz auf thatsächliche Verhältnisse begründet ist. Ich kenne persönlich nicht wenig Frauen, die durch das Studium der Medizin nicht im mindesten an sogenannter weiblicher Würde eingebüßt haben und wenn man diesen Vorwurf erhebt, so geschieht es wohl im Hinweis auf einzelne Individuen, welche überall die Molièreschen femmes savantes kopiren oder mit einer gewissen Absichtlichkeit ein emanzipirtes Wesen an den Tag legen, was wiederum meiner Meinung nach theilweise auf einer gewissen Verschrobenheit, theilweise auf einem Mangel an gesellschaftlicher Bildung beruht. An diesem Einwurf sind jene Elemente schuld, welche theilweise zur Entstehung jenes Zerrbildes eines weiblichen Studenten beigetragen haben, das so häufig in den Köpfen von der Sache Fernstehenden spukt, thatsächlich aber verhältnißmäßig doch selten vorkommt.

Eine weitere Frage, die hier erörtert werden muß, ist die, ob wohl ein Bedürfniß nach weiblichen Aerzten im allgemeinen vorliegt? Sobald es sich nur um Aerzte handelt, welche die Praxis in ihrem ganzen Umfange ausüben, so muß das für den größten Theil der civilisirten Länder ganz entschieden verneint werden; besonders hat das seine Richtigkeit für fast ganz Europa, selbst Rußland nicht ausgenommen!

Ich will Sie hier nicht mit statistischen Zahlen belästigen; dieselben weisen ganz entschieden darauf hin, daß eine Vermehrung des ärztlichen Personals nicht nothwendig erscheint; ja, dieselbe ist nicht einmal wünschenswerth, da eine Ueberproduktion jenes geistige Proletariat vermehrt, an welchem so manche Staaten nicht unbedenklich kränkeln.

Ueberall sind Aerzte nicht bloß in hinreichender Zahl vorhanden, sondern theilweise auch im Ueberfluß. Am deutlichsten zeigt sich dies in Deutschland. Wenn man von den Aerzten absieht, die von der Praxis sich fern halten, — wie Militär- und Gerichtsärzte, Professoren der theoretischen Medizin —, ferner Aerzte, die sich wegen Alter oder Krankheit zurückgezogen haben, so giebt es oder gab es wenigstens in den letzten Jahren höchstens 16000 den ärztlichen Beruf ausübende Personen. Wenn man jedoch damit die Personalverzeichnisse der Studirenden auf den 20 deutschen Universitäten vergleicht, so weisen dieselben in den letzten Jahren jährlich eine Zahl bis gegen 9000 Studirende der Medizin auf. Von diesen 9000 sind nur ca. 500 Ausländer. Wenn man nun ferner annimmt, daß weitere 500 inländische Studirende, was jedoch ziemlich hoch gegriffen ist, auf der Hochschule entgleisen und nicht zum Examen gelangen, so bleiben immerhin noch 8000 ihr Ziel erreichende Studirende übrig. Da gewöhnlich das Studium in fünf Jahren beendigt wird, so werden, wenn diese bedenkliche Hochfluth andauert, demgemäß in zehn Jahren nicht weniger als 16000 jüngere Aerzte produzirt, also genau die Zahl der bis jetzt praktizirenden Aerzte. Wenn nun auch nicht wenige Aerzte frühzeitig ihrem Berufe zum Opfer fallen, da der ärztliche Stand, wie wir bereits mitgetheilt, seine Mitglieder viel früher als irgend eine andere Berufsart dahinsterben sieht, so übersteigt doch der starke Zugang bei weitem den Abgang. Bereits macht sich diese Ueberfüllung der medizinischen Karriere in Deutschland äußerst

fühlbar. In allen Städten hat sich die Zahl der Aerzte in den letzten zwei Jahrzehnten über Gebühr vergrößert. Aber auch auf dem platten Lande vermehren sich die ärztlichen Stellen weit mehr, als ein Bedürfniß vorliegt. Es ist ja ein unbegründeter Vorwurf, welchen man den Aerzten von gewisser Seite macht, daß sie als Söhne gut situirter Bourgeois die Praxis auf dem Lande verschmähen. Die Verhältnisse in der Schweiz sind nicht viel günstiger; auch hier kommt nach den statistischen Berichten auf 1900 Einwohner bereits ein Arzt. Wer die ärztlichen Verhältnisse kennt, wird aus diesen Zahlen nicht ein Bedürfniß, sondern eher einen starken Ueberfluß herauslesen. Es mag ja schon sein, daß für einzelne Landstriche mit spärlicher weit zerstreuter Bevölkerung auch in Europa eine größere Anzahl von Aerzten wünschenswerth wäre, wie z. B. in manchen gebirgigen Distrikten Skandinaviens oder in den weiten Ebenen von Rußland: allein der Mangel an Verkehrsmitteln einerseits, sowie die ökonomische Lage der Landbevölkerung andererseits sind Schwierigkeiten, welche ebensogut die Existenz des weiblichen, wie des männlichen Arztes in diesen Gegenden fast unmöglich machen.

Allein es kommt hierbei noch etwas anderes in Betracht: es fragt sich: „ist die ärztliche Thätigkeit in der Gegenwart eine so verlockende Berufsart, daß die Sehnsucht so mancher Frauen nach derselben gerechtfertigt erscheint? In den letzten Jahrzehnten sind Verhältnisse eingetreten, welche den ärztlichen Beruf weniger begehrenswerth erscheinen lassen. Auch hierbei kann Deutschland als Beispiel dienen. Der ärztliche Stand, sonst sehr angesehen, geachtet und zugleich ausreichend lohnend, hat einen ersten Stoß erlitten dadurch, daß die ärztliche Praxis als vollständig freie Erwerbsart angesehen und Jedermann zur Ausübung gesetzlich überlassen wurde. Wenn nun auch durch gewisse Maßregeln der Polizei und durch die Praxis der Gerichte grobe Uebergriffe von nicht-patentirten Aerzten

eine gewisse Eindämmung erfuhren, so haben doch die Aerzte den vielen Pfuschern gegenüber, welche ihr Gewerbe frei und offen betreiben dürfen, einen ziemlich schweren Stand. Alle möglichen Sorten von Scheinärzten mit den verschiedensten Heilmethoden machen sich breit, und da nun einmal das Ungewöhnliche mehr imponirt, als das Rationelle, und da ferner der Gebildete, wenn auch vielleicht sonst vollständig vorurtheilsfrei, doch häufig in ärztlichen Dingen einem gewissen Aberglauben huldigt, so erwachsen hieraus dem ärztlichen Stande große Nachtheile. Noch mehr aber wird derselbe geschädigt durch die neuere sociale Gesetzgebung, in der ja bekanntlich Deutschland am weitesten vorgeschritten ist. Schon allein die Schaffung der sogenannten Kassenärzte hat auf eine Weise, die hier nicht näher auseinandergesetzt werden kann, für den ärztlichen Stand schlimme Folgen gehabt, die hoffentlich den Schweizer Aerzten bei der jetzt im Wurfe befindlichen Kranken- und Unfallgesetzgebung erspart bleiben werden. Und sollte erst die von mancher Seite geforderte Steigerung der ärztlichen Verantwortlichkeit in straf- und civilrechtlicher Beziehung eintreten, so wird sich die ärztliche Laufbahn in der Zukunft ziemlich dornenvoll gestalten. Dazu kommt noch die vorher schon erwähnte Ueberproduktion von Aerzten. Sie hat, abgesehen von den materiellen Nachtheilen, durch die gesteigerte Konkurrenz das kollegiale Verhältniß theilweise gestört und dadurch auch das ärztliche Ansehen bei dem Publikum nicht wenig untergraben. Unter solchen Umständen ist es wohl begreiflich, daß die Aerzte den weiblichen Zuzug mit etwas scheelen Augen ansehen. Es läßt so manchen ehrenwerthen Kollegen in demselben eine weitere Verschlimmerung der prekären Lage erblicken. Ich muß jedoch ausdrücklich konstatiren, daß diese Abneigung weit weniger in der Furcht vor materieller Schädigung begründet ist, wie man dieses von gewisser Seite behauptet, sondern die übergroße Mehrzahl der Aerzte sieht darin eine

Benachtheiligung des Ansehens und der moralischen Interessen des Standes.

Aber es fragt sich, ob diese Verhältnisse eine solche Opposition von Seite der Aerzte rechtfertigen. Ich möchte dieses trotzdem einigermaßen bezweifeln. Ich glaube kaum, daß die Zahl der weiblichen Aerzte, auch wenn dieselben überall zum Studium zugelassen werden, eine solche Zunahme erfahre, daß ihre Konkurrenz in unangenehmer Weise fühlbar wird. Denn es ist kaum anzunehmen, daß künftighin junge Mädchen aus besser situirten Familien von vornherein das Gymnasialstudium ergreifen, um sich später der Medizin zuzuwenden. Es werden höchstwahrscheinlich zum großen Theile nur solche Mädchen sich dem Studium zuwenden, deren Versorgung für die Zukunft zweifelhaft erscheint. Man wird ferner immer im Auge behalten müssen, daß die Medizin ein ungefähr 13jähriges Studium auf Gymnasium und Universität voraussetzt, eine lange Zeit, die jedenfalls — auch wegen der vielen Examina — für manche studiumslustige Dame nicht sehr verlockend sein wird. Schon im Beginn des Studiums wird die Anatomie durch die Beschäftigung mit Leichen, sowie die Physiologie mit ihren Thierexperimenten auf manche zartbesaitete Dame abschreckend wirken, wie das auch bei manchem Jünglinge vorkommt. Man darf ferner nicht vergessen, daß, wie die Erfahrung lehrt, eine nicht geringe Anzahl dieser weiblichen Studirenden und Aerzte recht gern ihr Schifflein in den Hafen der Ehe einlaufen läßt, wo dann entweder sofort oder bei Vermehrung der Familie an eine Ausübung der Praxis nicht mehr gedacht werden kann, wie dies thatsächlich in Rußland und theilweise auch in der Schweiz schon der Fall ist.

Wenn nun aber bei uns, wie wir soeben erfahren haben, ein Bedürfniß nach weiblichen Aerzten, welche die gesamte Heilkunde ausüben, fast gar nicht existirt, so ist dies keineswegs

auch in anderen Ländern der Fall. Europa ist klein, die übrigen Welttheile sind groß, und dort fanden bis jetzt nicht wenige europäische Aerzte lohnende Stellung. Diesen Aerzten kommt der kosmopolitische Charakter der Medizin sehr zu gute. Ein auf unseren Universitäten ausgebildeter Theologe kann wohl kaum indischer Brahmane, und ein Jurist kaum ein türkischer Kadi werden. Dem Mediziner dagegen steht die Welt offen; man findet überall, auch in den orientalischen Ländern, europäische Aerzte, theilweise in hoher Stellung, selbst einzelne als Leibärzte einheimischer Fürsten. Auch unsere weiblichen Aerzte können aus dieser Freizügigkeit fernerhin Nutzen ziehen. Wissen wir ja doch, daß der Muhammedanismus, dessen Bekenner auf 200 Millionen geschätzt werden, den Frauen verbietet, Hülfe bei männlichen Aerzten zu suchen; ebenso wissen wir ja auch, daß die zahlreiche Bevölkerung Indiens der gleichen Anschauung huldigt. Hier eröffnet sich nun den weiblichen Aerzten ein reiches Feld der Thätigkeit. Hat doch die so konservative österreichische Regierung in den letzten Jahren sich nach weiblichen Aerzten zur Behandlung der muhammedanischen Frauen in Bosnien umsehen müssen; auch zahlreiche russische Aerztinnen, welche infolge der Aufhebung der medizinischen Lehrinstitute in Rußland keine Prüfungen mehr bestehen können, haben in dem muhammedanischen Orient Beschäftigung und Stellung gefunden. Ist doch eine Frau, welche auch in Bern vor einigen Jahren ihre Studien gemacht, wie mir mitgetheilt wird, als Haremsarzt des Khedive von Aegypten angestellt. Auch giebt es jetzt schon in Indien mehrere medizinische Schulen, welche für die Frauen Indiens die weiblichen Aerzte in großer Anzahl liefern, welche eine segensreiche Thätigkeit entfalten sollen. Man kann deshalb nicht sagen, daß ein Bedürfniß nach weiblichen Aerzten überhaupt nicht vorliege, nur ist dasselbe nicht überall gleich groß. In einem Lande fast entbehrlich, können dieselben in einem anderen Lande wünschens-

werth sein, und in einem dritten wieder fällt denselben eine gleich wichtige Mission wie den männlichen Aerzten zu.

Auch in manchen, dem Frauenstudium günstig gesinnten Kreisen hat man sich dieser eben geäußerten Ansicht über die Entbehrlichkeit weiblicher praktischer Aerzte in unseren Landen nicht verschlossen, ebensowenig wie der Meinung, daß der aufreibenden Thätigkeit eines vielbeschäftigten Arztes der weibliche Organismus nicht gewachsen sei. Um so mehr aber hat man von dieser Seite aus betont, daß von der Frau gewisse Spezialfächer der Medizin, welche keinen allzu großen Aufwand an körperlichen Kräften erfordern, mit Erfolg betrieben werden könnten. Gerade in den letzten Jahren war in Deutschland die agitatorische Thätigkeit mehr auf dieses Ziel hin gerichtet. Vielleicht ist es zum Theil auch aus taktischen Gründen geschehen, da man annahm, durch die Spezialfächer hindurch eher zum Universitätsstudium gelangen zu können, als wenn man, wie früher, sofort die Berechtigung zum Studium der gesamten Medizin fordere. Ich halte diese Forderung für nicht unberechtigt, indem doch eine Reihe von Spezialfächern zwar zeitraubend und mühsam ist und eine gewisse Ausdauer erfordert, aber doch nicht, wie bereits bemerkt, in hohem Grade körperliche Kraft und Anstrengung erheischt. Ich will auf die Spezialfächer, die sich hierzu eignen würden, nicht näher eingehen, möchte aber besonders betonen, daß ein der Medizin verwandter Zweig der Wissenschaft, nämlich die Pharmazie, wie es scheint, ebenfalls für das weibliche Geschlecht mancher Eigenschaften wegen sehr gut passen würde; besorgen ja bekanntlich in der Schweiz die Frauen der Aerzte zum großen Theil die pharmazeutische Thätigkeit ihrer Männer. Bereits studirt ja eine größere Anzahl von weiblichen Pharmazeuten in Paris, und, wie wir wissen, hat man ja auch in der letzten Zeit im österreichischen Reichsrath den Frauen den Zutritt zu den pharmazeutischen Studien zu ebnen gesucht.

Ein Theil der weiblichen Aerzte wendet sich hauptsächlich der Kinderheilkunde zu. Was dieses Fach nun anbelangt, so wird mit einem gewissen Grade von Recht angeführt, daß das mildere und sanftere Auftreten der Frauen die Kinder, besonders im zarteren Alter, zutraulicher mache und dadurch die ärztliche Behandlung nach allen Richtungen hin erleichtere. Es mag das zugegeben werden, wobei man nicht außer Acht lassen darf, daß auch die Männer zum Theil ein großes Geschick im Verkehr mit kranken Kindern besitzen, wie dieses ja besonders bei dem leider zu früh dahingegangenen Vertreter der Kinderheilkunde auf der Berner Hochschule der Fall war.

Die überwiegende Anzahl der weiblichen Spezialisten trifft man, wie dies ja auch begreiflich ist, auf dem Gebiete der Frauenheilkunde. Gerade für dieses Fach werden ja von mancher Seite sehr kategorisch weibliche Aerzte verlangt, indem man anführt, daß die Frau schon von vornherein größeres Verständniß und Mitgefühl für die Leiden ihrer Mitschwestern habe und leichter sich in deren Lage hineinfühlen könne. Ferner macht man auch besonders geltend, daß die weibliche Züchtigkeit es einer großen Zahl von Frauen schwer mache, einen männlichen Arzt zu konsultiren. Es mag dies ja für eine größere Anzahl weiblicher Individuen — unverheiratheter Mädchen und zum Theil auch kinderloser Frauen — richtig sein, aber immerhin ist es auffallend, daß dieses Motiv auch von Leuten angeführt wird, welche eine weitausgedehnte Emanzipation der Frauen verlangen und fast jeden Unterschied zwischen Mann und Frau nicht mehr gelten lassen wollen. Da sollte man doch denken, daß es eher am Platze sei, derartigen Anschauungen, die ja weder auf einer rationellen Erwägung, noch auf religiösen Vorschriften beruhen, noch in der allgemeinen Sitte begründet sind, sondern mehr auf unbestimmten Gefühlen beruhen, entgegenzutreten, statt noch denselben Vorschub zu leisten. Wieviel in dieser Beziehung die

Gewohnheit macht, sehen wir ja an der Gepflogenheit gewisser höherer Gesellschaftskreise einzelner großer Städte, wo in obstetricischen Fällen, auch in vollständig normal verlaufenden, nicht weibliche, sondern männliche Hülfe regelmäßig beigezogen wird, eine Erscheinung, die eher in der Zu- als in der Abnahme begriffen ist. Gewohnheiten und Sitten lassen jene erwähnten Gefühle der Abneigung hier gar nicht aufkommen. Bei manchen Frauen sind die Aeußerungen derartiger Gefühle als eine Prüderie zu bezeichnen; man glaubt, auf diese Weise echte Weiblichkeit und Würde an den Tag zu legen. Bei anderen, wenn auch wenigen Frauen — ich bin so ungalant, dies hier zu erwähnen — macht sich hierbei noch ein bißchen Heuchelei geltend, denn ich kann dies z. B. bei einer Frau, die Zolas Romane mit Begier verschlingt, dagegen den Arzt von ihrem Krankenbette fernhält, nicht anders bezeichnen. Uebrigens ist es nicht richtig, daß alle Frauen in diesem Punkte so denken; denn gar manche zieht, wie ich es bestimmt weiß, den männlichen Arzt dem weiblichen vor, ohne daß dieselbe jene unberechtigten und unschönen Vorwürfe verdient, die man ihr von gegnerischer Seite macht. Die Frauen, welche nicht für weibliche Aerzte schwärmen, führen so manche Gründe an, welche sich ja hören lassen. Vielleicht geht man auch hierin zu weit, wie jene Dame, die mir erklärte, daß sie das ärztliche Geheimniß, auf welches ein so großer Werth bei den Patienten gelegt wird, bei dem männlichen Arzte für besser gewahrt halte, als bei dem weiblichen. Uebrigens berühren wir diesen Punkt nicht weiter, sondern erklären wir, um jede Mißdeutung fern zu halten, ganz kategorisch, daß man die Zulassung der weiblichen Frauenärzte auch denjenigen Frauen zugestehen soll, deren Gefühl es nun einmal verbietet, ärztliche Hülfe von seiten eines Mannes anzunehmen.

Aber ich muß hier noch speziell auf den Hauptgrund, der gewöhnlich für die Nothwendigkeit weiblicher Aerzte aufgefaßt

wird, seiner Wichtigkeit wegen näher eingehen. Man behauptet nämlich mit aller Bestimmtheit, daß eine große Anzahl von Frauen jährlich — eine Schriftstellerin in Deutschland schätzt dieselben für ihr Land sogar auf mehrere Tausend — jämmerlich zu Grunde gehen, weil der männliche Arzt aus diesem vorhin angeführten Grunde — nämlich Scheu vor demselben — zu spät zugezogen wird. Wäre dies überhaupt richtig, so würde ich ganz entschieden schon aus diesem Grunde allein dafür sein, daß den weiblichen Aerzten die Frauenheilkunde als unbestrittene Domäne überlassen würde.

Die Thatsache, welche hier angeführt wird, ist leider nur zu richtig. Leider geht eine große Anzahl von Frauen an einer der gräßlichsten Krankheiten zu Grunde, welche, frühzeitig erkannt und behandelt, große Chancen für Besserung oder vollständige Heilung haben würde. Aber die Ursache der zu späten Inanspruchnahme des Arztes liegt in anderen Gründen! Die ersten Erscheinungen dieser Krankheiten sind nämlich oft so wenig deutlich ausgesprochen und so wenig heftig, daß die Frauen gar keine Ahnung von der Gefahr haben, die sie bedroht und die sie nach kurzer Zeit dem Grabe zuführt. Andere Frauen wieder sind von einer solch unglaublichen Sorglosigkeit, ja von Leichtsinn befangen, daß sie die drohenden Krankheitserscheinungen unbeachtet und dadurch den richtigen Termin vorübergehen lassen. Bei anderen Frauen ist das Gegentheil der Fall: sie sind zu ängstlich: sie ahnen eine schwere Erkrankung, sie fürchten aber den Ausspruch des Arztes; sie erschrecken vor der Behandlung, die muthmaßlich in schwerer Operation besteht, zurück und kommen zu spät, oft erst, nachdem verschiedene Quacksalber konsultirt worden sind, in ärztliche Behandlung. Wesentlich ist aber auch hieran schuld jene tief zu beklagende Gewohnheit des Landvolkes und gewisser Schichten der städtischen Bevölkerung, welche überhaupt nur dann den Arzt erst auf-

sucht, wenn irgend ein Leiden einen bedrohlichen Charakter angenommen hat. Auch der männliche Patient kommt deshalb nicht um einen Tag früher zu dem Arzte, als die weibliche Kranke. Uebrigens können wir auch aus der Erfahrung beweisen, daß dieses Argument nicht richtig sein kann. Auch in denjenigen Städten, wo weibliche Frauenärzte etablirt sind, wo also Gelegenheit gegeben ist, frühzeitig, und sicherlich auch unentgeltlich, sich Hülfe von weiblicher Seite zu verschaffen, klagen die Gynäkologen gleichfalls über die nämliche Erscheinung. Es kann deshalb der erwähnte Umstand unmöglich an der beklagenswerthen Thatsache, daß so viele Frauen an solchen schweren Leiden zu Grunde gehen, schuld sein!

Aber, wenn man es auch von mancher Seite für wünschenswerth hält, den weiblichen Aerzten das Gebiet der Frauenkrankheiten zu erschließen, so giebt man sich doch einer großen Täuschung hin, wenn man glaubt, daß auf diesem Gebiete männliche Hülfe ganz zu entbehren sei. Die Behandlung besteht ja nicht immer nur in kleinen ärztlichen Eingriffen, sondern es sind in sehr vielen Fällen schwere, zuweilen große physische Kraft in Anspruch nehmende Operationen nothwendig. Es ist nun eine eigenthümliche Erscheinung, daß in den Städten, wo eine nicht geringe Anzahl, theilweise renommirter weiblicher Frauenärzte schon seit längerer Zeit ansässig ist, und welche eines sehr großen Zulaufs von Patientinnen sich erfreuen sollen, gerade diese schweren Operationen nicht von den Frauen selbst, sondern von den männlichen Gynäkologen ausgeführt werden, die weiblichen Aerzte aber sich nur auf die leichteren Hülfeleistungen, wie sogenannte kleine Gynäkologie, beschränken. Aber noch viel mehr ist dies der Fall mit der obstetricischen Praxis. Gerade in jenen schwersten Stunden des Weibes, wo Mutter und Kind die größten Gefahren drohen, und wo auch die ärztliche Kunst am eklatantesten zu Tage tritt, — gerade

dort sind oft Hülfeleistungen nothwendig, zu denen die physische Kraft der Durchschnittsfrau keineswegs hinreicht.

So ist es jetzt, so war es auch von jeher. Im Alterthum, im Mittelalter und bis in die neuere Zeit hinein, wo dieser angedeutete Zweig der ärztlichen Thätigkeit nur in den Händen der Frauen lag, sah man sich trotzdem genöthigt, in den schwereren Fällen die männliche Hülfe in Anspruch zu nehmen. Ich glaube kaum, daß sich dies ändern wird. Es wird auch in Zukunft so bleiben; bis vielleicht zu jener Epoche, wo unsere medizinischen Virgines nach der Darwin'schen Theorie, sich in ärztliche Viragines weiter entwickelt haben!

Ziehen wir aber nun aus dem vorhin Erörterten den Schluß, daß das weibliche Geschlecht zum Studium und zur Ausübung der Medizin mit einer gewissen Einschränkung befähigt und berechtigt sei, so fragt es sich weiter: auf welchem Wege soll die Frau die nöthigen Kenntnisse hierzu sich erwerben? Die Antwort ist für Jeden, der sich mit dieser Frage nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch beschäftigt hat, die, daß die Ausbildung ganz die gleiche, wie bei dem männlichen Geschlechte sein muß, und zwar darf die Gleichheit der Ausbildung nicht erst mit dem Universitätsstudium beginnen, sondern schon die Vorbereitung zu diesem Studium, muß die gleiche sein, wie bei dem Manne! Die Vorbereitung zum Universitätsstudium kann aber — trotz mancher gegentheiligen Behauptung — nur in einem rationellen Gymnasialunterricht bestehen, wobei es streitig sein mag, ob mehr das humanistische oder Realgymnasium die richtige Vorbildung für den Mediziner garantire. Ich persönlich bin aus wichtigen Gründen mehr für das humanistische eingenommen. Immerhin muß es eine solche Schule sein, welche die geistigen Fähigkeiten nicht nur weiter entwickelt, sondern dieselbe auch in den Verstandesoperationen, welche nun einmal für jedes höhere Studium

unerläßlich sind, weiter ausbildet. Nur so ausgerüstet sollte die Frau ebensogut wie der Mann vor den Pforten der Hochschule erscheinen.

Es muß hier in hohem Grade anerkannt werden, daß es mancher, leider nicht vielen, Frauen trotz der großen entgegenstehenden Schwierigkeiten gelungen ist, auf Umwegen diesen Grad der Bildung zu erreichen. Aber auf der anderen Seite ist in den letzten 25 Jahren — und zwar zum Schaden des Frauenstudiums selbst — unendlich viel gefehlt worden. Das Studium der Medizin wurde zum Theil von Frauen ergriffen, die viel zu spät zum Studium hinzukamen und denen deshalb auch die hierzu nothwendige Elastizität des Geistes abging. Aber auch bei den jüngeren Studirenden war so manches auszusetzen: theils standen die geistigen Fähigkeiten — man muß das offen bekennen — auf einem etwas tiefen Niveau, theils war auch der Vorunterricht ein so mangelhafter und ungenügender, daß günstige Resultate nicht erreicht werden konnten. Neben einer größeren Anzahl von Frauen, die durch geistige Begabung und durch höhere Schulung Leistungen aufweisen, welche vollkommen denen der Männer gleichwerthig waren, traf man wieder auch weibliche Studirende, die keineswegs den ersten Anforderungen des Universitätsstudiums entsprachen.

Leider hat das Bernische Universitätsgesetz die Benutzung der Hochschule auch derartigen, wenig oder gar nicht vorgebildeten Frauen möglich gemacht. Dieses Gesetz geht von dem allerdings richtigen Standpunkte aus, daß die Hochschulen nicht bloß für Diejenigen bestimmt seien, welche höheres Studium zu ihrem Berufe nöthig haben, sondern auch allen Denjenigen offen stehen soll, welche eine höhere, nur durch die Universität vermittelte Bildung überhaupt sich aneignen wollen. Daß man von dieser letzteren Kategorie von Hörern nicht die volle Maturität verlangen kann, ist selbstverständlich. Durch diese in idealer Intention

geöffneten Thore haben manche Elemente Eintritt zur Hochschule gefunden, die in ihrem eigenen und der Hochschule Interesse besser fern geblieben wären. Es wäre wohl am Platze, wenn die durch ein Gymnasial-Maturitäts-Examen gezogenen Schranken auch für derartige Studirende Geltung hätten. Es wäre dieses auch im Interesse des akademischen Unterrichtes selbst zu wünschen. Der akademische Lehrer paßt sich oft sehr leicht, fast unwillkürlich der Fassungsgabe seiner Zuhörer an. Ist er sich bewußt, viele wenig vorbereitete Studirende vor sich zu haben, so verflacht sich leicht sein Unterricht: Derselbe verliert seinen wissenschaftlichen Charakter.

Wenn nun aber ein rationeller Gymnasialunterricht eine unabweisbare Vorbedingung für das Studium der Medizin sein soll, so fragt es sich weiter: wie soll wohl die Frau die nothwendigen Kenntnisse sich erwerben, um die Maturitätsprüfung mit Erfolg bestehen zu können? Man hat in verschiedenen Ländern Anläufe genommen, um durch Gründung eigener Schulen den Frauen eine solche Ausbildnng zu geben, welche sie zum Universitätsstudium befähigen. Wenn man aber die Lehrpläne derartiger Anstalten sich näher ansieht, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß die Dauer, der Stoff und die Methode des Unterrichts nicht eine dem Gymnasialstudium gleichbedeutende Ausbildung garantiren. Man lasse sich auch nicht durch den Titel „Mädchengymnasium“ täuschen wie dieselben an verschiedenen Orten, besonders auch in Rußland existiren. Der Inhalt des Unterrichts kann kaum eine bessere Ausbildung als unsere höheren Töchterschulen vermitteln, der doch keineswegs als solide Unterlage für das Studium der Medizin ausreicht. Leider hat sich noch kein Staat ernstlich entschlossen, die Gründung von Mädchengymnasien, nach dem Muster der humanistischen eingerichtet, selbst an die Hand zu nehmen. Gerade dasjenige Land, welches in den letzten 20

Jahren für Erweiterung des Gymnasialunterrichts so unendlich viel gethan hat, wie Deutschland, wo die Zahl der Gymnasien in manchen Landen sich geradezu verdoppelte, — stehen die maßgebenden Kreise bis heute noch der Gymnasialbildung der Frauen theilnahmslos, ja feindlich entgegen. Es ist deshalb lebhaft zu begrüßen, daß in der allerneuesten Zeit man Mädchengymnasien aus privaten Mitteln gründet, welche sich die Aufgabe eines humanistischen Gymnasiums also auch mit Einschluß der lateinischen und griechischen Sprache, sowie auch der höheren Mathematik auf ihr Programm gesetzt haben, wie z. B. in Karlsruhe. Das letztere Gymnasium hat unter der Leitung eines Berner Philologen die auf einem bernischen Gymnasium bereits eingeführte eigenartige Unterrichtsmethode der alten Sprachen acceptirt. Ich bin nicht kompetent, über die Methode meine Meinung abzugeben; ich hätte es jedoch lieber gesehen, wenn man, statt auf den Unterricht der höheren Töchterschule aufzubauen, vollständig den Studiengang eines humanistischen Gymnasiums angenommen hätte; ich befürchte, daß der Vorwurf der Schnelldressur deshalb diesem Gymnasium nicht erspart werden wird. — Es ist wohl selbstverständlich, daß die Abgangsprüfung derartiger Gymnasien nur unter staatlicher Kontrolle, d. h. nach den für die Staatsgymnasien geltenden Vorschriften erlangt werden könne.

Es dürfte nicht überflüssig sein, auch hier die Frage zu ventiliren, ob für die Frauen ein eigenes Gymnasium zu errichten ist, oder ob nicht auch beide Geschlechter gleichzeitig in einem Gymnasium Platz finden können? Man muß diese Frage ja aufwerfen, da beispielsweise in Nordamerika es nicht wenige Gymnasien giebt, welche den Unterricht beider Geschlechter gemeinsam ertheilen und die Berichte, welche uns zugehen, dahin lauten, daß ein solcher gemischter Unterricht absolut von keinen Inkonveniеnzen begleitet sei. Es mag nun sein, daß ein

derartiges Institut für Amerika angeht, wo die Frauen bekanntlich schon sehr frühzeitig selbständig werden und im Verkehr mit dem männlichen Geschlechte keine solche enge Schranken gezogen sind, wie bei uns. Ob eine derartige Institution jedoch bei unseren Anschauungen und Sitten, in einem Lande, wo man sich noch darüber streitet, ob überhaupt und bis zu welchem Alter in Volksschulen Knaben und Mädchen zusammensein können, rathsam sei, sollte einer reiflichen Ueberlegung unterzogen werden. Freilich würden wir dadurch die Erfüllung eines oft gehörten Postulats, welches nach gleicher Bildung für Mann und Frau ruft, näher gerückt werden!

Wenn wir nun auch die Errichtung von Mädchengymnasien für unsere Zeit und unsere Verhältnisse für wünschenswerth halten — selbstverständlich nur unter staatlicher Kontrolle und mit staatlichem Abiturientenexamen —, so fragt es sich weiter: soll auch diese Trennung der Geschlechter bei dem eigentlichen Studium der Medizin beibehalten werden? Auch hierüber ist schon viel geschrieben und gestritten worden. Die Freunde des Frauenstudiums sind, wenn ich mich nicht irre, darüber getheilter Meinung. Die einen sind — oder waren es doch wenigstens früher — für eigene Lehranstalten eingenommen, die andern und neueren ziehen den Unterricht auf den schon bestehenden Universitäten vor, entweder in Parallelkursen oder in gemeinsamem Unterricht mit den männlichen Studirenden. Die Gegner des Frauenstudiums führen dagegen an, daß man dann genöthigt sei, für die relativ wenigen Frauen, die das Studium der Medizin ergreifen wollen, eigene Lehranstalten zu errichten. Das viele Geld, welches diese Institute kosten würden, stehe keineswegs im Einklang mit der verhältnißmäßig geringen Anzahl Derjenigen, welche dem Studium der Medizin sich widmen wollen. Einen gemischten Unterricht auf den Hochschulen erklären dieselben für geradezu unzulässig.

Es ist ja bekannt, daß in verschiedenen Ländern, wie beispielsweise in Amerika und England, eigene Institute der Art für Frauen errichtet wurden, freilich theilweise zu einer Zeit, wo die eigentlichen Universitäten und Fakultäten sich dem Frauenstudium gegenüber ablehnend verhielten. Auch in Rußland wurden im Anschluß an militär-ärztliche Schulen medizinische Kurse für Frauen eingerichtet, aus der die größere Zahl der in Rußland praktizirenden weiblichen Aerzte hervorging. Dieselben wurden wahrscheinlich aus politischen Gründen bereits vor zehn Jahren wieder geschlossen.

Bekanntlich haben die schweizerischen Universitäten, mit Ausnahme von Basel, von vornherein auch die weiblichen Studirenden seit zwei Dezennien ohne weiteres zum Studium zugelassen. Es fragt sich nun, ob für die Zukunft und für solche Länder, in welchen das Studium der Medizin für Frauen erst noch seine Sanktion erhalten muß, neue, nur für Frauen bestimmte Lehranstalten gegründet werden sollen, oder wie in der Schweiz die Frauen gleichzeitig mit den Männern dem Studium obliegen können. Ich bin nun der ganz entschiedenen Meinung, daß eigene Institute für Frauen gänzlich entbehrlich sind. Schon aus ökonomischen Gründen sollte man es sich sehr überlegen, für Frauen allein medizinische Institute zu schaffen. Diese letzteren selbst, sowie die ebenfalls für medizinische Fachschulen so nothwendigen Lehrstühle der Naturwissenschaften mit ihren Lehrinstituten und Laboratorien erfordern — sollen dieselben richtig ausgestattet sein — unverhältnißmäßig große Summen, wie ja unsere Herren Regenten und die Volksvertreter dies tief empfinden und auch nicht ermangeln, von Zeit zu Zeit es in Erinnerung zu bringen. Aber die Frage muß weniger vom finanziellen, als von dem Standpunkte der Moral beantwortet werden. Denn sicherlich lebt eine große Anzahl der Gegner des Frauenstudiums in der Meinung, daß die

weiblichen Studirenden, besonders wenn sie die männlichen Lehr-institute frequentiren, an ihrer Moral Schiffbruch litten; zum mindesten befürchtet man, daß Liebeleien und Tändeleien zwischen beiden Geschlechtern auf die Tagesordnung kommen müßten, was zur Störung des Studiums und der guten Sitte führen müßte! Ich bin nicht dieser Meinung. Die Studirenden haben bereits, wenn sie die Universität beziehen, jene Zeiten hinter sich, welche Schiller in seiner „Glocke" so schön „als die der ersten Liebe" beschreibt; ein etwas nüchterner, realer Sinn macht sich bereits geltend, und auch die Frauen, welche die Universitäten beziehen, sind ja aus ihren ersten Kinderjahren heraus; sie wissen auch schon, daß unsere Studenten keine Engel sind und können ihr Verhalten denselben gegenüber auch darnach einrichten. Auch eine zwanzigjährige Erfahrung, die man in Bern zu machen Gelegenheit hatte, spricht nicht gegen eine solche Einrichtung. Ein über das Erlaubte hinausgehender Umgang gehört zu den Seltenheiten. Ja, im Gegentheil, eine schroffe Scheidung, weit mehr, als es gerechtfertigt ist, macht sich zwischen Studenten und Studentinnen an der Berner Hochschule geltend.

Man hat auch besonders betont, daß für den Lehrer der Medizin es schwer werde, gewisse medizinische Themata in Gegenwart von Frauen zu erörtern. Auch dieser Meinung pflichte ich nicht bei. Der akademische Lehrer wird weit davon entfernt sein, derartige heikle Kapitel ganz zu übergehen; aber er wird sicherlich auch die Gabe besitzen, diesen Vorträgen eine solche Gewandung zu geben, daß sie einerseits das empfindliche Frauenohr nicht verletzen, andererseits aber auch den Kern der Sache, die Wahrheit, nicht preisgeben. Ja, ich halte die Anwesenheit von Frauen für einen gewissen Vortheil! Es fallen dadurch jene anzüglichen Witzeleien weg, in welchen sich mancher Universitäts-lehrer zuweilen gefällt. Sie zwingt ihn, in knapper, decenter Form auch heikle Themata zu erörtern.

Dieses Zusammenstudiren von männlichen und weiblichen Medizinern bringt aber auch Vortheile für die Frau selbst. Sie will ja später ein Fach ergreifen, welches bis jetzt als ein männliches galt und welches sie auch künftighin, mehr als bisher mit Männern, überhaupt mit der großen Welt in Verbindung bringt. Da ist es schon gut, daß sie auf der Schule selbst mit Männern in Verkehr tritt, mit Männern, mit welchen sie selbst später die Konkurrenz aufnehmen muß. Alle Vortheile, welche die öffentlichen Schulen dem Privatunterrichte gegenüber für sich voraushaben, kommen auch hier den Frauen zu gute. Der Wettkampf mit dem Manne führt zur Selbstkritik, spornt an, ermuntert und giebt dem Individuum eine größere, später sehr brauchbare Selbständigkeit.

Wir sind vorhin zu der Schlußfolgerung gekommen, daß weniger die allgemeine Praxis als besonders die Spezialfächer sich für die weiblichen Aerzte eignen. Man hat sich deshalb auch gefragt, ob derartige Spezialärzte eine so weitgehende Gymnasialbildung nothwendig hätten, und auf anderer Seite, ob nicht ein abgekürztes, nur auf die Spezialfächer sich erstreckendes Universitätsstudium hinreiche. Diese Frage muß entschieden verneint werden, und zwar aus folgenden Gründen: Die Spezialärzte beschäftigen sich allerdings nur mit den Erkrankungen einzelner Organe des Körpers. Man nimmt nun in Laienkreisen an, daß eine nähere Kenntniß gerade dieser Körpertheile im gesunden und kranken Zustande hinreiche, um daraufhin die Behandlung derselben zu basiren. Nichts ist jedoch unrichtiger als diese Anschauung. Die einzelnen Organe des Körpers sind nicht isolirt, sondern stehen unter sich in einem innigen und festen Zusammenhange, der durch Nachbarschaft, Blut und Nerven vermittelt wird, infolgedessen sie sich sowohl in gesunden, als auch in kranken Tagen mehr oder weniger gegenseitig beeinflussen. Erkrankt ein Organ, so werden sehr häufig auch andere Organe oder der gesamte Organismus in Mitleidenschaft gezogen.

Oft macht die Erkrankung eines Organs sich in einem entfernteren Körpertheile mehr bemerkbar, als in dem erkrankten Organe selbst. Oft ist auch die Erkrankung eines Organes nur der Ausdruck einer allgemeinen Erkrankung des Körpers. Die Behandlung kann sich deshalb auch oft nicht allein auf das erkrankte Organ erstrecken, sondern muß auch den übrigen Körper berücksichtigen; ja, oft bedarf das erkrankte Organ einer besonderen Behandlung nicht, sondern die Behandlung anderer Körpertheile oder des gesammten Organismus ist die Hauptsache. Bei dieser Sachlage ist es ganz unmöglich, daß bei einem Spezialarzte nur die Kenntniß eines speziellen Organs im kranken und gesunden Zustande hinreiche. Er muß den ganzen Menschen mit all seinen Organen im gesunden und kranken Zustande kennen. Es ist deshalb absolut nothwendig, daß dem Ergreifen eines Spezialfaches das Studium der gesammten Medizin vorausgeht. Ja noch mehr: ein Spezialarzt kann sich in praxi zwar nur mit den Krankheiten bestimmter Körpertheile befassen, aber er wird sofort einseitig und auf die Dauer gänzlich unbrauchbar, wenn er im weiteren Verlaufe seiner Thätigkeit die Fühlung mit den übrigen Zweigen der Medizin verliert; noch mehr, als dem praktischen Arzte, liegt ihm die Verpflichtung ob, sich auf der Höhe der gesammten medizinischen Wissenschaft zu halten.

Der Entwickelungsgang der Medizin weist auch auf die Richtigkeit dieser Erörterung hin. Es gab früher in der That Aerzte, welche sich nur Kenntnisse insoweit aneigneten, als sie es für ein spezielles Fach nothwendig hielten. Es gab auch einzelne medizinische Spezialschulen, wie beispielsweise die chirurgischen Lehranstalten; aber der Fortschritt auf dem Gebiete der Medizin hat alle diese Sonderungen beseitigt. Das ärztliche Personal theilt sich jetzt so ziemlich scharf in wirkliche, nach allen Richtungen hin durchgebildete Aerzte und in Heilgehülfen männlichen und weiblichen Geschlechtes. Nur dort, wo gewisse Schäden

einzelner Organe offen zu Tage treten und mit einfachen Mitteln bekämpft werden können, wie z. B. in der Zahnheilkunde, ist eine geringere Ausbildung zu dulden, wiewohl es auch hier besser ist, daß dies Spezialfach von vollständig ausgebildeten Aerzten betrieben werde. Frauen, welche Spezialfächer betreiben wollen, müssen demgemäß vorher die Befähigung nachweisen, daß sie die Heilkunde in ihrem gesamten Umfange auszuüben vermögen.

Wir kommen zum Schlusse. Ich glaube, daß man nach dem bis jetzt Erörterten wohl sagen darf, daß in der sich täglich durch die sozialen Verhältnisse vergrößernden Klasse von gebildeten Frauen ein Nothstand existirt. Gewiß verlangen Recht und Billigkeit, daß dieser großen Klasse achtenswerther Frauen ein ihnen zusagendes Arbeitsfeld nicht verschlossen werde, ebensowenig wie denjenigen, welche, zwar ökonomisch gut situirt, der ärztlichen Thätigkeit nur aus Neigung sich zuwenden wollen. Man kann ja wohl mit vollem Rechte behaupten, daß die Frau nach ihrer körperlichen Beschaffenheit und physiologischen Thätigkeit eine höhere vorhin erwähnte, von der Weltordnung festgesetzte, Bestimmung habe. Allein das schließt ja nicht aus, daß die Frauen, wenn dieser natürliche Beruf nicht erfüllt werden kann, vielleicht weniger körperlich als geistig geeignet sind, das Studium der Medizin zu betreiben und ärztlich thätig zu sein, wenn vielleicht auch in geringerem Umfange, als der Mann. Allein es ist absolut zu fordern, daß die Frau, welche nun einmal in den Konkurrenzkampf mit dem Manne eintreten will, auch genau dieselben Vorbedingungen erfülle. Es ist nicht billig und nicht rathsam, der Frau eine exceptionelle Stellung, was den Unterricht anbelangt, einzuräumen.

Man wage das Experiment! Experimente werden ja in den Naturwissenschaften und der Medizin häufig zur Erlangung grundlegender Schlüsse, zur Erprobung gewisser Heilmittel 2c. angestellt. Derartige Experimente sind stets gerechtfertigt, wenn dieselben auf

rationellen Voraussetzungen beruhen. Das scheint mir wohl auch bei der Frage des Frauenstudiums der Medizin der Fall zu sein. Die Gönner des letzteren rufen mit einer gewissen Siegesgewißheit nach diesem Experiment, die Gegner desselben prophezeien demselben einen schmählichen Mißerfolg. Trete man, um der beiden Parteien erwünschten Lösung näher zu kommen, auch in den anderen Ländern aus dem Stadium der Diskussion heraus und mache einen ehrlichen Versuch! Derselbe kann ja um so eher unternommen werden, als nach unseren Auseinandersetzungen die Moral nicht darunter leidet und den Staat finanziell wenig oder gar nicht belastet, und auf der anderen Seite auch gezeigt wird, daß man vor dem Neuen und Ungewohnten nicht zurückschrecke, sondern die Lösung der sozialen Frage ernst nehme! Wir wollen nicht diejenigen Länder tadeln, welche, prüfend und zögernd nicht gleich jede neue Idee in die Praxis übersetzen; aber nicht zu billigen ist es, wenn derartige Ideen allzulang, aus nicht sehr stichhaltigen, theilweise oft widerlegten Gründen, nicht zur Geltung kommen können. Es ist dieses um so weniger zu loben, als, was das Frauenstudium selbst anlangt, man doch in anderen Ländern, wie in der Schweiz, Erfahrungen gemacht hat, die zum mindesten nicht dagegen sprechen. In dem Reiche der Natur lernt man als einen mächtig wirkenden Faktor das Anpassungsvermögen kennen! Machen auch wir den Versuch, uns den veränderten sozialen Verhältnissen anzupassen.

In neuerer Zeit tönt uns ja aus den Arbeiterkreisen der Ruf: „Recht auf Arbeit!" entgegen. Soweit gehen die Frauen nicht, sie verlangen von dem Staate keine Versorgung, sie verlangen nur größere Freiheit der Bewegung auf dem ökonomischen Gebiete! Ihr Ruf lautet deshalb nicht: „Recht auf Arbeit" — sondern viel bescheidener nur:

„Recht **zur** Arbeit!"

Ueber die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin.

Von

Dr. P. Müller,
Professor in Bern.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.



Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 196.

Walther von der Vogelweide.

Von
Theodor Uhle,
Oberlehrer in Görlitz.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Walther von der Vogelweide.

Von

Theodor Ahle,
Oberlehrer in Görlitz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Die mittelalterliche Lyrik nennt man bekanntlich Minnesang. Die Minne ist zunächst etwas allgemein Menschliches, das, was wir jetzt mit „Liebe" bezeichnen. Schon Ulrich von Liechtenstein sagt:

„Staetiu liebe heizet minne,
Liebe, minne ist al ein."

Aber in jedem Volke hat die Liebe eine besondere, auf der ganzen Eigenthümlichkeit des Volkscharakters beruhende Färbung. Diese ist bei den Deutschen trefflich bezeichnet durch den alten Namen der Liebe, durch minne. Das Wort ist erwachsen aus der Sanskritwurzel man, die „erinnern" bedeutet und eine reiche Familie gebildet hat. Wir haben sie in dem griechischen *μιμνήσκειν*, dem lateinischen mens, meminisse und monere, in unserem „meinen", „mahnen", und „Mann", welch' letzteres also „den Denkenden" bedeutet, und in dem französischen mignon. Die deutsche Minne trägt also vorzugsweise das Gepräge der Nachdenklichkeit, welche der ganzen Natur des Deutschen eigenthümlich ist; sie ist das stille, sehnsüchtige, selige Denken an den Liebling des Herzens. Bewußt oder unbewußt haben noch neuere Dichter das alte Wort zur Bezeichnung der Liebe gebraucht. So Bürger in dem Gedichte: „Die Holde, die ich meine" und Schenkendorf in seinem Liede an die Freiheit: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt ꝛc."

Die Minne ist nun das Thema, welches von den mittelhochdeutschen Lyrikern in den verschiedensten Variationen behandelt worden ist, das Thema, welches eine Liederzeit heraufführte, die man mit Recht als den Frühling der deutschen Litteratur bezeichnet. Es ist begreiflich, daß bei der vielfachen Behandlung eines und desselben Gegenstandes eine gewisse Eintönigkeit entstehen mußte, von welcher bereits Schiller gesprochen hat. Allein diese Eintönigkeit ist eben nur die des Frühlings mit seinen Millionen Blättern und Blüthen. Wie man im Frühling immer wieder mit demselben Wohlgefallen einen blühenden Baum, eine sprossende Wiese und den in hundert grünen Schattirungen prangenden Wald betrachtet, so lauscht man auch gern den Nachtigallenschlägen unserer mittelalterlichen Liederdichter, aus denen uns zwar immer wieder dasselbe Thema, die Minne, aber in den mannigfaltigsten Stimmungen und Schattirungen entgegentönt. Diese Mannigfaltigkeit hat zum Theil ihren Grund auch in der großen Zahl der Töne und Weisen, welche die mittelhochdeutsche Dichtung besitzt. Unter „Ton" hat man das Metrum, unter „Weise" die Melodie zu verstehen. Selbst Lieder mit demselben Metrum konnten verschiedene Melodien haben. Es ist daraus ersichtlich, welch' große Mannigfaltigkeit auf diese Weise erzielt ward; es geht aber auch daraus hervor, daß uns ein bedeutendes Moment für die Beurtheilung der mittelhochdeutschen Lyrik fehlt, indem fast sämtliche Melodien jener Lieder verloren gegangen sind. Wir lesen jetzt die Lieder, die von der Zeit, in welcher sie entstanden, nur gesungen und gehört wurden, meist unter Begleitung der Fiedel oder Rotte. Wir nehmen also die mittelhochdeutsche Poesie mit dem Auge und dem Verstande auf, während sie auf jene jugendfröhlichen Geschlechter durch das Ohr mit dem Wohllaut der Sprache und Musik zugleich wirkte.

Das mittelhochdeutsche Lied ist bis auf wenige Ausnahmen

dreitheilig. Es besteht aus Aufgesang und Abgesang. Der Aufgesang zerfällt in zwei Theile, die sogenannten Stollen; diese sind metrisch ganz gleich gebaut. Ihr Name ist der Baukunst entlehnt. Hier bedeutet Stollen zwei aufrechtstehende Säulen, welche oben durch einen Querbalken verbunden sind. Letzterem ist der Abgesang zu vergleichen, der seinen eigenen Bau besitzt und gewöhnlich auch länger als die Stollen ist.

Eine andere dem mittelhochdeutschen Liede verwandte Form ist der Spruch. Er kann als ein einstrophiges Lied bezeichnet werden. Nur wurde er nicht gesungen, sondern gesprochen oder wenigstens in Recitativform vorgetragen. Daher der von den alten Dichtern häufig betonte Unterschied von „singen unde sagen". Der Inhalt des Spruches ist meist lehrhaft; seine Verse sind langgestreckt und von weniger genauem Bau als die des Liedes.

Eine dritte der alten Kunstformen ist der Leich, in welchem „mancherlei Töne in buntem Wechsel zu einem weithingezogenen Ganzen verbunden sind". Regellos ist der Bau des Leichs, wie man aus dem feinen Kunstgefühl des Mittelalters schließen muß, gewiß nicht; indes ist es noch nicht gelungen, allgemein geltende Gesetze über denselben aufzufinden. Leich bedeutet modus, chorus, psalmus; das gothische laiks heißt aber Tanz, von laikan, springen. Der Leich hat sich hiernach entweder aus mit Musikinstrumenten begleiteten geistlichen Gesängen oder aus Tanzliedern hervorgebildet. Der Inhalt der Leiche ist verschieden. Entweder werden darin die „milden Fürsten" oder die Frauen gepriesen, oder es werden Liebes- oder sonstige Abenteuer darin erzählt; einige wenige, zu denen auch der Leich Walthers gehört, sind zum Preise Gottes und der heiligen Jungfrau bestimmt. Mit Ausnahme der letzteren endigen die meisten mit einer Aufforderung zum Tanze.

Treten wir nun nach diesen allgemeinen Bemerkungen an das Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide heran.

Walthers Geburtsjahr erfahren wir annähernd aus einem seiner Gedichte, in welchem er sein Alter auf 40 Jahre angiebt. Da dasselbe nun etwa im Jahre 1200 entstanden ist, so muß Walther um 1160 geboren sein. Mit weniger Sicherheit läßt sich der Geburtsort Walthers bestimmen. Von Einigen wird Franken als sein Geburtsland angenommen. Man stützt sich dabei auf eine Stelle in seinen Gedichten, wo er den fränkischen Adel als seine heimischen Fürsten bezeichnet. Allein so konnte Walther den fränkischen Adel auch deshalb nennen, weil wahrscheinlich in Franken das ihm von Kaiser Friedrich II. verliehene Lehen lag und er also später ein „naturalisirter Franke" war. Daß das Gedicht, in welchem jene Stelle vorkommt, mehrere Jahre nach der Verleihung entstand, ist erwiesen.

Von Lachmann und Wilmanns wird die Heimath Walthers in Oesterreich gesucht, hauptsächlich auf Grund der bei ihm vorkommenden Form „verwarren", welche dem österreichischen Dialekte angehört. Da indes Walther lange Zeit in Oesterreich am Hofe zu Wien gelebt hat, auch ausdrücklich sagt, daß er „ze Osterrîche singen unde sagen" gelernt habe, so ist diese Anlehnung an die österreichische Mundart sehr leicht auf diese Weise erklärlich. Am meisten für sich hat wohl die von Anzoletti und andern weiter begründete Ansicht Franz Pfeiffers. Nach dieser lag Walthers Vaterhaus wahrscheinlich am Eisack, in der Nähe von Sterzing, nicht weit vom südlichen Abhange des Brenners. Hier ist im 13. Jahrhundert urkundlich eine Besitzung, „datz Vogelweide" genannt, nachgewiesen. Fogilweida bedeutet aviarium. Es bezeichnet also einen Ort, „wo Vögel entweder gehegt werden oder sich zu versammeln pflegen". Namen wie Vogelhaus, Vogelgarten, Vogelherd und Vogelhof giebt es viele in Deutschland. Scherer giebt an,

daß er allein vier Höfe, Namens Vogelweide, kenne. Daß sich Pfeiffer gerade für jenen im Eisackthale entschieden hat, ist besonders durch Folgendes begründet. Er hat nämlich beobachtet, daß die alten Liederhandschriften das Bestreben zeigen, die Dichter nach Landschaften zu gruppiren. Nun steht Walther in der Pariser und Weingartner Liederhandschrift unter solchen Sängern, welche alle nachgewiesenermaßen Tirol oder diesem Lande angrenzenden Gegenden angehören, unter Wachsmut, Hiltebolt von Schwangau, Wilhelm von Heinzenburg, Leutolt von Seven, Walther von Metze und Rubin. Das ist jedenfalls nicht als eine Zufälligkeit zu betrachten, sondern scheint zu beweisen, daß das Vogelweide im Eisackthal wirklich die Heimath Walthers war. Ferner ist zu bemerken, daß die Lieder Leutolts von Seven große Verwandtschaft mit denen Walthers zeigen, weshalb sie auch in den Handschriften zum größten Theile mit diesen vermischt erscheinen. Nun ist aber anzunehmen, daß sich besonders diejenigen Dichter beeinflußten, welche einander räumlich nahe standen. So wurde wahrscheinlich Walther in Wien von Reinmar dem alten in der Sangeskunst unterwiesen. Da nun Leutolts Heimath, Seven, am Eisack bei Brixen nachgewiesen ist, so ist gewiß der Schluß berechtigt, daß Walther, dessen Geschlechtsnamen im 13. Jahrhundert ein Hof nicht weit von Seven führte, auf diesem Hofe wahrscheinlich geboren ist.[1]

Walther war aus adligem Geschlecht, das beweist die Bezeichnung „hêr", die ihm fast bei jeder Erwähnung beigeleg[t] wird und gleichbedeutend mit „miles, Ritter" ist; bürgerliche Sänger wurden Meister genannt. Angesehen aber kann das Geschlecht des Dichters nicht gewesen sein. Er selbst sagt einmal: „Wie nieder ich sei, so bin ich doch der Werthen einer." Auch klagt er oft über seine Armuth; aus seiner Kunst muß er ein Gewerbe machen, und sehnlich wünscht er sich ein kleines Lehen, wo er, der so lange immer nur ein Gast gewesen, auch einmal Wirth sein könne.

Aus der Gebirgseinsamkeit seines Vaterheims wandte sich Walther jedenfalls schon als Jüngling an den wonniglichen Hof zu Wien, wo Herzog Friedrich allen Sängern eine gastliche Statt bereitet hatte. Hier verging dem jugendlichen Dichter die Zeit im heitersten geselligen Verkehr und im Genuß der Liebe. Es ist anzunehmen, daß während des Aufenthaltes am Hofe zu Wien Walthers frischeste und farbenreichste Lieder entstanden sind. Hier macht der Dichter seinem Unmuth gegen den Winter in einem hübschen Gedichte Luft und sehnt die Zeit herbei, in welcher die Mägdlein auf der Straße wieder Ball werfen. Den erschienenen Frühling preist er in den herrlichsten Tönen. „Ez ist wol halb ein himelrîche" ruft er aus, und über die Frühlingsherrlichkeit geht ihm nur die Schönheit edler Frauen, wenn sie „wolgekleidet unde wolgebunden" in Begleitung ihrer Jungfrauen einherschreiten, der Sonne unter Sternen gleich.

Wir erfahren von Walther selbst, daß er in Wien zuerst ein Mädchen niederen Standes geliebt habe. Die einem solchen zugewendete Zuneigung nennen die mittelhochdeutschen Dichter „nidere minne". Nicht selten zog sich ein Ritter durch ein derartiges Liebesverhältniß die Mißachtung vornehmer Frauen zu. Auch bei Walther ist dies der Fall gewesen, wie wir aus folgendem Liede ersehen:[2]

Herzgeliebte Herrin mein,
Gott leih' Dir heut' und ewig Heil;
Könnt' ich höher'n Preis Dir leih'n,
Dir würd' auch dieses Lob zu Theil;
Doch was kann ich sagen mehr,
Als daß Dir Niemand holder ist, denn ich; das macht mein Leid so schwer.

Viele schelten mich, daß ich
Nicht höher wende meinen Sang,
Die verkennen sicherlich,
Was Liebreiz ist, ihr Leben lang;
Nein, sie kannten Liebreiz nie:
Die nach dem Gut und nach der Schöne minnen, weh, wie minnen die?

Oft ist Haß in schöner Brust,
Drum jagt nach Schönheit nur ein Thor;
Liebreiz giebt dem Herzen Lust,
Drum geht der Schönheit Liebreiz vor.
Liebreiz giebt auch schönen Leib:
Das kann die Schönheit nimmermehr; nie macht sie liebenswerth ein Weib.

Ich vertrage und vertrug
Und will noch Widerspruch vertragen,
Du bist schön und hast genug;
Was will denn solcher Tadel sagen?
Was er will! Ich bin Dir hold
Und nehm' Dein gläsern Fingerlein vor aller Königinnen Gold.

Eröffnet wird der auf die Zeit der niederen Minne bezügliche Liedercyklus durch ein Traumbild:

„Nehmt, Herrin, diesen Kranz,"
Sprach ich jüngst zu einem Mägdlein wunderhold,
„So zieret Ihr den Tanz
Mit den schönen Blumen, die Ihr tragen sollt.
Hätt' ich viel Gold und Edelsteine,
Sie müßten Euch gehören,
Kann ich redlich schwören:
Vertraut mir, daß ich's ernstlich meine."

„Ihr seid so wohl gethan,
Daß ich Euch ein Kränzlein gönnte herzlich gern,
So gut ich's winden kann.
Noch viele Blumen stehen, roth und weiße, fern,
Die weiß ich dort in jener Haide,
Wo sie gar hold entspringen
Bei der Vöglein Singen,
Da sollten wir sie brechen beide."

Sie nahm, was ich ihr bot,
Einem Kinde gleich, dem Freundliches geschieht,
Ihre Wänglein wurden roth
Wie die Rose, da man sie bei Lilien sieht.
Ihr Auge schämte sich, das lichte;
Ein holdes Gegengrüßen
Ward mir von der Süßen
Und bald noch, was ich nicht berichte.

Ich glaubte niemals mehr
Freude zu gewinnen, als ich da besaß;
Die Blüthen fielen schwer
Von den Bäumen bei uns nieder in das Gras.
Ich war so fröhlich, daß ich lachte,
Als mich der Traum umsponnen
Hielt mit solchen Wonnen,
Da ward es Tag, und ich erwachte.

Mir ist von ihr gescheh'n,
Daß ich allen Mägdlein jetzt zur Sommerzeit
Muß in die Augen seh'n;
Fänd ich meine wieder: o, der Seligkeit!
Wär' sie bei diesem Ringeltanze?
Ihr Frauen, habt die Güte,
Rücket auf die Hüte:
Säh' ich sie wieder unterm Kranze!

Bald hat er die Liebste gefunden; sein Träumen ist erfüllt, und sein Herz jubelt freudig auf in dem Liede:

Wohl mir der Stunde, da ich sie erschaute,
Die mir das Herz und den Muth hat befangen,
Seit ich die Sinne so ganz ihr vertraute,
Daß mich der Lieblichen Tugenden zwangen:
Daß ich ihr folge und anders nicht kann,
Das hat die Gute, die Schöne gemachet
Und ihr rother Mund, der so minniglich lachet.

Hab ich das Herz und den Sinn doch gewendet
Nur auf die Liebe, die Gute, die Reine.
Mög' uns nun Beiden wohl werden vollendet,
Was ich von ihr zu erwerben noch meine.
Was ich von Freuden auf Erden gewann,
Das hat die Gute, die Schöne gemachet
Und ihr rother Mund, der so minniglich lachet.

Aber noch ist es zu keiner wirklichen Annäherung zwischen den Liebenden gekommen; die Liebe hat sich nur im bedeutsamen Spiele der Augen und durch freundliche Worte kundgegeben. Bald erheben sich die Wünsche des Dichters zu weiteren Genüssen:

Möcht' ichs noch erleben, daß ich Rosen
Läse mit dem holden Mägdelein.
Wollt ich doch mich so mit ihr erkosen,
Daß wir ewig Freunde müßten sein.
Würde mir ein Kuß zur guten Stunde
Von dem rothen Munde,
So genäs' ich aller Noth und Pein.

Dies ist das Gedicht, in welchem Walther den zarten Blüthenstaub der Liebe abzustreifen beginnt, indem er sein Verlangen auf das Rosenbrechen mit der Geliebten richtet, worunter wir bei den mittelhochdeutschen Dichtern das zu verstehen haben, was später die Dichter den Minnesold zu nennen pflegten. Und er gelangt zur Erfüllung seiner Wünsche; bald gestattet ihm das Mädchen, um was er sie gebeten. Walther selbst erzählt uns das in der unbefangensten Weise im sogenannten Lindenliedchen:

Unter der Linden,
An der Haide,
Wo ich mit meinem Trauten saß,
Da mögt ihr finden,
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süßem Schall
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Stelle,
Mein Liebster war schon vor mir dort.
Mich hat empfangen
Mein Geselle,
Daß ich bin selig immerfort.
Ob er mir auch Küsse bot?
Tandaradei!
Seht, wie ist mein Mund so roth!

Da ging er machen
Uns ein Bette
Aus süßen Blumen mancherlei;

Des wird man lachen,
Noch, ich wette,
So Jemand wandelt dort vorbei,
An den Rosen er wohl mag,
Tandaradei!
Merken, wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte,
Wüßt es Einer,
Behüte Gott, ich schämte mich!
Wie mich der Gute
Herzte, Keiner
Erfahre das, als er und ich
Und ein kleines Vögelein,
Tandaradei!
Das wird wohl verschwiegen sein!

Man sollte meinen, Liebesbegebenheiten, wie die erzählte, wären keiner reinen poetischen Darstellung fähig, und doch haben wir in dem vorstehenden Liede das Anmuthigste vor uns, was jemals die Liebe gesungen. Es dürfte daher wohl einer Untersuchung werth sein, zu erfahren, worin trotz des widerstrebenden Stoffes die Anmuth des Gedichtes liege.

Mit feinem Takte hat Walther die Erzählung in den Mund des schwächeren, ungebildeten Theiles, des harmlosen Mädchens, gelegt; aus dem Munde des Mannes und noch dazu Walthers, der wohl wissen mußte, daß Keuschheit und Zucht der Frauen schönste Zierde ist, würde dieselbe abstoßend wirken; im Munde des Mädchens aber wird die Szene zum lieblichsten Liebesgemälde. Ihm, dem „frouwelîn“ aus der Hütte, verzeihen wir es, daß es, geblendet von der Schönheit des Ritters vom Hofe zu Wien und bethört von seinen verlockenden Liedern, auf dem Bette von „bluomen unde gras“ ihm zu Willen ward.

Der Dichter hat auch noch weitere Mittel angewendet, um von dem Gedichte alles Anstößige fernzuhalten. Er hat dem

Liebe den lieblichsten landschaftlichen Hintergrund gegeben. Ueber den Liebenden säuseln die Blätter der Linde; ein Vöglein sieht von ihren Zweigen ihrer Liebe zu, und

„vor dem walde in einem tal
tandaradei!
schône sanc diu nathegal."

Diese liebliche Szenerie stellt die Nachgiebigkeit des Mädchens noch begreiflicher dar, und indem sie selbst diese landschaftlichen Momente, angehaucht von allem Frühlingsduft, in ihre Erzählung einflicht, giebt sie uns zu erkennen, daß sie nicht bloß niederer Sinnenlust gefröhnt, sondern dabei zugleich das ganze anmuthige Frühlingsbild in ihre Sinne aufgenommen hat, dessen zauberische Farben und Töne jedenfalls auch mit zur Gewährung dessen beigetragen haben, was sie uns, naiv genug, unter Anrufung der Mutter Gottes, „der hêren vrouwe", so reizend erzählt.

Wir befinden uns also bei Beurtheilung dieses Gedichtes in dem Falle, die Person des Dichters von seinem Gedichte trennen zu müssen. Als Mensch hat Walther gefehlt, als Dichter aber in diesem Liede Unübertreffliches geleistet.[3]

Allein der Liebesverkehr mit einem ländlichen Mädchen konnte Walther nicht auf die Dauer genügen; die Befriedigung des sinnlichen Bedürfnisses entband in dem Dichter das Verlangen nach höherem, geistigem Verkehr, nach der Liebe einer edlen Frau. Walther sagt selbst:

„Niedre Minne läßt die Seele sinken,
Daß der Leib nach schmäher Freude schmachtet:
Die Freude thut zuletzt unlöblich weh;
Hohe Minne pflegt empor zu winken,
Daß der Muth nach hehrer Wonne trachtet:
Die harrt mein jetzo, daß ich mit ihr geh'."

Er erhebt den Blick zu einem Weibe von glänzender Schönheit, aber, wie es scheint, von hoher Geburt, daß der

Dichter selbst fürchtet, sein Werben werde vergeblich sein. Er ruft deshalb die Frau Mâze an, ihn das rechte, seinem Stande entsprechende Weib finden zu lassen. Allein die Frau, die er erschaut, hat ihn, so fern sie ihm auch steht, mit ihrer Schönheit so gefesselt, daß er sie nicht lassen kann.

Und sie nimmt des Dichters Huldigungen freundlich an. Oft sitzt er bei ihr; aber er ist dann meist so schüchtern, daß ihm die Rede fehlt. Walther erzählt uns das selbst in der liebenswürdigsten Weise:

„Die Meisten sprechen desto mehr,
Wenn sie bei der Geliebten sind,
Mir wird's in ihrer Nähe schwer,
Ich weiß noch minder als ein Kind:
Ich bin an allen meinen Sinnen blind."

An einer anderen Stelle sagt er:

„Wenn ich einen Sitz bei ihr gewinne
Und jetzo mit ihr reden soll,
So nimmt sie mir sogar die Sinne,
Daß ich wie schwindlig bin und toll.
Wenn ich nun wunderviel zu sagen weiß,
Sieht sie mich an, mir wird so heiß,
Gleich ist es mir entfallen:
Was hatt' ich nun von dem Allen?"

Als ihren Ritter nimmt die Frau ihn aber nicht an; „seid nichts, als mein Redegeselle", sagt sie einst zu ihm. Darüber ist der Dichter trostlos. Die in diese Zeit fallenden Lieder zeichnen sich aus durch feine psychologische Auffassung und Zergliederung der Liebe; in einem derselben sagt er:

„Sag' mir einer, was ist Minne?
Weil ich halb es weiß, so wüßt' ich gerne mehr;
Hat es Jemand besser inne,
So belehr' er mich, warum sie schmerzt so sehr.
Minn' ist Minne, wenn sie freut:
Macht sie traurig, ist es nicht die rechte Minne,
Und ich weiß nicht, was man ihr für Namen beut.

Sollt' ich jetzt es nicht verfehlen,
Was die Minne sei, so sprechet alle: Ja!
Minn' ist Wonne zweier Seelen:
Theilen beide gleich, so ist die Minne da.
Kann jedoch nicht Theilung sein,
So vermag's ein Herz alleine nicht zu tragen:
Darum solltest Du mir helfen, Herrin mein!

Frau, zu schwer hab ich zu tragen;
Willst du helfen mir, so thu' es noch bei Zeit:
Bist Du taub für meine Klagen,
Sprich es endlich aus, so fass' ich mich im Leid,
Bin hinfort ein freier Mann;
Aber eines, dächt' ich, solltest du bedenken:
Daß Dich schwerlich einer besser loben kann."

In einem anderen Liede sagt er:

„Minne taugt nicht einsam,
Sie soll sein gemeinsam,
So gemeinsam, daß sie dringt
Durch zwei Herzen und kein drittes zwingt."

Ein liebliches Bild von dem inneren Zustande eines Liebenden geben folgende Strophen:

„Lang' ist's, daß mein Auge sie nicht sah;
Weiß der Himmel, wie es denn geschieht,
Sind ihr meines Herzens Augen nah,
Daß es ohne Augen sie ersieht?
Da muß ein Wunder wohl gescheh'n,
Wer verlieh's ihm, sonder Augen
Sie zu aller Zeit zu seh'n?

Wollt' ihr wissen, was die Augen sind,
Die sie sehen über Berg und Land?
Die Gedanken, die mein Herz sich spinnt,
Sehen sie durch Mauern und durch Wand.
Behütet sie auch noch so gut:
Es seh'n sie doch mit vollen Augen
Herz und Wille, Sinn und Muth.

Werd' ich jemals ein so sel'ger Mann,
Daß sie mich ohn' Augen sehen soll?
Schaut sie je mich in Gedanken an,
So vergilt sie meinen wundervoll.
Gutem Willen lohne sie.
Zeige mir auch guten Willen:
Meiner der verläßt sie nie."

Durch die Minne allein, meint Walther, sei wahre Freude und Würdigkeit zu erwerben; „wer gutes Weibes Minne hat, der schämt sich aller Missethat," sagt er in einem Liede. Als ein Wesen aus einer höheren Welt, durch das man sogar des Himmels Gnade und Gunst erlange, stellt er die Minne in folgenden Versen dar:

„Die Minn' ist weder Mann noch Weib,
Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib,
Irdisch Bildniß ward ihr nicht beschieden;
Ihr Nam' ist kund,
Sie selber fremd hienieden,
Und es kann doch Niemand ohne sie
Des Himmels Gnad' und Gunst gewinnen."

Endlich nimmt die geliebte Frau seinen Dienst an, und es beginnt nun für den Dichter eine selige Zeit, aber nur eine kurze; denn bald tritt eine Störung des Verhältnisses ein: bei einem Frühlingstanze wird er von seiner Herrin als Tänzer verschmäht. Dieses Vorkommniß wird uns von Walther in folgendem Gedichte[4] erzählt:

„Wollt' ihr schauen, was im Maien
Wunders man gewahrt?
Seht die Pfaffen, seht die Laien,
Wie das stolz gebahrt!
Ja, er hat Gewalt!
Ob er Zauberlist ersonnen?
Wo er naht mit seinen Wonnen,
Da ist Niemand alt.

Uns wird alles wohl gelingen,
Laßt uns diese Zeit

Lustig tanzen, lachen, singen,
Nur mit Höflichkeit.
Ei, wer wär' nicht froh?
Da die Vögelein nun alle
Singen mit dem schönsten Schalle,
Thun wir auch also!

Wohl dir, Mai, wie du beglückest
Alles weit und breit,
Wie du schön die Bäume schmückest,
Gabst der Haid' ein Kleid.
War sie bunter je?
„Du bist kurzer, ich bin langer,"
Also stritten auf dem Anger
Blumen mit dem Klee.

Rother Mund, wie dich's entehret!
Laß dein Lachen sein!
Schäm' dich, da du mich beschweret,
Noch zu lachen mein!
Ist das wohlgethan?
Weh der unheilvollen Stunde,
Soll von minniglichem Munde
Mir Unminne nah'n!

Was mir raubte Glück und Segen,
Frau, seid ihr allein.
Immer müßt ihr mir entgegen,
Gnadenlose, sein.
Wißt ihr, was ihr thut?
Gnädig hört man doch euch preisen;
Wollt ihr mir nicht Gnad' erweisen,
Seid ihr ja nicht gut.

Laßt es, Herrin, mich zu quälen,
Gönnt mir frohe Zeit,
Oder mir muß Freude fehlen,
Daß ihr fröhlich seid!
Herrin, blickt umher:
Alles freut sich im Vereine,
Sendet mir auch endlich eine
Kleine Freude her!"

Der nächste Sommer vergeht ihm unter Liebesschmerzen, und im darauffolgenden Winter befällt ihn eine schwere Krankheit, von der er nicht wieder zu genesen glaubt. Durch dieselbe wurde er wahrscheinlich auch verhindert, an dem Kreuzzuge theil zu nehmen, welchen sein Gönner, Herzog Friedrich von Oesterreich, im Jahre 1196 unternahm. Leider kehrte dieser nicht wieder zurück, er fand 1198 in Palästina den Tod. Sein Nachfolger Leopold VII. war dem Dichter nicht geneigt. In einem rührenden Spruche bittet er den Herzog, „seine gegen alle Welt so milde Hand auch ihm zu öffnen"; derselbe lautet:

Mir ist versperrt des Glückes Thor:
Als Waise steh' ich nun davor,
Doch hilft mir nicht mein Rufen und mein Klopfen.
Ein größer Wunder giebt's nicht mehr:
Es regnet immer rings umher,
Mich aber trifft von Allem nicht ein Tropfen.
Der Fürst von Oesterreich, der milde,
Freut nach süßen Regens Bilde
So die Leute wie das Land.
Er ist wie eine schöne, bunte Haide.
Da mag man sich mit Blumen schmücken;
Und wollte mir ein Blatt nur pflücken
Seine mildereiche Hand,
So lobt ich gern die süße Augenweide:
Zur Mahnung sei ihm dies gesandt.

Aber die Bitte Walthers ist vergebens, Neider und Verleumder haben seinen Aufenthalt in Wien untergraben; Frau Saelde, das Glück, kehrt ihm den Rücken, und so beschließt der Dichter, den für ihn ehemals so wonniglichen Hof zu Wien zu verlassen und anderwärts eine Heimath zu suchen.

Vor dem Scheiden macht er sein Testament: „sein Unglück und seine traurige Lage vermacht er den Neidern, seinen Kummer den Lügnern, sein verzehrendes Liebesfeuer denen, die es mit der Minne nicht redlich meinten, den Frauen Sehnsucht nach wahrer Liebe."

Walther war keine jener engherzigen Naturen, welche unter dem Drucke persönlicher Verhältnisse die Theilnahme an den Geschicken des Vaterlandes verlieren. Zu der Zeit, als er Wien verließ und ein Wanderleben begann, wurde Deutschland von gewaltigen Stürmen bewegt. Der im September 1197 verstorbene Kaiser Heinrich VI. hatte nur einen dreijährigen Sohn, den nachmaligen Kaiser Friedrich II., hinterlassen. Dieser, von den Deutschen zum Könige gewählt, wurde vom Papste Innocenz III. nicht anerkannt. Es traten nun Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig als Thronbewerber auf. Während des nun folgenden Thronstreites rissen sich alle dem inneren Frieden feindlichen Elemente los. Walther wurde von den Leiden seines Vaterlandes im tiefsten Herzen bewegt und stellte nun seine Kunst, die bisher nur von Frühling und Frauen gesungen hatte, in den Dienst desselben. Fortan hören wir den Dichter fast nur für das Vaterland seine Stimme erheben, und alles, was dasselbe zu Freude oder Schmerz erregt, tönt wieder in Walthers Seele wie in einer Aeolsharfe. Walthers fernere Poesie bietet daher ein ziemlich vollständiges Bild der geschichtlichen Ereignisse jener Zeit. Es drängt sich hier das ganze Zeitalter mit all' seiner Herrlichkeit und seinen Kämpfen in den engen Rahmen eines Dichterlebens. Die Form, in welche Walther seine politischen Klagen und Mahnrufe goß, war die des Spruches, welcher durch ihn zu einer bis dahin unbekannten Bedeutung gelangte. Auf die durch den Wahlstreit hervorgebrachte Verwirrung beziehen sich drei der bedeutendsten Sprüche Walthers, von denen hier nur zwei angeführt werden sollen.

Ich saß auf einem Steine,
Da deckt' ich Bein mit Beine,
Darauf der Ellenbogen stand;
Es schmiegte sich in meine Hand
Das Kinn und eine Wange.

Da dacht' ich herzlich lange
Dem Weltlauf nach und ird'schem Heil,
Doch wurde mir kein Rath zu Theil.
Wie man drei Ding' erwürbe,
Daß nichts daran verdürbe.
Die zwei sind Ehr' und zeitlich Gut,
Das oft einander Schaden thut,
Das dritte Gottes Segen,
An dem ist mehr gelegen:
Die hätt' ich gern in einem Schrein,
Ja leider mag es nimmer sein,
Daß Gottes Gnade kehre
Mit Reichthum und mit Ehre
Je wieder in dasselbe Herz.
Sie finden Hemmung allerwärts;
Untreu hält Hof und Leute,
Gewalt fährt aus auf Beute,
So Fried' als Recht sind todeswund:
Die dreie haben kein Geleit, die zwei denn werden erst gesund.

„Mit übergeschlagenem Beine und in die Hand geschmiegtem Haupte nachdenklich auf einem Steine sitzend ist Walther in der Weingartner und Pariser Handschrift abgebildet. Diese Stellung galt von alters her als ein Zeichen ruhig-nachdenklicher Beschaulichkeit."

Der zweite Spruch lautet:

Ich hört' ein Wasser rauschen
Und ging den Fischen lauschen,
Ich sah die Dinge dieser Welt,
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld,
Was kriechet oder flieget,
Was Bein zur Erde bieget,
Das sah ich und ich sag' euch das:
Da lebt nicht eines ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme,
Die streiten starke Stürme,
So auch die Vögel unter sich;
Doch thun sie eins einmüthiglich:
Sie schaffen stark Gerichte,
Sonst würden sie zu nichte,

Sie wählen Kön'ge, ordnen Recht
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh' dir, deutschem Lande,
Wie ziemet dir die Schande,
Daß nun die Mücke hat ihr Haupt
Und du der Ehren bist beraubt?
Bekehre dich, nicht mehre
Der Fürstenkronen Ehre.
Die armen Könige drängen dich,
Philippen setz' den Waisen auf, so weichen sie und beugen sich.

Walther konnte sich eine gedeihliche Entwickelung Deutschlands nur unter dem Sterne des Kaiserthums denken, und zwar schloß er sich, wie wir durch den vorstehenden Spruch erfahren, Philipp von Schwaben an. Was wir unter dem „Waisen" zu verstehen haben, sagt uns Albert der Große in seinem Physiologus; es heißt dort: „Der Waise ist ein Stein in der Krone des römischen Kaisers, wie niemals einer anderswo gesehen worden ist, deswegen wird er der Waise (orphanus) genannt."

In lauten Jubel bricht der Sänger aus, als er nach der im September 1198 zu Mainz vollzogenen Krönung Philipps die Krone auf dem blonden Haare des jungen, süßen Mannes leuchten sieht.

Die Kron' ist älter als der König Philipp ist,
Drum scheint's ein Wunder jedem Auge, das ermißt,
Wie ihr der Schmied das rechte Maß verliehen.
Sein kaiserliches Haupt geziemt ihr also gut,
Daß, wer sie scheiden will, als ein Verräther thut;
Keins mag dem andern Schein und Glanz entziehen.
Sie leuchten sich einander an,
Die edlen Steine mit dem jungen, süßen Mann:
Der Anblick muß den Fürsten wohlgefallen.
Wem nun nach anderm Herrn verlangt,
Der schaue, wem der Waise über'm Scheitel prangt;
Das mag ein Leitstern sein den Fürsten allen.

Und im nächsten Jahre hat er während des am Weihnachtsfeste zu Magdeburg stattfindenden Hoftages wieder Gelegenheit, sich der Anmuth des Königs und seiner Gemahlin Irene zu freuen; er schildert uns von dem dort Gesehenen „in einem farbenhellen Gemälde, den altdeutschen auf Goldgrund ähnlich, den Kirchgang Philipps mit seiner Gemahlin, der griechischen Irene, und dem Gefolge des thüringischen und sächsischen Adels“. Der bezügliche Spruch lautet:

Zu Magdeburg ging an dem Tag, da Gott geboren
Ward von der Magd, die er zur Mutter sich erkoren,
Der König Philipp schön und tadelsohne:
Da gingen König, Kaisersbruder, Kaiserskind
In einem Kleid, ob auch der Namen dreie sind.
Er trug des Reiches Scepter und die Krone.
Gemess'nen Schritt's ging er dahin,
Ihm folgte sacht' die hochgebor'ne Königin,
Ros' ohne Dorn, ein Täublein sonder Gallen.
Solch' Fest noch sah man nirgendwo;
Es dienten ihm die Thüringer und Sachsen so,
Daß es den Weisen mußte wohlgefallen.

Wir können annehmen, daß Walther bereits am Mainzer Krönungsfeste am Hofe Philipps Aufnahme gefunden hatte. Allein das unruhige Leben, welches Philipp unter den damaligen Verhältnissen zu führen hatte, war nicht geeignet, den Sänger dauernd an den Hof des Königs zu fesseln; bereits nach dem Magdeburger Hoffeste scheint Walther Philipps Hof verlassen zu haben, um bei dem Landgrafen Hermann von Thüringen Aufnahme zu suchen. Das damalige Treiben auf Wartburg hat er uns in folgendem Spruche geschildert:

Wer in den Ohren siech ist oder krank im Haupt,
Der meide ja Thüringens Hof, wenn er nur glaubt;
Käm' er dahin, er würde ganz bethöret.
Ich drang so lange zu, daß ich nicht mehr vermag,
Ein Zug fährt ein, ein andrer aus, so Nacht als Tag:
Ein Wunder ist's, daß da noch jemand höret.

Der Landgraf hat so milden Muth,
Daß er mit stolzen Helden, was er hat, verthut,
Davon ein jeder wohl als Kämpe stände.
Mir ist ein solches Thun wohl kund:
Und gält ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
Doch Niemand leer der Ritter Becher fände.

Bei diesem Andrängen der Sänger scheint Walther nicht zur Geltung gekommen zu sein; er schüttelte darum den Staub von den Füßen und wandte sich wieder nach Wien, um der Schwertleite des Herzogs Leopold von Oesterreich beizuwohnen. Indes ist es auch denkbar, daß Walther rein aus Sehnsucht nach der Stätte seiner Jugend und der dort weilenden geliebten Frau den Hof zu Eisenach verlassen habe, um bei Gelegenheit der Schwertleite des Herzogs, wo dieser voraussichtlich seine Milde in höherem Maße als sonst walten ließ, wieder eine bleibende Stätte am Wiener Hofe zu finden. Er begrüßt letzteren mit folgendem herrlichen Liede:

Heißt mich froh willkommen sein,
Der euch Neues bringet, das bin ich;
Eitle Worte sind's allein,
Die ihr noch vernahmt: jetzt fraget mich.
Wenn ihr Lohn gewähret
Und den Sold nicht scheut,
Will ich manches sagen, was die Herzen freut:
Seht, wie ihr mich würdig ehret!

Ich verkünde deutschen Frau'n
Solche Dinge, daß sie alle Welt
Noch begier'ger wird zu schau'n:
Dafür nehm' ich weder Gut noch Geld.
Was wollt ich von den Süßen?
Sind sie doch zu hehr:
Drum bescheid' ich mich und bitte sie nichts mehr,
Als mich freundlich nur zu grüßen.

Lande hab' ich viel geseh'n,
Nach den besten blickt' ich allerwärts:

Uebel möge mir gescheh'n,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungarn Land
Mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör' ich, daß sie besser hier
Sind als andrer Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Fraun sind engelschön und rein.
Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein:
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Land, wo es noch beide giebt;
Lebt ich lange nur darinne!

In herrlicheren Tönen, als hier, ist deutsche Zucht und deutsche Ehre, sind deutsche Frauen und deutsche Männer wohl nie besungen wurden. Das Lied kann man als die feinste Blüthe nicht nur des Minnesangs, sondern der deutschen Liederdichtung überhaupt bezeichnen. Und welch' erhebendes, ich möchte sagen, mittelalterlich rührendes Bild entfaltet es vor unseren Augen! Es ist, als stünden wir in den glanzvollen Räumen des Schlosses zu Wien, als erblickten wir den blühenden Kranz der Frauen und die schimmernden Reihen der Ritter, als sähen wir den aus der Fremde zurückkehrenden Sänger mit der Harfe hereintreten, als hörten wir ihn, in die Saiten greifend, voll festlichen Hochgefühles sein stolzes Lied beginnen.

Aber auch diesmal ist für Walther kein Bleiben in Wien; die Verleumder und Neider beginnen von neuem ihre Künste.

Seine Herrin verhält sich kühl gegen ihn, und Herzog Leopold behandelt ihn nur als einen vorübergehenden Gast des Wiener Hofes. Walther muß wieder wandern. In der Ferne aber preist er noch des Herzogs Freigebigkeit während des Wiener Hoffestes, anscheinend in der Absicht, noch eine Aenderung in der Gesinnung des Fürsten gegen sich zu bewirken. Als aber auch dieser Versuch mißlingt, wendet er sich nun stracks wieder zu dem Landgrafen von Thüringen, bei dem er jetzt dauernde Aufnahme findet. Die unerschöpfliche Freigebigkeit desselben feiert er bald darauf in folgendem Spruche:

Ich bin des milden Landgrafen Ingesinde:
Ich halt' es so, daß man mich immer bei den Besten finde:
Die andern Fürsten alle sind wohl mild, jedoch
So stäte sind sie's nicht: er war es einst und ist es noch.
Drum kann er besser als die andern mild gebahren:
Er ist im Launenwechsel unerfahren.
Wer heuer prunkt und ist doch über's Jahr so karg als je,
Des Lob ergrünt und salbet wieder gleich dem Klee;
Thüringens Blume scheinet durch den Schnee:
Lenz und Winter blüht sein Lob wie in den ersten Jahren.

Walther hatte den Hof zu Eisenach um so lieber aufgesucht, als sich der Landgraf bereits 1199 der Partei Philipps zugewandt hatte. Das gute Einvernehmen mit diesem aber sollte nicht lange währen; denn so freigebig sich der Landgraf gegen die an seinem Hofe weilenden Sänger bewies, so ländergierig war er. Philipp suchte bereits mehr, als seine Mittel erlaubten, durch Verleihung von Land und Gut die Fürsten Deutschlands sich zu verpflichten; trotzdem erschien er den Habsüchtigen nicht freigebig genug. Walther erkannte bald die ungünstige Stimmung der Fürsten und besonders die seines Herrn und ließ nun, da er jedenfalls keine Ahnung von dem Unglücke hatte, welches aus einer so großen Schwächung der kaiserlichen Macht hervorgehen mußte, nicht ab, den jungen König zu größerer Freigebigkeit zu mahnen. Ob Philipp seinen unbesonnenen

Mahnungen Folge geleistet habe oder nicht, kann nicht mit Bestimmtheit entschieden werden; aber bekannt ist es, daß der Landgraf Hermann im Jahre 1203 mit dem Böhmenkönig Ottokar von Philipp abfiel und in das Lager Ottos und des Papstes überging. Umsonst überzog Philipp den Thüringer mit Krieg; die Böhmen zogen unvermuthet heran, Philipp griff zur Flucht, und sein Heer zerstreute sich. Jetzt wandte auch Walther ihm den Rücken; Flucht dünkte ihn unter allen Umständen eines Kaisers unwürdig; nie ist er wieder in ein näheres Verhältniß zu Philipp getreten, selbst dann nicht, als sich sein Glücksstern wieder hob. Sein Lied schweigt fortan von dem Könige und erwähnt selbst seines Endes durch Mörderhand nicht.

Ganz Deutschland erkannte nun Otto als König an, und auch der heilige Vater krönte ihn; allein bald entzweite sich Otto mit diesem, und Bann und Exkommunikation waren davon die Folge. Nun brachen in Deutschland die Parteikämpfe wieder los: Erzbischof Siegfried von Mainz, Albrecht von Magdeburg, der König von Böhmen, der Landgraf von Thüringen und der Markgraf von Meißen setzten ihn zu Nürnberg ab. Da machte sich der Kaiser von Apulien, wo er sich befand, auf nach Deutschland und hielt einen Hoftag zu Frankfurt, wo Markgraf Dietrich von Meißen, in dessen Dienst Walther inzwischen getreten war, sowie der Herzog Ludwig von Bayern den Kaiser um Verzeihung baten und sie erhielten. Walther begrüßte das Reichsoberhaupt mit drei herrlichen Sprüchen, in denen, wie Wilmanns sagt, „die ganze Großartigkeit der Kaiseridee zum Ausdruck gekommen ist".

Herr Kaiser, seid uns hoch willkommen;
Des Königs Nam' ist euch benommen,
Und eure Krone glänzt vor allen Kronen.
Eure Hand ist stark und reich an Gut,
Und ob ihr recht, ob übel thut,
So mag sie beides, rächen oder lohnen.

Auch bring' ich euch die Märe:
Die Fürsten sind euch unterthan,
Sie harrten eurer Wiederkunft geduldig,
Und Meißens Fürst, der hehre,
Ist euch ergeben sonder Wahn:
Eh' blieb ein Engel Gott die Treue schuldig

Herr Kaiser, ich bin hergesandt
Als Gottes Bot' aus Himmelsland:
Ihr habt die Erd', er hat den Himmel droben.
Er will, daß ihr ihm Recht verschafft:
Ihr seid sein Vogt, die Heidenschaft
Laßt nicht in seines Sohnes Lande toben.
Seid willig, ihm zu richten:
Sein Sohn, mit Namen Jesus Christ,
Vergilt es einst, das hieß er mich euch sagen.
Eilt, seinen Streit zu schlichten;
Er richtet euch, wo Er Vogt ist,
Und kämet ihr, den Teufel zu verklagen.

Herr Kaiser, wenn mit Strang und Schwert
Ihr Deutschland Frieden habt gewährt,
So müssen sich die Nachbarn euch ergeben:
Die nehmet all' in euren Eid
Und sühnt die ganze Christenheit;
Das werthet euch und macht die Heiden beben.
Ihr habt zwei Kaisersmächte:
Des Adlers Sinn, des Löwen Kraft;
Die sind darum Heerzeichen auf dem Schilde.
Und ging' es zum Gefechte
Mit diesen an die Heidenschaft,
Wer trotzte ihrer Mannheit, ihrer Milde?

„Die Erde dem Kaiser, das Himmelreich Gotte" — das ist die Idee, die diese Sprüche durchzieht und welche Walther bis zu seinem Tode muthig verfochten hat. Was die Stelle anbelangt:

„Ihr habt zwei Kaisersmächte:
Des Adlers Sinn, des Löwen Kraft;
Die sind darum Heerzeichen auf dem Schilde,"

so ist zu bemerken, daß sie sich auf das Wappen Ottos beziehen, welches er bei seiner Krönung führte. Dasselbe bestand aus drei Löwen und einem halben Adler; „des Adlers Sinn“ ist die Milde, da dieser nach der Volkssage von seinem Fraße immer etwas für die kleineren Vögel übrig läßt.

Walther hatte den Markgrafen Dietrich von Meißen nach Frankfurt begleitet. Wann er aus dem Dienste des Thüringers getreten sei, ist nicht bekannt.

Die Minnelieder der Thüringer Periode unterscheiden sich wesentlich von den früher entstandenen. Walther ist in diesen, wie Wilmanns sagt, „mehr ein Lobredner der Minne im allgemeinen, ein Lehrer der jüngeren Generation, als selbst bemüht, durch seinen Gesang das Herz einer Dame zu gewinnen.“

Wenn Walther in einem der an den Kaiser gerichteten Sprüche diesem versichert hatte, eher würde ein Engel von Gott, als Markgraf Dietrich von dem Kaiser abfallen, so hatte er sich allerdings getäuscht; denn schon im Jahre 1213 trat dieser zu dem seit der Bannung Ottos vom Papste protegirten Staufer Friedrich über. Walther stand zu dieser Zeit nicht mehr in seinem Dienste; einestheils wegen der Undankbarkeit des Markgrafen, der Walthern für das Lob, das er ihm in seinen Liedern gespendet, keinerlei Belohnung zu theil werden ließ, hauptsächlich aber wohl wegen seiner Treulosigkeit gegen den Kaiser verließ er ihn und trat in den Dienst Ottos. Im Dienste Ottos sind die mächtigsten Sprüche Walthers gegen die Uebergriffe des Papstes und der Geistlichkeit entstanden, die sich ebenso durch edlen, männlichen Freimuth, wie durch Wucht des Ausdruckes, volksthümliche Einkleidung der Gedanken und dramatische Lebendigkeit auszeichnen. Bald deckt er darin die Niederträchtigkeit, Verlogenheit und Habsucht des Klerus in der rücksichtslosesten Weise auf; bald führt er Papst und Geistlichkeit redend ein und läßt sie selbst ihre Verworfenheit

aussprechen; bald hören wir im fernen Walde einen Klausner über der Zeit Verwirrung weinen; bald finden wir unseren Walther im Zwiegespräch mit dem Opferstock in der Kirche, den der Papst von Rom gesendet, damit er seinen welschen Schrein mit deutschem Silber fülle und seine Pfaffen Hühner essen und Wein trinken können, während die dummen deutschen Laien fasten müssen.

Als der Papst den erst kurz vorher von ihm gesalbten Kaiser Otto gebannt und den Hohenstaufen Friedrich als Gegenkaiser aufgestellt hatte, dichtete Walther folgende zwei Sprüche:

Herr Papst, ich fürchte mich noch nicht,
Denn ich gehorch' euch, wie es Pflicht.
Wir hörten euch der Christenheit gebieten,
Dem Kaiser unterthan zu sein;
Ihr selber segnetet ihn ein,
Daß wir ihn hießen Herr und vor ihm knieten.
Gedenkt auch eures Spruches:
Ihr sprachet, wer dich segnet, sei
Gesegnet, wer dir fluchet, der erfahre
Das Vollgewicht des Fluches.
Um Gott bedenkt, ob sich dabei
Der Pfaffen Heil und Ehre wohl bewahre.

„Gott giebt zum König, wen er will!“
Das glaub' ich gern und schweige still;
Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre.
Was sie vor Kurzem uns gelehrt,
Wird nun ins Widerspiel verkehrt.
Nun thut's um Gott und eure eig'ne Ehre
Und sagt bei eurer Treue,
Mit welchem Wort ihr uns betrogt.
Beweiset uns das Eine recht von Grunde,
Das Alte oder Neue:
Gewiß ist, daß ihr eines logt.
Zwei Zungen stehen schlecht in Einem Munde.

Von den übrigen seien noch folgende angeführt:

Ihr Bischöf' und ihr edeln Pfaffen seid verführet:
Seht, wie euch mit Teufelsstricken jetzt der Papst umschnüret.

Sagt ihr uns, daß er St. Peters Schlüssel habe,
So sagt, warum er seine Lehren aus den Büchern schabe?
Daß man Gottes Gabe kaufe und verkaufe,
Das ward uns verboten bei der Taufe.
Nun lehrt es ihn sein schwarzes Buch, das ihm der Höllenmohr
Gegeben hat: er liest daraus sein hohles Rohr.
Ihr Cardinäle decket euren Chor:
Unser Frohnaltar steht unter einer übeln Traufe.

Ein Herz, das sich in diesen Zeiten nicht verkehret,
Da nun der heil'ge Vater selbst den Ketzerglauben mehret,
Dem wohnt ein sel'ger Geist und Gottes Minne bei:
Nun schauet, was der Pfaffen Werk, was ihre Lehre sei!
Werk und Lehre waren nicht von gleicher Reine;
Jetzt haben Lehr' und Werk nur das gemeine,
Daß wir sie unrecht wirken seh'n und unrecht hören sagen,
Die uns guter Lehre Vorbild sollten tragen:
Drum mögen dumme Laien wohl verzagen;
Auch fürcht' ich, daß mein guter Klausner sehr darüber weine.

Ei! wie so christlich mag der Papst in Rom nun lachen,
Wenn er zu seinen Welschen spricht: „Seht, solches kann ich machen!"
(Was er da spricht, das hätt' er besser nur gedacht,)
„Zwei Alemannen hab' ich unter Einen Hut gebracht,
Nun müssen sie das Reich zerstören und belasten:
Unterdessen füllen wir die Kasten:
Zinspflichtig sind sie meinem Stock, und all' ihr Gut ist mein;
Ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein:
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein:
Und laßt die dummen deutschen Laien fasten."

Der letzte Spruch bezieht sich auf eine Verfügung des Papstes vom Jahre 1214, „man solle in allen Kirchen Opferstöcke (truncos) aufstellen, um darin Beisteuern zur Wiedererlangung des heiligen Landes zu sammeln. Der Stock solle drei Schlösser haben und die Schlüssel dazu einem Priester, einem Laien und einem Ordensgeistlichen anvertraut werden; die Verwendung des Geldes aber sollte nach dem Gutbefinden derer geschehen, denen die Sorge dafür übertragen wäre."

Walther redet den Opferstock, als er ihn in der Kirche findet, folgendermaßen an:

Sagt an, Herr Stock, hat euch der Papst hierher gesendet,
Daß ihr ihn bereichert und uns arme Deutsche pfändet?
Wenn ihm die Hüll' und Fülle fließt nach Lateran,
So übt er eine arge List, wie er schon oft gethan:
Er sagt uns wieder, wie das Reich verworren stände,
Daß neuen Zins ihm jede Pfarre sende.
Des Silbers, fürcht' ich, kommt nicht viel zur Hülf' in Gottes Land;
Großen Hort vertheilt nicht gern der Pfaffen Hand:
Herr Stock, er ist zum Schaden hergesandt,
Ob er in deutschen Landen Thörinnen und Narren fände.

Wenn wir uns diese Sprache vergegenwärtigen und bedenken, daß in jener Zeit fast jedes Lied und jeder Spruch, sobald sie über die Lippen ihres Dichters gegangen waren, durch die fahrenden Sänger Gemeingut des ganzes Volkes wurden, so werden wir begreifen, wie gefährlich Walther dem Klerus war. In der That bemerkt der päpstlich gesinnte Thomasin von Zirkläre, ein Dichter aus Friaul, in seinem „Welschen Gast": „Schwer habe sich jener gute Knecht am Papste vergangen, der gesprochen, derselbe wolle mit dem deutschen Gut nur seinen welschen Schrein füllen. Dichter sollten wie Prediger ihre Worte wohl in Hut haben, daß man sie nicht verkehren könne. Mit dieser einen Rede seien Tausende bethört worden, daß sie Gottes und des Papstes Gebot überhört hätten."

Als Walther den Spruch an den Opferstock dichtete, war die Lage Ottos schon sehr bedenklich. Theils des Papstes Schutz, theils seine große Freigebigkeit hatten Friedrich, dem Staufer, schon viele Anhänger geworben; dazu entsprach Otto den über ihn gemachten Erwartungen keineswegs. Roh und stolz, dazu der Trunksucht ergeben, welche auch Walther in einem Spruche rügt, war er nicht der Mann, der Walthern an sich zu fesseln vermochte. Als er noch dazu dessen Bitte um ein kleines Lehen unerfüllt ließ, so fühlte sich der Dichter durch

nichts mehr an ihn gebunden und stellte nun seine Kunst in den Dienst des Gegners. Friedrich II. erkannte sehr wohl die politische Bedeutung des Dichters und suchte ihn sofort durch Verleihung einer Rente sich dauernd zu verbinden. Allein diese war zu klein, um das Leben Walthers zu fristen, und da dieser nicht in das Gefolge Friedrichs aufgenommen war, sah er sich genöthigt, wieder ein Wanderleben zu führen. Der wandernde Sänger hatte gewiß manches zu ertragen. Es mochte vorkommen, daß er an den Thoren der Klöster und Burgen abgewiesen oder schnöde abgespeist wurde; ein solches Erlebniß erzählt Walther in folgendem Spruche:

Man nannte stets mir Tegernsee
Ein Haus, das gastlich offen steh':
Ich ritt dahin, wohl eine Meile von dem Wege.
Ich bin ein wunderlicher Mann,
Daß ich mich selbst nicht leiten kann
Und soviel Glauben stets zu frembem Volke hege.
Ich schelt' es nicht, doch gnade Gott uns beiden;
Ich nahm da Wasser,
Also nasser
Mußt' ich von des Mönches Tische scheiden.

Nach längerem oder kürzerem Verweilen an den Höfen von Kärnthen und Thüringen fand Walther endlich dauernde Aufnahme bei dem Herzog Leopold von Oesterreich. Allein Walther war nicht mehr der frühere. Die langjährige Armuth und die Verfolgungen seiner Neider hatten in ihm eine gewisse Verbitterung erzeugt, die sich in vielfachen Klagen über die Welt und treulose Freunde offenbart. Diese Klagen mochten dem heiteren Wiener Hofe nicht eben zur Erbauung gereichen, zumal Walther auch in einem Spruche, und allerdings ziemlich grundlos, die damals in Wien herrschende sogenannte höfische Dorfpoesie Neitharts von Bayern angriff. Er sah in derselben ein Schwinden der „fuoge" (der höfischen Schicklichkeit, Wohlanständigkeit) und scheint sich darum, man weiß nicht, zu welcher

Zeit, vom Hofe zu Wien wieder weg in die Ferne gewendet zu haben.

Im Frühlinge des Jahres 1220 fand zu Frankfurt ein glänzender Reichstag statt. Es galt, auf demselben die Vorbereitungen zu der Römerfahrt, welche Friedrich II. beabsichtigte, zu treffen, die Wahl von des Kaisers Sohn, Heinrich, zum römischen König zu bewirken und die Fürsten für die Theilnahme an dem Kreuzzuge zu gewinnen, welchen Friedrich dem Papste gleich zu Anfang seiner Regierung versprochen hatte. Walther ermahnte die Fürsten in einem Spruche, den Kaiser in seinem Unternehmen zu unterstützen, und in einem zweiten, sehr rührenden Spruche bittet er Friedrich, ihm, dem Heimathlosen, ein kleines Lehen zu verleihen. Derselbe lautet:

Schirmvogt von Rom, Apuliens König, habt Erbarmen,
Daß man mich bei reicher Kunst so läßt verarmen;
Gerne möcht' ich, könnt' es sein, an eignem Herd erwarmen.
Hei! wie säng' ich von den Vöglein dann, den kleinen,
Von den Blumen auf der Haide, wie ich weiland sang.
Gäb' mir ein schönes Weib dann süßen Habedank,
Ließ ich ihr Lilien und Rosen aus den Wangen scheinen.
Nun komm' ich spät und reite früh; Gast, weh dir, weh!
Da mag der Wirth wohl singen von dem grünen Klee:
Die Noth bedenket, milder Herr, daß eure Noth zergeh'.

Und Friedrich erhörte seine Bitte: er verlieh ihm ein kleines Gut, wahrscheinlich in der Nähe von Würzburg, welches Walther nun bezog. Er jubelt:

Ich hab' ein Lehen, alle Welt, ich hab' ein Lehen!
Nun fürcht' ich länger nicht den Hornung an den Zehen,
Will auch alle kargen Herren desto minder flehen.
Der edle Herr, der milde Herr hat mich berathen,
Daß ich im Sommer freie Luft und Winters Gluth gewann
Meine Nachbarn seh'n mich jetzt um so viel lieber an:
Nicht mehr als Kobold flieh'n sie mich, wie sie vor diesem thaten.
Zu lange lag ich an der Armuth Uebel krank,
Ich war so voller Scheltens, daß mein Athem stank:
Den hat der König rein gemacht, dazu auch meinen Sang.

Zu gleicher Zeit mit der Verleihung des Lehens scheint der Kaiser den Dichter mit der Erziehung seines Sohnes Heinrich beauftragt zu haben. Aus dieser pädagogischen Thätigkeit Walthers ist folgendes hübsche Gedicht hervorgegangen:

Nimmer wird's gelingen,
Zucht mit Ruthen zwingen:
Wer zu Ehren kommen mag,
Dem gilt Wort soviel als Schlag.
Dem gilt Wort soviel als Schlag,
Wer zu Ehren kommen mag;
Zucht mit Ruthen zwingen,
Nimmer wird's gelingen.

Hütet eure Zungen:
Das geziemt den Jungen;
Schiebt den Riegel vor die Thür,
Laßt kein böses Wort herfür.
Laßt kein böses Wort herfür.
Schiebt den Riegel vor die Thür;
Das geziemt den Jungen:
Hütet eure Zungen.

Hütet eure Augen:
Die zu Mustern taugen,
Solche Sitten laßt sie seh'n,
Alle bösen übergeh'n.
Alle bösen übergeh'n,
Solche Sitten laßt sie seh'n,
Die zu Mustern taugen;
Hütet eure Augen.

Hütet wohl die Ohren,
Oder ihr seid Thoren:
Böse Reden nehmt nicht auf,
Schande käm' euch in den Kauf,
Schande käm' euch in den Kauf
Böse Reden nehmt nicht auf,
Oder ihr seid Thoren;
Hütet wohl die Ohren.

Hütet wohl der dreien,
Leider allzu freien.
Zungen, Augen, Ohren sind
Zuchtlos oft, für Ehre blind.
Zuchtlos oft, für Ehre blind
Zungen, Augen, Ohren sind,
Leider allzu freien,
Hütet wohl der dreien.

Walther scheint indes nicht zum Erzieher geschaffen gewesen zu sein, am allerwenigsten für einen so eigenwilligen und ausschweifenden Jüngling gepaßt zu haben, wie der junge König war; völlig entmuthigt, wie wir aus einem Spruche sehen, legte er bald sein Erzieheramt nieder.

In den Würzburger Aufenthalt fällt jedenfalls auch Walthers Verkehr mit dem Grafen Diether II. von Katzenellenbogen, den er wegen seiner Freigebigkeit preist:

„Ich bin dem Bogenaere holt", beginnt ein auf ihn bezüglicher Spruch; in einem anderen dankt er ihm für einen Diamanten, mit dem er seinen Sang belohnt hat:

Den edlen Stein, den Diamant,
Gab mir des schönsten Ritters Hand,
Ohne Bitte ward er doch der meine.
Ich lobe nicht die Schönheit nach dem Scheine,
Milder Mann ist schön und wohlgezogen:
Man soll nach außen Inneres kehren,
So kommt das äußere Lob zu Ehren,
Wie des von Katzenellenbogen.

Walther hat auch zwei Kreuzlieder gedichtet. Pfeiffer und Wilmanns meinen von diesen, daß sie in Deutschland entstanden seien und der Dichter das heilige Land nie betreten habe. Wenn das richtig wäre, so würde die Entstehung dieser Lieder auch in die Zeit des Würzburger Aufenthaltes fallen. Allein ich kann mich dieser Auffassung nicht anschließen, schon deswegen, weil der Inhalt der beiden Lieder mir das Gegentheil zu beweisen

scheint; das eine muß, wie auch Rieger annimmt, „auf dem Zuge des Kreuzheers nach den apulischen Häfen vor der Ankunft am Meere, das andere nach der Ankunft in Palästina gesungen sein". Denn in jenem heißt es:

> Erloeser ûz den sünden,
> Wir gern zen swebenden ünden
> (Wir verlangen zum wogenden Meer)
> Uns mac dîn geist enzünden — u. s. w.

und das zweite beginnt folgendermaßen:

> Nun erst leb' ich ohne Fährde,
> Seit sich meinem Auge weist
> Das heil'ge Land und diese Erde,
> Die man also lobt und preist.
> Mein ist, was ich je erbat,
> Da ich schauen darf den Pfad,
> Welchen menschlich Gott betrat.
>
> Schöne Lande, segensreiche,
> Hab' ich Wand'rer viel geseh'n,
> Keines, das sich dir vergleiche:
> Was sind Wunder hier gescheh'n!
> Eine Magd ein Kind gebar,
> Hehr vor aller Engel Schaar:
> Ob das nicht ein Wunder war?

Alles weist also auf Unmittelbarkeit der Entstehung hin. Nun sagt zwar Pfeiffer: „Je öfter ich das zweite Kreuzlied lese, um so unwahrscheinlicher wird mir es, daß es im heiligen Lande gedichtet ist und auf Walthers Anwesenheit daselbst einen sicheren Schluß gestattet. In welchen Jubel würde der Dichter, wäre seine Sehnsucht wirklich erfüllt worden, ausgebrochen sein! Statt dessen erhalten wir eine kühle, schwunglose Erzählung vom Leben und Leiden Christi, die nicht nur an Gedankenreichthum und dichterischem Gehalt weit hinter die Kreuzlieder anderer Dichter zurücktritt, sondern auch mit der ergreifenden Herzlichkeit und der wehmuthsvollen Resignation, die alle

Gedichte aus des Dichters letzten Jahren durchzieht, in schreiendem Widerspruche steht. Man kann Rieger beistimmen, wenn er das gänzliche Zurücktreten des persönlichen Denkens und Empfindens in diesen Liedern dadurch zu erklären sucht, daß Walther sie hat so dichten wollen, daß jeder Pilger sie sich aneignen und aus seinem Inneren nachsingen konnte. Hält man aber eine solche Objektivität in damaliger Zeit für möglich, so ist die Annahme, daß die Kreuzlieder der Wirklichkeit entsprossen, gar nicht mehr nöthig: ohne den Fuß von der Stelle zu rühren, konnte der zurückbleibende betagte Sänger sie zur Aufmunterung und Erbauung der dahinziehenden Kreuzfahrer gedichtet haben." Der dichterischen Eigenart Walthers noch widersprechender erklärt Wilmanns die Entstehung der Kreuzlieder; er sagt: „Auch den weitberühmten Dichter, der schon zu Ottos Zeiten durch seine politischen Sprüche von erheblichem Einfluß gewesen war und sein Interesse für den Kreuzzug auf dem Frankfurter Reichstag vom Jahre 1220 gezeigt hatte, ließ der Kaiser auffordern, in dieser Angelegenheit zu wirken: er schickt ihm ein ehrendes Geschenk aus Italien (nach einem Spruche Walthers eine Kerze), sei es, um seinen Eifer zu spornen oder zu lohnen. Die Pflicht der Dankbarkeit verlangt von Walther, dem Wunsche des Kaisers nachzukommen, auch wenn er nicht besondere Neigung dazu gefühlt hätte. Die Schwierigkeit erkannte er ebensowohl als alle anderen, die mit „disen twerhen dingen" (mit diesen Worten bezieht sich Wilmanns auf einen Spruch Walthers) zu thun hatten. Denn nicht nur in England und Frankreich, sondern auch in Deutschland war der Eifer für die Kreuzzüge verschwunden. Walther weiß nicht recht, wie er seinen Zweck, die Unlust des Volkes und die Saumseligkeit der Fürsten zu besiegen, erreichen soll. Er bittet daher den Reichsverweser Engelbert, dessen Bekanntschaft er 1220 in Frankfurt gemacht hatte, um Rath: vielleicht im Ernst, vielleicht nur, um in artiger Be-

scheidenheit seine geringe Kraft einer so großen Aufgabe gegenüber zu entschuldigen."

Was die von Pfeiffer bemerkte Schwunglosigkeit des zweiten Kreuzliedes betrifft, so kann dieselbe allerdings bezüglich mehrerer Stellen nicht geleugnet werden; aber im großen und ganzen ist auch dieses Gedicht Walthers nicht unwürdig. Der ebenfalls von Pfeiffer vermißte Jubel des Sängers beim Betreten des heiligen Landes fehlt keineswegs, wie man aus dem Anfange des Liedes sieht, der zu gleicher Zeit auch beweist, daß dasselbe durchaus nicht so objektiv gehalten ist, wie Rieger meint. Gegen den von Pfeiffer ferner erhobenen Vorwurf der Gedankenarmuth, der allerdings zum Theil auch gerechtfertigt ist, läßt sich ebenfalls etwas anführen. Wenn der Dichter z. B. nach Aufzählung aller im gelobten Lande geschehenen Heilsthatsachen, denen er zum Schluß noch das jüngste Gericht beifügt, zu dem Satze gelangt:

„Was der ew'gen Weisheit Macht
Hat von Anbeginn bedacht,
Hier begann's und wird's vollbracht",

so kann diese Zusammenfassung der Heilsgeschichte gewiß nicht anders als originell und geistreich genannt werden.

Uebrigens scheint mir die ganze Individualität des Dichters darauf hinzudeuten, daß er unfähig gewesen wäre, zu Hause Kreuzlieder zu dichten. Goethe hat auf die Frage, warum er sich an der Befreiung Deutschlands nicht dichterisch betheiligt habe, geantwortet, es komme ihm lächerlich vor, wenn Jemand am Schreibtische Kriegslieder dichte, und selbst mit in das Feld zu ziehen, dazu sei er zu alt gewesen. So glaube ich auch von Walther, dessen Poesie stets aus dem lebendigen Born der Wirklichkeit geschöpft ist, daß er nicht im stande gewesen wäre, Kreuzlieder zu dichten, ohne Kreuzritter zu sein. Am allerwenigsten aber hätte er es wohl, wie Wilmanns annimmt, auf

die bloße Aufforderung des Kaisers gethan. So lassen sich wohl jetzt Zeitungsredakteure anweisen, nach einer bestimmten Richtung hinzuwirken; der echte Dichter aber, „der in des höheren Herren Pflicht“ steht, und ein solcher war Walther, hat das wohl zu allen Zeiten verschmäht. Der von Wilmanns angezogene Spruch übrigens, in welchem Walther ohne alle bestimmte Beziehung auf den Kreuzzug, den Erzbischof Engelbert von Köln „an disen twerhen dingen“ um Rath fragt, hat Rieger auf die schon erwähnten pädagogischen Drangsale Walthers bezogen. Daß Walther das heilige Land nicht gesehen habe, könnte ich nur glauben, wenn es quellenmäßig erwiesen wäre; unter den obwaltenden Verhältnissen aber ist es mir wahrscheinlicher, daß die Kreuzlieder, wie die übrigen Gedichte Walthers aus dem Boden des unmittelbaren Erlebnisses hervorgewachsen sind. Daß Walther für die Wiedergewinnung des heiligen Landes wirklich begeistert war, geht ja auch aus seiner sonstigen Thätigkeit für den Kreuzzug hervor. Er weist in seinen Sprüchen auf die Schande Derer hin, die ohne Grund daheim bleiben würden, und auf den reichen Sold der Kämpfer Christi. Den Landgrafen Ludwig fordert er in warmen Worten auf, nicht länger zu säumen, und dem Kaiser selbst, der seit dem 29. September 1227 gebannt war, giebt er den Rath, sich durch die gottlosen Pfaffen von seinem Unternehmen nicht abhalten zu lassen.

Der Wunsch, an der „lieben Reise über See“ mit theilnehmen zu dürfen, den er in einem anderen Gedichte ausspricht, scheint also, nach den Kreuzliedern zu urtheilen, dem Dichter noch in Erfüllung gegangen zu sein. Die Bannung Kaiser Friedrich II. auf welche Walther mit den Worten anspielt: „uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen“, ist das letzte politische Ereigniß, das er erwähnt. Bald nach der Rückkehr vom Kreuzzuge, wenn er an demselben wirklich theilgenommen, muß er gestorben

sein. In der Kühle des Grasehofes im neuen Münster zu Würzburg ruht Walther aus vom Sonnenbrande des Lebens; sein Grabstein trug, wie die Würzburger Liederhandschrift meldet, folgende Inschrift:

Pascua, qui volucrum vivus Walthere fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os obiisti;
Ergo quod aureolam probitas tua possit habere,
Qui legit hic dicat: Deus istius miserere!

(„Der du die Vögel so gut, o Walther, zu weiden verstandest,
Blüthe des Wohllauts einst, der Minerva Mund, du entschwandest!
Daß nun der himmlische Kranz dir Redlichen werde beschieden,
Spreche doch, wer dies liest: „Gott, gönn' ihm den ewigen Frieden!")

Eine handschriftliche Chronik berichtet folgende liebliche Sage: „Im Hause des neuen Münsters, gewöhnlich Lorenzgarten genannt, sei Walther begraben unter einem Baume. Er habe in seinem Testament verordnet, daß man auf seinem Grabe den Vögeln Weizenkörner und Trinken gebe, und, wie noch jetzt zu sehen sei, habe er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des neuen Münsters aber habe dieses Vermächtniß für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherren gegeben werden sollten und nicht mehr den Vögeln."

Walther ist eine anziehende Erscheinung, nicht bloß als Dichter, sondern als Mensch überhaupt.

Lebend in einer Zeit voll arger Gebrechen hat er sich doch stets auf einer ungewöhnlichen sittlichen Höhe zu halten gewußt, ohne dabei die Welt und die Freude des Lebens zu verachten. Im Gegentheil klagt er oft in seinen Liedern über das Hinsterben der Fröhlichkeit unter den Menschen und blickt wehmüthig auf seine Jugend zurück, wo „die Welt so schön" war; die Frauen liebt er noch im späteren Mannesalter, als Haar und Bart

ihm schon ergraut sind; der unter der Linde des Burghofes versammelten Schar der Ritter und Frauen ruft er zu:

„Wol ûf swer tanzen welle nach der gîgen!"

Von seiner Dürftigkeit spricht er, wenigstens in seinen jungen Jahren, oft mit heiterer Laune, die ihn erst als Greis verläßt, wie überhaupt in seinem Greisenalter, wie Uhland schön sagt, der Ernst des Gedankens vorwaltet, der aber immer mit Poesie umkleidet und getränkt ist.

In diesen Jahren wird Walther zum gewaltigen Prediger seiner Zeit. Mit scharfen Worten schwingt er die Geißel gegen Lüge und Heuchelei; vor der Freundlichkeit des Falschen befällt ihn ein Grauen; des Freundes Lächeln soll sein „lauter wie das Abendroth, das schönen Tag verkündet"; Geiz ist auch ihm die Wurzel alles Uebels; Vorzüge des Standes und der Geburt gelten ihm sehr wenig: „Wir wachsen all' aus einem Samen;" die Trunksucht ist ihm, wie kaum ein anderes Laster, zuwider, wie er überhaupt die Selbstbeherrschung als die erste Tugend preist:

„Wer schlägt den Leun? Wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet den und diesen?
Das thut jener, der sich selbst bezwinget
Und seine Glieder all' geborgen bringet
Aus dem Sturm in stäter Tugend Port."

Walthers Herz ist durchdrungen von Religiösität, und seine Vernunft beugt sich demüthig vor „all' dem Wahne seiner Zeit", wenn sie ihn nicht mit klarem Denken überwinden kann. Es erklärt sich aus der geringen Entwickelung des wissenschaftlichen Denkens in jener Zeit, daß letzteres nur selten vorkam. Man mied den Zweifel, um das Gemüth nicht zu verwirren, und ähnlich, wie Wolfram von Eschenbach, spricht auch Walther:

„Wer sich von Zweifel kehret,
Der hat den Geist bewahrt."

Voll Verehrung ruht daher der Blick des Dichters auf den Heiligen, ganz besonders aber auf dem Bilde der holdseligsten unter den Frauen, die er in seinem Leich mit all dem Goldglanz umgiebt, den das Mittelalter für sie gewoben.

Mit so großer Innigkeit aber Walther auch am Christenthum hängt, so ist er doch frei von Haß gegen Andersgläubige. Er weiß wohl, daß nicht die Heiden allein Gott irren, die sich öffentlich wider ihn unrein zeigen, sondern daß es auch unter den Christen Menschen giebt, die es mit jenen heimlich gemein haben, und er betet zu Gott, er solle sie den Christen gleich wenig gelten lassen, als den Heiden. Als den Vater aller Menschen erkennt er Gott, wenn er ausruft:

„Im dienent christen, juden unde heiden,
der elliu lebendiu wunder nert".

Diese Besonnenheit hielt auch immer sein Auge wach für die Gebrechen der Kirche und die Unlauterkeit des Klerus, „der das Heilige oft zur Erlangung weltlicher Macht mißbrauchte". Nichts entging seinem scharfen Blicke; er sagt:

Ich ließ die Augen schauen
Auf Männer und auf Frauen;
Was einer that, was einer sprach,
Vernahm ich wohl und sann ihm nach.
Zu Rom hört' ich lügen,
Zwei Könige betrügen u. s. w.

Aber nicht nicht nur gegen die Hierarchie, auch gegen die reichsfeindlichen Bestrebungen der übermüthigen Fürsten richtete sich sein Sang. Nur in einem mächtigen Kaiserthume erblickte er Deutschlands Kraft, und für dieses ist er stets muthig in die Schranken getreten, obgleich er doch, da er nichts besaß, als nur ein Pferd und eine Geige, auf Fürstenmilde angewiesen war.

Wenn nach Karl von Rotteck ein bedeutender Mann derjenige ist, der seine Zeit versteht, so kann Walther mit vollem

Rechte als ein solcher bezeichnet werden, zumal er nicht nur seine Zeit in ihrer Individualität, sondern überhaupt das Leben stets vom richtigen Gesichtspunkte auffaßte. Er hat sich des Lebens gefreut, aber das Laster gemieden; er hat die Menschen geliebt, aber ihre Fehler gegeißelt; er hat Gott geehrt, aber die Herrschaft der Priester gehaßt.

Und das alles hat bei ihm den meisterhaftesten dichterischen Ausdruck gewonnen. „Das Gepräge der Meisterschaft", sagt Uhland, „erkennen wir an den Liedern unseres Dichters vornehmlich in dem Einklange von Inhalt und Form. Der Gegenstand ist durch die Form harmonisch begrenzt, und die Form ist durch den Gegenstand harmonisch ausgefüllt. Für das bloße Spiel mit Formen ist Walther zu gedankenreich. Ebendarum sind auch seine Formen in der Mannigfaltigkeit einfach. Es ist eine ansehnliche Stufenleiter von Tönen, auf der er sich vom einfachsten Volksliede bis zu jenen großartigen Königsweisen erhebt. Man kann in seinen Gedichten etliche und achtzig verschiedener Töne zählen. Er führt uns, wie er selbst sagt, durch den hohen, den niederen und den mittleren Sang; er singt, wie ein Anderer von ihm meldet, was er will, des Kurzen und des Langen viel. Aber stets geht der Inhalt gleichen Schrittes mit der Form, und schon der äußere Bau seiner Gedichte läßt auf ihren Gegenstand schließen. Er hat zu gewissen Formen Vorliebe und kehrt häufig zu ihnen zurück; aber auch hierin verfährt er nach richtigem Ermessen. Die Betrachtung und die bildnerische Darstellung lieben Stätigkeit, die Leidenschaft, die Empfindung den Wechsel der Formen. Die Spiele der Reimkunst sind ihm zwar nicht unbekannt, doch bedient er sich ihrer mäßig. Selbst die großartigsten Formen sind nicht vielfach verschlungen; fast kunstlos folgt sich in drei langhingezogenen Zeilen der dreimalige Reimschlag. Es ist der volle Wellenschlag eines anschwellenden Stromes."

Auf eine Seite von Walthers Poesie möchte ich noch hinweisen: auf die sinnliche Kraft seiner Sprache. Diese ist zwar auch den übrigen Minnesängern eigen, allein nicht in der Fülle wie Walthern. Daher kommt es, daß man seine Frauen im Goldgeschmeide und mit stattlichem „Gebände" wandeln sieht; der Diamant, den ihm der Bogner schenkt, erglänzt vor unseren Augen; selbst das Uebersinnliche und Unendliche weiß der Dichter zuweilen in schlichte, aber erhabene sinnliche Formen zu fassen.

„Mächtiger Gott, du bist so lang und bist so breit"

ruft er einmal aus; den Geist Gottes nennt er in seinem Leich das Minnefeuer, das die Herzen zu wahrer Reue entzünden solle; „junger Mensch und alter Gott", so redet er von Jesu in der Krippe.

Mit diesen Eigenschaften ist Walther aber auch ein durchaus eigenartiger, selbständiger Dichter, der überall das Hergebrachte und Höfischkonventionelle mehr oder weniger durchbricht, ohne dabei doch das schöne Maß zu verletzen. Die Dichtung seiner ritterlichen Sangesgenossen beruhte großentheils auf höfischer Ueberlieferung. Die Dichtkunst gehörte ebenso wie das Schwimmen, Reiten, Fechten, Pfeilschießen, Jagen und Schachspielen zu den nothwendigen Künsten des Ritters. Daß auf diese Weise oft das Können, das zudem noch durch die Schranken der höfischen Sitte eingeengt wurde, hinter dem Wollen zurückblieb, ist ohne weiteres ersichtlich. Daher oft bei aller Mannigfaltigkeit der Formen das Einseitige, Unzulängliche in ihren Liedern. Bei Walther aber tritt überall das elementare Leben und Weben des geborenen Dichters hervor, dessen Kraft daher auch nicht mit der Blume der Liebe abstirbt, sondern dessen Seele das ganze Leben seiner Zeit wie in einem Spiegel auffängt und zurückgiebt und ihn zu einem Rufer im Streite im besten Sinne des Wortes macht.

Schon Meister Gottfried von Straßburg hat Walthers Kunst gepriesen; er vergleicht die Liederdichter mit Nachtigallen, die ihre süße Sommerweise singen. „Wer aber", fragt er, „soll dieser Nachtigallen Panier jetzt tragen, seit die von Hagenau (d. i. Reinmar der Alte) verstummt ist? Wer soll die liebe Schaar führen und weisen? Ihre Meisterin kann es wohl, die von der Vogelweide. Hei, wie die über Haide mit hoher Stimme schallet! Was Wunders sie stellet! Wie spähe (kunstvoll) sie organiret! Wie ihren Sang sie wandeliret! Die soll der andern Leiterin sein! Die weiß wohl, wo man suchen soll der Minne Melodie." Ja, selbst in späteren Jahrhunderten, während deren die Schätze der altdeutschen Poesie unter dem Staub und Moder verfallender Klöster und Burgen vergraben lagen, ist Walthers Name und Sang nicht ganz verloren gegangen. In unserem Jahrhundert sind jene Schätze wieder zu Tage gefördert worden. Möchten sie nun auch, und möchte ganz besonders Walther in unserem Volke wieder zu Ehren kommen; die Waldvogellaute seiner Liebes- und Naturlieder, die goldenen Sprüche seiner Lebensweisheit, die ernsten Warn- und Mahnrufe des Sehers auf der Warte der Zeit, die rührenden Klagen des heimathlosen Ritters machen Walther zu einem Dichter, der wahrlich werth ist, von seinem Volke stets treu im Gedächtniß gehalten zu werden. Ich schließe mit dem ebenso rührenden, als oft citirten Worte aus dem Renner Hugos von Trimberg:

„Hêr Walther von der Vogelweide,
Swer des vergaeze, der taet' mir leide."

Anmerkungen.

[1] Es darf nicht verschwiegen werden, daß neuerdings durch eine Untersuchung von Dr. Herm. Hallwich die Nachricht eines Meistersanges, nach der Walther ein Landherr aus Böhmen gewesen sei, ein großes Gewicht erhalten hat. Nach der erwähnten Untersuchung, die indes noch der Prüfung bedarf, wäre Walther bei Dux in Böhmen geboren. (Diese Meinung scheint ganz haltlos zu sein. Red.)

[2] Die Uebersetzungen sind von Simrock.

[3] Walther hat auch ein Tagelied gedichtet. Die Tagelieder schildern in Gesprächsform die Trennung zweier Liebenden beim Anbruch des Tages. Das Walthersche lautet folgendermaßen:

Ein Ritter freundlich lag
In Liebesseligkeit
Der Herrin in den Armen:
Er sah des Morgens Schein,
Der schon durch ferne Wolken
Mit schwachem Schimmer brach.
Die Frau im Leide sprach:
„O weh gescheh' dir, Tag,
Was läßt du mich in Liebe
Nicht länger glücklich sein?
Was sie da heißen Minne,
Ist lauter Herzeleid."

„Süße Freundin mein,
Nicht laß dir Trauer nah'n:
Ich muß nun von dir scheiden,
Das ist uns Beiden gut.
Die Kammer schon erhellt
Des Morgensternes Licht" —
„Mein Trauter, thu das nicht
Und laß die Rede sein,
Womit du mir beschwerest
Das Herz und auch den Muth.
Was willst Du so von hinnen
Es ist nicht wohlgethan."

„Herrin, du bittest mich,
So bleib ich noch bei dir;
Nun sag' es in der Kürze,
Was Du mir sagen mußt,
Daß wir die Späher täuschen
Heut' wie das letzte Mal."
„Ach Freund, ich dulde Qual
Bis ich wieder dich
Umfange: weh, die Schmerzen
Sind groß in meiner Brust.
Nun meide mich nicht lange,
So machst du Freude mir."

„Das fürchte nimmermehr,
Weil ich's ja nicht vermag.
Muß ich dich, Herrin, meiden
Eines Tages Frist,
So läßt doch all' mein Denken
Nimmer ab von dir."
„Mein Freund, nun folge mir
Und komm bald wieder her,
Wenn Du mit steter Treue
Mir ganz ergeben bist.
O weh der Augenweide!
Nun spür ich selbst den Tag."

„Was helfen Blumen roth,
Wenn ich von hinnen soll?
O, traute Herzgeliebte,
Die sind mir jetzt so werth
Als den kleinen Vöglein
Die winterkalte Zeit."
„Das ist auch mir ein Leid
Und eine stete Noth.
Ich seh ja noch kein Ende,
Wie lang' die Trennung währt:
Nun liege noch ein Weilchen,
Du thatest mir so wohl."

„Herrin, es ist Zeit,
Gieb du den Urlaub mir:
Es ist um deine Ehre,
Daß ich nun scheiden muß:
Sein Tagelied der Wächter
Schon lang erhoben hat." —
„Ach, ist kein and'rer Rath?
So füg' ich mich ins Leid:
O weh' des Urlaubes,
Den geb' ich mit Verdruß:
Dem ich das Leben danke,
Der Himmel, sei mit dir."

Der treue Ritter schied
Und härmte seinen Leib,
In bitter'n Thränen ließ er
Die schöne Herrin gut.

Doch lohnt er ihr mit Treue
Die Gunst, die er gewann.
Sie sprach: „Wer nun hebt an
Und singt ein Tagelied,
Der wird mir stets am Morgen
Betrüben Herz und Muth.
Nun lieg' ich freundberaubet,
Recht wie ein sehnend' Weib." —

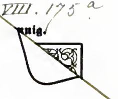
Den Tageliedern ist, wie Jemand treffend gesagt hat, ein „ahnungsschwüles Helldunkel" eigen. Wir sehen das erste Morgenlicht durch die Scheiben des traulichen Gemachs brechen, und von der Zinne des Thurmes verkündet der Wächter den Tag. Der Mehlthau des Anstößigen läßt sich von keinem der vorhandenen Tagelieder ganz abstreifen, auch nicht von dem Waltherschen, obgleich bei ihm die oft „sehr lüsterne Schilderung der Abschiedszärtlichkeiten" fehlt. Zum Gemeinen indes können die Tagelieder auch nicht herabsinken, wenn man sie als Erzeugnisse ihrer Zeit betrachtet. „Verstohlener Minne zu pflegen", scheint in jener Zeit nur ein öffentliches Geheimniß gewesen zu sein, bei dem nichts verboten war, als sich ertappen zu lassen. Sonst könnte man sich wenigstens nicht erklären, wie die Dichter es wagen konnten, solche nächtliche Liebesgenüsse in Liedern zu schildern, von denen sie wußten, daß sie von Mund zu Mund durch das ganze deutsche Land gehen würden; dann würde diese Dichtungsgattung auch gewiß nicht von einer so edlen, ernsten Natur, wie Wolfram von Eschenbach, gepflegt worden sein, dessen Tagelieder sich noch dazu auf das Minneverhältniß zu seinem späteren Weibe zu beziehen scheinen; oder wie hätte im 13. Jahrhundert ein Abt von St. Gallen, allerdings seinem Zeitgenossen, dem ernsten Hugo von Trimberg zur Entrüstung, die Stirn haben können, Tagelieder zu dichten, so daß der Letztere in seinem Renner sagt:

„Wem solde daz niht wolgevallen,
Daz ein abt von Sante Gallen
Tagliet macht so rehte schoene?"

Der Dichter schien sich eben mit dem Tageliede im großen und ganzen in stillschweigendem Einverständniß mit dem moralischen Bewußtsein seiner Zeit zu befinden, und das ist das Moment, welches dem Tageliede im Verein mit seinem heimlich-traulichen Zauber und seiner Zwielichtfärbung sein ursprünglich obscönes Gepräge benimmt oder wenigstens mildert.

[1] Nach Wackernagel soll dieses Gedicht allerdings von Leutolt von Seven sein.

(168)



Laien-Evangelium. Jamben von **Friedrich von Sallet.**
Auflage, elegant geheftet 4 Mk., fein gebunden 5 Mk.

Urtheil der Presse: Leider sind Fr. von Sallets Schriften in dem hoch
Strome der Litteratur theilweise untergegangen und nur Einzelne erbauen sich
geistes- und gedankenkräftigen Poesie. Nie aber ist die Lehre des reinen
in schöneren Worten und eindringlicher gepredigt worden als in dem „Laien-Eva
diesem echt poetischen Werke, das durch seine Formvollendung wie durch seinen Ide
alle derartigen Schriften in unserer Litteratur weit überragt. Das Buch ist h
jedem christlichen Hausstande angelegentlichst zu empfehlen.

Angewandte Aesthetik

in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays

von **Gustav Portig.**

Gr. 8°, 50 Bogen, 2 Bände, eleg. geh. Mk. 9.—

Der Verfasser zeigt in seinen 22 Abhandlungen nicht nur große Belesenheit und viel Verständniß auf dem Gebiete der bildenden Kunst und Musik, sondern auch ein besonderes und gediegenes Urtheil, sowie einen trefflichen Geschmack in der Darstellung. Sechs Aufsätze sind der Plastik, fünf der Malerei, vier der Musik, zwei dem Naturschönen, und je einer der Architektur, der Gartenkunst, sowie der dekorativen Kunst gewidmet, während zwei sich mit allgemeineren ästhetischen und kulturgeschichtlichen Fragen beschäftigen.

Soeben ist erschienen:

Das niederdeutsche Schauspiel.

Zum Kulturleben Hamburgs.

Band I.: Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit.

Band II.: Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert.

Von

Karl Theodor Gaedertz.

Neue, um zwei Vorworte vermehrte Ausgabe. Eleg. broch. 8 Mk.

Dieses von Einem hohen Senat der freien und Hansestadt Hamburg durch einen Ehrenpreis ausgezeichnete Werk ist das einzige seiner Art in unserer Litteraturgeschichte. Der Verfasser, **Dr. Karl Theodor Gaedertz,** Kustos der Königlichen Bibliothek in Berlin, hat jeden Band mit einem zweiten Vorwort versehen und **die Ereignisse auf dem Gebiete der plattdeutschen Bühne bis in die Gegenwart hinein berücksichtigt.** Sein Buch erscheint nunmehr in einer neuen Auflage.

Walther von der Vogelweide.

Von

Theodor Uhle,

Oberlehrer in Görlitz.



Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 197.

Traum und Traumdeutung.

Von

Dr. P. Graffunder
in Fürstenwalde (Spree).



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Traum und Traumdeutung.

Ein Vortrag mit Anmerkungen.

Von

Dr. phil. P. Graffunder
in Fürstenwalde (Spree).

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Wohl ist es ein Vergnügen, die kühnen Gedanken großer Männer zu erforschen, noch einmal die Geistesblitze in sich hineinsprühen zu lassen, welche plötzlich zündend oft Jahrhunderten Licht gespendet haben und die Lebensverhältnisse von ganzen Völkern mit ihrem Feuer umzuwandeln vermochten. Aber auch jene Geisteserscheinungen, welche auf der Nachtseite des menschlichen Bewußtseins emporsteigen, haben für uns einen großen Reiz dadurch, daß sie uns ein nur halb enthülltes Geheimniß vorhalten. Wunder umgeben freilich auch den wachenden Geist auf allen Seiten. Ist es nicht wunderbar, daß wir überhaupt in Schlaf versinken und uns durch Bewußtlosigkeit der dritte Theil des Lebens verloren geht? Doch dies und hundert ähnliche Dinge sind alltäglich, und wir erstaunen nicht mehr darüber; auch zeigen sich in dem hellen Lichte des Tagesbewußtseins dem Verstande, der dann gebietet, alle Umrisse fester und bestimmter. Ist aber im Schlafe das Selbstbewußtsein erloschen, so ersteht vor unseren Augen die feenhafte Märchenwelt des Traumes, in deren nebelhaftem Dämmerlichte wie in einer Mondlandschaft die Bestimmtheit und die Grenzen der Formen zerfließen. Im Halbdunkel schweben die Gestalten heran, wie nur aus Duft und Wolkenflaum gewoben, die schlummernde Stirn umspielend. Wundersame Schatten ballen sich zusammen und huschen, in buntem Wechsel ihre Form

wandelnd, eilig vorüber. Plötzlich sich entzündende Irrlichter wecken uns, kaum emporgetaucht und schon wieder verschwunden. Ein Schatten reckt sich an dem anderen empor, schwillt bald zur Riesengröße auf, um dann als Zwerg in der Ferne sich zu verlieren. Wogend und wallend strömt in unermessenem Aufschwunge die freie Bildungskraft des Geistes daher, als habe er, gehoben in eine höhere Welt, schon die Schranken des Raumes und der Zeit überflogen.

Und wo giebt es einen steteren Begleiter, einen treueren Freund, der den Menschen durchs Leben führt, als den Traum! Schon die Lippen des Kindes umspielt er mit wonnigem Lächeln, wenn es auch noch nichts weiter kennt als den Blick des Mutterauges. Aus dunkleren Farben webt er dem Knaben die Freuden der Nacht und führt ihn hinein in den Wettstreit der Spiele, seinen Ehrgeiz heftig anfachend. Mit Blumenduft umfächelt er die Wangen der schlafenden Jungfrau und zaubert Bilder kaum wagender Ahnung vor ihrem Auge hervor. Ja sogar den Winter des Greisenalters schmückt er noch einmal aus mit dem Frühlingsglanz der Kindheit, weckt noch einmal auf die Lust der langentschwundenen Jugend, so daß der Greis erwachend wohl über sein bleiches Haar erstaunt und mit Walther von der Vogelweide ausruft:

> O weh, wohin entschwanden alle meine Jahr!
> Träumte mir mein Leben oder ist es wahr?
> Was mir stets dünkte wirklich, war's ein Traumgesicht?
> Ich habe lang geschlafen und weiß es selber nicht.
> Nun bin ich erwacht und mir ist unbekannt,
> Was sonst mir war so kundig als meine andre Hand.

Geschmeidig weiß sich der Traum in alle Lagen des Lebens, in alle Launen und Wünsche zu fügen. Bald führt er uns, die trotzige Kraft anspannend, durch wildstarrende Felsen dahin; bald stillt er den ungestümen Drang des Herzens, indem er blumige Wiesen und grüne Wälder vor unseren

Blicken erschafft. Ungerufen eilt er herbei, gießt als freundlicher Trostspender Linderung über jeden Schmerz, wenn die Glieder, sich leise lösend, niedergleiten und der Geist von „gefälligem Wahnsinn" eingehüllt wird.

Was ist nun aber eigentlich der Traum? Wie unterscheidet er sich seinem Wesen nach von den übrigen Zuständen der Bewußtlosigkeit, in denen unsere Vorstellungen uns als wirkliche Handlungen erscheinen? Nur äußerliche Aehnlichkeit hat der magnetische Schlaf oder der hypnotische Zustand mit dem Traume. Wenn auch die Gesetze, nach denen sich die Vorstellungen des Hypnotisirten an einander reihen, die gleichen sind, so ist doch diese Einseitigkeit des Bewußtseins nur künstlich und gewaltsam auf unnatürlicher Grundlage erzwungen. So stark wirkt der Wille des Meisters auf den Hypnotisirten ein, daß der Letztere die Fähigkeit des Wollens ganz verliert und daher natürlich bewußtlos wird. Dabei erscheinen ihm dann die Gedanken des Meisters als die eigenen. Zugleich tritt auch eine hohe Verfeinerung der Empfindung ein und eine Steigerung der Nerventhätigkeit, die im Schlafe herabgemindert ist.[2] Auch daraus zeigt sich die Gewaltsamkeit und Unnatürlichkeit des hypnotischen Zustandes, daß dabei die Pupille erweitert ist, die sich im natürlichen Schlafe verengert.

Noch weniger kann man den Traumzuständen zurechnen die Hallucinationen und Visionen, die im Volksmunde „Doppelgänger" und „zweites Gesicht"[3] genannt werden. Wunderbar sind diese Erscheinungen freilich; nur wird es in jedem einzelnen Falle sehr schwer sein, festzustellen, was der Aberglaube dabei gefälscht hat, und wie weit Selbsttäuschung mit im Spiele ist. Am bekanntesten ist wohl, um ein berühmtes Beispiel anzuführen, jenes merkwürdige Trugbild, das Goethe auf dem Wege von Sesenheim nach Straßburg sah. Noch wogt in seiner Seele der Schmerz des Abschiedes und die bittere Reue über

die eigene Treulosigkeit; denn eben hatte er der Geliebten die Hand gereicht, um sie für immer zu verlassen. Und alles dies setzt seine Seele in so heftige Aufregung, daß er auf dem Wege seine eigene Gestalt zu Pferde, wie er selber war, sich entgegenkommen sieht in grauem, goldverbrämtem Gewande. Das Wunderbarste aber ist, daß Goethe, wie er sagt, gerade ein solches Kleid trug, als er nach acht Jahren wieder auf diesem Wege daherritt.[4]

Wie diese Vision nur aus der heftigen Erregung des Gemüthes zu erklären ist und darin ohne Zweifel ihre Ursache hatte, so beruht auch wohl das sogenannte „zweite Gesicht" nur auf einem Aberglauben, wie man ihn besonders in Schottland und Irland findet. Das Volk ist dort, wie bekannt, der Ueberzeugung, es kündige sich der Tod eines nahen Verwandten oder Freundes oft dadurch an, daß man seinen Leichenzug vorüberziehen sieht. Aber gerade dieser Glaube selbst, weil er so fest im Volke wurzelt, ist wohl allein die Ursache dafür, daß solche Hallucinationen dort vorgekommen sind. Man sieht leicht, daß alle diese und ähnliche Erscheinungen Zustände des wachen Geistes sind und etwas Krankhaftes an sich tragen. Sie schielen alle bedenklich nach dem Wahnsinn hinüber und haben mit dem natürlichen Traumleben nichts zu schaffen.

Das freilich hat der Traum mit ihnen gemein, daß unsere Vorstellungen, die doch nur innerhalb unseres Geistes auftauchen, uns mit dem Scheine der Wirklichkeit zum Bewußtsein kommen. Und das ist auch wohl das Wunderbarste am Traume. Wie ist es möglich, daß wir bei verschlossenen Sinnen, obwohl jeder Willensantrieb fehlt, doch schlafend die Vorstellung geistigen und körperlichen Handelns und Leidens haben? Mit einem Worte, wie geht es zu, daß wir schlafend zu wachen meinen? Ist es uns nicht manchmal im Leben so, als ob wir nur träumten? Wenn eine schöne Zeit hinter uns liegt, so sagen

wir wohl, trauernd über die Vergänglichkeit: „Es war nur ein goldner Traum.“ Und jene Dichter, die für ihre Märchen oder Dramen die geistvolle Aufschrift: „Das Leben ein Traum“ erfanden, haben doch auch nichts anderes gemeint. Calderon sagt in seinem Drama, für das er wohl zuerst jenen Titel wählte:

> „Was ist das Leben? eitler Schaum,
> Ein täuschend Bild, ein Schatten kaum.
> Gar wenig kann das Glück uns geben;
> Denn nur ein Traum ist alles Leben.“

Ganz in Uebereinstimmung damit behauptet Cartesius,[5] der bekannte Philosoph, es gebe überhaupt kein sicheres Merkmal, durch welches entschieden wird, ob man im Augenblicke wache oder träume. Indessen läßt sich doch wohl eine Erklärung für diese seltsame Verwechselung, welcher wir unterliegen, finden. Wenn der Geist nach Verschließung der Sinne sich in sich selbst zurückzieht, und das Selbstbewußtsein schwindet, so werden die Vorstellungen nicht mehr durch den Willen mit bestimmter Absicht herbeigerufen oder durch den Verstand geordnet. Sie tauchen vielmehr auf und unter ganz willkürlich nach ihren eigenen Gesetzen, wie gerade durch den blinden Zufall bald diese, bald jene Stelle des Gehirns einseitig eine halbe Erleuchtung erhält. Sie drängen sich dem Geiste auf als etwas, das er nicht erschafft, sondern das ohne sein Zuthun da ist. Dies aber ist eben etwas Fremdes für ihn, etwas, das in der Außenwelt geschieht. Denn der Theil des Gehirns, welcher einseitig in Thätigkeit tritt, gehört für das Centrum des Selbstbewußtseins natürlich auch zur Außenwelt.

Daraus erklärt sich denn auch leicht, daß wir im Traume über Raum und Zeit erhaben zu sein scheinen. Wir verkehren träumend mit Alexander dem Großen, als ob es unser bester Freund sei; wir machen eine Reise nach Amerika, besuchen den Mond oder die fernsten Gestirne, als ob in Wirklichkeit jene

Bohnenranke des Märchens zu ihnen emporgeschossen sei. Und alles sehen wir mit unseren Augen und betasten es mit den eigenen Händen, um nach einem Augenblicke an einem unendlich weit entfernten Orte aufzutauchen und mit derselben Gründlichkeit die Forschungen fortzusetzen. Nun, in Gedanken kann man natürlich leicht die weitesten Räume und Zeiten durchfliegen; und wenn diese Gedanken von uns als Wirklichkeit empfunden werden, so muß jede Schranke der Entfernung fallen für den Geist, der selber unräumlich und unzeitlich ist.

Damit hängt ferner die außerordentliche Schnelligkeit zusammen, mit der wir oft im Traume die verschiedensten Dinge erleben. Man hat einmal an einem hervorstechenden Beispiele diese unglaubliche Geschwindigkeit gemessen. Ein Kranker liegt, umfangen von wirren Phantasien, in unruhigem Schlafe. In einiger Entfernung beobachtet die Mutter sorgend die schnellen Athemzüge des Sohnes. Da fällt die kalte, eiserne Bettstange auf den Nacken des Schlafenden herab, wird aber nach einigen Sekunden von der hinzueilenden Mutter entfernt. Erwachend erzählt der Kranke seinen Traum: „Plötzlich hineingerissen in die Schreckenszeit der Revolution, sah ich mich vor dem Tribunal des Robespierre, der mich zum Tode verurtheilte. Meine Vertheidigung war vergebens. Auf einem Karren wurde ich zum Richtplatze geführt, während die Menge ringsum lauten Beifall brüllt. Ich werde auf den Block geschnallt und die Guillotine sinkt knirschend herab, um Haupt und Rumpf zu trennen." Da führt ein lauter Wehruf das Erwachen herbei und die Erlösung aus dieser Qual der Einbildung.[6] Und alles dies ist in wenigen Augenblicken erlebt; denn der Traum war ja durch die Berührung mit der kalten Eisenstange erst hervorgerufen. Uns kann diese Schnelligkeit nicht mehr wunderbar erscheinen; denn die Gedanken sind blitzesschnell, und alles Gedachte geschieht eben auch für den Träumenden.

Alle diese Gedanken, die wir so im Traume gewissermaßen dramatisiren, unterscheiden sich aber ganz wesentlich von dem Denken des Tagesbewußtseins. So phantastische und fremdartige Dinge drängen sich ein, daß man zuerst meint, in einer ganz anderen Welt zu leben. Der Wille, durch dessen in die Außenwelt geschleuderten Blitz die That erschaffen wird, ist ganz erloschen. Auch die Denkthätigkeit arbeitet fast immer nach anderen Gesetzen. Nicht mehr Begriffe reihen sich folgerichtig aneinander, sondern Einzelvorstellungen, d. h. Bilder, die bestimmte Farbe und Gestalt haben, erfüllen, wenigstens größtentheils, den in sich ruhenden Geist. Es gebietet nicht mehr der logische Zwang des Schlusses, sondern in freier Willkür werden die Bilder und die Elemente der Bilder verknüpft und vermischt, so daß die seltsamsten Undinge erstehen. Die Wahrscheinlichkeit des Traumes ist eben eine besondere, in gewissem Sinne eine absolute. Alles, was nur irgend einmal die Seele erschaut hat, wird aus dem tiefen Schacht des Gedächtnisses heraufgeholt, um die Traumgestalten mit Glanz zu umkleiden. Kurz, das Riesenweib Phantasie schwingt ihren Zauberstab und schafft diese Fluth, die daherrollt, als ob sie nie enden wollte. Darum diese Lebhaftigkeit und Frische, diese stechende Anschaulichkeit, welche oft den Traumbildern eigen ist. Darin zeigt der Traum sich verwandt mit der Kunst, in der ja auch die Phantasie gebietet, und Kant[7] hat daher mit gutem Grund den Traum „die unwillkürliche Dichtung im gesunden Zustande" genannt, wenn diese Begriffsbestimmung auch nicht alle Merkmale enthält. Es mag auch wohl wahr sein, daß einige Künstler, wie erzählt wird, ihre Schöpfungen zuerst im Traume auffaßten.[8] So sagt man, daß Tartini seine Teufelssonate vom Teufel selber gelernt habe, als ihm dieser in der Nacht erschien und sie ihm vorspielte. Von Dannecker wird berichtet, sein berühmtes Christusbild habe zuerst im Traume Gestalt gewonnen. Voltaire soll sogar einen

Gesang seiner Henriade anders geträumt haben, als derselbe in Wirklichkeit verfaßt war.

Um so mehr müssen solche Erzählungen glaubhaft erscheinen, da ja auch jene andere Fähigkeit des Geistes, welche der Kunst erst die Seele einhaucht, die Tiefe der Empfindung, mit ganzer Macht im Traume waltet. Wer hätte es nicht schon einmal erlebt, wie furchtbar der Schmerz sich im Traume austoben kann. Wer ist nicht schon einmal im Schlafe an den Sarg eines seiner Lieben getreten, die Hände ringend und so bittere Thränen vergießend, daß gerade infolge des heftigen Schmerzes das Bewußtsein wieder aufzudämmern anfing. Dann durchbeben die Seele wohl noch die Schauer der entsetzlichen Erscheinung, bis wir endlich ganz erwachen und sagen: „Ein Glück, daß es nur ein Traum war.“ Es giebt keine Empfindung, die nicht der Traum bis zur höchsten Gewalt zu steigern wüßte. Und das ist auch ganz natürlich; denn das Gefühlsleben muß, wenn es mehr verinnerlicht wird, dadurch eine große Vertiefung gewinnen. Wenn der Wille nicht mehr sein Machtwort spricht und der nüchterne Verstand nicht mehr mit kühler Ruhe urtheilt und beruhigt, wenn kein Sinneseindruck von außen her mehr ablenkt, dann erst kann die Leidenschaftlichkeit des Herzens sich zur vollen Gluth erwärmen. Sehr treffend sagt Jean Paul: „Der Traum schafft mit seinen inneren Empfindungsbildern, wie im Gräßlichen, so im Schönen weit über die Erfahrung . . . und gebiert uns Himmel und Hölle zugleich.“ [9]

Nachdem so die Merkmale festgestellt sind, welche das volle Selbstbewußtsein von dem Traume scheiden, kann man leicht die Arten desselben sondern nach den Ursachen, die ihn hervorrufen. Der Traum kann einerseits aus einer rein innerlichen Bewegung der Seele hervorgehen, indem der Schatz des Gedächtnisses die Bilder hergiebt. Aber auch dann, bei rein psychischer Ursache des Traumes, findet manchmal doch eine Art von Bewegung in

den Sinnesorganen statt. Der Klang ist wirklich im Ohre und das Bild auf der Netzhaut des Auges, auch wenn wir nur träumen; allerdings wird das nur sehr selten der Fall sein. Die im Gehirn bei dem Träumen wirkende Kraft setzt rückschwingend die Sinnesnerven in Bewegung; diese Bewegung dringt bis zu den äußeren Enden, wo sie, in den Organen sich auslösend, eine ähnliche Wirkung hat, als wäre die Kraft von außen her gekommen. Und diese psychische Rückwirkung auf die Sinnesorgane ist eine wichtige Thatsache des Geisteslebens, durch welche die wundersamsten Erscheinungen, auch solche, die in wachem Zustande vorkommen, erklärt werden können.

Andrerseits sind Sinnesempfindungen, die im Schlafe nur halb zum Bewußtsein kommen, die Urheber zahlreicher Träume, wie schon der Altmeister der Philosophie, Aristoteles, erkannt hat. Wenn wir in der Nacht an dem zufällig entblößten Fuße die Kälte spüren, träumen wir wohl, daß wir auf dem Eise mit einem Fuße eingebrochen sind. Wird die Kälteempfindung stärker, so wähnen wir etwa, daß der Fuß von dem Chirurgen abgenommen werde, bis der vermeintliche Schmerz uns weckt. Auch das gefürchtete Alpdrücken, das im Mittelalter auf den Teufel, die Kobolde und alle möglichen Ungethüme zurückgeführt wurde, beruht einfach auf zufälliger, äußerer Hemmung des Blutumlaufs.

Eine noch lebhaftere, wenn auch einseitige Sinnesempfindung, ja sogar eine Art Wechselwirkung zwischen dem Schlafenden und den Außendingen findet bei dem sogenannten Nachtwandeln statt. Denn mit Recht wird von den meisten Forschern der Somnambulismus als ein gesteigerter Traumzustand betrachtet. Es führen soviele leise Uebergänge von dem gewöhnlichen Traume zu der Mondsucht hinüber, daß beide ihrem Wesen nach gleichartig erscheinen müssen. Wenn wir träumend mit der Hand um uns schlagen, so findet das Niemand wunderbar. Das

Schlafreden, das doch sehr häufig vorkommt, ist auch nichts als eine Vorstufe des Nachtwandelns, bei dem automatisch die Vorstellungen in Traumhandlung umgesetzt werden. Am leichtesten kann man wohl diesen immerhin merkwürdigen Zustand erläutern und seine Merkmale herausfinden durch Erzählung jenes berühmten Falles, der an dem Apothekergehülfen Castelli aus Florenz[10] beobachtet worden ist, zumal derselbe durch den Arzt, der dabei zugegen war, beglaubigt ist. Eines Nachts erhebt sich Castelli aus dem tiefsten Schlafe und geht in die Apotheke, um ein im Tagebuche liegendes Rezept, das ein Dekokt von Marrubium verschrieb, auszuführen. Zunächst zündet er sich eine Kerze an, wobei seine Hand mehrere Male durch die Flamme fuhr, ohne daß er es empfand. Mit einer Hand voll Marrubium begiebt er sich dann ins Laboratorium, holt Feuer aus der Küche und auch den Blasebalg herbei, um wie gewohnt seine Arbeit zu verrichten. Als er aber das Rezept, das er noch einmal durchlesen wollte, nicht mehr fand, da es inzwischen absichtlich weggenommen war, so wurde die seinen Geist erfüllende Gedankenreihe durchbrochen, und er blieb eine Weile starr stehen. Nach einigen Minuten treten konvulsivische Zuckungen ein, und es beginnt eine neue Reihe. Im Laboratorium holt er vom Bücherschrank ein Lehrbuch der Chemie herunter und schilt sehr ärgerlich, als er sein Zeichen nicht mehr darin findet: „Wer mag mir nur immer meine Lesezeichen herausnehmen?“ Darauf liest er einige Seiten sehr eifrig, bis er auf eine Ansicht stößt, die ihm zweifelhaft erscheint; und wie im Selbstgespräch murmelt er vor sich hin die Worte: „Es müßte Kalk nicht metallischer Staub sein.“ Als nun sein Herr hinzutretend fragt, entwickelt sich zwischen Beiden ein eifriges Gespräch, während dessen Castelli mehrere Male im Register nachschlug. Zuletzt legt sein Herr einen Bogen weißes Papier über das Buch und unterbricht dadurch wieder den Zusammenhang der Vorstellungen, so daß Castelli

wieder auf eine in der Nähe stehende Bank niedersank, vom tiefsten Schlaf umfangen. Solche automatischen Handlungen vollführte er dann noch weit mehr stundenlang; doch genügen diese beiden schon, um daran das Wesen des Nachtwandelns zu erkennen. Daß diese höchste Steigerung des Traumes in die Zeit des Tiefschlafes fällt, wird unser Erstaunen erregen, da sonst ein lebhafter Traum den Uebergang zum Wachen bildet. Aber das ist eine durch alle Beobachtungen bestätigte Thatsache. Auch Castelli glaubte am nächsten Morgen sehr gut und fest geschlafen zu haben, ohne zu ahnen, was er alles automatisch verrichtet hatte. Aber trotz der Festigkeit des Schlafes muß doch eine gewisse Sinnesempfindung bei dem Nachtwandler vorhanden sein. Wie könnte er sonst wirkliche Handlung ausführen? Freilich die Leitung der Nerven wirkt nur dann, wenn der Eindruck in Zusammenhang steht mit der Gedankenreihe, die gerade den Geist des Nachtwandlers beschäftigt. Für andere Eindrücke sind die Sinne verschlossen; so spürte Castelli es nicht, daß seine Hand durch die Flamme des Lichtes fuhr. Diese Einseitigkeit der Sinneswahrnehmung geht natürlich daraus hervor, daß bei dem Schlafenden das Centrum des Selbstbewußtseins, das alle Wahrnehmungen zur Einheit zusammenfaßt, nicht da ist. Auch bei dem Nachtwandler ist, wie bei jedem Träumenden, nur irgend ein Theil des Gehirns einseitig erleuchtet, während alles Uebrige im Dunkel ruht. Wenn daher bei dem Nachtwandler das Centrum des Ichs durch den Ruf des Namens blitzartig getroffen wird, so tritt das Erwachen sofort ein. Auch das ergiebt sich aus dem angeführten Falle, daß die sogenannte Mondsucht als ein gesteigerter Traum mit dem Monde nichts zu thun hat. Diese verbreitete Meinung ist eine „Legende, die mit den Thatsachen im Widerspruch steht".

Wie anziehend es aber auch sein mag, sowohl für den Psychologen als für Andere, das Dunkel aufzuhellen, das immer

noch auf dem seltsamen Zustande des Nachtwandelns ruht: für die Geschichte des Traumes hat von allen Arten desselben der prophetische Traum die höchste Wichtigkeit gehabt. Denn so alt wie die Menschheit ist der Glaube, daß sich uns im Traume ein Ausblick in die Zukunft biete. Kein Religionssystem giebt es, das nicht diesen Glauben in sich aufgenommen hätte. Die Zend-Avesta, die religiösen Urkunden der Inder, der Koran, die Bibel: darin sind sie alle einig. Nur wenige Forscher des Alterthums, wie Xenophanes, Epikur und Panaitios haben sich von diesem Banne frei gemacht. Sogar der universelle Geist des Aristoteles[11] hielt hier seinen Zweifel zurück, wenn er auch keinen vernünftigen Grund für die prophetische Kraft des Traumes finden konnte. Sehr selten ist ein so klares Urtheil, wie es Jesus Sirach ausspricht, wenn er sagt: „Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen" (V. 34, 2) oder „Träume betrügen viel Leute und fehlet denen, die darauf bauen." In ähnlicher Weise hatte schon Jeremias (27, 9) vor Traumdeutern gewarnt, und der Prediger Salomonis behauptet, daß dort viel Eitelkeit sei, wo viel Träume sind. Sonst stand auch das jüdische Volk ganz und gar unter dem Banne des Aberglaubens, der eben die ganze Menschheit gefangen hielt.

Im ganzen Mittelalter findet man kaum eine Stimme, die gegen die allgemeine Ueberzeugung laut wird. Und in unserer Zeit, man weiß ja recht wohl, daß häufig doch noch eine kleine Hinterthür für solch überwundenen Wahn offen bleibt. Wieviel Traumbüchlein werden jetzt noch von schönen Händen um Rath gefragt, wenn die Nacht der Schlummernden ein wundersames Gesicht erschaffen hatte. Allzumächtig ist der Drang, den Schleier zu heben, mit dem ein gütiges Geschick uns die Zukunft verhüllt hat. Nicht allzuviele verstehen ganz die tiefe Bedeutung des Schillerschen Wortes: „Nur der Irrthum

ist das Leben, Und das Wissen ist der Tod.“ Sogar in einem wissenschaftlichen Buche aus dem Jahre 1868 findet man allen Ernstes die Behauptung ausgesprochen, daß die Seele im Traume das Weltall, den Begriff Gottes klarer auffasse, als im wachen Zustande.

So ist es denn sehr natürlich, daß sich die Geschichte des Traumes bei antiken und modernen Völkern eigentlich nur am prophetischen Traume aufweisen läßt. Bei den Griechen glaubte man, daß das der Nacht entsprossene, schwarzgeflügelte Geschlecht der Träume am Eingange in die Unterwelt wohne,[12] wo neblige Dämmerung zum Schlummer einladet. Sogar einige Namen, wie Morpheus, Eikelos, Phobetor sind uns von Ovid erhalten.[13] Von dorther steigen sie, gerufen von den Göttern, herauf, um ihr nächtliches Werk zu beginnen. Aber je nachdem sie durch die Pforte von Horn oder von Elfenbein empordringen,[14] bethören sie nur die Menschen mit Trugbildern oder künden ihnen lautere Wahrheit voraus. Denn das homerische Zeitalter kannte das Elfenbein nur als Schmuckgegenstand, als eitlen Tand; aus Horn aber schnitzte man den nützlichen Bogen.

Göttlich ist also bei Homer der Ursprung aller Träume, auch wenn sie nur täuschen; später führte man nur die bedeutungsvollen Träume auf die Götter zurück oder auf dämonische Gestalten, welche auch göttlicher Natur sind und in der Luft umherflattern. Daher war denn auch mit dem Gottesdienste selbst dieser Aberglaube in Verbindung gesetzt in den Traumorakeln, die für das Alterthum so bezeichnend sind. In allen Ländern des mittelländischen Meeres gab es solche Tempel, zu denen die Menschen wallfahrteten, um sich auf künstlichem Wege prophetische Träume zu verschaffen. Am berühmtesten und unheimlichsten war wohl das Traumorakel des Trophonios in Böotien, von dem Pausanias[15] eine genaue Schilderung giebt. Mehrere Tage lang mußte Jemand, der des Gottes Rath

erkunden wollte, sich einer strengen Lebensweise unterwerfen und Waschungen mit heiligem Wasser vornehmen. Zugleich wurden mancherlei Thiere geopfert, zuletzt ein schwarzer Widder, aus dessen Eingeweiden die Priester die Gesinnung des Gottes erforschten. Um die Seele des Rathsuchenden von allem Irdischen rein zu machen, wurde ihm Wasser aus dem Quell der Vergessenheit und des Gedächtnisses gereicht. Dann stieg er, nachdem er noch einmal das uralte Götterbild des Trophonios angefleht hatte, auf einer Leiter rücklings in die unterirdische Höhle hinab, um sich dort zum prophetischen Schlafe niederzulegen. Narkotische Räucherungen regten die Phantasie noch mehr auf; man legte ihm auch wohl Lorbeer zu Häupten, weil dadurch die Zukunftsträume begünstigt werden sollten. Umfangen von dem Halbdunkel der Felsengrotte, halb schlafend, halb wachend, sah dann wohl der Orakelfragende wundersame Schatten daherschweben und vernahm überirdische Laute, die auf seine Frage ihm Antwort waren, gedeutet von den Priestern des Gottes. Dann stieg er wieder rücklings aus dieser schaurigen Unterwelt herauf, noch bebend vor Furcht und Grauen. Man sagte, daß in der Höhle des Trophonios jeder das Lachen verlerne. Sehr lange haben sich solche Traumorakel erhalten; erst spät, am Anfange des sechsten Jahrhunderts, mußten sie vor dem immer mehr um sich greifenden Christenthume weichen.

Aber nicht nur die Priester solcher Orakelstätten waren im Alterthume Traumdeuter; es gab noch andere Jünger dieser vom Titanen Prometheus erfundenen Kunst,[16] welche daraus ein Gewerbe machten. In Athen brauchte man zur Zeit des peloponesischen Krieges nur auf den Markt zu gehen und konnte sich seine Traumgesichte für zwei Obolen, d. h. etwa 25 Pfennige, auslegen lassen.[17] Diese Marktpropheten hatten dann ein kleines Büchelchen, aus dem sie mechanisch ihre Deutungen entlehnten. Dabei befolgten sie auch allgemeine

Regeln des Volksglaubens, wie man z. B. annahm, daß die Träume um Mitternacht unwahr sind, kurz vor Tagesanbruch aber prophetisch.[18] In sehr hoher Achtung haben solche Traumdeuter natürlich nicht gestanden. Indessen giebt es auch berühmte Namen. Astyphilos kündete seinem Freunde Cimon, der vor dem ägyptischen Feldzuge von einem bösen, kläffenden Hunde geträumt hatte, den Tod voraus;[19] und der Zufall hat es gewollt, daß seine Prophezeihung eintraf. Begleitete doch Alexander den Großen auf seinen Zügen Aristandros aus Telmessos, der damals als Traumdeuter großen Ruf hatte.[20]

Sehr viel von dem Aberglauben der alten Völker hat sich dann später in das Mittelalter hinübergerettet. Die Orakel waren gefallen, der alte Aberglaube aber geblieben. Wenn auch die Kirche selbst ihn verurtheilte, die niedere Geistlichkeit war immer sehr gern bereit, sich durch Traumauslegung neue Einkünfte zu erwerben. Meinte man doch immer noch, daß die prophetischen Träume göttlichen Ursprungs seien. Um so fester wurde diese Anschauung bewahrt, da nach altgermanischem Glauben ebenfalls die Träume Boten der Götter sind. Darum traf der Traum in der Neujahrsnacht ein; denn in dieser Zeit hielten die germanischen Götter ihren Umzug und konnten ihren Willen offenbaren. Darum war auch der Traum im neuen Hause oder in der Hochzeitsnacht bedeutsam; denn durch das Opfer waren die Asen geneigt gemacht, die Zukunft zu verkünden.[21] Daß im Mittelalter dann neben Gott auch das ganze Heer der guten und bösen Engel, vor allem der Teufel selbst, als Urheber solcher Nachtgesichte betrachtet wurde, war in der religiösen Anschauung jener Zeit begründet. So läßt Milton im vierten Gesange des verlorenen Paradieses den Teufel in Gestalt einer Kröte an das Ohr der schlafenden Eva kriechen; nur so meint der Fürst der Finsterniß sie durch boshafte Einflüsterungen zum Abfall verleiten zu können. Sie glaubte sich,

wie sie dann erzählt, von Adams Stimme zum Baume des Lebens gerufen und kostete die verbotene Frucht und reichte sie auch dem Adam selbst. Dieser aber ist, als er den Traum vernommen hat, sehr betrübt, weil er erkannte, woher die Versuchung komme. Ebenso warnt bei Klopstock, der auch in dieser Hinsicht ein Nachahmer Miltons ist, der Engel Ithuriel vergeblich den Judas vor dem Verrathe, indem er ihm den Schatten des Vaters erscheinen läßt.[22]

Doch nicht bloß auf Gott und göttliche Mächte führte man den Offenbarungstraum zurück, sondern auch auf die Einwirkung der himmlischen Körper. Hieronymus Cardanus, jener berühmte italienische Arzt des sechzehnten Jahrhunderts, der ein weitverbreitetes Traumbuch[23] geschrieben hat, behauptet, daß die Seele im Schlafe, befreit von irdischen Banden, in den Gestirnen die Zukunft schaue. So wurde denn der ganze astrologische Unsinn, nach dem Vorgange arabischer Traumdeuter, mit dem Traumglauben in Verbindung gebracht und der Aberwitz auf die Spitze getrieben, indem man die Ursache dort suchte, wo sie eben überhaupt nicht zu finden war.

Was werden wir nun aber von der großen Fülle prophetischer Träume urtheilen, welche uns von den Schriftstellern aller Zeiten berichtet werden? Sollen wir glauben, daß auch nicht ein Fünkchen Wahrheit daran ist? Meistentheils werden wir wohl das Eintreffen solcher Träume als Zufall betrachten. Auch wird sehr oft der Traum erst nach Vollendung des Ereignisses die Form erhalten haben, durch welche er wunderbar erscheint. Denn ist es schon sehr schwer, seine eigenen Träume richtig zu erzählen, wie werden sie erst umgestaltet, wenn sie von Mund zu Mund gehen und die Einwirkung des Volksaberglaubens erfahren! Wenn nach Herodots Erzählung die Tochter des Polykrates[24] kurz vor seinem blutigen Ende im Traume sah, wie er, hoch in die Luft erhoben, vom Zeus

gebadet und vom Helios gesalbt werde, so spricht sich darin nur ihre bange Sorge aus, welche allerdings berechtigt war. Nichts anderes als Besorgniß und Liebe gab der Kalpurnia den Traum ein, den sie vor der Ermordung ihres Gemahls hatte. Es schien ihr, als ob Cäsar ihr blutend in den Schoß sinke,[25] wie auch Shakespeare dichtet. Noch wunderbarer ist, was einem Florentiner begegnet sein soll. Er träumte, daß er von dem steinernen Löwen, der am Eingange des Domes liegt, tödtlich verwundet werde.[26] Am nächsten Morgen beim Kirchgange legt er lachend seine Hand dem Löwen in den Rachen und sagt: „Nun beiß zu, du gewaltiger Feind." Plötzlich verzerren sich seine Züge, nur mühsam reißt er die Hand wieder heraus. Vergeblich schleudert er einen Skorpion von dem Finger hinweg; das tödtliche Gift war schon zu tief eingedrungen. Bei diesem Falle ist es wohl sicher, daß der Traum nachträglich umgestaltet worden ist. Also nur das kann man zugestehen, daß die Empfindung manchmal den Menschen instinktiv eine über ihm schwebende Gefahr ahnen läßt, welche der Verstand und Wille nicht sehen oder doch nicht sehen wollen. Sonst aber muß man sich der Ansicht Kants anschließen, welcher sagt: „Wie kann man empfinden, was noch nicht ist?"[27]

Bisher standen wir auf dem festen Grunde der Philosophie und Geschichte, auf welchem wir sicher einherschreiten konnten und die Gebilde des Wahnes von der Wahrheit leicht scheiden konnten. Jetzt wollen wir in schwankendem Kahne eine Fahrt machen über einen duftigen See, dessen schillernder Spiegel uns nur einen trügerischen Abglanz des Ufers vorhält, wo die Deutung der Sinnbilder vor der Strenge des Verstandes gleitend ausweicht. Doch trotz dieser Willkür der Deutungen hüte man sich wohl, die Traumsymbole zu verachten. Oft liegt in ihnen ein tiefer Sinn verborgen; manch schönes Gleichniß enthalten sie, welches die dichterische Phantasie anregt. Giebt

es ein schöneres Sinnbild für die Reinheit und Lauterkeit des Herzens als den durchsichtigen Glanz des Diamanten,[28] wie die alten Inder sagten? Womit könnte man den Seelenfrieden besser vergleichen,[29] als mit einer klaren, ungetrübt aufsprudelnden Quelle, wie in den Traumbüchern des Mittelalters geschieht. Welch tiefe Empfindung spricht daraus, daß der Deutsche den Traum von Perlen auf Thränen deutet![30] Sind uns doch manchmal die Thränen, die um uns geweint werden, so lieb, daß wir sie wohl gern als Perlen bewahren möchten. Und wenn der Orientale von einer Weinrebe geträumt hatte, so glaubte er, das zeige ihm die treue Liebe seines Weibes an. So schmiegt sich die Rebe an den Stamm der Ulme an und umkleidet ihn mit saftigem Grün und umhängt ihn mit Trauben, wo sonst nur dürre Borke wäre. Natürlich die blühende und traubentragende Weinrebe, von der Pharaos Mundschenk träumte (1. Mos. 40, 9), konnte von Joseph so nicht gedeutet werden, da hier das Bild mit der Person und Thätigkeit des Träumenden in besonderer Verbindung stand.

Solche schönen Bilder, deren man noch viele findet, erregen ästhetisch unser Wohlgefallen; zugleich aber haben die Traumsymbole auch geschichtlichen Werth. Eine ganze Weltanschauung ist in ihnen niedergelegt. Und da die Bilder meistens von äußeren, sichtbaren Dingen hergenommen sind, so spricht sich die Naturauffassung eines Volkes kaum deutlicher in der Thiersage aus als in diesen Traumdeutungen. So glaubte der Inder und Perser, daß er seinem Könige bald gegenübertreten werde, wenn er von einem Adler oder Löwen geträumt hatte. Dagegen war ihm der Bär und Wolf ein roher Mensch, ein ungefügiger Gegner, der viel Schaden anrichten kann. Bekanntlich träumt im Deutschen Walthariliede Gunther, daß ihm ein Bär eine Hand und einen Schenkel mit seiner Tatze abreiße,[31] wie es später durch Walthari geschieht. Gleichmäßig wird von

allen Völkern der Fuchs als hinterlistiger Feind betrachtet. Der Elephant ist dem Inder wie dem Deutschen ein sehr einflußreicher Gönner, und der Storch ein wohlwollender Freund, der an dem Familienleben lebhaften Antheil nimmt. Der Kranich ist das Symbol der Armuth, der Schwan das des Stolzes. Die Schwalbe, die so gern am Dache der menschlichen Wohnungen nistet, bringt Segen schon nach der Meinung der Aegypter. Fleißige Diener sind Bienen, Mäuse aber diebisches Gesindel. Kurz, es ließe sich ein gutes Stück der Thiersage herstellen aus den Deutungen, die in den alten Traumbüchern enthalten sind. Und auch hier kommt man zu dem Ergebniß, daß im großen und ganzen die Charaktere der Thiere schon in der Heimath der arischen Völker ihre Gestalt gewonnen haben.

Leider ist es nun nicht möglich, festzustellen, welche Traumsymbole jedem Volke eigenthümlich sind, so daß man sie jetzt noch nicht recht für die Völkerpsychologie verwenden kann; denn die Vererbung war bei diesem Aberglauben eine gar zu große. Nur in einzelnen Fällen gelingt es, den Deutschen bestimmte Deutungen zuzuweisen. Die Deutung der Perlen auf Thränen findet sich nur in einigen Traumbüchern des Mittelalters, nicht bei Artemidoros, der im dritten Jahrhundert sein griechisches weit verbreitetes Traumbuch schrieb, auch nicht in der Sammlung des arabischen Arztes Ibn Sirin, der am Ende des achten Jahrhunderts lebte. Als Todesvogel kennt allein der Deutsche die Nachteule,[32] während sie dem Inder und Griechen den Drang nach Wahrheit versinnbildlicht. Aus dem mittelalterlichen Gottesgericht erklärt sich folgendes Verschen eines Anonymus:

„Wann einem traumt, er trett auff kolen
bedeutet schaden unverholen."

Ebenso hängt es mit altdeutscher Sage zusammen, wenn die Schlange, die Augen des Drachen und das Haupt einer

Kröte dem Träumenden großen Gewinn anzeigen.[33] Denn der Drache ist als Schatzhüter wohlbekannt, und im Kopfe der Kröte sollte ein werthvoller Edelstein verborgen sein. Auch der noch jetzt geltende Aberglaube, daß helles Feuer, im Traume gesehen,[34] Glück verkündet, ist echt deutsch. Ganz volksthümlich ist also Ivos Traum in G. Freitags „Brüdern vom deutschen Hause". Er glaubte zu sehen, daß die Balken des brennenden Hauses über ihm zusammenbrechen, und ist sehr betrübt darüber; aber sein treuer Schildgenosse belehrt ihn eines besseren.

Die Zahl der vererbten Traumsymbole ist dagegen eine sehr große; ein Traumbuch nahm eben den Wust der Deutungen von dem anderen auf, und so schleppten sie sich durch Jahrtausende hindurch. Die Rose[35] ist das Symbol der Liebe oder des Todes bei den Griechen ebenso wie im Mittelalter. Das Ausfallen eines Backenzahns wird von Artemidor schon gerade so ausgelegt wie jetzt; es zeigt den Tod eines naheſtehenden Verwandten an.[36] Denn der Mund wird als Haus betrachtet und dessen Bewohner sind eben die Zähne. Sterne im Traume zu sehen, ist ein sehr günstiges Vorzeichen nach der Ansicht der Araber und Byzantiner; Cardanus allerdings glaubt das nur von heller leuchtenden Gestirnen, die großes Glück anzeigen. Wenn man dagegen Sterne unter dem Dache sieht, so wird entweder das ganze Haus veröden oder es stirbt der Hausherr, so berichtet Cardanus, der sich darin wohl der Auslegung der Griechen angeschlossen hat. Wunderbar ist es, daß wir diese Auffassung in einem sehr schönen, aus Ostfriesland stammenden Volksliede wiederfinden. Die Mutter, am Bette der Tochter sitzend, weint um den todtkranken Liebling; denn sie meint schon das Schreiten des nahenden Todes zu spüren, meint schon zu sehen, wie der Fürst der Schatten mit unerbittlicher Härte auf das liebliche Kindergesicht sein Zeichen geschrieben

hat. Aber das Kind, kurz vor dem ewigen Abschiede noch einmal sich gesund wähnend, streichelt die Hand der Mutter und sucht sie zu trösten: „Was weinst du, liebe Mutter? Ach, ich fühle mich heute so wohl. Nun werde ich bald ganz gesund sein, werde bald wieder draußen spielen können. Siehst du nicht, die Halle weitet sich zum Himmel aus! Mir ist's, als wär' ich im Paradies. Liebe Mutter, weine nicht." Und so ist es; das Kind ist im Paradies. Die kleine kosende Hand ruht nun erkaltet, und die heißen Thränen der Mutter fallen auf sie herab.[37]

Vererbt sind sogar seit uralter Zeit die allgemeinen Grundsätze der Deutung, wie es ja auch in der Symbolik selbst begründet ist. Die Allegorie kann sich leicht dem Kontraste nähern; und so kommt es, daß seit der Zeit der Aegypter her viele Traumerscheinungen einen der natürlichen Erklärung entgegengesetzten Sinn haben. Der obengenannte Anonymus hat folgende Zeilen:

> So einer auch im schlaf wird lachen,
> das bringt gemeinhin traurig sachen.
> So einer aber weinen thut,
> Das bringet fröud und guten mut.[38]

Mit derselben Umkehrung wird das Sterben im Traume auf Befreiung von Sorgen gedeutet, während uns die Hochzeit vor dem nahen Tode warnen soll.[39] Viel Geld träumend zu besitzen, verheißt uns nur Sorgen, und der Glanz des Goldes nur getäuschte Hoffnung. Die Blumen, mit denen das blühende Leben sich zu schmücken pflegt, offenbaren uns zukünftige Trauer oder gar den Untergang;[40] aber die Cypresse, der Baum des Grabes, läßt ein langes Leben hoffen.[41]

Manchmal mischt sich auch Ironie den Erklärungen der Nachtgesichte bei. Der Feuertod auf dem Scheiterhaufen weissagt[42] dem Träumenden göttliche Verehrung. Ein Philosoph

kann sich gar kein günstigeres Vorzeichen wünschen, als von Eselsohren[43] zu träumen. Die Abmagerung der Zunge ist für einen Redner ein sehr bedenkliches Zeichen; meint man aber träumend, daß die Abmagerung[44] die Zunge der Frau betreffe, so verkündet es häusliches Glück. Mit merkwürdiger Offenheit gesteht Cardanus[45] zu, daß, wenn man im Traume meine, Träume zu deuten, das alles verlorene Mühe sei.

Dieser Spott ist allerdings bei den meisten Deutungen berechtigt; denn es waltet in ihnen solche Willkür, daß ein Gesetz nicht mehr zu erkennen ist. Daher weichen denn auch oft die Deutungen desselben Gegenstandes bei den verschiedenen Völkern in recht ergötzlicher Weise voneinander ab. Nach deutschem Aberglauben bedeutet der Traum von Fischen, daß man viel Geld bekommen wird; sind es aber tote Fische, so steht der Tod eines Verwandten bevor. Wer Fische zu essen glaubt, der soll sich nach Cardanus und Ibn Sirin vor Krankheit wohl in Acht nehmen, während nach Artemidor das Fischessen von günstiger Vorbedeutung ist; am zuträglichsten aber ist es, gebackene Fische zu essen, wie derselbe Traumdeuter sagt. Dagegen sich mit Goldfischen abzugeben, ist äußerst gefährlich; es verkündet nur Kummer und Schmerz.[46] In der Beurtheilung des Schweines, das jetzt fast bis zum Ueberdruß als glückspendend betrachtet wird, stimmen die Orientalen und Europäer nicht miteinander überein. Der Inder, Perser, Aegypter glaubte in dem Schweine, das sich ihm im Traume zeigte, einen feindlichen, verächtlichen Menschen erkennen zu müssen. Der Widerwillen jener Völker gegen das Thier war auch sehr begreiflich, da das genossene Fleisch die den Morgenländern eigenthümliche Neigung zu Hautkrankheiten verstärkt hätte. Die Religionsgesetze, die das Schweinefleisch verboten, entsprachen also sehr gut der durch das Klima geforderten Diät. Bei den Arabern sollte der sogar mit dem Tode bestraft werden,

der Schweinefleisch ins Land brächte. Ganz anders urtheilen die europäischen Arier, bei denen seit uralten Zeiten das Schweinefleisch als Speise sehr beliebt war. Daher sagt denn auch Artemidor, daß es äußerst zuträglich sei, im Traume solches Fleisch zu essen. Schon römische Fahnen trugen oft das Zeichen eines Schweines, doch wohl deshalb, weil es als glückbringend galt. Am meisten scheint aber bei den Germanen das Thier in Achtung gestanden zu haben. Durfte der Eber Sährimnir doch sogar in Walhalla weilen; war doch der goldborstige Eber dem Sonnengotte geweiht, der auf ihm durch die Wolken reitet. Daher opferte man ihm am Julfeste, der Wintersonnenwende, Schweine aus Freude darüber, daß nun sein Gestirn wieder an Glanz und Stärke zunahm. Vielleicht erklärt es sich dadurch auch, daß nach deutschem Glauben der Traum im Schweinestall eintrifft. Das geschieht wohl durch die Gnade Baldr's oder Fro's; denn sonst ist es räthselhaft.[47]

Nichtsdestoweniger zeigen gerade solche seltsamen Deutungen, wie eng der Traumglaube mit dem Volksleben zu aller Zeit verwachsen war. Unter seinem Banne stand nicht nur das Wohl und Wehe des Einzelnen, sondern manchmal sogar die Ereignisse der großen Geschichte. Daher ist es sehr begreiflich, daß auch die Dichter aller Völker das Motiv des Traumes für ihre Schöpfungen reichlich verwendet haben, zumal ja das Phantastische des Traumes mit der künstlerischen Phantasie eine gewisse Verwandtschaft hat. Schon bei dem Vater aller Dichtung, bei Homer, und im ganzen antiken Epos ist der Traum ein Mittel, wodurch die Götter selber in die Handlung eingreifen, mögen sie dieselbe nun hemmen oder fördern. Verderben will Zeus die Griechen, als er im zweiten Buche der Ilias dem schlafenden Agamemnon die Gestalt des Nestor erscheinen läßt und ihn zu erneutem Kampfe anspornt. Der bethörte

Fürst ahnt nicht, wievielen Griechen dieser Traum das Leben kosten wird. Umgekehrt bahnt die Göttin Athene ihrem Schützlinge Odysseus, der zu den Phäaken verschlagen ist, den Weg, indem sie selbst zu Häupten der schlummernden Nausikaa tritt und sie auffordert, am Strande die Wäsche zu spülen. Dort findet dann die Königstochter den vielgewandten Helden, und so hat er sich ein Herz im fremden Lande gleich gewonnen. Rettung aus großer Gefahr bringt auch dem zu lange in Karthago weilenden Aeneas der Gott Hermes, der ihm auf Befehl der Aphrodite erscheint.[48] Zur Abfahrt bereit, schlummert der trojanische Fürst schon auf seinem Schiffe. Aber zaudert er noch bis zum Morgen, so wird die Liebe der Königin ihm den Tod bereiten. Da springt er auf, gewarnt von dem Gotte; mit dem Schwerte zerhaut er selber das Ankertau. Der Hauch des Windes füllt die Segel und führt den Helden hinweg, seinem Schicksal entgegen. Nur tödtlichen Schmerz läßt er als einziges Andenken der unglücklichen Königin zurück. Auch in den religiösen Urkunden des jüdischen Volkes wird der Traum einige Male in der eben geschilderten Weise verwendet, so daß man ihren epischen Charakter daraus erkennt. Durch den Traum verkündet Gott dem Menschen seinen Willen und lenkt so sein Geschick. Er gebietet im Traume dem Laban, welcher dem entflohenen Jakob mit Bewaffneten nachsetzt: „Hüte dich, daß du nicht anders redest mit Jakob denn freundlich," und schützt dadurch seinen Auserwählten vor Gewaltthat. So ist es denn kein Wunder, daß das Neue Testament, das sonst den Traum fast gar nicht kennt, hierin doch den Spuren des Alten Testaments gefolgt ist. Als Herodes die Kinder in Bethlehem tödten läßt, um den vermeintlichen Erben des Reiches auch zu vernichten, sieht Joseph im Traume einen Engel, der ihm befiehlt, nach Aegypten zu fliehen. Und als nach dem Tode des Tyrannen keine Gefahr mehr zu fürchten ist, wird Joseph in

gleicher Weise durch den göttlichen Boten gemahnt, daß er nun zurückkehren solle.

Begreiflicherweise beschränkt sich diese Verwendung des Traumes, wo er den Willen der Götter oder Gottes auf der Erde verwirklicht, fast ganz auf die antiken Zeiten. Denn der eine, allmächtige Gott des Christenthums thronte zu hoch und erhaben über allem irdischen Sein, während die heidnischen Götter menschenähnlicher waren und in den Kampf des Lebens mehr hineingezogen wurden. Nur sehr selten finden wir dieses Motiv ebenso benutzt in späteren Dichtungen wieder. In dem schönen und innigen deutschen Volksliede von dem Moringer verhütet Gott, durch einen Traum eingreifend, großes Unheil. Der Ritter Moringer, der in fernen Landen lange Jahre umhergeschweift ist, sieht im Traume einen Engel, der ihm zuruft: „Erwache, Moringer; es ist Zeit. Kommst du heut' nicht heim zu Land, so nimmt der von Neifen dein Weib." Sie hatte ihn todt gewähnt, weil er so lange ausblieb, und endlich dem Drängen des Freiers nachgegeben. Aber gerade am Hochzeitstage wird der schon durch den Traum gewarnte Gemahl durch ein Wunder in die Heimath zurückgeführt. Vor den Gästen, die schon im Saale versammelt sind, singt er ein Lied und führt die Erkennung durch seinen Ring herbei, den er in einen Becher wirft.

Dafür liebt es das deutsche Volksepos, besonders aus der Zeit der Hohenstaufen, gleich am Anfange durch einen allegorischen Traum auf das Ende hinauszuweisen. Aber das Bild ist jedesmal dunkel und läßt das Kommende nur ahnen, so daß Spannung dadurch erregt wird. Wer der Falke Kriemhilds sei, der ihr von zwei Aaren zerkrallt wird, das weiß ja selbst ihre Mutter Ute nicht bestimmt zu sagen. Als dann Siegfried am Hofe zu Worms erscheint, können wir wohl vermuthen, daß er damit gemeint sei; aber erst, als er dem

boshaften Hagen erlegen ist, verstehen wir ganz diesen vorahnenden Traum. Bestimmter kündet im zweiten Theile des Nibelungenliedes Utes Traum den Untergang der Burgunden voraus, die sich eben zur Fahrt nach Hunnenland rüsten. Der alten Königin däuchte, daß eines Morgens alles Geflügel auf dem Hofe todt liege, und daß sie selber jammernd dabeistehe. Aber ihre Warnung verhallt an der Zuversicht der Söhne und an dem Trotz des schwergereizten Hagen. Sie sind Alle dem Untergange geweiht, und Keiner, der hinwegzog, sah die Heimath wieder. Sehr ergreifend ist auch der Traum der Helke, der Gemahlin Etzels, in der Rabenschlacht. Nach dreißigjähriger Verbannung rüstet sich Dietrich von Bern, endlich wieder in sein Land Italien zurückzukehren. Da brennen die beiden jungen Königssöhne Ort und Scharf vor Begier, dem Gothenfürsten, unter dessen Augen sie aufwuchsen, in dem gerechten Streite gegen Odoaker zu helfen. Aber die Mutter Helke, geschreckt durch ein entsetzliches Nachtgesicht, sucht sie zurückzuhalten. Sie hatte geträumt, daß ein furchtbarer Drache, dessen Schwingen wie eine Wolke das Feld überschatten, herbeifliegt und sich auf dem Dache des Palastes niederläßt. Unter der Wucht des Ungeheuers brechen die Balken; mit scharfem Auge erspäht er gleich die beiden schlafenden Königssöhne und trägt sie in den Krallen hinweg, um sie auf der Heide zu zerreißen. Der Traum hatte der sorgenden Mutter das unentfliehbare Schicksal verkündet. Beide leiden sie vor Verona einen frühzeitigen Tod durch das Schwert des abtrünnigen Helden Wittig.

Offenbart in solchen Fällen ein allegorisches Bild die weitentfernte Zukunft, so läßt der Traum doch auch manchmal das Nahbevorstehende ahnen, ja, er erklärt uns sogar die Gegenwart, die oft ebenso dunkel ist als die Zukunft. Keine Ahnung hat Penelope davon, daß der fremde Bettler, den sie über Odysseus ausforscht, ihr Gemahl selber ist. Klagend erzählt sie

ihm ihr jammervolles Los und verräth so unbewußt, daß sie ihm die Treue bewahrt habe. Nicht nur am Tage härme sie sich unter Thränen ab, sogar in der Nacht liege sie ruhelos, gequält von schweren Träumen. Noch kurz zuvor habe sie einen Adler im Schlafe gesehen, der in den Hof hinabschießend mit den Fängen alle ihre Gänse zerriß.[49] Doch als sie nun darüber klagt, tröstet sie der Adler wieder, indem er sagt, er sei Odysseus und sinne den Freiern Verderben; wie der wahre Odysseus es ihnen dann wirklich bereitet. Düsterer ist der Traum in einem schottischen Volksliede, wo er gemäß dem verbreiteten Aberglauben den nahen Tod verkündet. Um Mitternacht kommt der Ritter Roland zur treulosen Braut. Noch zaudert er einzutreten, obwohl sie ihn mit Schmeichelworten lockt; ein geheimes Grauen warnt ihn vor der Schwelle, hinter welcher der Mord lauert. „Wie ist dein Gemach so dunkel und die Nacht so still und schwer! Gestern hatte ich einen schrecklichen Traum: mir däuchte, du schlügest den Grauhund mein und ließest mich trinken sein Blut.“ Endlich tritt er doch ein, umstrickt von ihrer hinterlistigen Freundlichkeit, und legt das Schwert ab, um ihr den Gruß zu bieten. Da bohrt der Verrath ihm den Dolch ins Herz, so daß die Erde sein rinnendes Blut trinkt.

Dieses Lied führt uns schon hinüber auf das Gebiet der Lyrik, wo der Traum dazu dient, die Seelenstimmung zu schildern. Und was vermöchte er wohl besser? Werden doch auch sonst im Traume die zartesten Saiten des Gemüthes gerührt, dessen leiser Klang in dem lärmenden Tagesleben verhallt. Sind wir von der Heimath fern, so gleiten die Gedanken wohl in der Stille des Abends oder der Nacht zurück, bis uns unsere Sehnsucht ganz hinführt in den Kreis unserer Lieben und wir mit ihnen traulich verkehren und scherzen, wie wir sonst in Wirklichkeit gewohnt waren. Wie schmerzlich-süß der Heimaths-

traum über die Seele dahingleitet, das hat besonders Byron in seinem bekannten Liede zum Ausdruck gebracht, in welchem er sich aber an Volkslieder anlehnt.[50] Etwas anders ist dasselbe Motiv gestaltet von E. M. Arndt in dem Liede: „Des Schiffers Traum". Die Heimath, zu der der greise, im wildesten Sturme schlummernde Steuermann eingeht, ist das Land, aus dem Niemand wiederkehrt; ein Blitzschlag zertrümmert das ganze Schiff, so daß Alle mitsamt dem Steuermann versinken.

Auch die Liebeslyrik hat sich das Motiv des Traumes nicht entgehen lassen, um zu zeigen, wie die Gluth der Leidenschaft auch im Schlafe den Geist verzehrt. Von allen solchen Liedern ist wohl das schönste ein deutsches Volkslied.[51] Der Ritter kommt in der Nacht in den Garten der Geliebten, von seiner Sehnsucht getrieben. In ihrer Nähe spürt er Linderung, so daß er entschläft und eine freundliche Erscheinung seinen Geist umgaukelt. Sie selber, die Geliebte, neigt sich über ihn, so däucht ihm, und reicht ihm eine Rose, deren duftende Blätter auf ihn herabfallen. Da fährt er vor freudigem Schreck auf; aber nicht Rosenblätter, nur eisige Schneeflocken rieseln herab, und schaudernd durchbebt die Kälte seinen ganzen Körper. Zuletzt aber findet er doch Gewährung; sie windet ihm einen Kranz, um ihn damit zu schmücken.

Noch reichlicher als die Lyrik hat wieder das Drama das Motiv des Traumes ausgebeutet, theils um die Handlung zu beleben, theils um die Charakteristik zu vervollständigen. Gerade die berühmtesten Dramatiker haben darin am glänzendsten ihre Kunst entfaltet. Schon Aeschylos hat in einer herrlichen Stelle am Anfange seiner Persertragödie die höchste Spannung durch einen Traum erregt. Noch ist keine Kunde von der furchtbaren Niederlage des Xerxes in die Heimath gedrungen. Da eilt der Traum den Boten voran, das Entsetzliche meldend. Atossa, die Mutter des Königs, tritt zu dem greisen Chore heraus und

erzählt, welch' bange Ahnungen in der Nacht ihre Seele erfüllt haben. Sie sah den Xerxes auf einem Streitwagen und davor unter dem Joche zwei hohe Frauengestalten, die eine in griechischer, die andere in persischer Kleidung. Aber die Griechin wendet sich zornig um, zerbricht den Wagenrand und reißt den König hinab in den Staub. Kaum sind die Worte der Atossa verhallt, da dringt lauter Wehruf des Volkes zu den Ohren der Greise und verkündet die ungeheure That.

Erkennen wir in dieser Darstellung noch mehr die vordeutende Weise des Epos wieder, so werden in anderen Fällen echt dramatisch durch den Traum die Quellen und Motive der Handlungen enthüllt und die geheimsten Regungen des Gemüthes offenbart, wodurch das Bild eines Charakters erst vollständig wird. Wallensteins Verhalten gegen Octavio erklärt sich nur durch den Traum, den er in der Nacht vor der Lützener Schlacht hatte. Er sah sich in das Getümmel selbst hineingeführt, in das wildeste Gedränge, wo ihm sogar das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde. Da tritt im Morgengrauen Octavio zu ihm heran und warnt ihn, er solle nicht den Schimmel reiten, weil die helle Farbe des Thieres ihm Gefahr bringen könne. Nur durch diese wohlberechtigte Warnung begründet Wallenstein sein blindes Vertrauen zu dem listigen Italiener, der seinen Sturz herbeiführt.

Als Motiv der letzten Spannung hat dann Schiller im Wallenstein den Traum der Gräfin Terzky benutzt. Wallenstein, in Eger angelangt, gewinnt gerade jetzt, wo ihn Alle verlassen, seine ganze ungebeugte Geisteskraft wieder. Wenig kümmert jetzt den sonst so abergläubischen Feldherrn die Warnung der Gräfin, welche sie durch ihren Traum begründet. Sie sah ihn in einem langen, dunkeln Gange dahinschreiten,[52] eilig, so daß sie keuchend ihm kaum folgen kann. Plötzlich sich umwendend, berührt er sie mit kalter Hand, und zuletzt schien es ihr, als

ob sich über ihnen beiden eine rothe Decke ausbreite. Es war der rothe Teppich gemeint, in dem die Leiche Wallensteins hinausgeschafft wurde.

Wie wir hier einen Blick thun in die Seele des Helden vor der Entscheidung, so enthüllt uns Weislingens Traum im Götz von Berlichingen die Seelenstimmung nach der That, nach einer That, die er wohl gern ungeschehen machte. Den Verräther ereilt der Verrath mit sicher treffendem, vergiftetem Pfeile. Die furchtbare Wahrheit, die er wachend sich nicht zu gestehen wagt, hält ihm mit unerbittlicher Strenge die Gestalten vor, welche er in ruhelosem Schlafe heraufsteigen sieht. Sie sagen ihm, daß er seine Ehre verloren habe und vor sich selber verächtlich erscheinen müsse, wie geachtet er auch vor der Welt dastehe. Selten ist es wohl einem Dichter gelungen, die Qual des bösen Gewissens so ergreifend zu schildern, als es hier geschieht. Aber eben deshalb, weil Weislingen sich so verzehrt und martert in bitterer Reue, wendet sich unser Mitleid dem Treulosen wieder zu.

Mit Weislingens Traum darf man wohl vergleichen den Traum der Klytämnestra in der Elektra des Sophokles. Auch er schildert die Qual des bösen Gewissens, ist aber noch viel kunstvoller gestaltet. An dem Rachetage, der den Orestes nach Mykene zurückführt, sendet die Königin ihre Tochter Chrysothemis zum Grabe des durch ihren Verrath erschlagenen Gemahls; sie soll eine Grabesspende ausgießen, um die zürnenden Manen zu besänftigen. Er, Agamemnon, hatte sich schon der treulosen Gattin durch ein nächtliches Schreckbild angekündigt. Sein Schatten, so meinte sie zu sehen, stieg aus dem Grabe herauf zu den Seinen. An dem Herde, den sie durch sein Blut entweiht hatte, stößt er sein Scepter, das jetzt Aegisth trägt, in die Erde. Da sprießt es und grünt es durch ein Wunder; immer weiter breiten sich die Zweige aus, bis zuletzt ganz Mykene in dem

Schatten des Riesenbaumes weilen kann. Das Schuldbewußtsein und die Reue hatte solche Schreckensbilder vor dem Auge der Königin erstehen lassen, und so entschleiert sie uns die innerste Tiefe ihrer Seele. Aber zugleich soll ihr eine Ahnung des eigenen Todes werden, der nun so nahe bevorstand. Endlich weist dies Traumbild auch noch auf eine ferne, glückliche Zukunft hinaus, in der Orestes, der lange von den Rachegöttinnen verfolgte Muttermörder, endlich entsühnt in sein väterliches Reich zurückkehrt und es in Frieden regiert. Wir erkennen hier die Größe des Dichters darin, daß er die verschiedenartigsten Motive in so kunstvoller Weise miteinander verschlungen hat.[53]

Eine ganz eigenartige Stellung unter allen ähnlichen Erfindungen der Dichter nehmen die Traumerscheinungen in Shakespeares Richard dem Dritten und in Goethes Egmond ein. In beiden Fällen ist der Traum gewissermaßen selbst in Scene gesetzt, so daß der Zuschauer als eigene dramatische Handlung das vor sich abspielen sieht, was den Geist des schlafenden Helden erfüllt. Angebahnt war allerdings diese äußerst kühne Gestaltung des Traummotivs schon von Euripides in seiner Hekuba (V. 60 u. 696 ff.). Im Morgengrauen jenes Tages, an dem die unglückliche Königin auch ihre Tochter Polyxena den Griechen hingeben mußte zur Opferung an Achilleus Grabe, erscheint der blutige Schatten ihres jüngsten Lieblings Polydoros vor den Augen der schaudernden Zuschauer. „Nach Thracien," so kündet er im Prolog, „sandte mich mein Vater zu seinem Gastfreunde Polymestor aus dem belagerten Troja, damit er mich behüten solle mit vielen Schätzen. Aber der Verräter hat mich gemordet aus Habgier, als meine Vaterstadt fiel. Bald wird mein Leichnam, den er ins Meer schleuderte, hier ans Ufer gespült sein; er möchte zur Erde bestattet werden, damit der ruhelose Geist in den Hades niederfahren kann. Weh mir, ich höre der Mutter Schritte; fort, daß sie nicht meine Todes-

wunde schaue.“ Aber obwohl der Schatten vor der aus dem Zelte heraustretenden Hekuba ausweicht und verschwindet, war er ihr unheilkündend schon in der Nacht erschienen. Sie hatte im Traum einen Hirsch gesehen, zerfleischt von dem blutigen Zahn eines Wolfes, wie er von ihrem Schoße hinweggerissen wurde. Und gleich, von furchtbarer Ahnung erschüttert, ruft sie aus: „O ihr Götter, rettet meinen Sohn.“ Was sich ihr also im allegorischen Traume ankündet, das sieht der Zuschauer als Wirklichkeit vollendet vor sich stehen, wenige Augenblicke bevor die bejammernswerthe Mutter ihr Nachtgesicht erzählt. Allerdings zeigt sich ihr in dunklem Bilde, was dem Zuschauer unverhüllt in seiner ganzen Furchtbarkeit entgegentritt.

Eine größere Uebereinstimmung der dramatisirten Traumhandlung und des nachher erzählten Traumes finden wir in den beiden oben genannten Fällen. Bei Shakespeare werden wir hingeführt auf die Gefilde von Bosworth, auf welchen noch die Nacht lagert, bevor die Entscheidungsschlacht geschlagen wurde. Da steigen die Geister aller Derer aus der Erde herauf, die der blutdürstige Tyrann gemordet hatte. Hingewendet zu dem Zelte Richards rufen sie furchtbar drohend: „Verzweifle und stirb.“ Jäh auffahrend, noch ganz verwirrten Geistes, muß er zugestehen, daß ein Traum mehr Schrecken in seine Seele geworfen habe, als zehntausend Krieger. Dagegen umspielen die im Nebel wogenden Gestalten mit heiteren Bildern die Seele des ruhig schlummernden Richmond und ermuntern ihn zum Kampf mit den Worten: „Erwache zum Sieg.“ Ganz ähnlich ist von Goethe die Traumerscheinung behandelt, welche Egmond sieht, bevor er am letzten Morgen aus dem Gefängnisse zum Richtplatz hinausgeführt wird. Die beiden süßesten Freuden seines Lebens sind in dieser Gestalt, die der Zuschauer mit eigenem Auge sieht, vereinigt. Die göttliche Freiheit, von der Geliebten borgt sie die Gestalt. Zuerst sind ihre Züge wohl traurig; aber bald

werden sie heller und verklärter, und zuletzt drückt sie einen Lorbeerkranz dem Schlummernden auf die Stirne. Man hat diese Erfindung Goethes vielfach getadelt; und man muß zugeben, daß sie etwas phantastisch ist. Aber doch schien sie mir immer eine kühne dichterische That zu sein, in der man die Nachahmung Shakespeares nicht verkennen kann. Diese Erscheinung, die dramatisch von großer Wirkung ist, weist symbolisch in die Zukunft hinaus und erinnert uns daran, daß aus dem Blute des unglücklichen Helden seinem Volke die Freiheit erblühte.

Auf einen Einwand soll noch geantwortet werden, der vielleicht hier oder dort erhoben werden könnte. Mancher lächelt wohl über diesen Gegenstand, der hier behandelt ist. Es erscheint ihm seltsam und zwecklos, bei Traumerscheinungen, solchen „Kindern eines müß'gen Hirns", so lange zu verweilen. Es wird vielleicht gar bestritten, daß das Traumleben überhaupt von einem vernünftigen Menschen in den Bereich der Forschung gezogen werden könne. Dabei braucht man sich nicht zu berufen auf die berühmtesten Philosophen, welche von Aristoteles bis Hegel diesem Gegenstande die größte Aufmerksamkeit schenkten. Auch ist es nicht nöthig, zu erwidern, daß das Geistesleben des Tages mit seinen feinsten Wurzeln hinabreicht in das Halbdunkel der Bewußtlosigkeit. Das aber soll mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, daß diejenigen Geschichtsschreiber einseitig sind, welche ein vollständiges Zeitbild zu entwerfen meinen, wenn sie nur von den großen Erfindungen, von dem Fortschritte des menschlichen Geistes erzählen. Sie liefern ein Gemälde, in welchem helles Sonnenlicht vorherrscht, ohne daß der nöthige Schatten hinzugefügt wäre. Oft lernen wir sogar die Anschauungen eines Volkes am besten aus seinem Aberglauben kennen. Denn auch die Nachtseite der Weltgeschichte, wohin aller Aberglaube, auch der des Traumes gehört, ist Wirklichkeit.

Anmerkungen.

[1] Bartsch Nr. 188. Heimkehr V. 1.

[2] E. v. Hartmann, Moderne Probleme. Leipzig 1886. S. 195 ff.

[3] Spitta, Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele. 2. Aufl. Tübingen 1882. S. 126 ff.

[4] Goethe, Aus meinem Leben. 11. Buch, bei Cotta S. 368.

[5] Medidat. philos. I.

[6] Spitta, a. a. O. S. 288.

[7] Kant, Anthropologie § 35.

[8] Alle ähnlichen Beispiele hat gesammelt Scherner, Das Leben des Traumes. Berlin 1861, S. 281 ff.

[9] Jean Paul, Museum S. 178/9.

[10] Spitta a. a. O. S. 371 ff.

[11] Aristoteles, *περὶ τῆς καθ' ὕπνον μαντικῆς* cp. 1. Bekker, pg. 462b: *περὶ δὲ τῆς ἐν τοῖς ὕπνοις γινομένης μαντικῆς . . . οὔτε καταφρονῆσαι ῥᾴδιον οὔτε πεισθῆναι.* Vgl. Cicero div. I, 4, Acad. II, 33, 107.

[12] Homer, Odyss. XXIV, 12 ff.

[13] Metamorph. XI, 635 und 640.

[14] Odyss. XIX, 562.

[15] IX, 39.

[16] Aeschyl., Prom. 486.

[17] Aristophanes, Wespen 52.

[18] Horat., Sat. I, 10, 31.

[19] Plutarch, Cimon 18.

[20] Arrian, Anab. Al. I, 25, 7; II, 18, 1.

[21] Grimm, Deutsche Mythologie, 1835, pag. LXXXVIII, Nr. 529: „Traum in der Neujahrsnacht trifft ein." Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen und Märchen, Leipzig 1848, Nr. 351: „Was einem in einem Hause träumt, in dem man zum ersten Male schläft, das trifft ein." Vgl. Simrock, Deutsche Mythologie, Bonn 1878, S. 533.

[22] Messias Ges. III.

[23] Somniorum synesiorum omnis generis insomnia explicantes libri IV, Basil. 1562, 4°. Deutsch von J. J. Huggelin, Basel 1563, 4°.

[24] Herod. III, 124.

[25] Plutarch, Caesar 63.

[26] Scherner a. a. O. S. 353.

[27] Kant, Anthropologie § 33.

[28] E. R. Pfaff, Das Traumleben und seine Deutung ꝛc., Leipzig 1868, unter dem Worte „Diamant".

[29] Ein Anonymus, dessen Verse Cardanus S. 156 ff. giebt, hat folgende Deutung: fons limpidus mentem serenam denotat. Aehnlich sind die Deutungen des Astrampsychos und Nikephoros bei Pfaff.

[30] Astrampsychos und Nikephoros bei Pfaff unter „Perlen". Aehnlich deutet Cardanus den Traum, der uns das hervorquellende Harz der Bäume d. h. ihre Thränen zeigte, auf Kummer. S. 64, lacrimae arborum: planctus. Pfaff unter „Rebe".

[31] J. Grimm, Latein. Gedichte des zehnten und elften Jahrhunderts. Göttingen 1838. S. 24 u. 49.

[32] Cardanus S. 59 noctua: mortem. Bei Cardanus, Basel 1563, S. 411 ff. findet sich auch der gleich angeführte Anonymus.

[33] Cardanus S. 69 serpentes ... thesauros, quia custos eorum creditur. Oculi draconis .. preciosae res, nam in capite gemmam habet; etiam caput bufonis.

[34] Kuhn und Schwartz a. a. O. S. 463, Nr. 474: „Hellbrennendes Feuer, im Traume gesehen, bedeutet Glück." Vgl. Cardanus S. 65.

[35] Schleiden, Die Rose. Leipzig 1873. S. 18, 89 u. 97. Artemidor S. 16 u. 88. Auch ein Symbol der Verschwiegenheit scheint sie schon bei den Persern und Aegyptern gewesen zu sein. Vgl. Pfaff S. 162. Döring, Die Königin der Blumen. Elberfeld 1835. S. 643 ff.

[36] Kuhn und Schwartz a. a. O. Nr. 471. „Träumt einem, daß man einen Backzahn verliere, so stirbt bald einer aus der Familie." Cardanus S. 86 denti cadentes: aegris salutem; si omnes exciderint, mortem. Vgl. Artemidor S. 41.

[37] Ibn Sirin bei Pfaff unter Astrologie. Astrampsychos: Ἄστρα βλέπειν κάλλιστον ἀνθρώποις ἔφυ, Pfaff S. 126. Artemidor II, 36. Cardanus S. 47: Stellae lucidiores splendidiorem fortunam ... Stellae sub tecto mortem domini aut domus desolationem. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen Bd. I. Vgl. das isländische Traumlied (bei Rosa Warrens S. 162, Nr. XII), wo die zwei Sternlein, die auf dem Busen saßen, die Königstochter bedeuten.

[38] Die lateinischen Verse bei Cardanus S. 157:

Si somnians ridebis angor te premet:
Sed si fleas, repleberis tunc gaudiis.

Vgl. Radestock, Schlaf und Traum. Leipzig 1879. S. 801 Anm.

[39] Cardanus S. 47: Funus tuum celebrari magnum honorem significat. S. 141 nuptias celebrari: mortis signum. S. 101 interfici: ab omnibus curis liberari.

[40] Cardanus S. 20 u. S. 127 coronae ex purpureis violis: mortem.

[41] Pfaff unter Baum. Artemidor S. 138. Anders Cardanus S. 62 cupressus: formosam mulierem.

[42] Cardanus S. 155 exuri: ambitione oppleri, coli pro divo, extolli ad sidera.

[43] Artemidor S. 33.

[44] Pfaff unter Abmagerung.

[45] Cardanus S. 120 Somniorum interpretatio: vel vanam operam vel magna negocia vel pericula juxta vulgi opinionem.

[46] Kuhn und Schwartz a. a. O. S. 463, Nr. 473: „Von Fischen träumen bedeutet Geld." J. Grimm, Deutsche Mythol. S. XLVII, Nr. 16 (14. Jahrh.) und Nr. 729: „item so ainen von taten vischen trawmt, sol ains sterben aus demselben haus." Cardanus S. 72: pisces edere: morbos ... pisces aurei coloris dolores ac tristitiam nuntiant. Artemidor S. 81 cp. 70. Die Deutung der Araber bei Pfaff S. 151.

[47] Artemidor I 70. Cardanus S. 114, Carnes suillae bonae sunt; nam in usu maximo. Pfaff unter „Schwein". Simrock, Mythol., S. 533.

[48] Virgil, Aeneis IV, 554 ff.

[49] Odyssee XIX, 560.

[50] In ähnlicher Weise ist dies Motiv verwendet in meiner Dichtung „Colombo", Leipzig (1892).

[51] Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. Stuttgart und Tübingen 1844. Nr. 27 und 28.

[52] Vergl. Cardanus, S. 43: loca obscura et tenebrosa mala omnibus, nisi his qui latere omnino volunt

[53] Sophokles, Electra 417 ff. Inhaltlich nahe steht der Traum des Astyages von dem Baume, der Asien überschattet; es war Cyrus gemeint. Herodot I, 108. Aehnlich ist auch Nebukadnezars Traum. Er sah auf dem Felde einen zum Himmel reichenden Baum, in dessen Schatten die Thiere ruhen und sich nähren. Zuletzt aber wird derselbe auf Geheiß des heiligen Wächters abgehauen, so daß nur der Stumpf bleibt. Daniel 4.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Das Weib
als Verbrecherin und Prostituirte.
Anthropologische Studien

gegründet auf eine Darstellung der Biologie und Psychologie des normalen Weibes

von

C. Lombroso und **G. Ferrero.**

Autorisirte Uebersetzung

von

Dr. med. Kurella.

Mit dem Bildniß Lombrosos, 6 Tafeln und 18 Textillustrationen.

Geheftet Mk. 16.—, gebunden Mk. 18.50.

Aus den Urtheilen der Presse:

Dieses neue Werk enthält zunächst eine recht gute Abhandlung über das normale Weib. — — Wenn wir nicht irren, ist dieses Buch eines der besten Lombrosos. Es ist wie die andern reich an Thatsachen und Gedanken. (Möbius in Schmidts Jahrbücher für gerichtliche Medicin. Bd. 246. 1.)

Für den Laien wird das Buch durch viele Einzelheiten, namentlich durch die geistvollen Schilderungen der Anomalien interessant. (Hamburger Fremdenblatt. 1893. Nr. 245.)

Das Aufsehen, welches jedes Werk des berühmten italienischen Gelehrten erregt, wird sich um so mehr steigern, als die neue Veröffentlichung zu dem Besten gehört, was Lombroso geschrieben hat. (Wissenschaftl. litterar. Monatsbericht. 1893. Nr. 8.)

— — Es ist hier nicht der Ort, die Grundlagen und die Schlußfolgerungen des ganzen Systems zu prüfen oder wissenschaftlich zu beleuchten: das muß den Vertretern der anthropologischen Wissenschaft, denen sich hiermit ein neues großes Feld eröffnet, überlassen bleiben. Wie man sich aber auch zu dem streng wissenschaftlichen Werke, seinen Darlegungen und Ergebnissen stellen mag, so wird man unter allen Umständen von der Summe der Gelehrsamkeit und von dem gebotenen Material der Untersuchung selbst reichen Nutzen haben, auch ohne daß man Gefahr zu laufen braucht, ein überzeugter Anhänger des Systems zu werden und in seinem Herzen die überkommenen, durch Christenthum und Poesie geadelten Vorstellungen von dem Weibe zu ertödten. Der Arzt, der Jurist, der Naturforscher, der Philosoph und der Sozialpolitiker, wie auch jeder Gebildete, der sich für das aufgestellte Problem interessirt, wird darin einen reichen Schatz des Wissens erschlossen finden, dessen Bestandtheile er selbständig wird verwerthen können, ohne die Schlußfolgerungen des Systems acceptiren zu müssen. Den modernen Bestrebungen der Frauen-Emanzipation, denen sowohl ideale Vorstellungen wie soziale Nothwendigkeiten zu Grunde liegen, thut das Werk an sich keinen Abbruch. „Nicht eine Zeile des Werks rechtfertigt — sagt Lombroso — die vielfache Tyrannei, deren Opfer das Weib gewesen ist und noch ist: durch die Einschränkungen, die wir dem Weibe dadurch angethan haben, daß wir es hinderten, sich eine Berufsbildung anzueignen und die erworbene Bildung in einem Beruf zu verwerthen, haben wir dazu beigetragen, die Inferiorität des Weibes zu erhalten, ja zu steigern, um sie zu unserm Vortheil auszunutzen." Wohl aber können die wissenschaftlichen Resultate des Werks dazu beitragen, die Emanzipationsbestrebungen auf gesündere Grundlagen zu stellen und auf sie die Worte des Dichters anzuwenden: Est modus in rebus, sunt certi denique fines. (Deutscher Reichsanzeiger. 1893. Nr. 256.)

Das Werk enthält in seiner wunderbaren Belesenheit, seiner Gruppirung der Thatsachen, seiner Beleuchtung der Erscheinungen ein Bild von ungewöhnlichem und fesselndem Interesse und wird Richtern, Rechtsgelehrten und Laien eine gleichmäßig hochbelehrende Lektüre sein. (Litterar. Mittheilungen. 1893. Nr. 5 u. 6.)

Prospekt über andere Werke Lombrosos unentgeltlich.

Traum und Traumdeutung.

Von

Dr. P. Graffunder
in Fürstenwalde (Spree).



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 198—216 umfassend.)

Heft 198.

Ueber Bildung und den Einfluß des Reisens auf die Bildung.

Von

Moritz Steinschneider
in Berlin.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Ueber Bildung
und den Einfluß des Reisens auf die Bildung.

Zwei Vorträge
(im Verein junger Kaufleute).

Von

Moritz Steinschneider
in Berlin

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

I.

Indem ich mir Ihre Aufmerksamkeit erbitte für einige Betrachtungen über Bildung und den Einfluß des Reisens auf die Bildung, lade ich Sie gewissermaßen zu einer Reise in das Gebiet der Gedanken ein und erbiete mich zum Cicerone dieses kleinen Ausfluges. Allein der italienische Fremdenführer hat den Namen „Cicerone" erhalten, weil er nicht bloß seine Gesellschaft an die merkwürdigen Stellen führt, ihnen das Sehenswürdige zeigt, sondern auch nicht wenig Werth auf seine eigene ciceronische Beredsamkeit legt, die mitunter das Ohr des Reisenden auf Kosten des Auges in Anspruch nimmt, indem er sich selbst für keine geringere Merkwürdigkeit hält, als alles, was er zu zeigen hat. Ich fühle mich aber um so mehr veranlaßt, diesen Vergleich abzulehnen, als ich heute zum ersten Male die Ehre habe, diese Stelle zu betreten, in der Absicht, Ihre Gedanken zu leiten und zu lenken, aber nicht auf Worte, sondern auf Begriffe und Sachen. Ja, ich würde an meiner Stelle zufrieden sein mit dem bescheidenen Lose des stummen Wegweisers, mit welchem man die Sittenprediger zu vergleichen pflegt, die den rechten Weg zeigen, jedoch selbst nicht gehen; denn das Gebiet der Gedanken ist ein großes und weites; aber es genügt oft ein Fingerzeig, um weite Umwege zu ersparen, oder gar vermeinte Ziele *hinter sich* zu sehen.

Es kommt auch hier das Meiste darauf an, daß man von der richtigen Stelle ausgehe und immer das Ziel vor Augen

behalte. Hingegen ist es rathsam, die ersten Schritte zu einem längeren Wege recht bedächtig zu thun, ein richtiger Anfang ist der halbe Weg. Darum erbitte ich mir Ihre nachsichtige Geduld, wenn ich bei der sprachlichen und sachlichen Entwickelung der Begriffe, welche mit Bildung verbunden sind, etwas länger verweile. Gewissen Wörtern ergeht es ähnlich wie gewissen klassischen Werken: es giebt Schriften, wie Klopstocks Messiade, die Jeder rühmt, aber Niemand liest. So giebt es gewisse Wörter, die Jeder in Gebrauch nimmt, aber Wenige verstehen, was sie bedeuten. Bei dem Worte Bildung ist das aus mehreren Gründen begreiflich und daher verzeihlich; denn erstens ist dieser Begriff ein moderner, zweitens bezeichnet Bildung in dem Sinne, um den es sich uns vorzugsweise handelt, eine nationale Eigenthümlichkeit, und solche Eigenthümlichkeiten werden erst recht begriffen, wenn die Kulturperiode vorüber ist, in welcher sie geprägt worden und gegolten haben. Das Wort Bildung ist seinem Ursprunge nach ein echt deutsches, seinem Gebrauche nach ein modernes Wort, und schon daraus geht hervor, daß es nicht eine alte oder fremde Sache bezeichnet, sondern ein Erforderniß unserer Zeit, etwas, was mit unserer ganzen Anschauungs- und Denkweise innig zusammenhängt.

Bildung ist aber auch so vieldeutig und wird auf so verschiedene Gegenstände angewendet, daß man bei der Uebersetzung dieses Wortes in eine fremde Sprache mitunter in Verlegenheit kommt. Man spricht z. B. von der Bildung einer Gesellschaft, eines Komitees, eines Vorstandes, eines Kollegiums, einer Kammer, von der Bildung einer Partei, nicht in dem Sinne, als ob man damit diesen Gesamtheiten eine Eigenschaft beilegen wollte; man will z. B. nicht sagen, daß durch die Bildung einer Partei auch stets eine gebildete Partei zu stande komme, sondern Bildung heißt hier einfach nichts weiter als Zusammensetzung, wie wir überhaupt sagen: Die Theile

bilden das Ganze; die Bildung ist hier zunächst die Zusammensetzung, die Verbindung zu einem Ganzen, die „Konstruktion". — In diesem Sinne läßt das Wort keine Steigerung zu; ein Ganzes wird darum nicht ein gebildeteres, weil es aus mehreren oder besseren Theilen besteht, oder auch künstlicher gebildet ist. Die Art und Weise, in welcher sich die Theile zu einem Ganzen verbinden, ist eine verschiedene, ebenso die Regeln und Maßregeln, die Bestimmungen und Gesetze, mit einem Worte, die Form, durch welche die Theile ein Ganzes formiren, so daß eben das, was früher nur ein Einzelnes und Abgesondertes war, sich jetzt nur als Bestandtheil einer Gesamtheit zeigt. Aber ohne Gesetz und Regel, d. h. ohne etwas Gleichmäßiges an den Theilen, werden sie niemals ein Ganzes; sondern jedes bleibt ein Einzelnes für sich, seine Stellung und Lage dem Andern gegenüber ist gleichgültig, weil sie in keiner Beziehung zu einander stehen, und je mehr Individuen sich so zusammenhäufen, ohne ein inneres Band, ohne Organ und Organismus, desto weniger kann man von einer Form und Formirung sprechen, wie wenn ein Kind mit dem Griffel Striche zeichnet ohne Sinne und Zweck, oder wenn Sand, Staub oder dergleichen sich anhäuft ohne Form und Figur, also ohne ein Bild.

So führt uns der Begriff des Bildens zu der sprachlichen Ableitung von dem Worte Bild, und es ergiebt sich hier ein schlagendes Beispiel, wie insbesondere in unserer tiefen und sinnigen deutschen Sprache die Wortbildung ein treuer Spiegel unseres Gedankenganges ist, und daß es sich wohl verlohne, auch kleine Ausflüge in das Gebiet der Wortforschung zu machen, — ein Land, das freilich dem Einen zu trocken, dem Andern zu abenteuerlich, den Meisten aber ein fremdes ist. Und doch kann man in diesem fremden Lande die eigene Sprache am besten lernen. Das Wort Bild nämlich selbst ist erst nach langem Gebrauch zu seiner gegenwärtigen Bedeutung gelangt,

in der es hauptsächlich die Aehnlichkeit bezeichnet, und vorzugsweise von Gemälden und Abbildungen auf Flächen gebraucht wird. Es erging dem Begriffe des Bildes wie den Menschen und Dingen selbst, die man abbildet, sie sind durch allzuausgedehnte Anwendung vom Erhabenen auf das Flache heruntergekommen.

Das Wort Bild selbst, obwohl schon im Gothischen (Bilida, Pilitha) vorkommend, ist jedenfalls ein abgeleitetes Wort, von einer Wurzel bil, welche stellen, zusammenstellen, bauen, konstruiren u. dergl. bedeutet; Bild ist also ursprünglich dasselbe wie Gestalt, d. h. Zusammengestelltes, und erinnert auch an das englische „build", bauen. Das erste Bild war nicht eine Zeichnung, ein Gemälde, ein Abriß oder Umriß, d. h. die leere Form, die Grundlinien, die man von einem wirklichen Körper gewissermaßen abreißt, sondern ein Bild bedeutete, zuerst ein gebautes, zusammengestelltes, körperliches oder plastisches Bild, denn plastisch heißt eben nur aus einem Stoffe geformt. Die plastischen, zu deutsch bildenden Künste, Bildhauerei und Baukunst, sind älter als die zeichnenden Künste, wie unter diesen wieder die Malerei, die Farbenzeichnung älter als die eigentliche Zeichenkunst, die zuletzt anstatt des Dinges selbst mit Körper, Licht und Farbe uns den abgerissenen Schatten, den Schattenriß bietet. Gerade so ist die Schrift von der Abbildung der Dinge selbst, die wir in den Hieroglyphen finden, zu der Bezeichnung der Laute durch allgemeine Zeichen oder Buchstaben fortgeschritten.

Es entwickelt sich nämlich alles Geistige im Menschen vom Besonderen zum Allgemeinen, oder vom Konkreten zum Abstrakten. Es ist der angemessene Weg der Kunst, daß sie erstlich die Natur in jeder Weise nachahme, also Körper durch Körper darstelle, den Menschen durch eine Bildsäule. Auch im Dienste der heidnischen Religionen finden wir denselben Entwickelungsgang;

der erste künstliche Gegenstand der Anbetung, der erste Stellvertreter der Gottheit, ist ein natürliches Ding selbst, ein gewaltiges Thier, ein riesiger Baum, ein reißender Strom; dann ein Fetisch, d. h. ein lebloses Ding, ein Kloß (portugiesisch fetisso), von Stein und Holz. Später tritt eine rohe Abbildung jener Wesen an die Stelle und zwar in den größten Maßstäben, wie die ägyptischen Sphynxe und die indischen Ungeheuer, welche, aus ganzen Felsen gehauen, nichts Geringeres sind als große Tempel und Grabgewölbe. Denn wie unförmlich, ungeschickt und fratzenhaft erscheinen uns die ägyptischen Zeichnungen, selbst der ägyptischen Plastik gegenüber! Ein Beweis, wie schwer es der Kunst wird, des Stoffes und Materials der Plastik zu entbehren und mit bloßen Farben und Linien ein Bild der Wirklichkeit zu bieten. Welches Aufwandes von Geist hat es nicht bedurft, um durch die Regeln der Perspektive der Zeichnung den Schein der Wirklichkeit zu verleihen, und es wäre dies überhaupt unmöglich gewesen, wenn nicht schon die Natur in unserm Auge wie in jedem natürlichen Spiegel die Körper in flache Bilder verwandelte, die wir erst durch unseren Verstand wieder als Körper erkennen, so daß die zeichnende Kunst des Menschen nur eine schwache Nachahmung der abspiegelnden Natur ist. Und ist nicht in unserer Zeit die herrliche Erfindung der Stereoskopie mit Recht gefeiert worden, welche unsere Zeichnungen wieder in plastische Bilder verwandelt?

Aber die bildende Kunst verliert allen Werth, wenn sie in der bloßen Nachahmung, in der Treue allein ihre Aufgabe sucht. Auch die Natur hat uns ein dem Menschen sehr ähnliches Wesen hingestellt, in welchem der Nachahmungstrieb in seiner blinden Thätigkeit das Höchste leistet, den Affen, der aber nicht ein Bild, sondern eine Fratze des Menschen ist. Der blind nachahmende Mensch ist ein Affe des Affen! Der Künstler, dessen Bilder nur äußere Formen mit ängstlicher

Treue wiedergeben, ist in das Wesen der Natur nicht eingedrungen; er ist an der Oberfläche stehen geblieben, und seine Bilder sind oberflächlich, trivial, höchstens künstlich, aber nicht kunstvoll, nicht ideal. So muß es wohl einen tiefen Gedanken in der geheimnißvollen Werkstätte der Natur geben, welchen ihr abzulauschen die Aufgabe des schaffenden und bildenden Menschen ist. Durch die Darstellung dieses Gedankens wird der geschaffene Geist zum schöpferischen, und zieht sich durch Natur und Kunst ein geistiges Band.

Lassen Sie uns zuerst die Bildung in der Natur genau beobachten und verfolgen, und dann zusehen, wie weit die Bildung des menschlichen Geistes ihr ähnlich oder unähnlich ist. Wir finden in der Natur verschiedene Stufen der Bildung, die wir auch in der Sprache unterscheiden. Wir sagen z. B., es bildet sich etwas irgendwo, z. B. der Rost an einem Messer, ein Geschwür an einem Beine; d. h. es entsteht überhaupt Etwas an einem Andern, ohne daß die besondere Art der Entstehung berücksichtigt wird. Ja, es liegt in dieser Redensart der Gedanke, daß der Rost nicht zum Messer, das Geschwür nicht zum Beine gehört. In diesem ganz allgemeinen Sinne wenden wir jedoch das Hauptwort Bildung nicht an; wir sprechen nicht von der Bildung des Rauches im Ofen u. dergl., weil die Endform ung schon an sich einen abstrakten Sinn giebt, und daher viel mehr in der Wissenschaft als im Leben angewendet wird. Wir sprechen z. B. nicht von Gehung und Stehung, Gebung, wohl aber von Entstehung, Vergehung und Vergebung. So würden wir auch wohl von der Ausbildung des Rostes am Messer sprechen, weil hier nicht mehr das bloße Werden, sondern die weitere Entwickelung oder die Verbreitung gemeint ist.

So ist es in der Natur, — wie nun im Geiste? Kann man sagen, daß etwas in uns oder an uns sich bilde, d. h. entstehe,

was nicht unserm Geiste selbst angehört und als Fremdes hinzugekommen? Gewiß nicht! Denn was im Geiste vorgeht, muß seinen Quell und Ursprung im Geiste selber haben und kann nur aus dem Geiste hervorgehen. In dem Geiste giebt es keine andere Bildung als seine eigene, — keine Bildung, die nicht zugleich Ausbildung ist — und davon ist auch die Einbildung nicht ausgenommen! Der eingebildete Mensch ist nur ein Mensch von so ausgebildeter Phantasie oder Einbildungskraft, daß er ein Bild von sich selbst aus den Vorzügen Anderer komponirt, und seine Künstlerschaft geht soweit, daß er sich selbst täuschend darstellt. — In der Ausbildung oder Fortbildung gehen aber Natur und Geist ziemlich gleichen Schrittes, weil die Natur ohne Geist und Gedanke gar nicht gedacht werden kann. Es ist diese Betrachtung eine so wesentliche, daß wir bei ihr ein wenig verweilen müssen. Aller Fortschritt der Natur besteht in einem Kreislaufe. Das scheinbar Einfache verwandelt sich in ein Mannigfaltiges und erzeugt schließlich sich selbst wieder als Einfaches. Der Samen wird zum Strauch oder Baum mit Rinde, Blatt, Blüthe, Frucht und — wieder Samen. Der Samen enthält einen Keim, d. h. ein Einfaches, welches die Fähigkeit hat, sich zu vervielfältigen, wenn äußere Elemente, wie Erde, Wasser, Luft, die Keime nähren. Die Nahrung der Pflanzen und Thiere geht aber erst dann in das genährte Wesen über oder „assimilirt" sich demselben, wenn der Nahrungsstoff alle seine eigenen Eigenschaften und Unterschiede aufgegeben hat, oder „indifferent" geworden ist; wie z. B. der sogenannte humus, die indifferente Erde, für die Pflanzen. Was seine eigene Beschaffenheit nicht aufgeben kann, ist unverdaulich, bleibt als fremder schädlicher Körper oder entfernt sich wieder als Excrement aus dem Organismus. Der assimilirte Nahrungstoff, die eigentliche Nahrung, dehnt den Organismus aus; aber mit dieser Ausdehnung tritt zugleich eine Entwickelung neuer Theile

und Unterschiede ein, der Samen ist ein Korn, der Baum hat Rinde und Bast, Blatt und Blüthe. Sind diese Unterschiede eine Wirkung der verschiedenen Nahrung, oder liegen sie schon eingehüllt in dem Keime? Warum entwickeln sich Organismen bei einfacher Nahrung? Solche Fragen drängen sich uns auf, wenn wir die Natur in ihren Bildungen belauschen. Aber diese zu beantworten, ist jetzt unsere Aufgabe nicht. Der Samen bringt wieder Samen, und das Individuum macht früher oder später den Nachkommen Platz; aber die Art oder Gattung ist ewig. In der Natur schlägt nichts aus seiner Art. Ein Kirschkern treibt nur einen Kirschbaum. So ist auch hier im Wechsel des Zufalls, der die Einzelnen so oder so gestaltet, doch ein wesentlicher Grundzug, der die Idee vorstellt, welche die Gattungen bildet, und diese ewige Idee in dem Einzelnen darzustellen, ist die Aufgabe der Kunst. — So ist's in der Natur.

Auch die Ausbildung und Entwickelung des menschlichen Geistes bedarf einer äußeren Nahrung, der sinnlichen Vorstellung, der Mittheilung Anderer; aber ohne eigenen Keim, der fähig genug ist, die fremde Nahrung zu assimiliren, wäre geistige Bildung unmöglich. Wer geistige Nahrung erhält, die er nicht verdauen, d. h. in seine eigenen Begriffe verwandeln kann, der wird in der That sich nur mit geistigen Exkrementen belasten, die den fremden Ursprung verrathen. So z. B. ergehen sich ungebildete Menschen am liebsten in Sentenzen aus einer Sprache, die sie nicht verstehen, und citiren am liebsten Stellen aus Büchern, die sie nie gelesen haben. Was den Geist wahrhaft ausbildet und entwickelt, muß die Mannigfaltigkeit unserer Vorstellungen vermehren, aber sie müssen zusammen ein Ganzes bilden, ja, sie müssen den Keim oder Samen zu weiterer Entwickelung enthalten, sie müssen in uns wieder ein Einfaches werden, denn begreifen und verstehen ist eigentlich nichts

anderes, als in dem Mannigfaltigen das Einfache herausfinden. Die Bildung des Menschen ist also nicht zu messen nach dem, was er aufgenommen hat, sondern nach der vergrößerten Fähigkeit, noch mehr aufzunehmen, nach dem Sinne für Fortbildung. Daher kann selbst Wissen und Gelehrsamkeit der Bildung nachtheilig werden, wenn sie dem Geiste eingepfropft und eingestopft werden, gerade den Trieb nach weiterer Ausbildung hemmen, anstatt neuen Samen auszustreuen, wie es die wahre Wissenschaft stets thut. Daher Sokrates es bekanntlich als das höchste Ziel der Weisheit bezeichnete, zu wissen, daß man nichts wisse, also noch viel zu lernen habe. Der Geist hat aber das voraus vor der Natur, daß seiner Bildungsfähigkeit keine Grenze gesetzt ist, daß der individuelle Geist nicht seinem Nachfolger Platz macht, sondern daß die Bildung des einzelnen Geistes auf die Gesamtheit übergeht und aus der Menschenbildung sich die Volksbildung entwickelt.

Bildung des Geistes ist demnach die Aufgabe, aus den endlosen Stoffen, welche das Leben uns zuführt, gerade soviel aufzunehmen, als wir uns anzueignen, zu unserem wirklichen Eigenthum zu machen vermögen, ohne daß die Harmonie unserer Kräfte und Fähigkeiten zerstört, das Bild unseres Geistes in ein Zerrbild verwandelt wird.

Wenn einst die Blüthe des griechischen Geistes, der weise Sokrates, von einem griechischen Komiker auf die Bühne gebracht und karrikirt wurde, so mögen Karrikaturen der Bildung in unserer Zeit nur beweisen, daß auch unserer Zeit Bildung ein so nothwendiges Bedürfniß ist, wie die Weisheit des Sokrates unter den griechischen Sophisten, so daß auch der Unverstand die Maske der Bildung annimmt oder Bildung heuchelt, wie nach der bekannten Sentenz von Larochefoucauld die Heuchelei eine Huldigung ist, welche das Laster der Tugend darbringt.

Die Bildung hat also ihr Maß und ihre Grenzen in der Harmonie der Theile, die wir auch in der Natur wahrnehmen, sowie in den Fähigkeiten und Kräften der Individuen. Sie darf aber nicht nach Laune und Willkür einseitig begrenzt werden, sonst wird der Geist ein beschränkter oder „bornirter"; man kann gelehrt und witzig, ja sogar geistreich und doch bornirt sein; denn der Reichthum der Gedanken auf einer Seite kann durch Armuth auf der andern aufgewogen werden.

Aber auch jede Einseitigkeit der Ausbildung ist nicht mehr Bildung, sondern Ueberbildung oder Verbildung. Um einige Verirrungen und Karrikaturen der Bildung kennen zu lernen, müssen wir auf die drei Hauptrichtungen des menschlichen Geistes eingehen, deren jede einen Keim zur Bildung enthält. Man bezeichnet sie gewöhnlich durch Gemüth oder Herz, Vernunft oder Geist in besonderem Sinne, und Phantasie oder Einbildung. Ihr Ziel ist das Gute, Wahre, Schöne, und auf jedem dieser Gebiete stellen sich dem Ideale menschlicher Bildung Gefahren einseitiger Verirrung entgegen, indem gerade die edelsten Triebe in uns das menschliche Bild in ein Zerrbild verwandeln können, wie ein berühmter Maler mit einem leichten Pinselstrich das lachende Bild in ein weinendes verwandelte. So ist z. B. die Sitte oder Volkssitte, also die allgemeine Uebereinstimmung unserer Lebensweise, die Trägerin unserer Sittlichkeit oder Moral, welches Wort eben von mos, mores, moeurs, Sitte, herkommt. Denn indem wir der öffentlichen Meinung eine Macht über unsere Meinungen und Wünsche einräumen, setzen wir der Selbstsucht und dem Eigendünkel natürliche Grenzen. Wenn wir aber auf das eigene Urtheil ganz verzichten, wenn der Gebrauch zum Alleinherrscher ernannt wird, wenn, wie das lateinische Sprichwort sagt: usus tyrannus, der Gebrauch zum Tyrannen wird, dann schneiden

wir der fortschreitenden Gesamtbildung die Entwickelung ab, und die Sitte wird zum Mumiendienst für die Gesamtheit, zum Affenthum der Mode für den Einzelnen. Die Bildung nach der Mode ist schon „im Zuschnitt" verdorben.

Wie mit dem Guten, so geht es auch mit dem Wahren. Auch der Trieb nach Wissen hat seine gefährlichen Klippen, und die Verirrung entsteht dadurch, daß man über Werth und Zweck der Wahrheit keine richtige Vorstellung hat.

Von Titus erzählt man, daß er jeden Tag für verloren erklärte, an dem er nicht etwas Gutes gethan. Es gab und giebt aber viele Menschen, welche jeden Tag für verloren halten, an dem sie nicht etwas Neues erfahren haben; daß das Neue auch wahr sei, ist gar nicht nöthig; denn wenn es falsch war, so hat man morgen wieder etwas Neues, nämlich die Berichtigung der heutigen Neuigkeit. Dieses Uebermaß von Wißbegierde nennt man Neugierde; es ist nämlich die Begierde zu erfahren, nicht aber zu wissen. Giebt es doch eine große Menge alter und sehr nützlicher Wahrheiten, um die der Neuigkeitsjäger sich nicht kümmert; es handelt sich ihm nicht darum, die Zeit zu nützen, sondern zu tödten, und diese Bildung zum Zeitvertreib ist die Bildung aus Zeitungen und Wirthshäusern. In der That soll alles wahr sein, was wir wissen; wir brauchen aber nicht alles zu wissen, was wahr ist.

Es giebt aber auch ernstere und noch gefährlichere Verirrungen des Wissenstriebes nach entgegengesetzten Richtungen, welche nicht bloß den Werth, sondern auch den Endzweck des Wissens verkennen. Für die Einen ist die Wissenschaft, wie Schiller es nennt, eine Kuh, die sie mit Milch versorgt. Das sind gewöhnlich erklörte offene Feinde allgemeiner Bildung, einseitige Verehrer der Brot- und Fachstudien, die den Menschen zu allem, aber Niemand zum Menschen bilden möchten, denen es leid thut, daß das Kind nicht gleich mit einem Zeugniß der

Reife (Maturität) auf die Welt komme, um an der Universität alles, nur keine rechte Bildung zu erlangen.

Ihnen entgegengesetzt sind die sogenannten Universalgenies, die alles wissen, ohne etwas zu lernen, und die Vielwisser, die alles lernen und oft nichts wissen von dem, was zu wissen am nöthigsten ist.

„Das Loos des Schönen auf der Erden" ist durchaus kein besseres. Wir erkennen das Gute an der allgemeinen Uebereinstimmung, das Wahre an der Uebereinstimmung unserer Vorstellung mit dem Dinge, aber das Schöne wird häufig für eine Sache des Geschmacks gehalten, und über den Geschmack soll man nicht disputiren (de gustibus non est disputandum), während umgekehrt der Geschmack sich an dem Schönen ausbilden sollte. So ist es denn begreiflich, daß die Phantasie oder Einbildung, die das Schöne hervorbringen soll, es oft nur in der Einbildung thut. Auf dem Gebiete des Schönen begeht man am häufigsten den Irrthum, etwas ausbilden zu wollen, wozu gar kein Keim vorhanden ist. Wir alle sind dazu berufen, Gutes zu üben, Wahres zu erkennen und Schönes zu empfinden, aber nur Wenige sind auserlesen, das Schöne künstlerisch hervorzubringen. Die Künstlerschaft besteht aus zwei großen Fähigkeiten, deren eine nur ausbildungsfähig ist, nämlich die äußere Fertigkeit oder Geschicklichkeit, die darin besteht, die Hindernisse zu überwinden, die uns der Stoff entgegenstellt, z. B. die Kunst, Farben zu mischen, den Meißel zu regieren, den Bogen zu führen; diese Fähigkeit allein ist schon Virtuosität, nämlich von virtus, Tugend, Tauglichkeit. Aber nicht jeder Virtuose ist auch ein Künstler. Die Alten erzählen, daß einst Jemand sich vor Alexander dem Großen in der Kunst producirte, Erbsen durch ein kleines Löchelchen zu werfen, ohne jemals zu fehlen; der König belohnte den Virtuosen mit einem Sack voll Erbsen, um seine Kunst nach Lust ausüben zu

können. Die Virtuosität macht namentlich Demjenigen Vergnügen, welcher sie besitzt. Daher nennt man Privatleute, die aus Liebhaberei es zu einer solchen Fertigkeit gebracht haben, Dilettanten, vom italienischen diletto, Vergnügen, Liebhaberei. Es ist die Liebhaberei für die Kunst sehr förderlich; der Dilettantismus ist ein Zeichen allgemeiner Bildung, aber nur so lange Dilettanten nicht ihr Privatvergnügen Anderen aufdrängen wollen. Hingegen bildet nach dem bekannten Dichterwort „ein Talent sich in der Stille" und ein Genie sich im Verborgnen aus; denn auch jeder Künstler muß sich zum Virtuosen ausbilden. Zwar sagt man bekanntlich von Raphael, er wäre auch ohne Hände ein Maler geworden, aber damit will man bloß andeuten, daß die Künstlergabe Raphaels eben nicht allein in der virtuosen Farbenmischung, Zeichnung u. s. w. liege, sondern in dem schaffenden Genius, in der inneren Begabung, die Niemand anerzogen oder angebildet werden kann, so daß sich auch Niemand zum Künstler ausbilden kann, wie man häufig, aber nicht richtig, sich ausdrückt.

Zum Schlusse eilend, muß ich eine wichtige Bemerkung sehr kurz zusammenfassen. So verschiedenartig auch die Bildung des Einzelnen und der Gesamtheit in den verschiedenen Zeiten, Gegenden und Nationen gewesen, so lassen sich doch die Unterschiede auf jene drei Hauptkategorien des Guten, Wahren und Schönen zurückführen, und obwohl denkende Männer stets das Gemeinsame und Harmonische im Menschen hervorheben, so haben doch einzelne Richtungen vorgeherrscht; das Ideal menschlicher Vollkommenheit als Ergebniß der Selbstbildung ist demnach verschieden bezeichnet worden. Dem alten und zum Theil auch noch dem neuen Morgenländer ist dieses Ideal die Weisheit, d. h. die Lebensklugheit, die aus der richtigen Erkenntniß hervorgeht, die Leidenschaften beherrscht und die Trägheit überwindet. Denn feurige Leidenschaft, dumpfes Hinbrüten und

gedankenloser Genuß sind natürliche Folgen des glühenden Klimas, des Wechsels zwischen wüster Einöde und üppiger Natur.

Dem klassischen Alterthum, insbesondere den Griechen, ist dieses Ideal die Grazie oder Anmuth, die Vollendung der inneren Formen, die sich in der äußeren Lieblichkeit und Gefälligkeit ausdrückt. Denn alles klassische Leben drängte nach Oeffentlichkeit und Gemeinsamkeit, und der Maßstab für den Werth des Einzelnen war seine Anziehungskraft in der Gesamtheit. Der modernen Zeit und namentlich dem denkenden, wissenschaftlichen Deutschen ist das Ideal die Bildung, d. h. die aus dem Geiste selber hervorgehende Gestaltung, die als eine naturgemäße auch eine harmonische oder allgemeine Bildung ist, in welcher jede Besonderheit aufgeht. In diesem Sinne ist das deutsche Wort Bildung unübersetzbar, und vergeblich bemüht man sich, das Wort gebildet in irgend eine der modernen Sprachen zu übersetzen; es fehlt ihnen das Wort mit dem Begriff. Der Engländer z. B. kennt nur eine höhere und exklusiv aristokratische Bildung; der gebildete Engländer ist well bred, d. h. wohlgeboren, well educated, wohlerzogen, und schließlich ein gentleman, ein Zwischending zwischen einem edlen Manne und einem Edelmann; Englands große Männer werden Lords oder Herren, die nur mit ihresgleichen (Peers oder Pairs d. h. pares) sich „paaren". Dem Franzosen ist die Bildung vorzugsweise eine gesellige, er wird mit Manier für die société ausgestattet, lernt savoir vivre d. h. richtiges Benehmen und Verhalten und wird ein homme comme il faut, d. h. ein Mensch, wie ihn die Gesellschaft braucht.

Nur die deutsche Bildung geht dahin, den Menschen zu nichts weiter als eben zu einem gebildeten Menschen zu machen, und wenn wir von einem gebildeten Handwerker und gebildeten Kaufmann sprechen, so heißt das eben, er ist nicht

bloß zum Handwerker oder Kaufmann ausgebildet, sondern er ist auch ein gebildeter Mensch. Wir gebrauchen für Bildung auch das Wort Kultur, aber wir wenden dieses mehr auf größere Gesamtheiten, Zeiten und Perioden an, weil dieses Wort aus anderen Urbegriffen entstanden ist. Kultur, von colo, ist ursprünglich Anbau und Urbarmachung eines Bodens, und es liegt darin einmal die Anschauung, daß der Gegenstand der Kultur nicht von Natur, sondern erst durch unsre künstliche Nachhülfe nutzbar werde, und daß dieser Nutzen der letzte Zweck der Arbeit sei. Größere Gesamtheiten enthalten in der That viele träge Massen, die erst durch die Arbeit großer Geister kultivirt werden. — Hingegen ist Bildung, Menschenbildung die Arbeit des eigenen Geistes und nicht bloßes Mittel, sondern Selbstzweck, es ist wesentlich ewiges Bedürfniß des Geistes, sich auszubilden, ein Durst, den man befriedigen, aber nicht löschen kann, weil er mit der Befriedigung wächst, und auch der gebildete Mensch so wenig ein ausgebildeter als ein eingebildeter ist.

II.

Wir haben versucht, den Begriff Bildung im Sinne von Geistesbildung im allgemeinen zu entwickeln und klar zu machen, indem wir zuerst den sprachlichen Ursprung des Wortes erläuterten, dann die Bildungen der Natur analysirten und damit die Bildung des Geistes verglichen, woraus sich hauptsächlich ergab, daß auch die Natur, bei aller Verschiedenheit im Einzelnen, welche bis zum Sonderbaren und Eigenthümlichen geht, doch stets das Allgemeine oder die Gattung als die Idee das Einzelne festhalte, und daß auch bei der geistigen Bildung die Einheit des menschlichen Geistes, also die Harmonie, das Wesentliche sei, jede willkürliche Beschränkung der Entwickelungsfähigkeit eine Bornirtheit, jede einseitige Richtung auf dem Gebiete des Guten, Wahren und Schönen nicht Bildung, sondern Ueberbildung und Verbildung sei, anstatt des harmonischen

Bildes ein „überladenes“, d. h. eine „Karrikatur“ hervorbringe. Endlich ergab sich dieser Begriff allgemeiner, niemals zu vollendender Bildung vorzugsweise als ein anerkanntes Bedürfniß unserer Zeit, und insbesondere der deutschen Nation, in welcher allein der Ausdruck und Begriff eines „gebildeten Menschen“ zur vollständigen Anerkennung gekommen ist.

Bildung ist hiernach nicht etwas bloß Theoretisches, sondern etwas durchaus Praktisches, denn was kann praktischer sein, als dem Lebensideale seiner Nation und seiner Zeit nachzustreben? Und das Ideal ist überhaupt das einzig Praktische! — Bildung ist nicht bloß eine Aufgabe des Lebens, sondern es ist die ganze Lebensaufgabe, eben noch als Aufgabe betrachtet, wenn wir Bildung als den Akt, die Verrichtung des „Sichbildens“ oder als Ausbildung betrachten. Es wäre das, was die Grammatiker „nomen actionis“ nennen, der Namen der Handlung, gewissermaßen die Firma, unter der eine Handlung oder Thätigkeit sich selbständig anzeigt. Es wäre dann zu vergleichen mit dem Worte Reibung, welches ein Fragesteller beim ersten Vortrag meiner Bemerkung entgegenhielt, daß die Form ung mehr abstrakt und wissenschaftlich sei, während jenes Wort gerade ein schlagendes Beispiel für meine Bemerkung ist. Keine Hausfrau spricht von Reibung des Zuckers oder der Wäsche, kein Maurer von Reibung des Sandes und Mörtels, kein Malergehülfe von Reibung der Farben, ja kein gewöhnlicher Patient von einer Wunde an seinem Finger durch Reibung. Hingegen spricht der Physiker von der Reibung als einem Hinderniß der Bewegungen, indem hier der Begriff der Reibung fast seine sinnliche konkrete Bedeutung verloren hat, und das Berühren nicht bloß unebener Körper, sondern der Körper überhaupt bedeutet, und für den Arzt ist die Reibung eine eigene Kategorie unter den Ursachen der Verletzung. — Bildung ist aber auch der aus dem Bilden

hervorgegangene Zustand des Geistes selbst; wir sagen, der Mensch hat sich Bildung angeeignet und besitzt dieselbe, er ist durch die Bildung selbst ein gebildeter Mensch. In diesem Sinne entspricht in der That das andere, von jenem Fragesteller vorgebrachte Wort Leistung, welches im gewöhnlichen Leben soviel bedeutet als das Geleistete, als etwas Konkretes, bei den Juristen aber die Handlung des Leistens und die Verpflichtung etwas zu leisten. Daher können die Leistungen eines Menschen ermessen werden nach dem, was er geleistet hat oder leisten kann, wie die Bildung eines Menschen gemessen wird nach dem, was er aus seinem Geiste gemacht hat und noch daraus machen kann und will.

Bildung ist also einer jener merkwürdigen Begriffe, welche Zweck und Mittel zugleich ausdrücken; sie ist daher für den Menschen ganz dasselbe, was für den Kaufmann das ist, was er vorzugsweise Mittel nennt, nämlich Geld, welches zuletzt nicht bloß Mittel, sondern auch der Zweck des Geschäftes ist.

Wenn wir aus diesen vier Größen eine ganz regelmäßige Gleichung machen, so wird sie lauten: Geld verhält sich zur Bildung, wie der Kaufmann zum Menschen, und setzen Sie für Geld irgend eine andere Tendenz, und für Kaufmann irgend einen anderen Stand, so bleiben die Verhältnisse sich immer gleich: die spezielle Tendenz oder der einzelne Wirkungskreis verhält sich zur Bildung überhaupt, wie der Stand zum Menschen überhaupt. Je mehr die einzelne Beschäftigung zur allgemeinen Bildung beiträgt, desto mehr nähert sich der besondere Beruf dem Beruf des Menschen überhaupt. Diese Abstufung des Einzelnen vom Allgemeinen kann man den Gesichtskreis oder den Standpunkt nennen. Der Gesichtskreis wird um so weiter, oder der Standpunkt um so höher, je mehr wir von dem Einzelnen zum Allgemeinen fortschreiten oder uns erheben. — Aber es scheint ja, so denkt wohl Einer oder der

Andere unter Ihnen, als sollten wir uns beständig um einen Punkt herumdrehen und gar nicht weiter kommen. Wo bleibt denn endlich das Ziel unsres Gedankenganges, das Reisen? Nun wohl, Sie haben mit mir eine kleine Rundreise gemacht und ich habe mir eine gewöhnliche Praxis des Cicerone erlaubt, der seine Gesellschaft gewöhnlich so führt, daß sie hart an die Pointe der Gegend gelangt, ohne dieselbe zu sehen, wo er plötzlich mit einer kaum merklichen Wendung seiner Begleitung eine weite Aussicht eröffnet. Wir sind nämlich durch die letzte Bemerkung so weit gelangt, daß wir bereits den besten Maßstab für den Einfluß des Reisens auf die Bildung gewonnen haben. Wenn das Reisen nämlich den Menschen bilden soll, so muß es seinen Gesichtskreis für die Anschauung der Dinge erweitern und seinen Standpunkt für die Beurtheilung der Dinge erhöhen. Das gilt freilich für alle Bildungsmittel ohne Unterschied. Ich habe aber unter den vielen Mitteln zur Bildung das Reisen deswegen Ihrer besonderen Rücksicht werth und bedürftig gefunden, nicht weil der Kaufmannsstand mit dem Reisen und der Geschichte des Reisens überhaupt im engsten Zusammenhange steht, indem es nach Horaz die Aufgabe des Kaufmannes ist, „durch Wellen, Klippen oder Gluth der heißen Zone der Armuth zu entgehen", wie uns die alten Phönizier und die modernen Holländer und Engländer lehren, sondern hauptsächlich darum, weil das Reisen, welches das geeignetste Mittel zur allgemeinen Bildung sein könnte, gerade seinen Einfluß auf allgemeine Bildung allmählich und in dem Maße zu verlieren droht, als die Bildung selbst uns die Mittel zum Reisen erleichtert, so daß es eine Aufgabe unserer Zeit ist, das Reisen an sich nicht zum bloßen Mittel herabsinken zu lassen, indem man das Reiseziel zu alleinigem Reisezweck macht. Worin anders aber bestehen die soviel gerühmten Fortschritte in den Kommunikations- oder Verbindungsmitteln, z. B. den mit Recht gepriesenen

Eisenbahnen, als daß sie uns schnell zum Ziele führen? ob behaglicher und gemüthlicher, ist noch sehr die Frage. Der Eisenbahnfahrer wird schon an dem Ursprung aller Bildung, an seinen fünf Sinnen abgestumpft. Blind für die Außenwelt, die an ihm vorüberfliegt, betäubt von eintönigem Gerassel, gefühllos durch das ewige Stoßen und Schütteln, Mund und Nase traktirt mit Qualm und Dampf von außen und Tabaksrauch von innen, unter Suspendirung aller Bedürfnisse* sinkt der Eisenbahnreisende zur Bagage herab, die man willenlos auf- und abladet, oft Andern und sich selbst zur Last. Unter solchen Umständen tritt der Gedanke an das Ziel immer mehr in den Vordergrund, man begrüßt jede Station mit dem freudigen Gefühl einer zurückgelegten Strecke oder dem bangen einer noch zurückzulegenden; jeder Zeitvertreib ist willkommen, und wären es Zeitungsanzeigen und Inserate über Dinge und Personen, die uns weder bekannt, noch interessant sind — und das ist noch die einzige Erweiterung unseres Gesichtskreises, oder richtiger ein Hinausschieben über unsern Horizont, bei dem — nichts Gescheutes heraussieht. Zeitvertreib ist nämlich das gerade Gegentheil von Bildung; die Bildung geht darauf aus, daß wir uns etwas aneignen, und der Zeitvertreib, daß wir ein Stück von uns selbst verlieren. Denn Zeit ist nicht bloß Geld, wie das große Handelsvolk sagt (time is money), sie ist nicht bloß ein Mittel, sondern die Zeit eines Menschen bezeichnet ein Stück aus seiner Existenz, und auch in diesem Sinne kann man das Sprichwort anwenden: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen." Wenn nun gar ein Kaufmann, wie das heutzutage vorkommt, anstatt über seine Bildung, über seinen Zeitvertreib spekulirt, so stellt er sich jedenfalls ein Armuthszeugniß aus, entweder als Kaufmann, weil er auf sicheren Schaden spekulirt, oder als Mensch, weil er verlegen ist, wie

* Seitdem dieser Vortrag gehalten worden, hat sich Einiges gebessert.

er seine Zeit, d. h. sich selbst verwenden soll, also sich selbst zu einer verlegenen Ware macht, die er nicht zu verwenden weiß und um Schleuderpreise weggiebt. Also eine Reise zum bloßen Zeitvertreib, d. h. aus Langeweile, ist keine Ausbildungsreise, und daher kommt es, daß gerade unter den Engländern, dem Reisevolk unserer Zeit, so viele sind, auf die man den alten Spruch anwenden kann: „Coelum, non animum mutant trans mare migrantes," „den Himmel (d. h. die Gegend), nicht den Geist vertauschen, die über das Meer wandern." Wem die Zeit zunächst nur Mittel ist, Geld zu erwerben, der weiß oft, wenn er Geld genug erworben hat, nicht recht, was er mit seiner Zeit, d. h. mit sich selbst machen soll, und er sucht zuletzt Geld und Zeit, d. h. sich selbst geistig und zuletzt auch aus Langeweile leiblich todtzuschlagen; indem er in einer unbekannten Welt die Abwechselung sucht, welche alle Reisen in dieser Welt nicht bieten können, solange man eben nur die Abwechselung um ihrer selbst willen sucht und nicht die Einsicht in uns selbst. Das ist also das Ende des sogenannten Praktischen, wenn es nicht auf ein Ideales gerichtet ist.

Vom Zeitvertreib ist aber wesentlich verschieden die Erholung, wie das schon in den Worten selbst liegt; dort wird etwas vertrieben, hier etwas geholt; jenes ist eine Parforcejagd, dieses eine „Schonung". Die Erholung geht auf Selbsterhaltung aus und ist daher der Bildung nicht entgegengesetzt, ja vielmehr eine Bedingung derselben. Die Bildung ist ewiger Fortschritt, aber die Erholung auch nur ein scheinbarer, nämlich ein beziehungsweiser Stillstand. Die Erholung ist nur der Ausdruck dafür, daß unsere Bildung allen Kräften gewidmet sei, daß jede Kraft der Entwickelung, aber diese Entwickelung nicht immerfort des Anstoßes bedürfe. Denn das, was die Physiker das Gesetz der „Trägheit" nennen, nämlich daß jede Kraft fortwirkt und in derselben Richtung, solange nicht eine entgegen-

gesetzte ihr Stillstand gebietet, oder sie anderswohin lenkt, das gilt von dem Geiste noch mehr. Jeder Eindruck auf unseren Geist wäre unveränderlich und bleibend, wenn nicht andere entgegengesetzte auf ihn folgten. Wenn man also dem Geiste Erholung gönnt, d. h. ihn mit neuen Eindrücken verschont, so hat man die alten nicht geschwächt, sondern geradezu gestärkt. Es ist aber auch die übermäßige Spannung der geistigen Kräfte nach einer Seite hin nicht bloß darum gefährlich, weil sie den Körper angreift, sondern auch darum, weil die Bildung eine einseitige wird, weil wir den Geist gewissermaßen so biegen, daß er seine Elasticität verliert und aus dem geraden Verstande ein krummer, verdrehter, verschrobener wird. Daher erscheint die Erholung zunächst nur in Form von Zerstreuung. Wie das Licht in seiner ungetheilten Kraft das Auge mit der Zeit nicht erhellen, sondern blenden wird, während das zerstreute oder aufgelöste Licht, die Farben des Regenbogens, ihm eine wohlthätige Mannigfaltigkeit gewähren, so müssen die Strahlen des Geistes mitunter gebrochen und zerstreut werden, damit der Geist erleuchtet und nicht geblendet werde. Auch das Wort Zerstreuung hat einen ähnlichen Doppelsinn wie Bildung. Es bedeutet zuerst die Handlung des Sichzerstreuens. Ein Mensch, der Zerstreuung sucht, ein sich zerstreuender Mensch, ist ursprünglich ein tüchtiger strebsamer und fleißiger Mensch, der vielleicht des Guten zu viel gethan, sich zu sehr angestrengt hat und der Zerstreuung bedarf. Eine solche Zerstreuung ist eigentlich eine S a m m l u n g des Geistes, nämlich eine Sammlung der Kraft mit ihrer Thätigkeit, welche durch einseitige Anstrengung geschwächt ist. Wenn aber die Zerstreuung nicht ein Mittel zur Sammlung, sondern Selbstzweck geworden, wenn man die Zerstreuung um ihrer selbst willen sucht, weil man Anstrengung überhaupt scheut und die Abwechselung Vergnügen macht (variatio delectat), dann verwandelt sich die Zerstreuung in V e r s c h w e n d u n g,

d. h. in Anwendung unserer Mittel, sowohl der leiblichen als geistigen, zu nichtigen Zwecken. Und wenn endlich diese verkehrte Anschauungsweise des Lebens und seiner Aufgabe sich festgesetzt hat, wenn das Vergnügen allein zum Zwecke und die Arbeit zum bloßen Mittel gemacht worden, dann ist das entstanden, was man Frivolität nennt, eine leichtfertige Anschauung, die sich zum Laster verhält wie die Möglichkeit zur Wirklichkeit. Den Zusammenhang jener Begriffe Zerstreuung und Verschwendung zeigt uns am deutlichsten das französische Wort dissipation, welches ebensowohl se dissiper sich zerstreuen, als auch Verschwendung in jedem Sinne, und endlich ein wüstes, in Lust und Begierde verschwendetes Leben bedeutet. — In einem anderen Sinne ist aber Zerstreuung wie Bildung eine Eigenschaft des Geistes selbst, nämlich die Zerstreutheit oder Unfähigkeit des Geistes, sich zu „konzentriren", d. h. sich um einen Mittelpunkt zu sammeln, um einen Gegenstand, der eben zur Betrachtung, Beurtheilung oder Behandlung vorliegt. Ein zerstreuter Mensch ist in seiner Erscheinung ebensowohl eine Karrikatur des gebildeten Menschen als der Vielwisser. Während nämlich die Bildung uns befähigen soll, unseren Geist nach allen Seiten hin zu lenken, aber auch auf jedem beliebigen Platze festzuhalten, fahren die geistigen Strahlen des Zerstreuten fortwährend auseinander und sind ein ewiger Regenbogen ohne Licht. Freilich ist diese Art von Zerstreuung meist nur eine theilweise, auf die gewöhnlichen alltäglichen Dinge sich beziehende; sie entsteht in der Regel nicht aus einer frivolen, sondern umgekehrt aus einer zu ernsten Beschäftigung mit abstrakten, nicht sinnlichen Dingen, wie z. B. sogenannte reine Mathematik, oder Philosophie, namentlich Metaphysik, d. h. Spekulationen, die aus den gewöhnlichen Gesetzen der Natur so schwer abzuleiten sind, daß Aristoteles sie hinter der Physik absonderte und daher Metaphysik nannte. — Wir haben aber in einer früheren Betrachtung gesehen,

daß die Bildung in der Natur ebenfalls mit einer Art von Zerstreuung verbunden ist, indem der einfache Keim sich in eine Mannigfaltigkeit auflöst, um sich wieder in seiner Einheit als Keim hervorzubringen. Auch die natürlichen Körper von einer höheren Organisation bedürfen zu ihrer Ausbildung manchmal der Erholung, wenn ihre Kräfte nach einer Seite hin oder einzelne Glieder übermäßig angestrengt werden und sich dadurch auf Kosten des Ganzen zu sehr entwickeln, wie z. B. die „Lungensucht" oder Schwindsucht, mit einem übermäßigen Wuchs der Lunge beginnt, welcher die Säfte des übrigen Körpers erschöpft. Oder die Anstrengung geht so weit, daß sie den angestrengten Theil selbst unmittelbar beschädigt. — Der Begriff der Erholung ist uns ein so geläufiger geworden, daß wir ihn selbst dahin übertragen, wo er keinen Sinn hat. Erlauben Sie mir, dies mit einem Beispiel aus dem gewöhnlichen Leben zu beleuchten. Wenn eine Hausfrau behauptet, daß Wäsche mehr ruinirt werde, wenn man sie zu lange trägt, ehe sie gewaschen wird, so hat das einen Sinn; denn für die Entfernung des Schmutzes durch das Waschen ist vielleicht dann ein solcher Grad des Reibens nöthig, daß die Wäsche darunter leidet. Es liegt also in einem genügenden Vorrath von Wäsche insofern eine Oekonomie, als man im stande ist, sie oft genug zu wechseln. Wenn aber Jemand glaubt, daß man in Wäsche keinen Luxus treibe, weil in dem abwechselnden Gebrauch der einzelnen Stücke eine Oekonomie liege, daß man also z. B. mit 48 Hemden an und für sich mehr als zweimal so lange reicht als mit 24, so hat er den Begriff der Erholung untergeschoben, als ob die im Kasten ruhende Wäsche ihre Kräfte sammelte und dadurch länger aushielte, als wenn sie hintereinander gebraucht wird, während umgekehrt die Wäsche im Kasten sich weder erholt noch ausruht, sondern durch Liegen, durch Staub und dergleichen ohne Dienst sich abnutzt, also das

aufeinanderfolgende Anschaffen eines Minimum des Nothwendigen ökonomischer ist, als übergroßer Vorrath. Es ist hier eine ähnliche Täuschung, wie sie in Bezug auf Anstrengung mit Rücksicht auf die Erholung vorkommt. Man kann nämlich die Spannkraft nicht nach einfachen Progressionen berechnen, sondern je höher die Spannung ist, desto geringer wird die Zunahme der Kraft, und es kann nicht bloß ein Mensch in 5 Stunden nicht 5 mal mehr leisten als in einer, sondern es können auch 100 Menschen zusammen nicht immer 100 mal soviel leisten als einer, ja sogar 100 Lokomotiven zusammen nicht 100 mal soviel als eine. Diese Behauptung scheint paradox. Aber es giebt eine bekannte Anekdote, welche die Absurdität des Gegentheils drastisch darstellt. Es hatte nämlich Jemand gehört, daß man zu einer Reise von 2 Meilen bei 2 Pferden 2 Stunden brauche, er dachte also: ich lasse mir 100 Pferde anspannen und komme sofort an, indem ich an meinem Orte bleibe.

So sind wir wieder durch einen kleinen Nebengedankenkreis zu unserem Ausgang zurückgekehrt, und es wäre nun angemessen, die gewonnenen Begriffe auf das Reisen anzuwenden, also z. B. zu fragen: Ist eine Erholungsreise oder Vergnügungsreise Mittel zur Bildung? Erlauben Sie mir aber noch zuvor eine allgemeine Frage aufzustellen: Wonach theilt man überhaupt das Reisen ein, besonders mit Beziehung zu dem Einfluß auf Bildung? Ich muß auch hier bitten, mir auf dem Boden der Sprache zu folgen, wo, wie in einem Knotenpunkt, die Begriffsnetze zusammen- und wieder auseinanderlaufen.

Die besonderen Arten und Begriffe werden in einer Sprache entweder durch ganz verschiedene Wörter oder bloß durch Zusammensetzungen desselben Grundwortes ausgedrückt, und schon aus dem Vorwiegen der einen oder anderen Weise kann man auf die Vorliebe einer Nation für einen Gegenstand schließen. Vergleichen Sie einmal die Anzahl der verschiedenen ursprünglichen

Namen für Pferde und Fahrzeuge im Englischen und einer anderen lebenden Sprache, und Sie werden gleich erkennen, daß der Engländer zu Land und zu Wasser sich beständig umhertreibt, so daß er noch auf dem Schiffe „reitet", wenn es vor Anker liegt (to ride, soviel als to ride at anchor), daß die Abkunft oder der Adel des Pferdes ihm so wichtig ist als sein eigener. Daher hat auch der Engländer verschiedene Ausdrücke für Reisen, die wir Deutsche durch Zusammensetzungen näher bezeichnen. Eine Landreise, also eine nach der Ausdehnung Englands kurze Reise ist a journey, zunächst eine Tagereise; hingegen ist voyage nur eine Reise, die über den Kanal hinausgeht, zunächst eine Seereise; beides setzt ein bestimmtes Ziel und daher einen bestimmten Zweck voraus; hingegen bezeichnet er Reisen als Selbstzweck meist durch die Mehrheit von travel; to go on travels heißt auf Reisen gehen, wo im Deutschen die, nicht das Reisen gemeint ist; denn wenn das Reisen Zweck ist, so ist's mit einer Reise nicht abgethan. Eine Reise, nämlich die Rundreise, welche eigentlich jeder Gentleman zu machen hat, wenn er zum Manne wird, ehe er in eine höhere Carriere und ins öffentliche Leben tritt, ist the tour, die Tour, die nach Belieben zu einer Rundreise um die Welt ausgedehnt wird. Es ist eigentlich die Reise, welche wir als Bildungsreise bezeichnen würden, wenn der Deutsche für die allgemeine Bildung ein solches Bedürfniß von jeher überhaupt gehabt hätte. Die Deutschen werden häufig als ein Wandervolk bezeichnet, und ihre Züge seit der Völkerwanderung haben vielleicht die deutlichsten Spuren in der Geschichte Europas hinterlassen. Sie sind bis in die Gegenwart diejenigen gewesen, die am meisten die Ferne suchten, nicht nur um die Welt zu bereisen, sondern um auszuwandern, ihr Vaterland, richtiger ihre Vaterländer zu verlassen; die Bildung so vieler deutscher Länder hängt mit der alten Spaltung in Stämme und der

Wanderlust zusammen. Aber das Wandern im Sinne von Reisen, um die Welt zu sehen und kennen zu lernen, Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln, ist merkwürdigerweise beim Deutschen nicht wie bei seinem englischen Bruder ein Vorrecht der höheren Stände, sondern eine Eigenheit des Handwerkers geblieben, während gerade das englische travel von travailler, arbeiten, freilich auch dieses wieder von tra-vaill, passiren, herkommt. Wandern bezeichnet eine Art zu reisen, die zunächst auf das feste Land, ja in der Regel auf einen engeren Kreis und „per pedes apostolorum", derber: auf „Schusters Rappen" beschränkt ist; und doch sind mitunter kleine Wanderungen und Ausflüge ein geeigneteres Mittel zur Bildung als große Reisen nach fernen Zielen. Der deutsche Spruch von den früher beliebten Reisen nach Frankreich sagt: „Es flog ein Gänschen über den Rhein und kam als Gans wieder heim!" Aber haben wir nicht vorhin gefunden, daß das Reisen nur dann ein Mittel zur Bildung sei, wenn es den Gesichtskreis erweitert und den Standpunkt erhöht? sollte dieses nicht in einem geraden Verhältnisse stehen zu der Größe der Reise, zu dem Umfang des Erdkreises, den wir durchstreifen? und warum nicht?

Darum nicht, weil das Mittel sich nach dem Zwecke richtet, und wie es bei der Bildung nicht darauf ankommt, wieviel Stoff man aufgenommen, sondern wie man ihn verdaut hat, und wie er die Verdauungskraft vermehrt, so kommt es beim Reisen nicht darauf an, wieviel und wie weit man gereist ist, sondern wie und warum man gereist ist, und ob man auf der Reise sich heimisch gemacht, ob das, was wir von der Reise mitbringen, unser Eigenthum geworden, oder ein äffisches und affektirtes Annehmen des Fremden und Unbegriffenen geblieben, was in älteren Possen (z. B. der Jongleur) uns dramatisch entgegentritt.

Betrachten wir zuerst die verschiedenen Reisen nach den Absichten und Zwecken des Reisenden. Wir übergehen hier

jene großartigen Reisen, welche nicht individuellen, sondern allgemeinen Zwecken gewidmet sind, wie z. B. die Entdeckungsreisen, denen wir die Fortschritte der Welt- und Menschenkunde verdanken, welche von so großem Einfluß auf die Weltkultur und daher auch indirekt auf die Bildung des Einzelnen in weiten Kreisen gewesen sind und stets sein werden. Obwohl unsere Grundbegriffe von Bildung, wenn sie anders richtig sind, auch bis zu einem gewissen Grade in jenen weiten Kreisen Anwendung finden müssen, so ist das doch für sich selbst ein so weites und wichtiges Thema, daß ein Hereinziehen desselben unsere ohnehin flüchtige Zeichnung in zu allgemeine Umrisse verwandelt haben würde. — Jenen Entdeckungsreisen schließen sich zunächst an die sogenannten Inspektions- oder Rundreisen, aber mit einer nur täuschenden Aehnlichkeit. Beide haben das gemeinschaftlich, daß sie nicht im Interesse des Reisenden, sondern dort im Interesse der gesamten Gesellschaft, hier in dem eines engeren Kreises, des Staates, oder der Provinz, des Kreises als Theil des Staates, gemacht werden. Beide werden daher von einer durch Kenntniß oder Stellung hervorragenden Persönlichkeit unternommen, jene freilich seltener als diese im Auftrage, also von einem Beamten. Aber Entdeckungsreisen gehen darauf aus, den Gesichtskreis der Menschheit zu erweitern durch Entdeckung von Unbekanntem, die Inspektionsreisen haben zum nächsten Zweck, das Bestehende und Angeordnete zu überwachen, also das Bekannte und Vorausgesetzte zu bewähren, und es ist gerade nicht die „Ambition" eines Inspizienten, viele und überraschende Entdeckungen zu machen, denn das sind gewöhnlich Uebelstände; sie sind nicht das Große und Erhabene, welches der Entdeckungsreisende mit der Perspektive aufsucht, sondern das Kleinliche und Niedrige, das der Inspizient mit dem Mikroskop aufspürt, indem er sich von seinem hohen Standpunkt herabläßt; ja, es ist ihm der Gesichtspunkt für sein Terrain

ein unverrückbarer, nämlich in der Instruktion oder Weisung. Das schließt freilich die Nützlichkeit und Nothwendigkeit nicht aus, und es kann das Resultat einer unbefangenen Inspektionsreise von dem größten praktischen Vortheil sein, ja sie kann für den Beamten selbst ein bedeutendes Mittel zur Ausbildung werden, d. h. zu seiner Ausbildung als Beamten, wie jede Dienstreise ein Bildungsmittel wird für den im Dienste Stehenden als solchen, indem sie den Gesichtskreis innerhalb seines Berufs erweitert. Aber der Beruf eines Beamten ist selbst ein viel engerer als der des Menschen; man kann ein Amt sehr geschickt verrichten, ohne ein gebildeter Mensch zu sein, und man muß sich hüten, alles vom beschränkten Gesichtskreis seines Amts und Berufs aus anzusehen. Daher kann man durch viele Amts- und Dienstreisen sogar an allgemeiner Bildung verlieren, indem man sich gewöhnt, Menschen und Dinge nur durch das Mikroskop oder, wie man sagt, die „Beamtenbrille" anzusehen, die mitunter ihre Farben nicht vom Regenbogen entlehnt, und sogar Schatten ohne Licht zu sehen im stande ist.

An die Entdeckungs- und Amtsreisen schließen sich nach einer Seite hin die wissenschaftlichen und nach der andern die Handels- und Geschäftsreisen, während eine Kunstreise zu beiden gehören kann. Alle diese werden nur von Fachmännern unternommen, aber die wissenschaftlichen doch häufiger in höherem und allgemeinem Interesse. Obwohl das Geschäft nur im Verkehr mit Andern besteht, die Wissenschaft des Einzelnen aber sich von der Welt abschließen kann, so ist doch letzteres eine Verkehrtheit, wie eben daraus hervorgeht, daß die Wissenschaft im allgemeinen noch mehr durch Reisen gewonnen hat, als Handel und Verkehr. Denn Wissenschaft ist eben weiter nichts als zusammenhängendes, systematisches, allgemeines Wissen, ebensowohl vom Zusammenhang der Wissenden als des Gewußten abhängig; daher die alten Weisen,

welche das menschliche Wissen noch als ein ungetheiltes Ganzes verfolgten, ähnlich den heutigen Engländern, ihrem praktischen Wirken große Reisen vorangehen ließen. Das waren freilich eigentliche Bildungs- und nicht bloß wissenschaftliche Reisen im engeren Sinne. Letztere gehen nämlich von Fachgelehrten aus, welche in einem bestimmten Kreise des Wissens sich vervollkommnen oder etwas leisten wollen. Wenn Jemand in den Ferien die Erdschicht des Harzes untersuchen oder eine alte Handschrift in Paris vergleichen will, so ist ihm das Reisen vollständig gleichgültig, ja mitunter sehr unbequem, und er würde viel lieber mit Aladins Zauberlampe sich dahin versetzen, ja, er reist nur dahin, wie Muhammed zum Berge gehen mußte, weil der Berg nicht zu Muhammed kommen wollte. Einen Gelehrten können sogar Entdeckungen, die den Inspektionsreisenden in Verlegenheit setzen, zum Entzücken bringen. Ein scheußliches Verbrechen kann für den Juristen, eine Epidemie für den Arzt Gegenstand einer wissenschaftlichen Reise sein, — ich darf Sie nur an das plastische Bild des Siebenkäs von Jean Paul erinnern, für den ein regelmäßig gebildeter Mensch, der nicht einmal einen Buckel hat, Gegenstand wissenschaftlicher Verachtung ist. — Was hat eine solche Reise mit der Bildung des Reisenden gemein?

Für den Geschäftsreisenden ist die Reise selbst freilich nicht so gleichgültig. Die Wissenschaft ist abstrakt oder allgemein, aber ihr Ziel ist nicht der Zufall, sondern das Wesen, sie schreibt sich ihren Weg vor, manchmal einen verkehrten, aber sie geht nicht ins Blaue, und die sogenannten spekulativen Wissenschaften, die man am meisten im praktischen Leben persiflirt, sind gerade diejenigen, die am meisten auf Konsequenz Anspruch machen. Aber die Handelsspekulation ist auf Chancen, d. h. Zufälle angewiesen, und das große Handelsvolk eignet dem Zufall ein ganzes Kapitel im Leben zu („the chapter of accidents"). Ja, es giebt eine große Klasse von

„Geschäften", die den Namen von Geschäft und Handel gar nicht verdienen, denn es wird dabei nichts geschafft und nichts gehandelt, sondern nur abgewartet, und die „Differenzen" hängen einzig und allein vom Zufall in der Gestalt einer telegraphischen Depesche ab. Eine Handelsreise ist daher oft eine Spekulation auf den Zufall und mitunter das gerade Gegentheil von allen bisher genannten Reisen, mit Ausnahme der Entdeckungsreisen; sie hat nämlich oft gar kein bestimmtes Ziel, kein anderes, als Handelsverbindungen anzuknüpfen, wo sie sich finden, anstatt des vollen Beutels eine Brieftasche voll — Aussichten und Versprechungen mitzubringen. Wie also jeder Erfolg einer solchen Geschäftsendeckungsreise vom Zufall abhängt, so auch die Bildung des Geschäftsreisenden, ja sogar seine Ausbildung als Reisender, und es kann ihm passiren, daß er als sehr gebildeter Mensch nach Hause kommt, aber von seinem Prinzipal als untauglicher Reisender auf eigene Kosten weggeschickt wird. — Ueber Kunstreisende zwingt mich die schwindende Zeit hinwegzugehen, nachdem ich bereits angedeutet, daß sie entweder zu ihrer Ausbildung in der Kunst reisen, und daher mit dem wissenschaftlichen Reisenden gleiches Schicksal theilen, oder, was man jetzt insbesondere Kunstreise nennt, sich als Künstler produzieren wollen und dann eigentlich eine Geschäftsreise machen, und wie die Virtuosität im Geschäft, so hat auch das Geschäft in der Kunst zugenommen.

Wir kommen schließlich zu den Erholungs- und Vergnügungsreisen, welchen gegenüber man die bisher genannten Berufsreisen nennen könnte. Erholung und Vergnügen ist aber kein Beruf, an welchem man sich besonders auszubilden braucht; man möchte also glauben, daß eine Reise zu diesem Zwecke keine Bildung bewirke. Und doch sind gerade diese, wenn sie dem Zwecke gemäß eingerichtet sind, die besten Mittel zur Bildung im allgemeinen und besonderen; denn sie gelten

dem Menschen als solchem, im Gegensatze zu seinem besonderen Berufe, und es ist großentheils schon ein Beweis von Bildung, wenn Jemand zu seiner Erholung oder gar zum Vergnügen eine Reise macht; denn wer zur Erholung und zum Vergnügen reist, beweist, daß er den Geist nicht zu vollständiger Ruhe verurtheilen wolle, und daß er kein Gewohnheitsthier sei, welches jede Veränderung scheut. Wer zur Erholung oder zum Vergnügen reist, hat es in seiner Gewalt, die Vortheile aller anderen Reisenden zu vereinigen. Er kann mit dem Entdecker sich des Unbekannten freuen, mit dem wissenschaftlichen Reisenden sich ein Ziel stecken, oder mit den Geschäftsreisenden sich dem Zufall überlassen. Denn Erholung gewährt jede Reise durch Zerstreuung, und Vergnügen durch die Abwechselung, aber auch Bildung des Menschen als Menschen, wenn man seinen Gesichtskreis erweitern, aber nicht über den Horizont hinaussehen will; wenn man nämlich reist, um zu reisen, und nicht, um gereist zu sein; wenn man Natur und Kunst, insbesondere Menschen und Zustände unbefangen und ohne Vorurtheil prüft; wenn man nicht sucht, um zu beurtheilen, sondern um zu beobachten; wenn man mit dem richtigen Vorrath an Kenntnissen sich auf den Weg macht und die rechte Gelegenheit benutzt, wo sie sich darbietet; wenn man nicht zu vornehm ist, von Jedem zu lernen, zu eitel oder zu schüchtern, um zu fragen, und bescheiden genug, um zu hören.

Eine Vergnügungsreise wird stets das beste Mittel zur Bildung sein, wenn man sich hütet, ihr den Schein der anderen Reise geben zu wollen; wenn man sich als Dilettant betrachtet, dessen Zwecke eigene Bildung, aber nicht Produktion vor Andern ist; wenn man das Studium von Museen den Antiquaren, von Bildergalerien den Künstlern, von Arsenalen den Strategikern, von Bibliotheken den Gelehrten überläßt; denn was diese dem Dilettanten bieten, findet er gewöhnlich in seiner nächsten Nähe oder es kann in unserer Zeit durch Abbildungen und Beschreibungen ersetzt werden. Aber Natur und Menschen, Zustände

und Sitten sind dem Gebildeten in der Wirklichkeit überall interessant, und es giebt keinen Ersatz für die eigene Anschauung derselben. Darum ist auch nur für den gebildeten Menschen das Reisen ein Mittel zur Bildung, — aus dem Ungebildeten machen Reisen leicht Karrikaturen; denn die Einseitigkeit, die wir dem Gelehrten, dem Künstler, dem Kaufmann als eine natürliche zu gute halten, wird bei dem Laien doppelt lächerlich. Und wenn ich früher die Behauptung wagte, daß man Ungebildete erkenne an Citaten aus ihnen unbekannten Sprachen und Büchern, so kann ich hier hinzufügen, aus Schilderung von Dingen, die sie nie gesehen oder nie verstanden; denn die Unbildung gefällt sich überhaupt im Fremden, und sie bleibt im Fremden, sie mag reisen oder zu Hause bleiben. Bildung gefällt sich nur im Erworbenen, und sie achtet das Fremde, auch wenn sie es sich nicht aneignen kann.

Es giebt aber noch eine Klasse von Reisenden, das sind die Reisenden von Profession oder Touristen, deren Motto es ist: „Wenn Einer eine Reise thut, so kann er was erzählen." Ihre Reisen sind ebenfalls Kunst-, Spekulations- und Geschäftsreisen, bei denen das Buch eine Hauptrolle spielt. Sie reisen nicht auf Zufall, und der Erfolg ist den litterarischen Ciceroni sicher; denn die größte Merkwürdigkeit geht mit ihnen auf die Reise, — sie selber. Sie spekuliren auf ihren litterarischen Kredit, indem sie das Beste der Leser im Auge, aber auch das Auge des Lesers oft zum Besten haben. Von ihnen kann man mit noch mehr Recht als von Raphael sagen, daß sie ohne Hände Maler geworden wären; es kommt nur darauf an, sich nicht als Pinsel von ihnen anschmieren zu lassen.

Ganz entgegengesetzt war die Absicht dieser Auseinandersetzung: nicht Ihnen selbst Reisen und Denken zu ersparen; sondern Sie selbst und Ihre Gedanken auf Reisen zu senden, und somit wünsche ich Ihnen glückliche Reise und empfehle mich Ihnen!

Ueber Bildung und den Einfluß des Reisens auf die Bildung.

Von

Moritz Steinschneider
in Berlin.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 199.

Die Dominikaner in Eisenach.

Ein Bild aus dem Klosterleben des Mittelalters.

Von
Ludwig Weniger,
Direktor des Gymnasiums in Weimar.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung
1894.


Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Dominikaner in Eisenach.

Ein Bild
aus dem Klosterleben des Mittelalters.

Von

Ludwig Weniger,
Direktor des Gymnasiums in Weimar.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Eisenach und die Wartburg sind von einem Zauber umflossen, dem sich Niemand, der zum ersten Male dorthin kommt, leicht entziehen kann. Die Verbindung der schönen Berglandschaft im grünen Schmucke der Buchenwälder mit so vielen Erinnerungen aus Geschichte und Sage läßt auch Den nicht kalt, der die Glanzpunkte Europas gesehen hat. Wem es aber beschieden ist, längere Zeit seines Lebens in der Thüringer Waldstadt zuzubringen, bei dem pflegt sich der Eindruck der anziehenden Umgebung mit den Jahren zu vertiefen; es treibt ihn, den Ueberlieferungen der Vorzeit nachzuspüren und das, was das Auge erblickt, mit den Nachrichten der alten Urkunden zu vergleichen. Dann fangen unvermerkt die stummen Berge und Felsen zu reden an und thun Geheimnisse kund, die der großen Menge verborgen sind. Dann werden spärlich erhaltene Mauerreste und Steintrümmer zu Zeugen von merkwürdigen Dingen. Dann bekommen gleichgültige Namen und Volksausdrücke einen überraschenden Sinn. Der Hörselberg da drüben erzählt von der altheidnischen Gottesverehrung Holdas und dem wüthenden Heere, von der Königin Reinschwig und dem Zugange zum Fegefeuer, vom getreuen Eckhart und vom Tanhäuser. Die Steinbrocken im innersten Winkel des Johannesthales berichten von der einsamen Klause, die Herr Gerhard Atze gebaut, der einst mit Walther von der Vogelweide auf gespanntem Fuße stand. Der epheubewachsene Stein mit verwitterter Schrift im Gebüsche des reizenden Schloß-

gartens giebt Kunde vom alten Karthäuserkloster, in dessen Mauern büßende Mönche ihrer strengen Regel oblagen. Die Wiesenflächen am Fuße des Hainsteins beleben sich mit den bunten Gestalten, die zu den Tagen der Landgrafen fröhliche Feste feierten. Auf dem Wege von der Frankfurter Landstraße her, wo das reich ausgestattete Katharinenkloster stand, sieht man die glänzenden Gestalten der Ritter und Damen zur Burg hinauf reiten, um der immer gleichen Huld des milden Landgrafen froh zu werden. An den lauschigen Brunnen unter den grünen Bäumen auf halber Höhe des Burgberges knüpft sich die Sage vom Rosenwunder der heiligen Elisabeth. Weiter oben, der Stein auf dem sonnigen Wiesenplan, das ist die Stelle, da Heinrich von Velsbach niederfiel, als der grimmige Sieger den treuen Mann mit der Wurfmaschine hinabschleudern ließ. Jenes Zimmer aber im Seitengebäude der Burg kennt Jedermann, das hat Martin Luther bewohnt; von dort schrieb er seine Briefe e regione avium; dort hat er das Neue Testament übersetzt, und wenn er müde war von der Geistesarbeit, so stieg er gern hernieder in „sein Paradies“, den Hain am grünen Hellthal, und freute sich des Gesanges der Vögel.

Auch unten im alten Eisenach, der bescheidenen Stadt ohne glänzende Kunstwerke und scheinbar so arm an geschichtlichen Denkmälern, daß der Fremde gleichgültig die Straßen durchwandert, geben Kirchen und Häuser dem Eingeweihten manch' seltsame Kunde. Dort in Titzel Gottschalks Haus auf der Goldschmiedegasse hat Wolfram von Eschenbach gewohnt, als der Sängerkrieg war; in der Kemenate stand die Wand, an die der Teufel unauslöschliche Schriftzüge schrieb. Da draußen vor Sankt Georgenthor zur linken Hand in „Hellgrefen Hus“ war Meister Klingsor von Ungarland zur Herberge; dorthin brachte er Heinrich von Ofterdingen nach der nächtlichen Luftfahrt aus weiter Ferne. In der alten Schmiede an der Georgenstraße

kündet die schöne gothische Decke noch heute von einstigem Wohlstand. Geradeüber lag Frau Cotten Haus, vor dem der arme Kurrendeschüler den Brotreigen sang, und noch vor kurzem wußten ältere Bürger sich der messingenen Inschriftplatte über dem Grabe der edlen Frau auf dem alten Kirchhofe zu erinnern. Die Georgenkirche auf dem Markte im Kranze der grünen Linden, daneben das Denkmal des Schutzheiligen von Eisenach am plätschernden Brunnen, wo in früheren Zeiten das Rathhaus stand; die schöne romanische Nikolaikirche am altersgrauen Thorthurme mit ihren kunstvoll gebildeten Tragesäulen aus Landgraf Hermanns Zeit, — überall in der alten Stadt ruht eine Fülle bedeutsamer Erinnerungen. In aller Stille schlummern sie weiter, und es zeigt sich zunächst wenig mehr als das Durchschnittsbild einer Thüringer Mittelstadt gleich so vielen anderen. Wer aber die Kunst versteht, den Schlaf zu bannen, für Den ist es eine eigene Lust, an stillen Abenden die Straßen zu durchwandern und die alten Geschichten wachzurufen, daß sie vor der bilderschaffenden Kraft der Seele Wirklichkeit gewinnen und das Leben und Leiden, das Arbeiten und Sinnen unserer Vorfahren hier im Herzen des deutschen Vaterlands neu erstehen lassen.

Auf den folgenden Blättern soll der Versuch gemacht werden, die wechselnden Vorgänge in einem der alten Gebäude von Eisenach zu erzählen, dessen unscheinbarem Aeußeren kein Mensch ansieht, was alles dort im Lauf der Jahrhunderte sich ereignet hat. Der Fremde, der den gewöhnlichen Weg über den Markt nach der Wartburg einschlägt, muß den nicht sehr großen Predigerplatz überschreiten und durch das ehemalige Thor zum Schloßberg hinauf. Auf dem Predigerplatze erblickt er vor sich eine gothische Kirche ohne besonderen Reiz, hoch und schmal, aus Steinen gebaut, links daneben ein Haus mit vielen Fenstern das durch ein Giebelgebäude abgeschlossen wird, zu dem eine

Thür mit Inschrift darüber den Zugang gewährt. Der Eisenacher Bürger sagt ihm, das sei die „Lateinische Schul" oder das Gymnasium. Wirft er einen Blick in das Innere, so thut sich die bescheidene Halle eines weißgetünchten Wandelganges mit Spitzbogenfenstern auf. Man erkennt, daß hier ein Kloster gewesen ist, welches die neuere Zeit in eine Schule umgewandelt hat. Von diesem Kloster wollen wir erzählen und seine Entwickelung von der Gründung an bis zur Auflösung verfolgen.

Unsere Aufgabe führt in die gepriesenen Tage zurück, da der letzte Glanz des höfischen Ritterthums noch über der Wartburg lag. Es war am Johannistage 1227, als Landgraf Ludwig IV. von der Thüringer Heimath Abschied nahm und mit einer auserlesenen Schar von Kreuzfahrern nach dem heiligen Lande zog. Unter bitterem Herzeleid trennte sich seine Gemahlin Elisabeth von ihm. Wohl mochte die hohe Frau ahnen, daß sie ihren einzigen Freund auf dieser Erde nicht mehr wiedersehen sollte. Eine trübe Jugend hatte die junge Fürstin früh gereift und auf die Freuden der Welt verzichten gelehrt. Als Kind von vier Jahren war sie aus dem Vaterhause in die Fremde gekommen. Zwei Jahre darauf mußte sie hören, daß ihre Mutter, die Königin Gertrud von Ungarn, durch Mörderhand gefallen war. Kein Wunder, daß ein Zug von Schwermuth dem heranwachsenden Mädchen eigen blieb, und daß sie im Geist ihrer Zeit sich daran gewöhnte, in der Weltentsagung eine Aufgabe zu sehen, die ihr vor anderen gestellt sei. Aber ihre ernste Frömmigkeit, ihr bußfertiges Leben und die barmherzige Liebesthätigkeit ohnegleichen paßte wenig zu der heiteren Lebensanschauung des prunkliebenden Hofes ihrer Schwiegereltern, wo eine Schar aus-, die andere einzog zu den gastlichen Thoren der Wartburg, der Landgraf mit stolzen Helden seine Habe verthat und Ritters Becher nimmer leer stand. Der Tod Hermanns I. hatte dem lustigen Treiben ein

Ende gemacht. Sein Sohn und Nachfolger war nüchternen Wesens und ließ seiner frommen Gemahlin freie Hand. Elisabeth war erst vierzehn Jahre, als sie regierende Landgräfin wurde. So junger Herrin zu gehorchen, mochte Manchen sauer ankommen ohnedies, wieviel mehr, wenn eine ganz andere Lebensrichtung mit ihr zur Geltung gelangte. Es ist wohl zu begreifen, daß sich wachsende Verstimmung unter den nachgelassenen Angehörigen des früheren Herrn einstellte, und daß Viele waren, die das fröhliche Treiben unter Landgraf Hermann bitter vermißten. Die verwitwete Schwiegermutter Sophie und deren Kinder wollten Elisabeth nicht wohl. Hofgesellschaft und dienende Leute fanden bei der neuen Richtung nicht ihre Rechnung und mochten den Haß schüren. Ein Glück war es für die arme junge Frau, daß Landgraf Ludwig in unverrückter Treue zu ihr hielt. Wenn er auch die schwärmerische Hingabe an das Himmlische nicht theilte, so ließ er doch sein Weib, das er von Herzen lieb hatte, gewähren, da er auf höfischen Prunk wenig Werth legte und auch bald erkannte, wie nöthig es sei, die zerrütteten Verhältnisse der fürstlichen Haushaltung durch Sparsamkeit in Ordnung zu bringen. Ludwig ist von seinem Kreuzzuge nicht wieder heimgekehrt. Als die Nachricht seines Todes eintraf, machte sich der natürliche Schmerz der armen Frau in lautem Wehklagen Luft; denn mit ihm verlor sie alles, was sie noch an diese Welt knüpfte. Ihre Widersacher frohlockten; Heinrich Raspe, der älteste Bruder des Verstorbenen, nahm als Vormund der Kinder unverweilt die Herrschaft an sich. Elisabeth bekam den bis dahin mühsam verhaltenen Groll bitter zu fühlen. Könnten die alten Mauern der Wartburg reden, sie würden von unholden Auftritten im Kreise der fürstlichen Familie erzählen. Die Versuche, die folgenden Vorgänge allein auf die krankhafte Frömmigkeit der weltentsagenden Büßerin zu schieben, treffen schwerlich das Richtige.[1] Es läßt sich nicht

leugnen, daß man der Witwe des heimgegangenen Landgrafen den Aufenthalt im eigenen Heim unerträglich gemacht hat. Auf den Straßen von Eisenach irrte die ungarische Königstochter, Obdach suchend, umher, denn Niemand wollte es mit der neuen Herrschaft verderben, bis sie bei den Franziskanern ein dürftiges Unterkommen fand und dann von ihren Blutsverwandten abgeholt wurde. Elisabeths Tante Mathilde, die Aebtissin von Kitzingen, kam selber nach Eisenach und brachte sie zu ihrem Bruder Ekbert, dem Bischofe vom Bamberg, der ihr auf Schloß Pottenstein einstweiligen Wohnsitz gab.

Doch die Widersacher der frommen Fürstin sollten ihres Sieges nicht froh werden. Das verletzte Recht der Witwe, zumal einer solchen Frau, weckte die Gewissen im Volke und allgemach auch bei ihnen selber. Zunächst traten die heimkehrenden Mannen Landgraf Ludwigs kraftvoll für sie ein. Schenk Rudolf von Vargula, der Sohn jenes Walther, der sie einst von Ungarn ins Thüringer Land geholt und zeitlebens die Verpflichtung gefühlt hatte, dem anvertrauten Fürstenkinde ein treuer Hüter zu sein, führte im Sinne seines Vaters kräftig und ohne Furcht das Wort für die Gemahlin ihres verstorbenen Herrn. Aber Elisabeth hatte auf die Freuden des Lebens verzichtet. Sie war damit einverstanden, daß man ihr einen Witwensitz in Marburg einräumte, und dort verlebte sie den Rest ihrer Tage, in strengen Andachtsübungen für den Himmel sich vorbereitend.

Das farbenreiche Leben des höfischen Minnedienstes ließ sich auf der Wartburg nicht wiedererwecken. Jenes Wort, das ein späterer Dichter auf eine frühere Zeit angewendet hat, „ein neu Weltalter schien heraufzuzieh'n", wurde auch damals zur Wahrheit. Selten hat ein so großer Umschwung in so kurzer Zeit in der Denk- und Lebensweise der Völker des Abendlandes sich vollzogen, als im zweiten und dritten Jahrzehnte des drei-

zehnten Jahrhunderts. Ein schwermüthiger Zug zur Weltentsagung, der bis dahin vereinzelt zu beobachten ist, kam allmählich in weiten Kreisen zur Geltung. Viele hochgestellte Männer und Frauen aus fürstlichem Blute schlossen sich für den Rest ihrer Tage in Klostermauern ein. Elisabeths Brüder Bela und Coloman entsagten der Welt; ihre Tante Hedwig, die Gemahlin Herzog Heinrichs I. von Breslau, that es an asketischem Wandel und selbstverleugnender Hingabe ihrer Nichte gleich und wurde die große Heilige von Schlesien. Herzog Heinrich von Anhalt, der Gemahl Irmengarts von Thüringen, ging auf seine alten Tage ins Kloster. Otto von Botenlauben, der berühmte Minnesänger, und seine Gemahlin Beatrix trennten sich nach langer Ehe freiwillig voneinander, beide, um der Welt zu entsagen; der ältere ihrer Söhne und seine Ehefrau folgten dem Beispiele der Eltern. Sophie und Gertrud von Landsberg nahmen wider den Willen ihres Vaters den Schleier; sie leuchteten allen Mitschwestern in gottseligem Wandel voran und unterzogen sich auch den niedrigsten Diensten des Klosters. Die Beispiele ließen sich mehren. Die Furcht vor den ewigen Strafen verleidete den damaligen Menschen weltliche Freuden, mit denen man sich so lange über den Ernst des Lebens und wohl auch über manche schwere That hinweggetäuscht hatte. Der Wunderglaube des Volkes trug dazu bei, den Heiligenschein um die Häupter solcher Zeitgenossen zu legen, die in der Bußübung um so Größeres zu leisten schienen, je höher ihre Lebensstellung war. Die hohe Verehrung und Anerkennung reizte zur Nachfolge. So war vieles anders geworden in Deutschland. Wie ein Traum lag die Erinnerung an Minneluft und Festesglanz in der Seele der älteren Leute: „Hat mir mein Leben geträumet, oder ist es wahr?" singt Walther von der Vogelweide,

„O weh, wie sind verzagt die jungen Leute nun
Vor Kummer, der sie nagt, wie jämmerlich sie thun!

Sie wissen nur von Sorgen, weh, wie thun sie so?
Wohin ich blicke und schaue, find' ich Niemand froh.
Tanzen, Singen, das vergeht vor Sorgen gar:
Nie sah man unter Christen so jämmerliche Schar."

Und doch kann sich der Sänger selber der gleichen Stimmung nicht entziehen:

„Die Welt ist außen lieblich, weiß und grün und roth,
Doch innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod."

Aus diesem Geiste einer anders gewordenen Zeit sind die beiden Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner erwachsen, die, völlig entsagend, ihr ganzes Sein in den Dienst des Ewigen, das ist, wie sie es verstanden, der römischen Kirche und ihres obersten Bischofs, stellten.

Die Dominikaner sind es, die uns im folgendem beschäftigen sollen. Ein spanischer Ritter war der Gründer des Ordens. Dies ist bezeichnend für den Geist, der sich in ihm entwickelte, und das Hauptziel, das er sich stellte, die Unterwerfung Andersgläubiger unter den Gehorsam der Kirche. Dominikus Guzman, der vornehme Kastilianer, war ein Mann von gelehrter Bildung und besonnenem Denken. Glühender Eifer für das Seelenheil der Menschen, über dem er jede Rücksicht auf eigenes Behagen und äußeres Glück vergaß, hatte ihn mit einigen Gefährten in das südliche Frankreich getrieben, um in apostolischer Armuth und Selbstverleugnung an der Bekehrung der Albigenser zu arbeiten. Im Jahre 1215 ging er nach Rom; es gelang ihm, von Innocenz III die Bestätigung seiner Bestrebungen und eine Regel für seine Genossenschaft zu erhalten. So entstand ein neuer Mönchsorden. Honorius III erweiterte 1216 die Satzungen. Die Regel des Augustin bildete die Grundlage, aber die Disciplin wurde verschärft. Dem Zwecke des neuen Ordens, Städte und Völker der Kirche wieder zu gewinnen, war die Verfassung angepaßt und wohldurchdacht auf allgemeines, wie einzelnes,

gerichtet. Jedes Kloster wählte sich einen Prior auf Lebenszeit als obersten Leiter. Die Klöster eines Landes schlossen sich zu einer Ordensprovinz zusammen, der ein Prior provincialis vorstand. Jedes Jahr berief der Provinzial ein Kapitel, an dem alle Prioren der Provinz und besondere Abgesandte theilnahmen. Ueber sämtliche Dominikanerklöster gebot der Ordensgeneral. Dieser hatte in Rom seinen Sitz und pflegte alljährlich ein Generalkapitel zur Verhandlung über die wichtigsten Fragen des ganzen Ordens einzuberufen. Im Jahre 1220 fand in Bologna das erste dieser Generalkapitel statt. Auf ihm entsagten die Brüder allem eigenen Besitze; Ernst und Schweigen sollte in den Klöstern herrschen, ein hartes Lager zur Ruhe dienen, nur Fastenspeise die Nahrung bilden. Die Kleidung bestand in einer weißen Kutte mit Scapulier und Kapuze, darüber ein schwarzer Mantel; vom Volke wurden die Dominikaner der Schwalbe verglichen. Die Durchführung der Ordensaufgabe sollte durch Verkündigung des Wortes Gottes mittelst der Predigt in der Landessprache erstrebt werden. Daher hießen die Dominikaner auch Predigermönche oder kurzweg Prediger. Es gelang ihnen bald, alle Rechte der Weltgeistlichen zu erringen, darunter als das wichtigste die Befugniß, Beichte zu hören und Absolution zu ertheilen. Was dem Orden in kurzer Zeit so große Bedeutung verlieh, war der Umstand, daß die Ausrüstung zu erfolgreichem Predigtamt gründliche Vorbereitung durch wissenschaftliche Arbeit erforderte. Dadurch geschah es, daß die Brüder des Ordens sich von der übrigen Geistlichkeit durch gelehrtes Wissen auszeichneten und großes Ansehen erwarben.

Die Wirksamkeit der neuen Genossenschaft entsprach dem Bedürfnisse der Zeit. Die klägliche Unwissenheit und das ärgerliche Leben der niederen Geistlichkeit stand in grellem Widerspruche zu der unbewußten Sehnsucht so Vieler, die nach

Nahrung für ihre Seelen und zuverlässiger Leitung verlangten. Die Predigt war dazumal in der Kirche als etwas Unwesentliches beiseite gesetzt, und die liturgischen Formen des Gottesdienstes konnten nicht ausreichen, um die Gewissen zu befriedigen. Was man brauchte, wurde durch die Predigermönche reichlich geboten. Man kann sich denken, wie unter solchen Verhältnissen nichts auf die Laienwelt tieferen Eindruck machte, als die unverkennbare Selbstverleugnung der neuen Brüder, die unter Verzicht auf eigene Behaglichkeit in ärmlicher Hülle einzig dem Seelenheile ihrer Mitmenschen sich widmeten. Als ein wichtiger Umstand kam hinzu, daß ihr Beruf die Bettelmönche nöthigte, inmitten volkreicher Städte ihre Niederlassungen zu gründen, während die älteren Orden mit Vorliebe in abgelegener Einsamkeit ihre Klöster erbaut hatten. Ueberdies brachte das regelmäßige Gabensammeln in fortlaufenden Verkehr mit großen und kleinen Leuten auch außerhalb der Stadtmauern. So konnte es nicht fehlen, daß die Predigerbrüder volksthümlich wurden und bald überall Eingang und Einfluß gewannen, und daß anderseits damit auch Mittel sich einstellten, die ihren Niederlassungen zu gute kamen.

Es geschah in jenen Jahren, daß ein vornehmer Edelmann aus Ilfeld im Harz, wo sein Geschlecht reich begütert war und fürstliches Ansehen genoß, aus innerer Neigung dem geistlichen Stande sich widmete. Dies war Elger, der junge Graf von Honstein, wohl ausgestattet mit Geist und Gaben und strebsam zugleich.[2] Geburt und Leistungen brachten ihn früh in hohe Stellung; um 1200 finden wir ihn als Domherrn von Halberstadt und Probst von Goslar genannt. „Tag und Nacht sann er," so erzählt sein Geschichtsschreiber, „darüber nach, wie er sich Wissen erwerben könnte, um Andere gut zu leiten." So kam er zu dem Entschlusse, seine Stellung aufzugeben und nach Paris zu gehen, wo damals der erste Sitz abendländischer

Gelehrsamkeit war. In Paris lernte er den Dominikanerorden kennen, der in dem Konvente auf der Straße St. Jacques den Mittelpunkt seines Wirkens besaß. Elger fand Wohlgefallen an den Bestrebungen der neuen Genossenschaft; er ließ sich aufnehmen und stellte fortan sein Leben in den Dienst des Ordens. Dominikus war am 6. August 1221 gestorben. Zu seinem Nachfolger wurde auf dem Generalkapitel zu Paris ein Deutscher gewählt, Jordan, der Sachse genannt, aus Borgentreich im Westfälischen gebürtig. Dem Zwecke des Ordens gemäß war man an leitender Stelle darauf bedacht, Sendboten in alle Lande zu schicken, durch die man hoffen durfte, auch auswärts Boden zu gewinnen. Mit großer Klugheit bediente man sich dazu der natürlichen Bande von Heimath und Vaterland, um die Herzen des Volkes zu gewinnen und den Leuten in ihrer Muttersprache die Predigt vom Heile nahezubringen. Der neue Ordensgeneral besaß das beste Urtheil über die deutschen Verhältnisse. Es geschah daher mit gutem Bedacht, daß er Elger von Honstein, den vornehmen Deutschen, der durch seine Geburt einflußreiche Verbindungen besaß und ebensogut mit Fürsten, Grafen und Edeln sich zu benehmen verstand, wie er mit dem gemeinen Manne zu verkehren wußte, in Begleitung von drei tüchtigen Landsleuten nach Thüringen entsandte, um dort einen Samen auszustreuen, aus dem man sich für die Zukunft reiche Früchte versprach. „Denn das Wort Gottes war damals theuer im Thüringerlande," so berichtet die alte Darstellung, „und Wenige gab es, die vor Ankunft der Predigerbrüder dem Volke die Heilsbotschaft darboten."[3] Im Jahre 1228 langten die neuen Mönche in der Thüringer Hauptstadt Erfurt an. Der gute Ruf, der ihnen vorausging, ihr freundliches Auftreten, die lautere Demuth und das unermüdliche Wirken der Prediger gewann die Zuneigung der Erfurter Bürger sehr schnell. Es war noch die Zeit der ersten Liebe des Ordens,

und das Gute überwog im Wollen und Handeln. Es gelang den Brüdern, in der Nähe der Paulskirche am Ufer der Gera einen Hof zu erwerben; neue Genossen schlossen sich an, Gaben strömten zu. Bald konnte man die Anlage eines ordentlichen Klosters in Aussicht nehmen und den Bau einer eigenen Kirche beginnen. Elger und die Seinen griffen selbst zu Schaufel und Kelle. Als die Leute sahen, wie der vornehme Graf und die frommen Brüder in der schlichten Ordenstracht sich zur Maurer- und Zimmerarbeit anschickten, eilten sie von allen Seiten herbei und trugen mit solchem Eifer, was gebraucht wurde, zusammen, daß man nicht nöthig hatte, Geldmittel aufzuwenden und Arbeiter zu dingen. Im Jahre 1230 wurde durch Erzbischof Sifrid II. von Mainz, dem der Erfurter Sprengel unterstand, die Einweihung des Klosters vollzogen; die Kirche ist erst später ausgebaut worden.[4] Damit hatte der neue Orden in Thüringen Wurzel gefaßt und begann sich bald gedeihlich zu entwickeln. Von großer Bedeutung war, daß der Mainzer Kirchenfürst der Bruderschaft seine Gunst schenkte. Elger von Honstein wurde zum ersten Prior der Erfurter Prediger gewählt und nahm zu an Ansehen bei Hoch und Niedrig, zugleich aber auch an Erfahrung, Menschenkenntniß, innerer Vertiefung und stetigem Eifer für die Aufgabe seines Lebens.

Um diese Zeit hatte in dem Landgrafenhofe auf der Wartburg die neue Richtung ihren völligen Sieg erlangt. Wer hätte es auch gedacht, daß die schwer mißhandelte Elisabeth die größte Heilige des Mittelalters werden sollte! Bereits vier Jahre nach ihrem 1231 erfolgten Abscheiden wurde sie heilig gesprochen; 1236 erfolgte die Erhebung der Gebeine. Kaiser Friedrich II. setzte der Todten eine goldene Krone auf, und über ihrem Grabe erhob sich eines der schönsten Gotteshäuser, das Deutschland besitzt, die Elisabethkirche in Marburg. Landgraf Heinrich Raspe hatte längst das rauhe Vorgehen gegen seine Schwägerin bereut,

auch mochte er begreifen, wie unklug es gewesen wäre, einer Strömung entgegenzuwirken, die mit nie dagewesener Gewalt alle Zeitgenossen fortriß. So machte er denn zu rechter Zeit seinen Frieden mit der Kirche und gab sich ganz in die Hände der Geistlichkeit; unter dem Namen des Pfaffenkönigs hat er in der Folge eine traurige Berühmtheit erlangt. Ein Zusammenwirken besonderer Umstände half damals den Dominikanern die Wege bahnen. Auch Heinrichs Bruder Konrad trug eine Schuld auf dem Gewissen. Er hatte sich in Reinhardsbrunn an dem Erzbischofe Sifrid III. thätlich vergriffen und danach bei der Erstürmung der mainzischen Stadt Fritzlar Kloster und Kirche St. Johannes des Täufers niedergebrannt. Geweihte Priester und große Heilige so schwer zu beleidigen, war dazumal ein mißliches Ding; was im Eifer des Zornes gefrevelt war, mußte durch mehr als doppelte Buße gesühnt werden. Auch Konrad erkannte, daß er gut thun werde, mit der geistlichen Macht, die das Weltliche so wohl zu lenken verstand, seinen Frieden zu machen. Die Legende erzählt, daß den fürstlichen Brüdern in einer Nacht St. Elisabeth und St. Johannes im Traume erschienen und Beiden aufgaben, zur Vergeltung ihnen ein gemeinsames Kloster zu bauen. Um nichts zu versehen, holte man bei Papst Gregor IX. Raths ein, und dieser empfahl, dem Gebote der Heiligen ohne Zaudern Folge zu leisten. Nun half kein Ausweichen; man entschloß sich, ans Werk zu gehen, und nahm in Eisenach am Fuße des Berges, dessen oberster Gipfel von der Wartburg gekrönt wird, den Bau eines Nonnenklosters in Angriff.

Die Kunde von der beabsichtigten Stiftung drang auch nach Erfurt und kam zu Ohren Elgers von Honstein. Der kluge Mönch erkannte, daß sich eine günstige Gelegenheit bot, für seinen Orden großen Gewinn zu erlangen, und entsandte zwei angesehene Männer seiner Bruderschaft an Heinrich Raspe

mit dem Auftrage, dahin zu wirken, daß das neue Kloster in Eisenach dem Dominikanerorden eingeräumt und diesem dadurch in nächster Nähe der fürstlichen Hofhaltung eine Stätte bereitet werde. Nun war das landgräfliche Haus mit den Grafen von Honstein entfernt verwandt. Heinrich Raspe, längst begierig den großen Prediger von Erfurt kennen zu lernen, lud ihn zu persönlicher Zwiesprache ein. Elger kam und erlangte durch den bedeutenden Eindruck seines Wesens ohne Mühe die Erfüllung seines Wunsches. Vielleicht beruht die Geneigtheit des Landgrafen, den Dominikanern gefällig zu sein, noch auf einem besonderen Grunde. Es ist bekannt, daß die heilige Elisabeth schon zur Zeit ihres Waltens auf der Wartburg dem Franziskanerorden ihre Gunst geschenkt hatte. Ein Franziskaner Rodeger war ihr Beichtvater gewesen; aus seiner Hand hatte Ludwig IV. das Kreuz genommen. Elisabeth soll die Franziskaner nach Eisenach berufen und dort angesiedelt haben. Daher ist es nicht unwahrscheinlich, daß Heinrich Raspe mit gutem Bedacht den anderen der beiden einflußreichen Orden zu gewinnen suchte, um durch ihn innerhalb der Kirche selbst eine bleibende Stütze zu bekommen. Auch sein Bruder Konrad hatte guten Grund, in die Abtretung der gemeinsamen Stiftung an die Predigermönche zu willigen. Elgers Geschlecht war mit dem Mainzer Erzbischof Sifrid III. von Epstein blutsverwandt, und man durfte hoffen, daß eine Gefälligkeit gegen ihn zur Aussöhnung mit dem beleidigten Kirchenfürsten beitragen werde. So geschah es denn, daß die beiden fürstlichen Brüder die bereits fertige Kirche an Elger abtraten; ein anstoßendes Grundstück wurde hinzugefügt und das Ganze für ein Predigerkloster zu Ehren der heiligen Elisabeth und Johannes des Täufers bestimmt. Am Sonntage Misericordias Domini, den 13. April 1236, wurde das neue Kloster eingeweiht. An diesem Tage feierte es fortan sein Stiftungsfest, die Predigerkirmse, wie die Eisenacher sagten. Wie aber dem Landgrafen daran

gelegen war, die Persönlichkeit Elgers zu gewinnen, so erkannte dieser seinerseits, daß ihm in der Nähe des mächtigen Fürsten ein größerer Wirkungskreis eröffnet sein werde, als unter der Erfurter Bürgerschaft, wo die Stiftung seines Ordens genügend befestigt schien Er gab daher die Erfurter Stellung in andere Hände und siedelte ganz nach Eisenach über, wo er als Prior des neuen Klosters den Rest seines Lebens zubringen sollte.

Wir sind über die ältere Geschichte des Eisenacher Dominikanerklosters, insbesondere über Elger von Honstein, durch ein mittelalterliches Schriftstück unterrichtet, das noch erhalten und 1861 durch den Druck veröffentlicht ist. Es ist dies die im vorhergehenden bereits einige Male erwähnte „Legende von den heiligen Vätern des Eisenacher Predigerklosters", in lateinischer Sprache und offenbar von einem der Eisenacher Mönche abgefaßt, der den geschilderten Vorgängen noch nahe gestanden hat. Auf Grund dieses Schriftstückes war es möglich an Ort und Stelle manche Zusammenhänge festzustellen und das Erhaltene zu deuten.

Wer Eisenach kennt, weiß, wie günstig die Lage des Predigerklosters gewählt ist.[5] Im südlichen Teile der Stadt, wo das Thor den nächsten Weg zur Wartburg über den Schloßberg hinauf eröffnet, macht die Stadtmauer nach Norden hin einen Bogen. Dieser umschließt das klösterliche Grundstück von der einen Seite; auf der nördlichen bildet die sehr lange und schmale Predigerkirche und die westlich sich anschließende Umhegung die Grenze, nach Osten hin der freie gepflasterte Platz, der noch heute nach den Predigern heißt. Das Hauptportal der Kirche lag im Norden an der Nonnengasse, ein zweites, gegenüber, führte in den Kreuzgang, der die Klosterräume von innen umgab Durch ein drittes, an der östlichen Giebelseite der Kirche, gelangte man vom Predigerplatze zunächst in eine Krypta, über der ein hochgebauter Chor sich erhob, und durch

diese weiter in das Schiff, das westlich durch eine flache Wand mit großem Spitzbogenfenster seinen Abschluß fand. Ein Thurm fehlt, wie es bei den Dominikanerkirchen der Fall zu sein pflegt. Die Bauart ist gothisch, ohne Prachtentfaltung, doch dauerhaft und in den Maßen gefällig. An den hohen Chor lehnt sich auf der Südseite eine kapellenartige Sakristei, das sogenannte Gerbhaus, die klösterliche Schatzkammer, und unter dieser lag eine zweite Kapelle von gleicher Größe, die mit der Krypta der Kirche in unmittelbarer Verbindung stand. Die ganze Doppelkapelle war für sich besonders der Jungfrau Maria und allen Heiligen geweiht. Im Süden schlossen sich in Hufeisenform die Klostergebäude an die Kirche, nämlich ein großes Haus, der Kirche parallel, das durch zwei schmale mit dieser in Verbindung gesetzt war. Auf allen vier Seiten lief ein Wandelgang um den geräumigen Hof, von dem aus er durch Spitzbogenöffnungen sein Licht empfing. Später sind andere Bauten hinzugetreten, eine Brauerei und zwei Wirthschaftshäuser, noch 1512 ein Anbau für ein neues Refektorium; von der älteren Anlage wurde einzelnes abgebrochen. Gewonnen hat das Kloster durch die Neuerungen nicht. Der Grundplan war zweckmäßig und bei aller Einfachheit auch schön. Die Klosterpforte lag an der Südostecke und führte auf den Predigerplatz. Dieser Platz, der mittlere Hof, die ganze Umgebung, ja selbst die Kreuzgänge, wurden im Laufe der Jahrhunderte zu Begräbnissen verwandt; die Bewohner hausten auf einer Stätte des Todes.

In diesen Räumen hat Prior Elger noch sechs Jahre eine reiche Wirksamkeit entfaltet. Das Kloster galt durch die Weihe, die über ihm lag, als ein sicherer Zufluchtsort für Solche, die mit dem Leben abgeschlossen hatten. Gottesfürchtige Leute, zumal vereinsamte Frauen von Stande, Witwen und Jungfrauen, bauten sich ringsum an und vermachten den Predigern letztwillig ihren Besitz. So war der um das Kloster gelegene freie Raum

bald mit Häusern besetzt. Auch der Zudrang zur Brüderschaft mehrte sich; angesehene und tüchtige Männer begehrten Aufnahme, und Elger führte in Zucht und Liebe eine gute Leitung. Zur Ausbildung der Brüder trat die Erziehung der Jugend, und von weit und breit vertraute man seine Söhne den Eisenacher Dominikanern an, bei denen man sie gut aufgehoben wußte. Elgers Ansehn blieb im Steigen. Der Erzbischof von Mainz besuchte ihn häufig und verwandte ihn für wichtige Aufträge. Landgraf Heinrich machte ihn nicht nur zu seinem Beichtvater und vertrauten Rathgeber, sondern legte auch die Ueberwachung der geistlichen Angelegenheiten des Landes in Elgers Hände.[6] Das Legendarium erzählt, Heinrich Raspe habe eigenhändig ein kleines Kruzifix, das ihm sehr werth war, weil vor ihm dereinst die heilige Elisabeth sich ihrer Krone entäußerte, von der Wartburg herabgetragen und dem Kloster geschenkt. Elger ließ sich auch das Aeußere des Gottesdienstes und eine würdige Ausschmückung der Kirche angelegen sein. Er besaß eine Schwester, die als Nonne zu Kloster Rohr in Franken lebte und eine geschickte Paramentenstickerin war. An diese wandte er sich mit der Bitte um eine Decke für den Hochaltar, für die er selbst das Einzelne angab, und sie fertigte ein wunderbar feines Altartuch mit Seidenstickerei in bunten Farben: in der Mitte war die Dornenkrone Christi dargestellt, rechts und links sah man die Patrone der Kirche und die des Prediger- und Minoritenordens, dazu die Gestalten der Apostel; auch zahlreiche Sprüche waren eingestickt. Das Tuch bildete einen Schmuck des Gotteshauses an hohen Festtagen auch noch in späterer Zeit.

Allmählich traten die Beschwerden des Alters an Elger heran. Kasteiungen, Wachen, Fasten, Arbeiten und Sorgen hatten seine Körperkräfte vor der Zeit aufgerieben. Um nöthige Reisen unternehmen zu können, ließ er sich mit schwerem Herzen überreden, zu reiten, statt zu Fuße zu gehen, wie es die Ordens-

regel vorschrieb. Nach dem Vorbilde des Heilandes bediente er sich eines Esels als Reitthier. Die Legende erzählt, als ihm einst ein vornehmer Herr so auf seinem Thiere sitzend begegnet sei, da habe dieser zu seinem Gefolge gesagt: „Seht euch den Eselsreiter an; das ist ein Mann von hohem Adel und Sohn des großen Grafen von Honstein; der hat in seiner Jugend Burgen und reichen Besitz um des gekreuzigten Christus willen verlassen und ist in den Predigerorden eingetreten. Er könnte kostbare Rosse reiten und zieht auf einem Esel einher." Auf diesem Esel soll Elger sich auch zum Predigerkapitel begeben haben, um die Entbindung von seiner Stellung zu erbitten. Als man auf sein dringendes Ansuchen doch nicht eingehen wollte, hörte er draußen seinen Esel schreien. Da sprach er: „Nun vernehmt ihr es selber; mein Esel klagt mich an, daß ich alter Mann ihn in meinem Dienste plagen muß, das doch wider die Ordensgesetze verstößt, und daß ich also der Stellung des Priors nicht würdig bin."[7] Nichtsdestoweniger mußte er die Bürde seines Amtes bis zu seinem Tode weiter tragen.

Es war im Jahre 1242, als Kaiser Friedrich II. in Frankfurt a. M. einen Herrentag angesetzt hatte, hauptsächlich wohl, um den Landgrafen von Thüringen für seine Sache zu gewinnen. Der Landgraf verlangte Elgers Beisein, und der alte Mann unterzog sich ohne Widerstreben den Beschwerden der Reise. In Frankfurt kehrte er bei den Dominikanern ein. Dort warf ihn eine schwere Krankheit aufs Lager, von dem er nicht wieder aufstehen sollte. Der Todesfall machte in weiten Kreisen großes Aufsehen; alles Volk stand unter dem Eindrucke, daß ein hervorragender Mensch geschieden war, einer von Denen, die von den großen Heiligen der Kirche wenig unterschieden sind. So geschah es, daß dem Todten alle die Ehren erwiesen wurden, die der Lebende in Demuth verschmäht

hatte. Auf dem eigenen Wagen des Landgrafen wurde die Leiche nach Eisenach geführt und im Katharinenkloster vor dem Georgenthore niedergesetzt. Von dort erfolgte dann unter dem Geläute aller Glocken die feierliche Einholung durch die Predigerbrüder im Geleite der ganzen Geistlichkeit und unzähliger Laien. Die Beisetzung geschah in der Kapelle Marias und aller Heiligen unter der Sakristei des Predigerklosters. Wie das Legendarium von Wundern, die schon bei Elgers Lebzeiten durch ihn geschahen, berichtet, so weiß es von mehr als einem dergleichen, die an seinem Grabe vor sich gingen, zu erzählen. Es ist deutlich zu erkennen, wieviel die Eisenacher Dominikaner darum gegeben haben würden, wenn die Kirche ihren ersten Prior in aller Form unter die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen hätte, und es lag nicht an ihnen, wenn diese Absicht nicht erreicht worden ist. Wir können uns die Wiedergabe dieser Wunder, die in breiter Darstellung überliefert sind, ersparen. Es bleibt auch ohne sie genug übrig, was Elger von Honstein vor vielen seines Standes auszeichnet. Elgers Erscheinung hat allerdings etwas Apostolisches an sich: die völlige Hingabe an seine Aufgabe unter Verzicht auf alles Andere, die unermüdliche Thätigkeit im Dienste des Berufes, die großartige Vertiefung in Gebet und Kontemplation, von der die Legende, der man darin bis zu einer gewissen Grenze Glauben schenken darf, Kunde giebt, die Reinheit seines Wandels und die Liebe, die ihn überall geleitet hat, heben ihn aus der Menge mittelalterlicher Kirchenmänner, denen so oft etwas Pfäffisches anhaftet, heraus und machen ihn auch evangelischer Auffassung sympathisch. Im 13. Jahrhunderte trug jene, durch die Erinnerung an die heilige Elisabeth gesteigerte geistige Strömung dazu bei, daß Elgers von Honstein Gestalt, zumal bei seinen Landsleuten, von einem Heiligenschein umflossen schien.

Das Grab des großen Priors der Eisenacher Dominikaner

ist neuerdings wieder aufgefunden worden.[3] Es sei gestattet, auf diesen Gegenstand etwas näher einzugehen, weil damit ein anderer zusammenhängt, der für die Geschichte der Zeit von Bedeutung ist. Die Kapelle der Jungfrau Maria und Aller Heiligen, in deren Krypta Elger nach zuverlässiger Ueberlieferung beigesetzt wurde, ist noch vorhanden. Ihr Fußboden liegt ziemlich tief unter der Fläche des anstoßenden Predigerplatzes. Bis zum Jahre 1879 war die mäßig große Halle bis zur Höhe des Straßenpflasters zugeschüttet und mit starken Steinblöcken versetzt. Im vorigen Jahrhundert hatte sie als Gefängniß gedient und wurde zuletzt zur Aufbewahrung städtischer Löschgeräthe benutzt. Eine vollständige Ausräumung stellte die Wiedergewinnung eines in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Bauwerkes in Aussicht und war um so wünschenswerther, als das alte Eisenach an Resten seiner bedeutenden Vergangenheit arm ist. Großherzog Karl Alexander von Weimar, dem die Wiederherstellung der Wartburg verdankt wird, und der auch den Alterthümern der Stadt am Fuße seiner Burg jederzeit die lebhafteste Theilnahme zugewandt hat, ordnete die Ausräumung an, und das Ergebniß hat die Erwartungen nicht getäuscht. Steigt man jetzt in die Gruftkapelle hinab, so befindet man sich in einem verhältnißmäßig hohen Raume. Die Spitzbogen der Wölbung, an denen Spuren einfacher Bemalung noch erkennbar sind, laufen in der Mitte in einer durchbrochenen Steinrosette zusammen, die den Zusammenhang mit dem oberen Kapellenraume, der alten Sakristei, insoweit vermittelt, daß Rede und Gesang zugleich in beiden Hallen verstanden werden kann. Rechts führen zwei Thüröffnungen in die anstoßende Krypta der Kirche, die eine in einfacher Spitzbogenform, die andere durch eigenthümliche und schöne Bildung ihres oberen Theiles bemerkenswerth. Die gegenüberliegende Wand zeigt drei hohe, schmale, gothische Nischen, die entweder Reste einstiger Fenster

sind oder mit Bildwerken ausgefüllt waren; darunter scheint ein Altar gestanden zu haben. Vor dieser Stelle fand man nach längerem Suchen drei schmale Gräber in der Richtung nach Osten hergestellt und in ihnen die Gebeine von Todten. Das eine dieser Gräber ist die Ruhestätte Elgers, welches aber, ließ sich nicht feststellen. Aus dem Legendarium wissen wir, wem die beiden anderen angehört haben. In dem einen lag Ludwig von Bessingen, ein durch Frömmigkeit, bedeutende Predigtgabe und musterhaften Lebenswandel ausgezeichneter Bruder des Klosters, der gleich Elger im Geruche der Heiligkeit stand und diese durch mancherlei Wunder im Leben und nach dem Tode bewährt haben soll. In dem dritten Grabe war ein anderer Predigermönch, mit Namen Heinrich von Weißensee, gebettet.

Die letztgenannte Persönlichkeit verdient unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade. Das Legendarium berichtet von ihm, er sei ein schlichter Mann von großer Demuth und inbrünstiger Frömmigkeit gewesen, der bei seinem Gebete Ströme von Thränen vergoß, der, es sei denn, daß es der Dienst erforderte, nur selten unter den Brüdern erschien, dagegen Tag und Nacht in der Kirche, auf dem Chor und in den Kapellen vor den Altären lag. Er unterzog sich der schärfsten Kasteiung; sein Weinen und die Geißelschläge, die er sich gab, konnte man weithin vernehmen. Immer schritt er einher, die Augen entweder zum Himmel erhoben oder demüthig zur Erde gesenkt. Bei der Messe war er so in Andacht versunken, daß er in Verzückung gerieth und Gesichter sah. Einmal, erzählt die Legende, schaute er Engel, wie sie jubelnd und tanzend das Sakrament umschwebten, so daß er ausrief: „O ihr Junker Gottes, nehmt euch in acht und schüttet nicht den Kelch um!“ — Die Identität des Grabes dieses Heinrich von Weißensee ließ sich durch die Reste einer Steinplatte feststellen, die unter dem Schutte unweit

der Gräber sich vorfand und ehemals seine Ruhestätte bedeckt hat. Noch deutlich zu lesen sind darauf die Buchstaben

.. IIT·FRATER·HENRICVS .. WIZ. ..

Die Ergänzung in „obiit frater Henricus de Wizense“ unterliegt nach dem, was das Legendarium berichtet, keinem Zweifel. Das Geschlecht der Herren von Weißensee findet sich öfters in Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts in landgräflichen Diensten. Auch unser Heinrich, der bußfertige Klosterbruder von Eisenach, hat in jüngeren Jahren am Thüringer Hofe Stellung gehabt. Wir wissen jetzt, daß er sogar eine bedeutende Rolle gespielt hat. Aus einer neuerdings bekannt gewordenen Urkunde von Mühlhausen vom Jahre 1234 geht die überraschende Thatsache hervor, daß Heinrich von Weißensee kein Anderer gewesen ist, als der vielberufene „Tugendhafte Schreiber“, der sangeskundige Leiter der fürstlichen Kanzlei unter drei Landgrafen, Hermann I, dem Sängerfreunde, Ludwig IV., dem Gemahle der heiligen Elisabeth, und Heinrich Raspe, dem Pfaffenkönige, ein ritterlicher Minnesänger, dessen Dichtungen noch erhalten sind.[9] Athmen diese Gedichte aus den jüngeren Jahren des Mannes den Geist des höfischen Minnesanges der Blüthezeit an Hermanns Hofe, so gewährt das Büßerleben des Bettelmönches, der den Zeitgenossen als ein halber Heiliger erschien, ein redendes Zeugniß von dem Wandel der Dinge, der in dem kurzen Zeitraume eines Menschenlebens sich vollzogen hat. Für den Freund mittelalterlicher Kulturgeschichte ist es besonders anziehend, wie eine jener Sängergestalten, an die sich selber die Sage geknüpft hat, so daß lange der Zweifel bestehen konnte, ob sie überhaupt gelebt haben, ein Genosse Wolframs von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide, Herborts von Fritzlar und Albrechts von Halberstadt, nunmehr Wirklichkeit gewinnt, nicht bloß durch glaubwürdige Ueberlieferung, sondern auch durch die

handgreiflichen Reste seiner morschen Gebeine in der stillen Klause am Fuße der Wartburg.

Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder zur Geschichte des Klosters zurück. Es leuchtet ein, daß das Ansehen der Eisenacher Bruderschaft durch die Erinnerung an ihren Stifter sowohl, wie durch das heilige Leben solcher Männer, bei der damals herrschenden Richtung des Denkens nicht wenig gehoben wurde. So ist es gekommen, daß die weitere Entwickelung des Klosters durch fast zwei Jahrhunderte mit weltgeschichtlichen Vorgängen in nähere oder fernere Beziehung trat. Im Jahre 1247 starb Heinrich Raspe; sein Leib wurde bei St. Katharinen, sein Herz bei den Dominikanern beigesetzt, denen es im Leben immer zugethan war. Heinrich hinterließ keine Leibeserben. Nach seinem Tode brach der thüringische Erbfolgekrieg aus. Zwei mächtige Persönlichkeiten erhoben Ansprüche auf den erledigten Thron, einerseits der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen, als Sohn Juttas, der ältesten Tochter Hermanns I., anderseits Sophie von Brabant, die Tochter Ludwigs IV. und der heiligen Elisabeth, für ihren dreijährigen Sohn Heinrich. Im Predigerkloster zu Eisenach fand eine Verhandlung der Fürsten statt. Mit herzlichen Bitten, so erzählen die Reinhartsbrunner Annalen, wandte sich Sophie an ihren Oheim, daß er ihr und ihrem Sohne das anvertraute Land wieder herausgeben möge. Der Markgraf ließ sich rühren; er reichte Frau Sophien die Hand und sprach: „Gern, allerliebste Base, meine getreue Hand soll dir und deinem Sohne unbeschlossen sein.“ Doch wie er so redete, da traten zu ihm seine Räthe, der Marschall Helwig und Hermann von Schlotheim, nahmen ihn beiseite und sprachen: „Herr, was thut ihr, daß ihr das reiche Land und die feste Wartburg aus den Händen gebet. Wäre es möglich, daß ihr einen Fuß im Himmel hättet und den anderen auf der Wartburg, so solltet ihr lieber den einen Fuß aus dem

Himmel ziehen und zu dem anderen auf die Wartburg setzen!" Der Markgraf war betroffen; was sollte er thun? Eben hatte er an heiliger Stätte ein Versprechen gegeben, und nun leuchtete ihm ein, daß er sich zum eigenen Schaden übereilt habe. Mit verlegener Miene kehrte er sich wieder zur Herzogin und sprach: „Ich muß mich in diesen Dingen doch noch bedenken und den Rath der Edeln des Landes hören" und ging von dannen. Da zog Frau Sophie, bitterlich weinend, die Handschuhe von ihren Händen, zerriß sie und sprach: „Gott möge sehen und richten!" Dann warf sie die Handschuhe in die Luft, gleichsam eine höhere Gewalt für ihre Sache zu Hülfe rufend. Die Annalen fügen hinzu, die Herzogin habe ausgerufen: „O du Feind aller Gerechtigkeit und Erfinder aller Uebelthaten, ich meine dich, Teufel, nimm diese Handschuhe mit deinen falschen Rathgebern!" Und alsbald wurden sie hinweggerafft und nimmermehr gesehen. Die Verhandlung geschah 1253 in der Kirche des Predigerklosters. Ein blutiger Krieg war die Folge. Sieben Jahre schwankte die Entscheidung hin und her. Die Eisenacher hielten treu zu Sophie und dem Kinde von Brabant. Am 24. Januar 1261 wurde die Stadt in einer stürmischen Nacht eingenommen und durch Erbauung der Feste Klemda gewaltsam behauptet. Erst drei Jahre später kam der Friede zu stande; Thüringen fiel an das Meißensche Fürstenhaus.

Ueber die Haltung der Dominikaner in dem großen Streite der weltlichen Herren ist nichts bekannt. Im Jahre 1269 wurde das große Provinzialkapitel des Ordens bei den Eisenachern gehalten, und Landgraf Albrecht der Entartete, Heinrichs des Erlauchten Sohn, nebst seiner Gemahlin Margaretha, der Tochter Kaiser Friedrichs II. von Stauffen, wohnten bei. Auch 1321 fand das Provinzialkapitel in Eisenach statt und wurde durch die Anwesenheit der fürstlichen Herrschaft, Landgraf

Friedrichs mit der gebißenen Wange und seiner Gemahlin Elisabeth von Arnshaugk, verherrlicht; der Landgraf selbst nahm die Bewirthung der von weiter Ferne herbeigeströmten Gäste auf sich. Erst nach schweren Kämpfen mit dem eigenen Vater und dem deutschen König Albrecht I. war Friedrich in sicheren Besitz seiner Krone gekommen. Der Thüringer Adel hatte ihm treu zur Seite gestanden. Einer der Räthe seines Vaters, Albert Knut mit Namen, ein Mann von hohem Selbstbewußtsein, der sich in den Wirren der Zeit ein solches Ansehen erworben hatte, daß er beim Volke gewaltiger an Macht erschien, als der Landgraf selbst, war Friedrich dabei behülflich gewesen und meinte seitdem noch mehr als bisher den Machthaber spielen zu können. Er erhob sich endlich in einer Weise über seinen Herrn, daß es nicht weiter zu ertragen war. Es kam zu einem Wortwechsel, bei dem er sich so weit vergaß, dem Landgrafen mit dürren Worten zu drohen: „Wisset, Herre, ich bin es gewesen, der euch zur Herrschaft verholfen hat, und ich werde ebenfalls die Wege finden, euch wieder davon zu bringen." Diese Ueberhebung brach ihm den Hals. Friedrich erkannte, daß ein thatkräftiges Eingreifen geboten sei, wollte er nicht ein Werkzeug in der Hand eines übermüthigen Vasallen werden. Er ließ Knut verhaften und in das feste Verließ der Wartburg bringen. Dort soll er den Hungertod erlitten haben; nach Anderen wurde er auf dem Eisenacher Markte enthauptet. Seine Leiche aber fand im Predigerkloster ihr Grab.[10] Wohl ist der Zusammenhang locker, der durch die Beisetzung vornehmer Todter in der Dominikanerkirche mit der Geschichte unseres Klosters gebildet wird. Immerhin mag man sich vergegenwärtigen, daß die Predigermönche und ihre Oberen bei solcher und ähnlicher Gelegenheit manches hörten und manches sahen, was Anderen verborgen blieb. Daß sie Augen und Ohren offen hielten, lehren die folgenden Ereignisse in mehr als einem Falle,

lehrt insbesondere auch die in ihren Räumen gepflegte zeitgenössische Geschichtsschreibung.

Die Bedeutung des Eisenacher Klosters sollte noch größer werden, als die Entwickelung des Dominikanerordens in den Kulturländern des Abendlandes ihn zum Eingreifen in die großen Welthändel führte. Viele und hervorragende Männer der Wissenschaft waren allmählich aus seinem Schoße hervorgegangen. Albert, Graf von Bollstädt, gewöhnlich Albertus Magnus genannt, ein hochberühmter Gelehrter von ungeheurem Umfange des Wissens, und mehr noch, als er, sein großer Schüler Thomas von Aquino, der gewaltigste aller Scholastiker und der tiefste und schärfste Denker des Jahrhunderts, für die Kirchenlehre gleich begeistert, wie für die Philosophie, durch Redegewalt und Frömmigkeit ausgezeichnet, bildeten die Zierden des Ordens und verliehen diesem einen neuen Glanz. Es war den Dominikanern gelungen, einen Lehrstuhl auf der Hochschule von Paris und dadurch große Bedeutung für alle Länder Europas zu gewinnen. Aber ein mächtiger Nebenbuhler war dem Orden in der Gründung des heiligen Franziskus von Assisi erwachsen, die in den Kreisen des Volkes, wie der Großen, ihn im Ansehen zu verdrängen begann. In jenen Jahren entwickelte sich der tiefgehende Gegensatz zwischen den beiden Mönchsorden mit dem Wachsen ihrer Macht zu solcher Bedeutung, daß dadurch während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters die Hauptvertreter der abendländischen Theologie in zwei Heerlager geschieden wurden. Die Dominikaner nannten sich nach ihrem Meister Thomisten, die Franziskaner Skotisten, nach dem spitzfindigen Johannes Duns Scotus, der ihr großes Licht war. Der Gegensatz zwischen Nominalisten und Realisten, je nach der Auffassung der altüberlieferten Ideenlehre, kam zu den sonstigen Streitpunkten der beiden Orden hinzu. Die Franziskaner waren eingefleischte Realisten. Ueberdies aber hielten sie

eine Lehrmeinung fest, die noch in unserer Zeit sich verhängnißvoll geltend machen sollte; wie man denn überhaupt irren würde, wollte man meinen, diese Streitigkeiten seien in der römischen Kirche zum Austrag gekommen und vergessen. Die Franziskaner nämlich stellten die berühmte Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä auf und pflegten in hochgesteigerter Weise den Mariendienst und damit im Zusammenhange das Ablaßwesen. In all diesen Fragen fanden sie in den Dominikanern grimmige Widersacher.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Gegensätze, die beide Orden trennten und in ihren Folgen in aller Höhe und Tiefe durchwühlten, sich auch in Eisenach geltend machten. Die Franziskaner hatten ebenfalls in der Stadt tiefe Wurzeln geschlagen. Die Baulichkeiten ihres Klosters sind längst zerstört. In neuerer Zeit hat man bei der Anlage eines Pfarrhauses die Grundmauern und einige Denkmäler zu Tage gefördert. Das Barfüßerkloster, wie es in Eisenach hieß, lag von dem Grundstücke der Predigerbrüder nur wenig entfernt, gegenüber dem Landgrafenhofe oberhalb der Georgenkirche. Bei solcher Nähe mag es an Reibungen zwischen den feindlichen Orden, deren Gedeihen und Wohlstand nicht wenig von dem Ansehen abhing, das sie in der Bürgerschaft genossen, erst recht nicht gefehlt haben. Die Dominikaner erkannten, daß etwas geschehen müsse, um das Ansehen der Gegner gründlich zu schädigen, und dies konnte nicht besser erreicht werden, als wenn es gelänge, deren Lehre vor Hoch und Niedrig als hinfällig darzuthun. So rüsteten sie sich im Frühjahre 1322 in aller Stille zu einem vernichtenden Angriffe. Die Sache war harmlos genug eingekleidet. Man hatte beschlossen, am Vorabende der Predigerkirmes am Sonntage Misericordias Domini 1322 ein großes geistliches Schauspiel aufzuführen, wie solche damals in der Kirche üblich waren und wie man deren bereits früher auch in

Eisenach gesehen hatte.[11] Ein begabter Klosterbruder hatte eine umfangreiche Dichtung ausgeführt, in der die beliebte Geschichte von den klugen und thörichten Jungfrauen des Evangeliums dramatisch zurechtgemacht war, dabei aber unverblümt und drastisch die volksthümlichsten der von den Franziskanern verfochtenen Lehrsätze ihre Widerlegung fanden. Laienbrüder und Schüler übernahmen die Rollen. Auf dem Raume zwischen dem Predigerkloster und dem Landgrafenhofe, dicht unter den Barfüßern und recht vor Augen dieser, wurde alles aufs schönste zugerichtet. Landgraf Friedrich, der fürstliche Gönner, der im Jahre vorher beim Provinzialkapitel für die Brüder den Wirth gemacht hatte, und sein ganzer Hof waren eingeladen. Der Tag erschien, und eine zahllose Menschenmenge harrte gespannt der Dinge, die da kommen sollten.

Der Text des Schauspiels, das unter dem Namen des Großen Thüringischen Mysteriums bekannt ist, hat sich im Jahre 1846 zu Mühlhausen wiedergefunden; späterhin ist ein zweites Exemplar aus dem Jahre 1428 in einer oberhessischen Handschrift zum Vorschein gekommen.[12] Es lohnt sich wohl, den Gang der Handlung auf Grund dieser Ueberlieferung zu verfolgen. Einen Haupttheil bilden lateinische Kirchengesänge; der Dialog ist deutsch in kurzen Reimpaaren, gegen Ende in einer der Nibelungenstrophe ähnlichen Versbildung. Die Personen sind Christus, Maria, die fünf klugen und die fünf thörichten Jungfrauen, die Teufel Lucifer und „Beelzebug". Die Jungfrauen bilden zwei Halbchöre, aus denen sich je fünf Stimmen, der Reihe nach bald singend, bald redend, vernehmen lassen. Alle sprechen in breit ausgeführter, strophenartiger Rede. Christus tritt auf, beauftragt seine Engel, zum Feste zu laden, und tritt wieder ab. Die klugen Jungfrauen rathen zu ernstem Wandel, um stets gerüstet zu sein, die thörichten verlachen sie; sie wollen ihr junges Leben genießen; man sieht sie tanzen und ein

Gastmahl halten. Als nun der Herr kommen soll, gebricht es an Oel für ihre Lampen. Sie wollen von den klugen entlehnen, werden aber abgewiesen, und als sie sich auf den Weg machen, um welches zu kaufen, ist es zu spät. Der Herr erscheint. Die klugen werden von Maria gekrönt und nehmen am Mahle theil. Die thörichten bitten um Gnade, werden aber nicht zugelassen. In ihrer Herzensangst nehmen sie zu Maria ihre Zuflucht und flehen fußfällig um ihre Fürsprache. Maria läßt sich erbitten und wendet sich in rührenden Worten an ihren Sohn:

„Eia, lieber Sohn mein,
Gedenke heut' an die arme Mutter dein
Und an die mannigfalte Noth,
Die ich litt durch deinen bittern Tod!
Herre Sohn, da ich dein genas,
Da hat ich weder Haus noch Palas,
Und aller Armuth Pein
Litt ich um die Güte dein.
Ich hatte mit dir Mühe, das ist wahr,
Mehr denn drei und dreißig Jahr.
Sieh, liebes Kind, das lohne nun mir,
Und erbarme dich über diese Armen hier!"

Aber weit gefehlt, daß die heilige Mutter ihre Fürbitte erfüllt sieht, muß sie sich von ihrem Sohne mit ernsten Worten aus der Schrift selbst abweisen lassen:

„Mutter, gedenke an das Wort,
Das sich findet geschrieben dort:
„Himmel und Erd' sollen' eh vergehn,
Eh' mein Wort in Brüchen sollte geh'n",
Und alles himmlische Heer danach
Einen Sünder zu retten nicht vermag."

Und damit der Heiland nicht durch die Güte seines Herzens sich übermannen lasse, treten die Teufel selber auf und mahnen ihn in wiederholter Rede, ein gerechter Richter zu sein. Noch

einmal bittet Maria fußfällig ihr liebes Kind, noch einmal wird sie abgewiesen:

„Schweiget, Fraue Mutter mein;
Die Rede, die mag nimmer sein! —
Späte Reue hilfet nicht;
Ich muß üben recht Gericht:
Armer Sünder, geh' von mir.
Trost und Gnad' versag' ich dir! —
Geh' hin von mir, schrei Ach und Weh!
Dein wird Rath nun und nimmermeh'!"

In heller Verzweiflung reißen sich jetzt die thörichten Jungfrauen ihre Kränze vom Haupte; die Teufel kommen und binden sie mit eisernen Ketten. Unter schmerzlichen Klagen der Verdammten, die im Tone des volksthümlichen Epos vorgetragen werden, meldet das Stück:

„Ach und Weh' uns Armen! Warum sind wir gebor'n? —
Gott hat viel große Marter ganz an uns verlor'n!
Und seine tiefen Wunden machen unsre Schuld nicht leicht,
Wir fahren in unsern letzten Stunden dahin ohn Reu' und ohne Beicht!
O weh, o weh!
Soll'n wir Jesum Christum sehen nimmermeh'? —

Freunde und Verwandte, braucht euch zu mühen nicht!
Spenden und Gaben, das ist uns gar ein Nicht!
Was man uns Gut's noch thue, das ist gar verlor'n.
Tod wär' uns besser denn viel Seelenmessen, wir verdienen Gottes Zorn;
Ja, darum sind wir ewiglich verlor'n!" — —

Man kann sich vorstellen, welche Wirkung solche Worte auf ein mittelalterliches Publikum, das von der Furcht vor den Höllenstrafen sein ganzes Leben hindurch verfolgt wurde, zumal in Eisenach, in dessen unmittelbarer Nähe die Sage den Zugang zum Fegefeuer versetzt und grausige Geschichten von der Höllenpein einst mächtiger Fürsten erzählt, ausüben mußten. Mit klopfendem Herzen folgte männiglich dem Stücke bis zum Ende. Am meisten hatte es Landgraf Friedrich gepackt.

„Von Zorn ergriffen," so erzählt die Erfurter St. Peterschronik, „sprang er auf und rief: „„Wo bleibt der christliche Glaube, wenn der Sünder durch Bitten der Gottesmutter und aller Heiligen nicht Verzeihung erlangen kann?"" Verstört kehrte er auf die Wartburg zurück. Fünf Tage quälte er sich mit finstern Gedanken ab; am sechsten traf ihn ein Schlagfluß. Er verlor die Sprache; zwei und ein halbes Jahr lebte er noch in schmerzvollem Siechthum dahin; dann machte der Tod seinen Leiden ein Ende. Im Katharinenkloster wurde er begraben.[13]

Schwerlich mochte es den Dominikanern erwünscht sein, daß der Schlag, den sie durch die Zurückweisung der Fürbitte Marias gegen die Franziskaner führen wollten, einen so tragischen Ausgang nahm. Nirgends aber hören wir, daß man die Mönche dafür habe büßen lassen. Im Gegentheil erscheint gerade die Markgräfin Elisabeth, die Witwe des verstorbenen Herrn, als die größte Wohlthäterin des Klosters: 1336 schenkte sie einen massiv goldenen Kelch im Gewichte von fünf Mark, dazu ein kostbares Meßgewand und zwei Chorröcke; 1344 stiftete sie einen Zins von fünf Mark Silbers zu zwei jährlichen Seelenmessen für sich und ihren unglücklichen Gatten. Sie selbst starb 1359 nach einem Leben voll Gottesfurcht und Demuth und wurde in der Predigerkirche beigesetzt. Ihre mancherlei Wohlthaten waren so groß und reich gewesen, daß der Konvent beschloß, aus Dankbarkeit für sie alle Tage eine Seelenmesse zu lesen und noch besonders das Gedächtniß ihres Heimganges jährlich durch Vigilien und Messe zu begehen.[14]

Der Eindruck, den das Schauspiel gemacht hatte, war gewichen; die Spannung zwischen den beiden Mönchsorden blieb bestehen. Sie steigerte sich noch mehr, als keine Geringeren, denn Papst und Kaiser, ins Spiel kamen. Auf dem deutschen Kaiserthrone saß dazumal Ludwig von Wittelsbach, der in heftigem Streite mit der römischen Kurie begriffen war. Zwei

Jahre nach der Eisenacher Aufführung wurde er von Johann XXII. für abgesetzt erklärt und in den Bann gethan. Damals erlebte die Welt das merkwürdige Schauspiel, daß der eine Orden mit Feuer und Flamme für den Kaiser eintrat, während der andere nicht minder eifrig zum Papste hielt, der sein großer Gönner und Freund war. Denn schon 1319 hatte Johann verfügt, daß den Dominikanern in Deutschland gegen ihre Widersacher aller Vorschub geleistet werde.[15] Kaiser Ludwig aber stellte 1327 einen Franziskaner unter dem Namen Nicolaus V. als Gegenpapst auf. Der junge Landgraf Friedrich II., der einzige Sohn Friedrichs mit der gebissenen Wange, hielt zum Kaiser, dem seinerseits viel daran lag, den mächtigen Herrn von Thüringen auf seiner Seite zu haben. Er bewirkte, daß Friedrich seine Verlobung mit Judith, der Tochter König Johanns von Böhmen, auflöste und sich mit seiner eigenen Tochter Mechthilde versprach. Zu Pfingsten 1328 kam Ludwig persönlich nach Eisenach. Unter dem Geläut aller Glocken wurde er in feierlichem Zuge von Domherren, Barfüßern und gesamter Geistlichkeit eingeholt. Die mißvergnügten Predigermönche allein konnten es nicht übers Herz bringen, an der Begrüßung des verhaßten Gegners theilzunehmen; der Konvent beschloß vielmehr, noch ein Weiteres zu thun und im Hinblick auf den Bann des Papstes drei Jahre lang weder zu läuten noch zu singen. Das bedeutete nichts Geringeres, als ein Stücklein Interdikt auf eigene Faust. Es kam auf eine Machtprobe an, und wer sich daran kehren würde. Der Landgraf hielt es doch für angemessen, kräftig einzuschreiten. Er drohte, die Mönche in ihrem eigenen Kloster zu verpfählen, und gab Befehl, sortan nichts zuzuführen und zu tragen. Sie überlegten sich daher die Sache klüglich und gaben ihren Widerstand auf; „da sungen si wider", sagt der alte Berichterstatter naiv.[16] Der Zorn des Landgrafen muß in der Folge gewichen sein; denn als 1343 wieder ein feierliches Provinzial-

kapitel in Eisenach gehalten wurde, zu dem sich die großen Gelehrten des Ordens zahlreich einfanden, nahm auch der Landgraf und seine Gemahlin theil. Im Jahre vorher hatte eine Feuersbrunst den größten Theil der Stadt verzehrt, nur die massiv gebauten Klöster und Kirchen waren verschont geblieben. Um nun der Bürgerschaft Gelegenheit zu geben, sich durch Fremdenzufluß von den Verlusten zu erholen, wurde zur Verherrlichung des Festes ein großes Lanzenstechen und Turnier veranstaltet und dazu der ritterliche Adel von weit und breit eingeladen,[17] so daß Geistlichkeit und Laienvolk in gleicher Weise ihre Rechnung fanden.

Noch einmal tritt das Eisenacher Predigerkloster im Zusammenhange mit den Welthändeln hervor, als Kaiser Karl IV. aus dem Hause Lützelburg zur Regierung kam. Ludwig von Wittelsbach war 1347 gestorben. Zwischen seinem Sohne, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, und dem neuen Könige entbrannte ein heftiger Streit um Deutschlands Krone. In Brandenburg war damals der falsche Waldemar aufgetreten und machte dem Markgrafen arge Noth, da seine Sache von Karl IV. gefördert wurde und täglich größeren Anhang gewann. Ludwig suchte durch einen Gegenzug, indem er den Grafen Günther von Schwarzburg als König aufstellte, die Sache des Lützelburgers lahm zu legen. Zwiespalt herrschte überall, und es gab Augenblicke, in denen schwer zu sagen war, wessen Sache weniger Aussicht auf günstigen Ausgang habe. Da entschlossen sich die beiden hohen Herren, in persönlicher Verhandlung die Schwierigkeiten beizulegen. Als Ort der Zusammenkunft wurde Eisenach gewählt. Zu Anfang des Jahres 1349 trafen beide dort ein, und in einem der Räume unseres Klosters fanden die Verhandlungen statt. In sechsstündiger Zwiesprache wurden die Angelegenheiten des Reiches und die persönlichen Ziele erörtert und zur Entscheidung gebracht. Ludwig erkannte Karl IV. als

König an; er selbst empfing die Herzogthümer Bayern und Kärnthen, sowie die Mark Brandenburg zu Lehen.[18]

Die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts bezeichnet den Höhepunkt des Dominikanerklosters von Eisenach. Auch später noch erwiesen fürstliche Personen den Predigern ihre Gunst: 1359, sahen wir, wurde die alte Landgräfin Elisabeth in der Klosterkirche bestattet. 1386 wird von reichen Geschenken der Landgräfin Katharina berichtet. 1390 fand wieder ein Provinzialkapitel statt, das Landgraf Balthasar, seine Gemahlin Margaretha und ihr Sohn Friedrich durch ihre Gegenwart ehrten.[19] Von da an hören die Beziehungen zu den Großen der Welt auf. Indes wählten angesehene Bürger der Stadt nach wie vor das Kloster zu ihrer letzten Ruhestätte, und diesem entsprang daraus eine ansehnliche Einnahmequelle, denn mit der Beerdigung waren jährliche Messen am Todestage, sogenannte Seelgeräthe oder Jahrgezite, anniversaria, verbunden, für die irgend eine Schenkung entschädigte. Das Todtenbuch des Klosters führte Register über die laufenden Seelgeräthe, und ein Wochenzettel, die tabula officiorum chori, setzte regelmäßig die fälligen Stiftungen fest. Als im Jahre 1877 die obere Kapelle, südlich neben dem hochgelegenen Kirchenchor und über der Gruft Elgers, wiederhergestellt wurde und dabei eine alte Bretterverschalung über dem Steingewände des ehemaligen Wasserbeckens, der sogenannten piscina, die zum Reinigen der Hände vor dem heiligen Amte diente, weggerissen werden mußte, fielen eine Anzahl schmaler Zettel von Papier herab, die mit halberloschener Tinte in lateinischer Sprache beschrieben sind. Das waren Reste jener Wochenzettel aus der letzten Zeit des Klosters, welche die Mönche für den laufenden Dienst aufgestellt hatten; die Namen Kunigunde von Wangenheim, Albert von Ufhusen, Heinrich von Teygebach sind noch zu lesen. Ein günstiger Zufall hat die Stiftungsurkunde des Seelgeräthes für Heinrich Teygebach

anderwärts erhalten; sie gehört ins Jahr 1420. Daß die Zettel nicht älter, als das fünfzehnte Jahrhundert sind, geht auch aus den Schriftzügen hervor.[20]

Im fünfzehnten Jahrhundert kam der Dominikanerorden herunter und stand auch in Eisenach nicht mehr auf der Höhe. Das Gabensammeln oder Terminiren in Stadt und Umgegend brachte längst nicht mehr die Erträge der alten Zeit. Die Terminationshäuser des Klosters in Geisa, Langensalza und Gotha, wohin der sammelnde Bruder des Bezirkes die in Naturalien gespendeten Gaben brachte, bis größere Mengen nach dem Mutterkloster geschafft werden konnten, scheinen oftmals leer gestanden zu haben. 1449 klagt der Terminirer in Gotha über des Konvents großen Kummer und Gebrechen an zeitlicher Pflege, Bauten und anderer Nothdurft. 1493 richtet der Prior ein Bittgesuch um Unterstützung an Friedrich den Weisen.[21] Aber auch die freudige Entsagung aus der Zeit der ersten Liebe des Ordens war dahin. Das Kloster genügte weder den Ansprüchen der Zeit, noch seinen eigenen mehr. Kein Wunder, daß auch die hohe Verehrung, die das Volk dereinst der Bruderschaft entgegengebracht hatte, nicht mehr vorhanden war. Sie sollte auch nicht zurückkehren.

Das Morgenroth einer neuen Zeit begann aufzugehen. Wieder waren es geistige Kräfte, die der alten Denkweise und dem, was aus ihr hervorgegangen war, ein Ende bereiteten. Eine mächtige Erregung ergriff das Volk in allen Ständen. Für das westliche Thüringen sollten in den zwanziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts besonders die Bauernunruhen verhängnißvoll werden. Auch in Eisenach und Umgegend gärte es stark; die kirchliche Bewegung schickte sich an, für kurze Zeit mit der sozialen Hand in Hand zu gehen. Im April 1525 traten die Bürger in Eisenach und Kreuzburg zu den Bauernhaufen über, auch der Adel an der Werra schloß sich an. Und

nun war kein Halten mehr. In Eisenach kam es zu einem allgemeinen Klostersturme, der damit begann, daß Mönche und Nonnen gewaltsam ausgetrieben wurden. Die Prediger traten eben vom Chore, als der wüste Haufe in die Kirche drang und sie zwang, wie sie gingen und standen, von dannen zu ziehen. Der Eisenacher Bürger Melchior Merle beschreibt in seiner zu Ende des Jahrhunderts abgefaßten Reimchronik[22] die Vorgänge, wie sie dazumal noch in der Erinnerung der älteren Leute lebendig waren:

„Als man diese Jahrzahl geschrieben,
Sind von hier Nonn' und Mönch vertrieben,
Wurden ausgejagt auf eine Stund',
All' ihre Lehr' ging da zu Grund'.
Vom Barfüßerkloster die Schar
Der Mönch' kamen zusammen gar,
Sich zu scheiden mit traurigem Muth
Von ihrer Klöster Hab' und Gut,
Mit kleinem Muth voll Traurigkeit;
Doch sungen sie in solchem Leid:
„O höchster Gott, wir loben dich!"
Und gingen zu Paaren erbärmiglich.
Sie wurden auch zu Hohn und Spott
Geleitet durch einen Frohnbott,
Ging mit ein'm Fliegenwedel ihn vor
Wohl bis vor das Niklauserthor,
Theileten sich aus in die Welt,
Hatten weder Taschen noch Geld.
Nach diesem Handel ging es an;
Nach den Klöstern liefen Frau und Mann,
Ward alles verwüstet, zerschmissen, zerschlagen,
Gestohlen, genommen, hinweggetragen,
Geplündert Kirchen, Klausen zumal,
Ihrer waren siebzehn an der Zahl,
Thäten alles verwüsten und verderben,
Wie man noch sehen thut an den Scherben."

So ist es denn gekommen, daß von Denkmälern und Kostbarkeiten des Predigerklosters so gut wie nichts übrig

geblieben ist. Daß das Kloster ganz verwüstet und verfallen war, berichtet Christoff von Harstall, Amtshauptmann zu Wartburg, unter dem 23. Juli 1544 an Kurfürst Johann Friedrich;[23] nur die festen Mauern hatten stand gehalten. Eine Zeitlang blieben die Räume leer; im Herbste 1544 wurde die lateinische Schule hineingelegt, die sich allmählich zum Gymnasium entwickelt hat, das noch heute dort seine Stätte besitzt.

Damit schließt die Geschichte der Dominikaner von Eisenach. Sie umspannt rund einen Zeitraum von dreihundert Jahren und bietet neben dem, was all' diesen Klöstern eigenthümlich ist, doch manches Besondere von Bedeutung. Evangelisches Denken verurtheilt ja mit gutem Grunde das Mönchswesen. Aber die Geschichte hat unbefangen die Thatsachen festzustellen und sie auch aus der Anschauung der Zeit heraus zu würdigen. So betrachtet, bietet die von einem zielbewußten und starken Geiste getragene Genossenschaft in der thüringischen Waldstadt ein anziehendes Schauspiel. Blieb sie auch von den Fehlern ihres Standes nicht frei, so haftet doch, soweit wir sehen, kein schlimmer Makel an ihr; es gereicht den Eisenacher Dominikanern zur Ehre, daß sie sich ebenso von dem unheilvollen Treiben der Inquisition, wie es in der Gestalt Konrads von Marburg ausgeprägt erscheint, wie von der dreisten Seelenkäuferei nach Art eines Tetzel ferngehalten haben.

Zu dem Guten, das durch sie und innerhalb der Klostermauern entstanden ist, gehört eines, das die Jahrhunderte überdauert hat und in dem Bilde dieser Genossenschaft nicht vergessen werden darf: dies ist die Geschichtschreibung.[24] Die Gelehrsamkeit der Eisenacher Prediger, der Verkehr mit hervorragenden Gestalten der Geschichte selbst, mancherlei, was sie sahen und hörten, das anregende Beispiel der Brüder von Reinhartsbrunn und Erfurt, dies alles mag sie veranlaßt haben, zusammenzustellen und niederzuschreiben, was aus der Vergangenheit

überliefert war, und was die Gegenwart brachte. Das oben mehrfach erwähnte Legendarium ist in einer Papierhandschrift der Jenaer Universitätsbibliothek aus dem fünfzehnten Jahrhundert enthalten, die dem Eisenacher Kloster entstammt. Voran steht in eben dieser Handschrift eine Geschichte der thüringischen Landgrafen, dieselbe, die von Pistorius im ersten Bande seiner Sammlung deutscher Geschichtsquellen veröffentlicht ist. Sie enthält Einträge bis zum Jahre 1412. Diese Landgrafengeschichte ist bis 1395 von einer Hand geschrieben. Von derselben Hand ist auch die Geschichte des Predigerklosters aufgezeichnet, und zwar zunächst eine Einleitung über die Stiftung des Ordens, dann die eigentliche Legende, d. i. die Geschichte Elgers von Honstein und des Eisenacher Klosters; den Schluß macht eine Schilderung der Zustände im Dominikanerorden zu den Zeiten des heiligen Dominikus und Jordans des Sachsen († 1237). Der Hauptheil der Handschrift scheint einem in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts entstandenen Original entnommen zu sein. Die Einträge nach 1395 sind von anderen, und zwar verschiedenen Händen. Chroniken, welche die Brüder verfaßt haben, werden erwähnt und gehören der Landgrafengeschichte an.[25] Es ist kaum zu bezweifeln, daß damit die oben genannte Historia Pistoriana gemeint ist. Die Nachricht von der Vertreibung der heiligen Elisabeth entstammt der Biographie der frommen Fürstin von Dietrich von Apolda, die 1289 begonnen ist. Dietrich war Predigermönch; er gehörte dem Kloster in Erfurt an. Noch zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts soll der Prior der Dominikaner in Eisenach, Johannes Ulrici, ein gelehrter Mann und firmer lateinischer Dichter, Eisenach in poetischer Form beschrieben haben. Man sieht, wie der Geist des Humanismus damals auch in die Klostermauern eingedrungen ist.[26] Bibliothek und Archiv des Klosters sind nicht mehr vorhanden; die wüsten Rotten von 1525 werden, wie so viel

anderes, auch die Vernichtung ihres Inhaltes auf dem Gewissen haben. In unserer Zeit sind durch die verdienstvolle Zusammenstellung und Veröffentlichung von Urkunden der Vergangenheit, die sich da und dort zerstreut finden, manche Einzelheiten ans Licht gekommen, die für die Geschichte der Dominikaner in Eisenach nicht ohne Bedeutung sind.[27] Hoffen wir, daß dieses weiter geschehe, und daß dadurch das Bild dieser mittelalterlichen Stiftung in immer klareren Zügen hervortrete.

Die Klosterzellen sind jetzt zu Klassenräumen einer gelehrten Schule eingerichtet und lassen ihre frühere Bestimmung kaum noch erkennen. Tritt man aber an sommerlichen Tagen durch den kühlen Kreuzgang in den alten Klostergarten, so fühlt man sich in die Zeiten des Mittelalters versetzt. Der romanische Bau im Hintergrunde, die Kirche mit ihren gothischen Bogenfenstern und dem uralten Epheu, die verwitterten Reste von Grabsteinen zeugen von längst entschwundenen Dingen. Aber die grünen Linden in der Mitte dieses Campo Santo, die blühenden Rosenbüsche und der üppig wuchernde Rasen, der allenthalben die Gräberstätte bedeckt, bekunden die Macht des Lebens, das ohne Unterbrechung neues schafft auch auf dem Felde des Todes. Ueber dem alten Klostergarten liegt ein Hauch von Poesie, dem man sich gern eine Weile hingiebt, wie einer Dichtung aus ferner Vergangenheit, in der Geschichte und Sage kunstreich verwoben sind.

Anmerkungen.

[1] Elisabeths krankhafte Frömmigkeit: G. Börner z. Kritik der Quellen für die Geschichte d. Heiligen E., N. Archiv f. ältere deutsche Geschichte 13, 431 ff. H. Mielke, Die heilige E., Hamburg 1891.

[2] Elger von Honstein: Hauptquelle die Legenda de S. patribus conventus Isenacensis ord. predicatorum, gefunden von Hesse, veröffentlicht von Michelsen, Zeitschr. f. Thür. Gesch. 4. S. 361 ff. Einzelschriften von L. Koch, Gotha 1885. E. Jacobs, Zeitschr. des Harzvereins 13, S. 1 ff.

[3] Kirchliche Zustände: „Sermo domini tunc in Thuringia fuit preciosus et pauci fuerunt, qui ante adventum fratrum predicatorum populis verbum dei intimarent." Legenda, a. a. O. p. 370, 386.

[4] Predigerkloster in Erfurt: A. Zacke, Ueber das Todtenbuch des Dominikanerklosters, Jahrb. d. Akad. zu Erfurt. N. F. 2, 1861, S. 46 f., 75, 119.

[5] Predigerkloster in Eisenach: H. Funkhänel, Lat. Einladungsschrift des Gymn. Eisenach, 1844, S. 23 ff. W. Rein, Das Dominikanerkloster in Eisenach, 1857. Ueber gemachte Funde und die von mir geleitete Ausgrabung (vergl. oben S. 22) habe ich im Sonntagsblatte der Eisenacher Zeitung v. 23. Sept. 1877 und v. 16. Januar 1881 ausführlich berichtet.

[6] Elger in Eisenach: Sifrid III. mit E. verwandt, Urkunde v. 1242, bei P. Jovius Chron. Schwarzburg. II, 7 in Schoettgen. dipl. et scr. 1, p. 171. Jacobs a. a. O., S. 19. — „Princeps Elgerum in consiliarium et confessorem elegit, omnia sancta suarum terrarum secundum directionem et consilium eius ordinavit et fecit." Legenda, a. a. O., p. 375.

[7] Elgers Alter und Tod: Die Geschichte von dem Esel außer der Legende, a. a. O., p. 379, auch bei Thomas Cantipratanus im bonum univ. de apibus 2, 1, 21 (wo irrthümlich Frisacensis steht, statt Isenacensis).

[8] Elgers Grab: Eisenacher Zeitung, Sonntagsblatt v. 16. Jan. 1881.

[9] Heinrich von Weißensee. „Henricus scriptor de Wizense", Zeuge im Jahre 1234, Mühlhäuser Urkundenbuch, n. 84. Dichtungen: v. d. Hagen, Minnes. 2, 148—153. Näheres: E. Schneidewind, Der tugendhafte Schreiber, Gotha 1886.

[10] Friedrich I., der Gebissene: Provinzialkapitel 1321 nach der sogenannten Historia Pistoriana de landgraviis Thur. (bei Struve, R. G. Scr. 1, p. 1341), die im Predigerkloster zu Eisenach entstanden ist. Johannes Rothe, Düring. Chronik S. 546 v. Liliencron. — Geschichte des Knut: Struve, a. a. O. Chron. Sampetrinum a. 1318. Joh. Rothe, a. a. O., S. 542.

[11] Passionsspiele in Eisenach, bereits von Ludwig IV. veranstaltet, um Theilnehmer für seinen Kreuzzug zu gewinnen. Mielke, a. a. O., S. 35, nach Cäsarius von Heisterbach.

[12] Das Große Thüringische Mysterium: zuerst herausgegeben von F. Stephan. Neue Stofflieferungen f. d. deutsche Gesch., Mühlhausen 1847, dann von L. Bechstein 1855; vergl. dazu R. Bechstein, Z. Spiel v. d. zehn Jungfrauen, Jena 1866. Aus der Oberhessischen Hs. herausg. v. M. Rieger in Pfeiffers Germ. 10, 311. Einzelschriften von H. Funkhänel, Weimar 1855; L. Koch, Zeitschr. f. Thür. Gesch. 7, S. 199 ff.; A. Freybe, Leipzig 1870.

[13] Tod Friedrichs I.: Chron. Sampetr. a. 1322. Joh. Rothe a. a. O., S. 547, u. a. Die Belegstellen auch bei L. Bechstein a. a O., S. 4 ff.

[14] Markgräfin Elisabeth: Ueber sie handelte die Chronik der Eisenacher Prediger nach Chron. Henneberg. bei Reinhard, Beiträge zur Historie des Frankenlandes, S. 118; erwähnt werden ihre Geschenke (der Kelch), Grabschrift, Beisetzung. Vergl. Joh. Rothe, a. a. O., S. 609. Die Seelmessen: Urk. v. 1344 bei Rein, a. a. O., S. 21, n. 3. — Stiftung: Urk. v. 1359 bei Rein, a. a. O., S. 22, n. 6.

[15] Papst Johann XXII.: Verfügung zu Gunsten der Prediger vom 26. April 1319, Mühlhäuser Urkundenb., n. 747.

[16] Kaiser Ludwig in Eisenach: Chron. Sampetr. a. 1333. Joh. Rothe, a. a. O., S. 565, 557 u. a.

[17] Provinzialkapitel 1343: Vergl. die oben Anm. 9 erwähnte hist. de lantgraviis Thur. bei Struve R. G. Scr. 1, p. 1345. Spangenberg, Henneberg. Chronika, neue verb. Ausg. v. 1755, S. 358. A. Toppius, Historie d. St. Eisenach, bei Juncker, S. 24. Paullini, Annales Isenac., p. 80.

[18] Karl IV. in Eisenach: Alberti Krantz Saxonia (Coloniae 1520) 9, 26. Spangenberg, Sächs. Chronik, c. 288, p. 490. Cuspinianus, de Caesaribus atque imp. Rom. (Frankfurt 1601), p. 384. Paullini, a. a. O., p. 82. Urkunden Karls aus Eisenach v. 13. Januar 1349 im Mühlhäuser Urkundenbuche, n. 1007, 1008, 1009.

[19] Beisetzung der Markgräfin Elisabet; S. oben Anm. 14; hist. de lantgraviis Thur. bei Struve 1, p. 1348. — Stiftungen: Rein, a. a. O., S. 22, Urk. 8. — Provinzialkapitel 1390: Joh. Rothe, a. a. O., S. 640. Monach. Pirnensis bei Menken, 2, p. 1550.

[20] Die Wochenzettel: Ausführlicher im Sonntagsblatt der Eisenacher Zeitung v. 23. Sept. 1877. Urkunde von 1420 bei Rein a. O., S. 24, n. 25.

[21] Armuth des Klosters: Urkunde von 1449 bei Rein a. a. O., S. 25, n. 18. Bittgesuch: ebd. S. 26, n. 27.

[22] Merle's Reimchronik: In A. Toppius, Historie d. St. Eisenach, bei Junder, S. 167—201; besonders herausg. v. H. Müller, Eisenach (1877). Ueber die Bauernunruhen: Monach. Pirnensis bei Menken, 2, p. 1551. Vergl. G. L. Schmidt, Jacob Strauß, Eisenach 1863, S. 19.

[23] Bericht an den Kurfürst: H. Funkhänel, Jahresbericht d. Gymn. Eisenach 1844, S. 13.

[24] Geschichtsforschung: Wenck, Entstehung d. Reinhartsbrunner Geschichtsbücher, Halle 1878, S. 52 f., 57 ff. Wattenbach, Deutschl. Geschichtsquellen, 5. Aufl., 2, S. 334. Unsere Darstellung nach M. Baltzer, Ueber die Eisenacher Dominikanerlegende, Mittheilungen des Instituts f. Oesterr. Geschichtsforschung, Ergänzungsband 4, S. 123 ff.

[25] Chronik der Prediger: „Ut chronica apud praedicatores in Isenach edocent", Chron. Henneberg. S. oben Anm. 14. Vergl. Legenda, a. a. O., p. 372: „legitur in chronicis".

[26] „Jo. Ulrici prior Dominicanorum, vir eruditus et promptus poeta, Isenacum stilo ligato descripsisse fertur." Paullini, a. 1487, p. 125.

[27] Urkunden, die Eisenacher Prediger betreffend, bei Rein a. O., S. 20 ff., und mehrfach auch im Mühlhäuser Urkundenbuch (n. 194, 272, 273, 283, 380, 469, 620).

Die Dominikaner in Eisenach.

Ein Bild aus dem Klosterleben des Mittelalters.

Von

Ludwig Weniger,
Direktor des Gymnasiums in Weimar.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.



Atmosphärische Pracht- und Kraftentfaltung.

Zwei Essays

von

Wilhelm Krebs
in Berlin.

I. Die Regenbogen und ihre Theorie.
II. Luftwogen und Luftschiffahrt.

Mit acht Abbildungen.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Atmosphärische
Pracht- und Kraftentfaltung.

Zwei Essays.

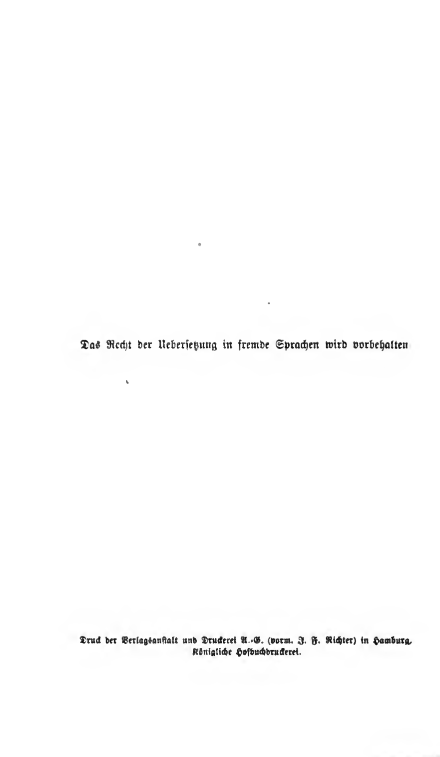
Von

Wilhelm Krebs.

I. Die Regenbogen und ihre Theorie.
II. Luftwogen und Luftschiffahrt.

Mit acht Abbildungen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg,
Königliche Hofbuchdruckerei.

Die Regenbogen und ihre Theorie.

Wer Gelegenheit hatte, einmal einen vollständigen Regenbogen zu sehen, wird von der Farbenfülle dieser nicht eben häufigen Himmelserscheinung bezaubert sein, er wird aber auch, ist er nicht gerade Physiker von Fach, sich in dem Bewußtsein befriedigt fühlen, einmal alles gesehen zu haben, was das Licht in dieser Richtung leisten kann. In dieser Hinsicht irrt er sich, denn auch die vielfach zusammengesetzte Erscheinung eines „vollständigen Regenbogens" ist, wie aus dem System am Schlusse der Arbeit hervorgeht, nur eine von mehreren Arten der Regenbogen, deren neun wissenschaftlich festgestellt sind, und theoretisch ist auch sie nur Theilerscheinung.

Einen solchen vollständigen Regenbogen beobachtete der Verfasser erst einmal, im Sommer 1890, nach einem Gewitter. Der gewöhnlich sonst allein gesehene Hauptregenbogen hatte seine Farbenfolge von Roth (oben) bis Violett in vollem Glanze entwickelt. Konzentrisch über ihn spannte sich der Nebenregenbogen mit umgekehrter Farbenfolge. Die beiden Bogen begrenzten als unterer und oberer Farbensaum einen etwa 10° breiten Bogenstreifen des Himmels, dessen Färbung dort ein helles, etwas in das Violette spielendes Grau war, während der Himmel unterhalb des Haupt- und oberhalb des Nebenregenbogens ein tiefdunkles, stumpfes Blaugrau zeigte. In dieses hinein senkte sich von dem unteren, dem Hauptregenbogen,

noch ungefähr zu der Breite desselben, eine Folge schmaler, leuchtend grüner und rother Streifen, die sogenannten überzähligen Bogen.

Diese überzähligen Bogen waren es, die der Regenbogentheorie im neunzehnten Jahrhundert zu einem Fortschritte verhalfen und, man kann sagen, Veranlassung gaben, eine wissenschaftliche Regenbogentechnik zu schaffen. Schon ihre eigene Erklärung, die zuerst in befriedigender Weise von Young[1] (1804) geliefert, danach (1840) von Airy[1] vervollkommnet wurde, eröffnete einen genauen Einblick in das Wesen des optischen Vorganges, der den Regenbogen zu stande bringt. Young und Airy fanden ihre Ursache in der Interferenz der Lichtstrahlen, d. h. der Fähigkeit der Theilfarben, diejenigen anderer, auch nahezu gleichlaufender Strahlen auszulöschen oder zu verstärken. Die schärfere Airysche Berechnung lieferte als Nebenergebniß genauere Bestimmungen der Halbmesser derjenigen Kreise, als deren Theile die in der Natur vorkommenden Regenbogen erscheinen. Für den Hauptregenbogen war seitens Descartes ein Halbmesser von 41° 47′, für den Nebenregenbogen ein solcher von 51° 54′ berechnet worden. Die Airysche Berechnung und die ihr sich anschließenden Versuche Millers[1] lieferten den Beweis, daß ersterer Halbmesser um etwa 1/2 Himmelsgrad kleiner, letzterer um fast 1 ganzen größer angesetzt werden müßte, für die jeweilig hellsten Streifen der Bogen.

Diese Versuche wurden an Wasserstrahlen von 1/2 mm Durchmesser vorgenommen, die Miller senkrecht aus runden Oeffnungen herabspritzen und von der Sonne beleuchten ließ. Schon einige Jahre vorher hatten Fresnel und Babinet[1] gefunden, daß solche Wasserstrahlen bis zu vier regenbogenartigen Streifen erscheinen und an ihnen sehr schön die überzähligen Bogen erkennen lassen. Billet[1] vervollkommnete später (1856) diesen Versuch noch dadurch, daß er die als wirksamer

festgestellte Dicke solcher Wasserstrahlen von 1,3—2 mm benutzte und die von ihnen gebrochenen Strahlenzüge in 2¼ m Entfernung mit einem Prisma auffing. Auf diesem indirekten Wege wurde es ihm schon möglich, statt wie bisher höchstens vier, neunzehn Regenbogen sichtbar zu machen und die Gradwerthe ihrer Halbmesser zu bestimmen.

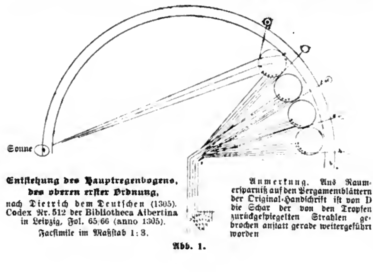
Unmittelbar war eine so viel größere Zahl zu einer Gesamterscheinung gehörender Einzelregenbogen zwanzig Jahre früher von Fresnel beobachtet worden, doch nicht an Wasser-, sondern an massiven Glascylindern. Es waren deren vierzehn Regenbogen, und Fresnel ordnete sie schon zu sieben Paaren zusammen.

An solchen Glasregenbogen nahm noch 1888 Pulfrich[1] genaue Messungen der überzähligen Bogen vor und bestätigte durch diese die Ergebnisse der Airyschen Berechnungen auf das schlagendste.

Eine Beobachtung, die ich zuerst an dem regnerischen Abend des 14. Oktober 1893 machte, veranlaßte mich, näher auf die Theorie der Regenbogen einzugehen. Ich fand zunächst, daß die zuletzt von Pulfrich an Glascylindern vorgenommenen Regenbogenbeobachtungen und -messungen[2] besondere, noch keineswegs ausgewerthete Tragweite nach der Seite einer wissenschaftlichen Systematik der Regenbogen besitzen.

Es ist klar, daß in Wassertropfen dieselbe Erscheinungsweise auftreten wird, wie an Fresnels Wasser- und Pulfrichs Glascylindern. Denn sämtliche Glasregenbogen schneiden die Ebene jedes zur Cylinderaxe senkrechten Kreises, werden sich also in dem Schnittkreise der Kugel ebenfalls einstellen. Dann ist aber von jeder Anzahl des Spiegelns im Tropfen immer ein Paar Regenbogen zu erwarten, je nachdem die wirksamen Lichtstrahlen ihren Weg beim Eindringen ober- oder unterhalb des Tropfenmittelpunktes gewählt haben.

In der Natur sind bisher nur zwei Einzelregenbogen wissenschaftlich festgestellt worden, einer der ersten und einer der zweiten



Entstehung des Hauptregenbogens, des oberen erster Ordnung,
nach Dietrich dem Deutschen (1305). Codex Nr. 512 der Bibliotheca Albertina in Leipzig, Fol. 65/66 (anno 1305).
Facsimile im Maßstab 1 : 3.

Anmerkung. Aus Raumersparniß auf den Pergamentblättern der Original-Handschrift ist von D die Schar der von den Tropfen zurückgespiegelten Strahlen gebrochen anstatt gerade weitergeführt worden

Abb. 1.

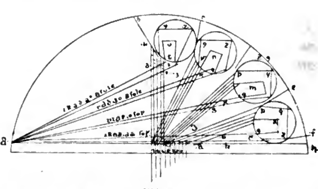


Abb. 2.
Entstehung des Nebenregenbogens, des unteren Regenbogens zweiter Ordnung,
nach Dietrich dem Deutschen (1305), Codex Nr. 512 der Bibliotheca Albertina in Leipzig, Fol. 69.

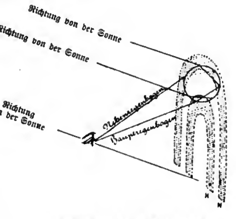
Ordnung des Spiegelns, der eine aber ein oberer (Abb. 1, 3 und 4), der andere ein unterer Regenbogen (Abb. 2 und 4). Es ist demnach unrichtig, dieselben schlechthin als „ersten" und

„zweiten“ Regenbogen zu bezeichnen und mit Babinet[3] nach „dem dritten“ zu suchen. Der untere Bogen erster und der obere zweiter Ordnung werden beide von der Sonnenseite der Regenwand aus in den oberen Luftraum zurückgeworfen. Da sie sicherlich ebenso lichtstark zu erwarten sind, wie die ihnen gleichgeordneten, die nach der Erdoberfläche geworfen werden, besteht durchaus die Möglichkeit, daß dereinst Optik und Meteorologie durch Beobachtungen von Ballonfahrern um einen dritten oder vierten Regenbogen, vielleicht auch, bei der durchsichtigen Reinheit der Atmosphäre, durch einen fünften, der infolge dreifacher Spiegelung entsteht, bereichert werden.



Abb. 3.
Schema zur Erklärung der unteren Grenze des Hauptregenbogens, nach Dietrich dem Deutschen (1305), Codex Nr. 512 der Bibliotheca Albertina in Leipzig, Fol. 67.

Noch nach einer anderen Seite hin ist solche Bereicherung zu erwarten. Schon Descartes, Fresnel, Miller, Babinet, Billet, später Pulfrich haben die Definition der Regenbogenerscheinungen von der Bogenform, dem Entstehen in Tropfen, im Wasser, sowie dem Sonnenlichte abgelöst. In Wasserfäden oder Glascylindern, Luft, Kalkspath, Bergkrystall und anderen durchsichtigen Stoffen und mit künstlichem Lichte erzeugten sie Er-



Strahlengang im Regentropfen.
——— bei Entstehung des Hauptregenbogens (H).
- - - - bei Entstehung des Nebenregenbogens (N),
frei nach Descartes, Météores Pl. VII, Fig. 19 (1638).
Abb. 4.

scheinungen, die sie als „Regenbogen" selbst bezeichneten. Schon seit Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ist auch die Vielfarbigkeit der Erscheinung nicht mehr maßgebend, da Dietrich der Deutsche (1305) einen einfarbig weißen und rothen Regenbogen anerkannte, wenn er auch letzteren fälschlich im Nordlichte sah.[4]

Als entscheidendes Merkmal bleibt allein die Entstehung des Regenbogens durch Spiegeln von zugleich der Brechung unterworfenen Lichtstrahlen innen an der Wand eines von einem anderen umschlossenen durchsichtigen Mediums. (Abb. 1—3.)

Beschränken kann man dasselbe, in gewisser Hinsicht nach dem Vorgange Babinets, auf regelmäßige Gestalt der spiegelnden Medien, wenn auch dieser Forscher den Farbenerscheinungen an zusammengedrückten Glasfäden die regenbogenartige Natur nicht völlig abspricht.[5] Ohnedies erscheint es aber statthaft, Spiegelungen an der Innenwand von mehr oder weniger halbkugeligen Tropfen als echte Regenbogenerscheinungen anzusehen. Haben doch die Thautropfen, deren entsprechende Spiegelungen schon Dietrich den Regenbogen zuzählte, im wesentlichen die Gestalt eines Kugelabschnittes.

Neuzeitliche Einrichtungen in größeren Städten bringen eine früher nicht vorhandene Möglichkeit, Wassertropfen dieser Art scharenweise in der Luft schweben zu lassen. Es sind die Telephonleitungen, deren Drähte oft schon nach Hunderten zählen. Bei Regenwetter sammeln sich an ihnen Tropfen von ansehnlicher Größe, von welcher gesteigerte Deutlichkeit der Spiegelungs- und Brechungserscheinungen innerhalb jeden Tropfens zu erwarten ist. An ihnen wurde die eingangs berührte Beobachtung gewonnen. Die Oertlichkeit war in Leipzig die Gegend zwischen dem Dresdener Bahnhofe und der Wintergartenstraße. Die Erscheinung, die sich zur Nachtzeit, bald nach Beginn eines

Regenwetters, einzustellen und über sein Ende hinaus zu dauern pflegte, setzte sich aus einem frei am Nachthimmel schwebenden Rechtecke von weißlicher, nur wenig in das Röthliche spielender Farbe und über demselben, doch nur bei ruhiger Luft, aus 3—4 ähnlichen, etwas matteren Parallelstreifen zusammen. (Abb. 5.)



Abb 5a.
Iris Lipsiensis,
Erscheinung bei schwachem Winde, beobachtet am 30. Oktober 1893, 10 Uhr abends.

Vergleich mit den örtlichen Verhältnissen am Tage ergab, daß sie durchaus in den Bereich der von Nordwesten nach Südosten fast genau über das Beobachtungsfenster gespannten Telephonleitung entfiel. (Abb. 6.)

Diese Leitung besteht aus 240 Siliciumbronzedrähten, die, erst seit Jahresfrist angebracht, noch von röthlichem Glanze sind. Bei Gelegenheit beobachtete ich an ihnen, was mir schon

vor Jahren an der in Hamburg über die Seewarte geführten Leitung aufgefallen war, daß sich auf dem Drahtbündel das Sonnenbild in ziemlich wohlerhaltener Rundung vergrößert abspiegelte. Die Drähte werden von zwei Isolatorenrahmen beiderseits gehalten, die durch drei Pfosten, der eine auf dem Dache des Dresdener Bahnhofes (Abb. 6 b), der andere 116 m entfernt auf einem Hause der Wintergartenstraße steht. Beiderseits der Pfosten sind die Isolatoren doppelt so weit als sonst voneinander entfernt. Diese Lücken wurden als senkrechte dunkle Streifen, die anfänglich die Pfostenschatten geradezu vortäuschten, in der unteren großen Lichtfläche bemerkbar. So blieb kein Zweifel, daß diese den beleuchteten Querschnitt des Drahtbündels darstellte.



Abb. 5 b.
Iris Lipsiensis,
Erscheinung bei heftigem Winde,
beobachtet am 4. Nov. 1893, 7 Uhr abends.

Daraus ergab sich ein Anhalt, den ungefähren Ort der Erscheinung vom Beobachtungsfenster aus an der perspektivischen Verkleinerung des tagsüber im Hintergrunde sichtbaren Isolatorenrahmens (b) zu bestimmen (Abb. 6.) Bisher war mir nur möglich, die Messung der Breite ganz roh mittelst eines Centimetermaßstabes vorzunehmen, indem ich als Vergleichsstrecke die Breite eines auf dem nächsten Hausdach stehenden gemauerten Schornsteines wählte. (Abb. 4 und 6.) Als besonders schwierig stellte es sich heraus, abends die rechte Beleuchtung des Maßstabes zu finden, da durch die Lichtschwäche der Erscheinung die Benutzung des vollen Lampenlichtes verboten war. Ich behalf mich mit einem Streifen starken Papiers, auf dem ich recht dicke Centimeterstriche zog, so daß ich sie schon bei sehr schwacher Beleuchtung erkennen konnte. Leider waren mir mit diesem noch ziemlich unvollkommenen Werkzeug vor der Frostperiode

Anfang Januar 1894, in der ich Leipzig verließ, auch nur zwei Messungen möglich. Dieselben ergaben als Breiten:

für den Schornstein 3,0, den Isolatorenrahmen 1,7 Theile
für den Schornstein 4,5, die Lichterscheinung 6,0 Theile.

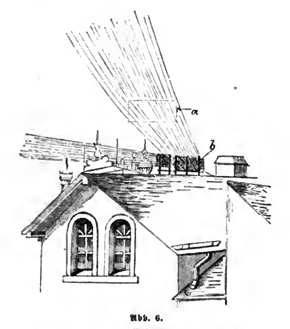


Abb. 6.

Situation am Tage. Ort der Erscheinung.

Iris Lipsiensis,

beobachtet zu Leipzig, im Herbst 1893, bei nächtlichem Regen, von Wilhelm Krebs.

Nach den Regeln der Perspektive, daß die scheinbare Größe eines Gegenstandes im umgekehrten Verhältniß seiner Entfernung vom Beobachter geändert wird, verhält sich demnach die Entfernung des Isolatorengerüstes zu derjenigen der Lichterscheinung vom Beobachtungsfenster wie

$$600 : \frac{45 \times 17}{30} = 600 : 255.$$

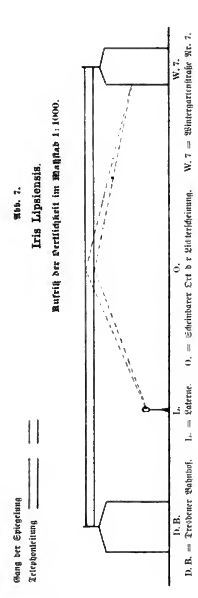


Abb. 7.
Iris Lipsiensis.
Aufriß der Örtlichkeit im Maßstab 1 : 1000.

Die erstere ist aber durch unmittelbares Messen an den amtlichen Stadtplänen genau auf 116 Meter zu bestimmen. Die Erscheinung wurde demnach in $\frac{116 \times 255}{600} = 49$ Meter Entfernung erblickt. (Abb. 7.) An einen elektrischen Ursprung, als eine Art Elmsfeuer,[6] war deshalb schon nicht zu denken, weil sie sich regelmäßig bei jedem Regenwetter der winterlichen Jahreszeit, sonst nicht, einstellte.

Elektrisches Licht wird dort nur nach einer zu derjenigen der Telephonleitung nahezu senkrechten Richtung, nordöstlich 250 Meter entfernt, im Leipziger Krystallpalast erzeugt und leuchtet durch die Glaskuppel der zu diesem gehörenden Alberthalle. Auch diese Lichtquelle kam nicht in Betracht, weil die erwähnte scheinbare Pfostenprojektion eine Beleuchtung ungefähr aus der Richtung der Telephonleitung vorauszusetzen zwang.

Es blieb allein das Gaslicht. Ein Versuch, den mir das

Entgegenkommen der Bahnhofsverwaltung ermöglichte, bestätigte diesen Schluß jedenfalls für die rechteckige Hauptfläche der Erscheinung (a) und gestattete, die hieran betheiligte Laterne zu bestimmen. Am Abend des 14. Dezember 1893, als bei gelindem Regen und ruhiger Luft die Erscheinung in bisher nicht beobachteter Deutlichkeit und Vollständigkeit auftrat, ließ ich eine der der Telephonleitung am nächsten stehenden Gaslaternen, die mir durch Helligkeit und Standort aufgefallen war, auslöschen. Ich erzielte sofortiges Verschwinden jener Hauptfläche, während die vier Nebenstreifen sichtbar blieben. Die letzteren danken ihr Entstehen also augenscheinlich anderen Laternen. Wahrscheinlich sind es vier weiter im Südosten in einer Reihe angeordnete Gaslaternen des Posthofes, deren Doppelbrenner ein auffallend helles Licht verbreiten.

Die Versuchslaterne besitzt einen Siemensschen Regenerativbrenner, dessen Flamme 6,25 Meter über dem Erdboden gehalten wird. Sie steht nur etwa 8 Meter nordöstlich der Telephonleitung, 85 Meter vom Beobachtungsfenster entfernt. Ihr Standpunkt ist also direkt 37 Meter hinter dem scheinbaren Orte der Lichterscheinung gelegen. (Abb. 7.)

Die nächste Erklärung des Lichtbildes würde sich ja aus dem einfachen Spiegeln des Laternenlichtes unten an den Kuppen der herabhängenden Tropfen ergeben. Doch verlangt dieselbe Gleichheit der Ein- und Ausfallswinkel. Diese wurde von vornherein dadurch in Frage gestellt, daß sich die Augenhöhe des Beobachters noch 4,25 Meter über derjenigen der Laternenflamme befand. Aus den erwähnten Entfernungen dieser Höhen und der 20—23 Meter betragenden Höhe der Telephonleitung über dem Erdboden berechnete ich den Winkel, unter dem das Laternenlicht von unten einfiel, zu 21°, denjenigen, unter welchem es zurückgespiegelt wurde, dagegen nur zu $11^1/_2$°, also wenig mehr als die Hälfte. (Abb. 7.) Wenn jene Messungen

auch mit größerer Schärfe noch mittelst Sextant oder eines anderen exakten Werkzeuges vorgenommen werden sollten, so genügen doch schon die ermittelten Beträge, die Erklärung durch Spiegeln des Laternenlichtes an der Außenfläche der Tropfen auszuschließen.

Bei der erwähnten Höhenlage des Fensters müßte man ferner voraussetzen, daß das Spiegeln an mehreren, auch seitlichen Punkten der nach unten gerichteten Tropfenkuppe stattfand. In besonders wirkungsvoller Weise würden dann aber die der Laterne näher gelegenen tieferen Punkte Licht zurückwerfen. Der beleuchtete Querschnitt der Telephonleitung müßte demnach von einem tieferen, unter oder vor dem Beobachtungsfenster gelegenen Standpunkt noch besser sichtbar sein. Trotz vielfältiger dahin gerichteter Beobachtung habe ich jenen aber von der Straße überhaupt nicht zu Gesicht bekommen.

Endlich ist die Erscheinung, besonders bei ruhigem Wetter, zu lichtstark für die Annahme, daß sie sich aus den Lichtpünktchen zusammensetzt, die einzeln jedes auf einer Tropfenkuppe der 12—25 Centimeter voneinander entfernten Telephondrähte durch Spiegeln des Gaslichtes zu stande kommen. Von diesem äußeren Spiegeln gilt durchaus das, was R. Clausius in seiner „Darstellung der in das Gebiet der meteorologischen Optik gehörenden Erscheinungen"[7] mit den Worten berücksichtigt:

„Zunächst wird von jedem auffallenden Strahle ein Theil sogleich an der Vorderfläche reflektirt und die Richtung, in der dieses geschieht, hängt von der Lage des Punktes auf der Kugelfläche ab, und zwar, wie man sich leicht überzeugen kann, in der Art, daß das von der ganzen Vorderfläche reflektirte Licht ziemlich gleichförmig nach allen Richtungen zerstreut wird. Wenn also ein Beobachter vor einer beleuchteten Regenwand steht, so erhält er von jedem Tropfen einige solche Strahlen, und die ganze Wand müßte daher, wenn bloß dieses äußerlich

reflektirte Licht wirkte, in einem gleichförmigen Grau erscheinen, welches aber wegen der großen Verbreitung des Lichtes ziemlich dunkel sein würde."

Die an den Drähten hängenden Halbtropfen befinden sich aber inmitten einer ausgebreiteten und weit dichteren Schar herabfallender Regentropfen. Es ist unerfindlich, weshalb gerade sie sich im äußeren Spiegeln so sehr von diesen ganz ebenso thätigen Tropfen und Tröpfchen unterscheiden sollten, daß sie den Querschnitt der Telephonleitung leuchtend aus der dunkleren Umgebung heraustreten lassen. Für sie muß demnach das die Regenbogenerscheinungen charakterisirende Verhalten der inneren Spiegelung eintreten, daß wirksame Strahlen unter bestimmter Drehung in dichtester Schar nach annähernd der gleichen Richtung zurückgeworfen werden. Im Anschluß an die in dieser Hinsicht bahnbrechenden Rechnungen von Descartes[8] erläutert Clausius[9] dieses Verhalten beim Hauptregenbogen mit folgenden Worten:

„Das innerlich reflektirte Licht wird also nicht, wie das äußerlich reflektirte, nach allen-Richtungen zerstreut, sondern nur nach solchen, die nicht weiter, als um den Maximumswerth des Winkels φ (d. i. den Drehungswinkel, Verf.) von der Richtung der ankommenden Strahlen abweichen, und dabei findet, wie es aus mathematischen Gesetzen folgt, zugleich der wichtige Umstand statt, daß in den äußersten Richtungen, wo φ seinen größtmöglichen Werth hat, wegen der Umkehr von Zunahme zu Abnahme (des Winkelwerthes, Verf.), die dort stattfindet, die Menge der Strahlen ganz besonders groß ist. — Berechnet man nun jenen Maximumwerth des Winkels φ nach dem bekannten Brechungsvermögen des Wassers, so findet man ihn im Mittel zu $41^1/_2{}^0$, gerade den Werth, welchen man als Radius des Regenbogens kennt, und durch diese Uebereinstimmung ist es unzweifelhaft, daß man die Erklärung des

letzteren aus jener eigenthümlichen Vertheilung des innerlich reflektirten Lichtes ableiten muß."

Diese Stellung gegenüber der Grundfrage der Regenbogentheorie hat die Optik bis zum heutigen Tage beibehalten. Dem Verfasser scheint sie aber noch einer Vervollständigung zu bedürfen, da jene scheinbare Verdichtung der Strahlen zu einer auf weite Entfernungen wirkenden Schar nicht genügend durch die bloße Auslese des dichtest zusammenfallenden Theiles der innen gespiegelten Strahlen erklärt wird. Vor allem der Hauptregenbogen besitzt thatsächlich eine so große Helligkeit, daß sie über eine solche Auslese aus zurückgespiegelten Sonnenstrahlen hinausgeht und noch eine besondere Ursache für jene Verdichtung verlangt. Verfasser hatte einmal selbst Gelegenheit, einen vielfarbigen Regenbogen auf dem Hintergrunde des reinen Himmelsblau deutlich zu unterscheiden,[10] welches doch durch ausgedehnte Spiegelung bis in hohe Regionen ebenfalls leuchtet. Den Schlüssel zu dieser Erklärung enthält die älteste Darstellung vom Entstehen des Hauptregenbogens, die sich ja, durch eine zu hohem Alter herangewachsene Optik nicht voreingenommen, noch in vollkommener Naivität an die kaum erst verstandene Natur anlehnen konnte. (Abb. 1—3.) Dietrich der Deutsche, der noch nichts von jenem Wendepunkte des Drehungswinkels wußte, versinnlichte sich das Auftreten des Regenbogens in dem durch die Gradzahl jenes Winkels später bestimmten Umkreise durch Feststellung der Grenzen, innerhalb deren die den Hauptregenbogen veranlassende innere Spiegelung stattfinden kann. (Abb. 1.) Dieselben werden auf der einen Seite durch das Spiegeln auf der Tropfenoberfläche, das allzuschräg auffallenden Strahlen den Eintritt in den Regentropfen verbietet, auf der anderen Seite durch den geraden Durchgang der die Tropfenmitte passirenden Strahlen, welcher zwar nicht den Eintritt in den Tropfen, wohl aber die Spiegelung innen an

seiner Wandung ausschließt, für die eintretenden Strahlen bestimmt (Abb. 1). Die wirksamen können, wie Dietrich daraus dann auch für den verwickelteren Strahlengang beim Nebenregenbogen schloß (Abb. 2), nur innerhalb dieser Grenzen vorhanden sein. Da liegt der zweite Schluß sehr nahe, daß eine Verstärkung dieses jeden Regentropfen passirenden Lichtstromes durch das Beharrungsvermögen in seiner Hauptachse stattfindet, ähnlich wie ein Bach dort in jedem Querschnitt am stärksten strömt, wo er am tiefsten ist, indem in die Richtung derselben auch Lichtwellen mitfortgerissen werden, welche sonst weiter und weiter abweichen würden. Auch müssen die Strahlen dieser Achsenrichtung zu den am meisten in Farben zerlegten gehören, da von den überhaupt in den Tropfen eindringenden Strahlen die infolge geraderen Auffallens weniger gebrochenen vorzugsweise auch wieder den Tropfen verlassen und von dem Spiegeln an der Innenwand des Tropfens ausgeschlossen sind.

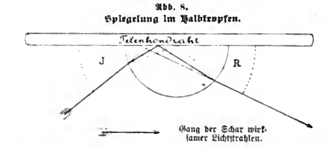
Eine in solcher Art verdichtete Schar von gespiegelten Lichtstrahlen der Laternenflamme verläßt also auch jeden der an den Telephondrähten herabhängenden Halbtropfen. Der Winkel aber, der ihre Richtung zu derjenigen der Telephonleitung bildet, ist, wie aus den unmittelbaren Beobachtungen gefunden, kleiner, als derjenige der eintretenden. (Abb. 7.)

Die sonst diffus und auf einige Entfernung schon unsichtbar von den Telephondrähten zurückgespiegelten Lichtstrahlen werden durch jene Tropfen also nicht allein verdichtet, sondern in ihrer Ausfallrichtung auch gehoben. Die theoretische Erklärung finde ich in der mehr oder weniger ausgebildeten Halbkugelform der Tropfen. Wie aus dem Strahlengange des Hauptregenbogens bekannt (Abb. 8), führt der Weg seiner wirksamen Strahlenschar oberhalb jeden Tropfenmittelpunktes vorbei. Im Halbtropfen von vorn unten einfallend, muß sich das wirksame Licht an der oberen Wand

des Halbtropfens **vor** der Tropfenmitte spiegeln. Das veranlaßt aber, daß der Austrittwinkel (Abb. 8, *R*) noch kleiner wird, als derjenige der Spiegelung, demnach wesentlich kleiner, als der Eintrittwinkel (*J*). Die sich spiegelnden Strahlen verlassen infolge der Brechung, die sie beim Eintritt und Austritt erfahren, die Drähte unter kleineren Winkeln, als sie auffallen, werden also thatsächlich gehoben.

Nach allem ist nicht daran zu zweifeln, daß die beschriebene Lichterscheinung ganz ähnlich den bisher bekannten Regenbogen durch Spiegeln gebrochener Lichtstrahlen an der Innenwand von Regentropfen entsteht. Telephonleitungen und künstliche

Abb. 8.
Spiegelung im Halbtropfen.



Straßenbeleuchtung sind also in der That geeignet, zur Bildung von Regenbogenerscheinungen zusammenzuwirken.

In diesem Betracht eröffnet sich die interessante Aussicht, einen schon vor mehr als $2^1/_2$ Jahrhunderten von **Descartes** geäußerten Gedanken, wenn auch in geänderter Weise, zur Ausführung zu bringen: durch Erzeugung künstlicher Regenbogen die Atmosphäre mit Farben zu schmücken. **Descartes** schrieb:[11]

„Et ceci me fait souvenir d'une invention pour faire paroître des signes dans le ciel qui pourroient causer grande admiration à ceux qui en ignoreroient les raisons. Je suppose que vous savez déjà la façon de faire voir l'arc-en-ciel par le moyen d'une fontaine . . . A quoi il faut

maintenant ajouter qu'il y a des huiles, des eaux-de-vie et d'autres liqueurs dans lesquelles la réfraction se fait notablement plus grande ou plus petite qu'en l'eau commune, et qui ne sont pas pour cela moins claires et transparentes; en sorte qu'on pourroit disposer par ordre plusieurs fontaines, dans lesquelles y ayant diverses de ces liqueurs, on y verroit par leur moyen toute une grande partie du ciel pleine des couleurs de l'iris . . .; puis à cause que, fermant une partie des trous, on peut faire disparoître telle partie de l'iris qu'on veut sans ôter les autres, il est aisé à entendre que tout de même, ouvrant et fermant à propos les trous de ces diverses fontaines, on pourra faire que ce qui paroîtra coloré, ait la figure d'une croix ou d'une colonne, ou de quelque autre telle chose qui donne sujet d'admiration. Mais j'avoue qu'il y faudroit de l'adresse et de la dépense, afin de proportionner ces fontaines, et faire que les liqueurs y sautassent si haut que ces figures pussent être vues de fort loin par tout un peuple sans que l'artifice s'en découvrît."

„Das läßt mich an eine Erfindung denken, Zeichen am Himmel erscheinen zu lassen, die großes Staunen Derer veranlassen könnten, die von der Ursache nichts wissen. Als bekannt setze ich die Weise voraus, den Regenbogen vermittelst eines Springbrunnens sichtbar zu machen . . . Man muß nun berücksichtigen, daß es Oele, Alkohole und andere Flüssigkeiten giebt, in denen die Brechung merklich größer oder kleiner ist, als in gewöhnlichem Wasser, und die darum nicht weniger klar und durchsichtig sind. So könnte man mehrere Springbrunnen anordnen mit verschiedenen solcher Flüssigkeiten. Man sähe dann durch ihre Vermittlung einen großen Theil des Himmelsraumes mit Regenbogenfarben erfüllt . . . Da man nun beliebige Theile jeden Regenbogens ohne Beeinträchtigung der anderen durch

Schließen der Löcher verschwinden lassen kann, ist es dann leicht einzusehen, daß man durch entsprechendes Schließen oder Oeffnen der Ausflußlöcher der Springbrunnen wird erreichen können, der farbigen Erscheinung die Gestalt eines Kreuzes, einer Säule oder eines anderen solchen Gegenstandes zu geben, welche Staunen erregt. Aber ich gestehe, daß dazu Hingebung und Aufwand gehören, um diese Springbrunnen in ein richtiges Verhältniß zu setzen und zu veranlassen, daß die Flüssigkeiten so hoch springen, daß diese Erscheinungen auf sehr weite Entfernungen von einer ganzen Volksmenge gesehen werden, ohne daß ihr künstliches Zustandekommen entdeckt wird."

Sehr charakteristisch für das Zeitalter des französischen Philosophen ist die aus Anfang und Schluß dieses Auszugs wohl nicht zu verkennende Absicht, solche Erscheinungen religiösen Zwecken, zum mindesten dem Sinne für das Uebernatürliche dienstbar zu machen. Die aufgeklärte Neuzeit verfolgt ganz andere Ziele. In erster Linie würde wohl das Praktische, die künstlichen Lichtquellen zur Straßenbeleuchtung vollkommener auszunutzen, in Betracht kommen. Denn ungemein viel diesen Lichtes wird zwecklos in den Weltenraum versandt und richtet vielleicht auf lichtelektrischem Wege durch Vermehrung der Gewittergefahr dabei noch einiges Unheil an.[12] Wie gut würde noch mancherlei davon Verwendung finden können, um zurückgespiegelt die öfter drückend öden Flächen des großstädtischen Nachthimmels stellenweise in bunten Farben schimmern zu lassen, an denen ja auch für verschiedene moderne Zwecke noch in der Cartesianischen Art modellirt werden könnte. Das ästhetische Ziel der Verschönerung aber würde jenes andere, staunenswerthe und räthselhafte Zeichen am Himmel erscheinen zu lassen, vollkommen ersetzen. Der Verfasser kam auf seinen Gedanken nach dieser ästhetischen Richtung schon lange, bevor er von dem ähnlichen des französischen Philosophen erfuhr.

Dieser Gedanke, wenn überhaupt jemals an seine Bethätigung herangetreten wurde, mußte sich bald als undurchführbar erweisen. Als unüberwindliche Hindernisse erscheinen die der Cartesianischen Optik noch unbekannten Umstände, daß jeder Regenbogen für sein Entstehen eine bedeutende Zahl gleichmäßiger, recht großer Tropfen voraussetzt, und ferner, daß ein Durcheinanderwogen so vieler Farbensysteme theilweise zum Auslöschen und Mischen der Farben führen muß. Auch wäre man genöthigt gewesen, sich nach der nicht immer gegebenen Gelegenheit günstigen Sonnenscheins zu richten.

Alle drei Schwierigkeiten fallen fort, wenn man als Unterlage die Drahtzüge der Telephonleitungen, als spiegelnde Mittel Tropfen des stärker als Wasser brechenden und weit intensivere Farben erzeugenden Glases, als Lichtquellen die künstlichen des neuzeitlichen Beleuchtungswesens, vor allem den mächtigen und an Farben reichen Bogen des elektrischen Kohlenlichtes und die seiner Projektion dienenden Einrichtungen benutzt.

Doch sicherlich ist es schon ein großer Gewinn für den Natur- und Schönheitssinn der gesitteten Welt, daß auf jene Aeußerungen atmosphärischer Prachtentfaltung, zu denen die Regenbogen gehören, verständnißvoll geachtet wird, wenn sie sich in der Natur bieten. Dieselben sind mannigfaltiger, als allgemein angenommen wird. In dieser Hinsicht möchte eine wissenschaftliche Systematik der in der Natur bisher beobachteten Regenbogen durchaus am Platze sein.

Deshalb schließe ich mit dem Versuch einer solchen Systematik diesen Essay.

I. **Iris soligena.** Sonnen-Regenbogen.

Er entsteht durch Brechen und Spiegeln des Sonnenlichtes in den Tropfen von natürlichem oder künstlichem Regen und Thau und in Nebeltröpfchen.

Vollständig erscheint er als Haupt-, Neben- und überzählige Regenbogen.

1. Iris soligena multicolor. Der gewöhnliche vielfarbige Regenbogen. In den ältesten Ueberlieferungen vielfach erwähnt, u. a. in Genesis IX, v. 12—17.
2. Iris soligena rubra. Der Dämmerungs-Regenbogen. Er entsteht durch Spiegeln und Brechen des rothen Lichtes der im Auf- und Untergang begriffenen Sonne in Regentropfen. Bisher wurde er wissenschaftlich achtmal beobachtet. Verzeichnet wurde zuerst, wie es scheint, die von Wartmann am 30. Mai 1846 bei Paucy am Genfer See angestellte Beobachtung eines vollständigen Dämmerungs-Regenbogens.[13]
3. Iris soligena alba. Der Nebel-Regenbogen. Er entsteht als weißer Kreisbogen, von kleinerem Durchmesser als multicolor und rubra, auf einer besonnten Nebelwand. A. Bravais zählte bis 1848 24 solcher Beobachtungen.[14] Neben multicolor war alba aber schon Dietrich dem Deutschen (1305) bekannt.[15]

II. 4. **Iris lunigena.** Der Mond-Regenbogen.

Er entsteht meist nur als Hauptregenbogen von ziemlich blasser Färbung durch Spiegeln und Brechen von Mondlicht in Regen- oder Thautropfen. Vielfach beobachtet.

III. 5. **Iris nubigena.** Der Wolken-Regenbogen.

Er entsteht als vielfarbiger Regenbogen durch Spiegeln und Brechen von einer Wolke zurückgeworfenen Sonnenlichtes in Regentropfen. Er wurde erst einmal als Hauptregenbogen, 2—3° oberhalb des eigentlichen Sonnenregenbogens von Herrn de Tessan 1841 in Paris beobachtet.[16]

IV. 6. **Iris aquigena.** Der Wasser-Regenbogen.

Er entsteht als vielfarbiger Regenbogen durch Spiegeln und Brechen von einer Wasserfläche zurückgeworfenen Sonnenlichts in Regentropfen. Er wurde erst zweimal, davon einmal nicht mit voller Sicherheit, 1855 in East-Windsor am Connecticutflusse von Adams,[17] am 25. April 1846 vielleicht von Wartmann in Paucy am Genfer See gelegentlich einer Sonnenfinsterniß beobachtet.[13]

7. **Iris ab aqua reflexa.** Spiegel-Regenbogen.

Er entsteht aus einem Sonnenregenbogen durch nochmaliges Spiegeln der wirksamen Strahlen auf einer Wasserfläche. Er wurde bisher einmal, 1853 (?), von J. J. Walker beobachtet und von diesem auch berechnet.[18]

V. **Iris flammigena.** Der Flammen-Regenbogen.

Er entsteht durch Spiegeln und Brechen künstlichen Lichtes in Wasser- und Nebeltropfen.

8. Iris flammigena Parisiensis. Er entsteht durch Spiegeln und Brechen von Gaslicht in Nebeltröpfchen als weißer Kreisbogen von 80—90° Durchmesser. Er wurde bisher einmal am 18. Februar 1849 von Faye in Paris beobachtet.[19]

9. Iris flammigena Lipsiensis. Er entsteht durch Spiegeln und Brechen von Gaslicht in den an Telephondrähten hängenden Regentropfen, als blaßröthlicher Streifen, entsprechend dem Querschnitt der Telephonleitung. Er wurde bisher etwa zehnmal von dem Verfasser an einer Leipziger Telephonleitung beobachtet, zuerst am 14. Oktober 1893.[20]

Vivat sequens!

Anmerkungen.

[1] Vergl. über die Litteratur C. Pulfrich, Regenbogen, in G. Wiedemanns Annalen der Physik und Chemie. Bd. 33. Leipzig 1888. S. 149 ff.

[2] Ebenda.

[3] Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. 41. Leipzig 1837. S. 139 ff.

[4] Tractatus magistri Theodorici de Vriburch de yride et aliis radialibus impressionibus, Coloniae Agrippinae A. D. 1305, im Codex No. 512, Bibl. Albert. Lipsiensis fol. 47. Vergl. auch Venturi in Gay Lussac, Annales de physique et chimie VI. Paris 1817. S. 145.

[5] A. a. O. S. 143.

[6] Nach einer brieflichen Mittheilung des Professor Sundvik in Helsingfors an den Verfasser sind ähnliche Lichterscheinungen in nordischen Städten mit elektrischer Beleuchtung mehrfach beobachtet worden. S. nahm deshalb elektrischen Ursprung an.

[7] J. A. Grunerts, Beiträge zur meteorologischen Optik und zu verwandten Wissenschaften. Erster Theil, viertes Heft. Leipzig 1850. S. 423. Die auf die Clausiussche Figur bezogenen Buchstaben sind hier als überflüssig ausgelassen.

[8] Oeuvres de Descartes publiées par Victor Cousin. Tome V. Paris 1824. (Leyde 1638) p. 155 ff. Les Météores p. 265 ff.: Discours huitième. De l'arc en ciel, p. 277—281. Descartes selbst faßt das Rechnungsergebniß mit den Worten zusammen: Et il est aisé à voir en cette table qu'il y a bien plus de rayons qui font l'angle d'environ 40 degrés, qu'il n'y en a qui le fassent moindre; ou d'environ 54, qu'il n'y en a qui le fassent plus grand; ... et je vois ici que le plus grand angle peut être de 41 degrés 30 minutes et le plus petit de 51, 54; à quoi ajoutant on ôtant environ 17 minutes pour le demi-diamètre du soleil, j'ai 41, 47 pour le plus grand demi-diamètre de l'arc-en-ciel intérieur, et 51,37 pour le plus petit de l'extérieur. „Aus dieser Tafel ist leicht zu ersehen, daß es viel mehr Strahlen giebt, die einen Winkel von ungefähr 40° bilden, als einen kleineren, oder von ungefähr 54°, als einen größeren; und ich sehe hier (d. h. in einer noch genaueren Tafel), daß der größte Winkel 41° 30′ und der kleinste 51° 54′ beträgt; addire oder subtrahire ich etwa 17′ für den Halbmesser der Sonne, dann behalte ich 41° 47′ für den größten Halbmesser des inneren, 51° 37′ für den kleinsten Halbmesser des äußeren Regenbogens."

[9] A. a. O. S. 424. Clausius versinnlicht den unten erwähnten Wendepunkt der Drehung auch in sehr klarer Weise durch bildliche Darstellung für das prismatische Spektrum, in den Figuren 11 der Tafel XI seines Beitrags.

[10] Meteorologische Zeitschrift. Wien 1893. S. 432. Der dort gebrauchte Ausdruck „Zweite Oktave" ist durch den schulmäßigeren „Ueberzähliger Bogen" zu ersetzen.

[11] A. a. O. S. 283—284.

[12] Vergl. des Verfassers Bericht über den Meteorologen-Kongreß in Braunschweig. „Ausland" 1892.

[13] Annales de chimie et de physique XVIII. S. 324.

[14] Pogg. Annalen. Erg.-Bd. II. S. 562—576.

[15] Tractatus de yride. Cöln 1305. Vergl. Annales de physique et chimie, VI. Paris 1817. S. 145.

[16] Comptes rendus XII. 1841. S. 916. Vielleicht nochmals von Beer am 30. März 1852 in Coblenz beobachtet. Poggendorffs Annalen. Bd. 86. Leipzig 1852. S. 484 f.

[17] Silliman Journal (2) XVIII. S. 18—21.

[18] Philosophical Magasin (4) V. 439—442.

[19] Comptes rendus XXVIII. 1849. S. 244.

[20] Vergl. Illustrirte Zeitung Nr. 2635 vom 30. Dezember 1893. S. 799.

Luftwogen und Luftschiffahrt.

Der für die Schnelligkeit neuzeitlicher Entwickelung sicherlich schon alte Plan, den Luftballon nicht allein zu sportlichen und wissenschaftlichen Zwecken zu benutzen, sondern ihn auch in die Dienste des Verkehrs zu stellen, hat in letzter Zeit wieder einige Bedeutung dadurch gewonnen, daß für höhere Luftregionen ganz außerordentlich große Windgeschwindigkeiten zeitweise festgestellt sind. Die Luftschiffahrt ist überdies unabhängig von den Schwierigkeiten, welche Hochgebirge und andere irdische Hindernisse den an die Erdoberfläche und bestimmte Straßen gebundenen Verkehrsweisen setzen. Sie gestattet ferner, daß dieselbe Luftströmung auf einmal von einer beliebig großen Schar von Fahrzeugen benutzt wird, weil mangels einer fortschreitenden Eigenbewegung dieser Fahrzeuge an einen Zusammenstoß kaum zu denken ist. Da starke Belastung der Ballons gewönlich ausgeschlossen ist, wird sie allerdings nur für Personen- und Postbeförderung in Wettbewerb treten können. Doch wird sie auch nach dieser Richtung bisher Unerreichtes leisten, da jene oberen Winde auf Hunderte von Kilometern Geschwindigkeiten beibehalten und vielleicht noch übertreffen, die von Eisenbahnzügen nur bei besonders hohem Kraftaufwand und doch auf kurze Strecken beschafft werden. Dieser Schnelligkeitsvorzug ist vielleicht auch in der Luftschiffahrt noch der Steigerung fähig. Es ist nichts geringeres als eine kosmische Kraft-

entfaltung, welche in solcher Weise dem Luftverkehr dienstbar gemacht wird: die Erdrotation, welche am Aequator etwa 464 m in der Sekunde zurücklegt. Denn die hauptsächlichsten, östlichen von jenen oberen Luftschichten sind nicht so sehr als über die Erdoberfläche hin bewegte Luft, denn als durch Reibung zurückgehaltene Luftstreifen aufzufassen, unter denen sich die Erde fortdreht. Der innerhalb jener oberen Luft mit seinem Ballon schwebende Luftschiffer hat nur nöthig, die rechte Zeit abzupassen, um auf den rechten Ort der Mutter Erde herabsteigen zu können. Da die Möglichkeit, daß Luftschichten der Erdrotation nicht ganz mehr folgen, in höheren Lufträumen zunimmt, wird die Geschwindigkeit ebenfalls mit Zunahme der erreichten Höhen vergrößert werden. Doch liegt nach dieser Seite eine Grenze der Luftschiffahrt, da der Ballon, abgesehen von der Frage, in solchen Höhen menschliches Leben zu ermöglichen, schon als Fahrzeug der zu seinem Regieren nöthigen Anziehungskraft der Erde nicht entrückt werden kann. Eine andere Grenze liegt in den Gefahren, welche vor allem mit dem Abstieg aus solch rasenden Stürmen des oberen Luftkreises verbunden sind.

Unüberwindlich erscheinen dieselben nicht. Auch aus den bedenklichsten durch sie bedingten Lagen sind doch schon drei Ballon-Expeditionen zurückgekehrt, obgleich dieselben keineswegs mit ihrer vollen Erkenntniß ausgerüstet waren. Es sind die Fahrten der beiden Amerikaner John Wise und John Steiner und diejenige des Franzosen Charbonnet. Mancher verschollene Luftschiffer mag allerdings, wie von der letzterwähnten Expedition jedenfalls ihr Führer, in ihnen seinen Untergang gefunden haben. Im Sturm zu navigiren, ist für die Luftschiffahrt eine erst zu erlernende Kunst, wenn zwar die gewöhnlich damit verbundenen Gefahren der Seeschiffahrt, mit Ausnahme eben des Landens an gewissen Oertlichkeiten, aus-

geschlossen erscheinen. Jene drei Fahrten, von deren Gefahren uns Kenntniß geworden ist, haben den gemeinsamen örtlichen Zug, daß sie in geringer Entfernung südöstlich einer von Südwest nach Nordost verlaufenden Gebirgskette unternommen wurden. John Wise fuhr am 17. Juli 1843 von Carlisle in Pennsylvanien 10 km südöstlich der Alleghanies, John Steiner von Cambden bei Philadelphia, 20 km südöstlich desselben Gebirgszuges, Charbonnet am 9. Oktober 1893 von Piobesi, 50 bis 60 km südöstlich des Mt. Cenis-Massives auf, an dem er strandete. Alle Drei erlebten Zustände der Luft, die sich am treffendsten mit dem Branden der Meeresdünung vor Steilküsten vergleichen lassen, mit furchtbarer Gewalt wogende Wolkenmassen von riesenhafter Ausdehnung, die den Ballon in einen gefährlichen Wirbel hineinzogen. Die Erlebnisse ergänzen insofern einander, als Wise von unten, Steiner von oben, die Charbonnetsche, aus vier Theilnehmern bestehende Expedition von der Seite in diese Ungethüme hineingelangt zu sein scheint.

Wise, den ich nach Blasius Storms[1] übersetze, berichtet wesentlich folgendes:

„Ein leichter Westwind trieb mich eine kurze Strecke weit horizontal in seiner Richtung. Danach wurde der Anstieg nahezu senkrecht, bis die erreichte Höhe 700—800 m (2500 feet) betrug. Der Ballon bewegte sich da mit weit größerer Geschwindigkeit nach Osten, als er angestiegen war... Als ich eine Stelle etwa 3 km östlich der Stadt (Carlisle) erreicht hatte, erschien in geringer Entfernung vorn über (beyond and above) mir eine riesige schwarze Wolke... Ich zauderte, mit dem Ballastsack in der Hand, ob ich ihn ausschütten oder geradeaus fahren sollte... Inzwischen hatte ich einen Punkt unterhalb der Wolke erreicht, die sich ausdehnte, fühlte sogleich eine Erschütterung des Netzes (machinery) und ein Aufsteigen des Ballons, der

sich dabei heftig um seine senkrechte Achse zu drehen begann... Die Wolke bedeckte nach genauester Schätzung eine Fläche von 6—10 km (4—6 miles) Durchmesser. Diese erschien von kreisrunder Gestalt, als ich in sie eintrat, beträchtlich eingedrückt (depressed) an der Unterseite, eine große Höhlung nach der Erde bietend, am unteren Rande (edges) sehr gerissen und in heftiger Bewegung herabflatternd, und war von tief schwarzer Farbe. Gerade vor dem Eintritt bemerkte ich in einiger Entfernung eine Sturmwolke, von der augenscheinlich starker Regen herabströmte. Ein Gefühl des Erstickens folgte unmittelbar dem Eintritt, danach Uebelkeit infolge der kreisenden, schwingenden Bewegung der Gondel... Die Kälte war heftig geworden, alles um mich von faseriger Natur wurde dicht mit Rauhfrost beschlagen... Die Wolke hatte in diesem Theile, den ich wegen des furchtbaren Aufbrodelns, das daselbst eintrat, für ihren mittleren hielt, nicht das schwarze Aussehen, das ich beim Eintritt bemerkte, sondern war von einer lichten milchigen Farbe und gerade da so dicht, daß ich kaum den Ballon, fünf Meter über der Gondel, erkennen konnte. Von der heftigen Kälte in dieser Wolke erwartete ich, daß das Gas sich schnell verdichten, der Ballon rasch sinken und mich aus ihr befreien würde; darin jedoch ward ich enttäuscht, denn schon wurde ich selbst aufwärts gewirbelt mit furchtbarer Hast, indem Ballon und Gondel einen großen Kreis in der Wolke beschrieben. Ein Lärm ähnlich dem Rauschen von tausend Mühlwehren, untermischt mit grauenvollem Heulen des Windes, umgab mich auf dieser schrecklichen Fahrt. Ob jener Lärm von Hagel und Schnee veranlaßt war, die den Ballon so furchtbar umhüllten, ist mir nicht möglich zu entscheiden, während sicher der heulende Ton anderen Ursprungs gewesen sein muß... Der freundliche Sonnenschein, unveränderlich über mir, welcher schon mit schwachem Glanze durch die Spitze (top) der Wolke hatte bemerkt werden

können, schwand bald wieder mit einem heftigen Herabstürzen des Ballons, einige Hundert Fuß tief. Der Ballon hielt an, aber nur, um von neuem emporgerissen zu werden, während er nach Erreichen der größten Höhe mit Drehen und furchtbarer Schnelligkeit wieder herabsank, um neuerdings heraufgerissen und fallen gelassen zu werden. Dies trat acht- bis zehnmal ein, während der Sturm mit unverminderter Wuth weitertobte und mich weder Ballastwerfen aus der Spitze (top) der Wolke, noch Gasauslassen aus ihrem Boden (bottom) zu erlösen vermochte. Und doch hatte ich beim ersten Versuch mindestens 30 Pfund des ersteren und nicht weniger als 1000 Kubikfuß des letzteren verloren. Denn der Ballon war auch von den Eiszapfen durchlöchert worden, die sich aus geschmolzenem Schnee an den Stricken, dort, wo diese vom Ballon divergirten, gebildet und bei der steigenden und kreisenden Bewegung das Zeug durchbohrt hatten. Auf einmal sah ich die Erde durch einen Wolkenriß, wurde aber danach nochmals emporgeworfen. Dann gerieth ich zu meiner großen Freude ins Freie, nachdem ich von diesem riesenhaften und fürchterlichen Luftungeheuer zwanzig Minuten lang emporgespieen und heruntergeschluckt worden war. Sie erschienen mir wie ein ganzes Leben. Ich dachte sogar, meine Uhr sei stehen geblieben, bis Vergleichung derselben mit einer anderen das Gegentheil bewies. Ich landete in strömendem Regen bei der Farm des Mr. Goodyear, 8 km (5 miles) von Carlisle, in einem Brachfelde, wo der klatschende Regen mich von oben bis unten mit Schmutz bespritzte, als ich in meiner Gondel stand und nach dem schreckensvollen Wesen emporsah, das mich eben freigegeben hatte."

Dasselbe ist bisher, auch von dem um die Sturmforschung hochverdienten Deutschamerikaner Blasius als eine Art Windhose oder Tornado, demnach als mit der Spitze nach unten stehender Wolkentrichter aufgefaßt worden. Dieser Auffassung

widerstreitet aber der genaue Wortlaut des Wiseschen Textes, in dessen Uebersetzung ich deshalb die betreffenden englischen Worte eingefügt habe. Man muß sich vielmehr jenen Trichter mit der Spitze nach oben gerichtet vorstellen, demnach als Welle. Auch ist nicht ausgeschlossen, daß das acht- bis zehnmalige Auf- und nieder ebensovielen einander folgenden Wellenspitzen entsprach. In der That scheint Steiner, der von Canada bis Philadelphia Gelegenheit hatte, über eine Gewitterwolke zu gelangen, unmittelbar derartige Gebilde beobachtet zu haben:

„Alles, was ich jetzt thun konnte, war, mich über dem Gewitter zu halten (mit dem St. aus östlicher Richtung genaht war. Verf.). Ich warf daher meinen gesamten Ballast über Bord, wodurch es mir gelang, mich vorerst außer der Gewalt des Sturmes zu setzen. Nachdem ich diese nothwendige Arbeit gethan, sah ich wieder zur Erde. Ich konnte nichts mehr erblicken, als ein kochendes Meer von Schaum, das mich schwindeln machte. Ueber mir schien die Sonne hell und freundlich, unter mir raste und tobte es, als sei der jüngste Tag angebrochen. Die Donnerschläge schallten betäubend zu mir herauf. Ich befand mich ungefähr 1500 m (5000 feet) über dem Gewitter und 3000 m (10 000 feet) über der Erde. Von Zeit zu Zeit schleuderte der Sturm den kochenden Schaum in ungeheuren Bergen in die Höhe; es sah aus, als wenn mächtige Schneegebirge sich aufthürmten, alsdann wieder zusammensänken, um von neuem gen Himmel zu steigen. Ich kann die Bewegung dieser wogenden Ungeheuer mit nichts vergleichen, was auf Erden sichtbar ist."

Infolge der empfindlichen Kälte im oberen Luftstrom (— 5° C.) sank der Ballon in dieses Chaos herab. Steiner beschreibt sein dortiges Befinden folgendermaßen: „Völliges Dunkel umgab mich, so daß ich den Ballon nur sehen konnte, wenn zuckende Blitze die Scene erleuchteten... Die gewaltigen

Lufterschütterungen trieben mir das Blut aus Nase und Ohren. Der Ballon taumelte, und die Gondel wurde so heftig hin- und hergeschleudert, daß ich alle Mühe hatte, mich in derselben festzuhalten."

Er scheint aber sehr schnell hindurchgelangt zu sein, woraus vielleicht auf Abwesenheit des von Wise erlebten Wirbels an der Durchgangsstelle oder auch auf eine Herabstürzung desselben bis zur Erdoberfläche geschlossen werden kann. Jedenfalls will Steiner noch sehr nahe dieser fast die volle Sturmgeschwindigkeit der oberen Luftströmung, mit über 25 m per Sekunde (1 mile per Minute) beobachtet haben. Diese hatte ihn in der kurzen, vom vorliegenden Bericht leider nicht mitgetheilten Zeit der Fahrt etwa 70 km (42 miles) vom Ausgangsorte fortgeführt, während Wise sein Beharren unterhalb der Grenzfläche der beiden Strömungen, abgesehen von seiner Schilderung, auch durch die geringe Entfernung, 8 km von Carlisle, belegt, in welcher er wieder zur Erde kam.

Die dritte Ballonfahrt, diejenige Charbonnets und seiner Begleiter, benutzte, schon nach der Geschwindigkeit zu urtheilen, ebenfalls den oberen Strom. Sie legte die 60 km Entfernung von Piobesi bei Turin bis zum Alpenkamm bei Balme am Mont Cenis in weniger als einer halben Stunde zurück, machte also mindestens 33 m in der Sekunde. Auf Luftwogen läßt erst die Schilderung des Landens schließen, obgleich nach den amtlichen Wetterberichten gerade auch über Oberitalien an dem fraglichen Nachmittage des 9. Oktober Gewitter eintraten. Frau Charbonnet schilderte die Landung folgendermaßen:

„Ich wollte Anker werfen; mein Mann aber, von der Schönheit der Fahrt wie berauscht, hinderte mich daran und warf so viel Ballast aus, daß wir mit schwindelerregender Schnelligkeit nach oben schossen und die Höhe von 6500 m

erreichten. Ich hielt das Barometer in der Hand, um die Höhe zu messen.... Mein Mann versuchte, den Ballon zum Fallen zu bringen. Ein heftiger wirbelnder Wind, der uns plötzlich umtoste, riß uns wieder empor und fegte uns nun so durch die Lüfte. Plötzlich ändert der Ballon seine Richtung; gleichzeitig fällt er in einem Augenblick aus der Höhe von 6000 m auf 3000 m und geräth in einen Schneesturm von solcher Wuth, daß der Ballon erfaßt, gedreht und umgestülpt wird. In entsetzlicher, furchtbarer, tödtlicher Angst klammerten wir uns an das Netzwerk an, viermal wurde der Ballon kopfüber gedreht, viermal sahen wir uns frei im unendlichen Raume am schwachen Strickwerk hängen. Unsere Kleider waren zerfetzt und in Stücken fortgeweht. Einen Augenblick später — ein Schlag, ein Stoß, ein Ruck — der Ballon war an die Felskanten eines Berges gestoßen. Das Netz des Ballons hatte sich in eine Felszacke verfangen, und wir schwebten über dem Abgrund, den Tod in jedem Augenblick erwartend. Ein neuer Windstoß reißt uns los, der Ballon wird an eine andere Felswand geschleudert und erhält einen klaffenden Spalt. Und plötzlich wieder ein Ruck, und die Gondel ward auf ein Eisfeld geschleudert."

Wissenschaftliches Interesse von besonders hohem Grade verleiht dieser Schilderung, bei der augenscheinlich leider großen Unzuverlässigkeit der Zahlenangaben, der Umstand, daß sich auch aus den barometrischen Aufzeichnungen des amtlichen Beobachtungsnetzes in Italien für 7 ha., von welcher Zeit dieselben ziemlich vollständig in den Bollettini meteorici vorliegen, Bilder ergeben, welche auf wogende Bewegung der unteren Luftschicht schließen lassen. Es ist nur erforderlich, nach den Luftdruckangaben genauere Kurven zu ziehen als die täglichen Wetterkarten bringen.[2] Wie ich schon in einer früheren Arbeit selbständig dargethan[3] und danach in einer noch älteren von

H. von Helmholtz[4] dem physikalischen Zusammenhang nach bestätigt gefunden habe, können solche Kurvenbilder als Grundrisse von Wogensystemen aufgefaßt werden, indem die Cyklone den Wellenbergen, die Anticyklone den Wellenthälern entsprechen. Im Gegensatz zu der bisher als allgemein für Luftdruckverhältnisse gültig angenommenen Schwerewirkung verschieden hoher Luftsäulen, wenig eingeschränkt durch den von Erwärmung bedingten Auftrieb, wird also der Vorgang rein mechanischen Auftreibens oder Abfallens als wirkende Ursache dieser Luftdruckvertheilung aufgefaßt. In der That ergeben sich sehr ausdrucksvolle Wogenbilder, wenn man dieser Auffassung entsprechend auf einfach graphischem Wege Querschnitte der Luftdruckvertheilung entwirft.[2]

Es ergaben sich drei von Südosten nach Nordwesten einander folgende Wogenpaare auf einer Strecke von 1400 km. Die Länge jeder Einzelwoge stellte sich demnach auf etwa 230 km.

Außerordentlich große Uebereinstimmung mit diesen italienischen Luftwogen besaßen diejenigen, auf welche ich für den Nordwesten Vorderindiens und Januar 1890 geschlossen hatte.[2] Etwas verzerrt, doch nur wenig in die Länge gezogen, erscheint dieses Augenblicksbild allein durch den Umstand, daß nicht wie 1893 in Italien zu einheitlicher, sondern zu Ortszeit beobachtet, also an den mehr nach Westen gelegenen Stationen der Luftdruck entsprechend später gemessen wurde als an den östlicheren. Auf der Strecke von 1150 km werden 5 Einzelwogen angetroffen, auf jede entfallen also im Durchschnitt 230 km.[*] Für die Sturmgeschwindigkeit von etwa 50 m in der Sekunde ergiebt sich die durch die verschiedenen Beobachtungszeiten veranlaßte Längenverzerrung jeder Woge zu 8 Prozent, die verbesserten Wogenlängen betragen also 212 km, eine Länge, die der für die italienischen Luftwogen gefundenen sehr nahekommt.

Noch genauer ist die Uebereinstimmung der durchschnittlichen Wogenlängen für die drei Tage, an denen über Indien einer-, Italien andererseits die Wogenerscheinung auf das vollkommenste ausgebildet war. Für Indien war es in der Zeit vom 15. bis 17. Januar 1890, für Italien vom 8. bis 10. Oktober 1893. Die Durchschnittslänge von vierzehn deutlichen Wogen betrug dort 213, von sechzehn Wogen hier 217 km.

Doch möchte ich auf diese Uebereinstimmung der Längen nur insofern Gewicht legen, als sie gewissermaßen, sich gegenseitig stützend, für die Möglichkeit so überaus langer Wogen spricht. Die von Wise und Steiner infolge der Wolkenbildung unmittelbar gesehenen Wellen, welche allerdings auch als brandende Kämme aufgefaßt werden können, erreichten nicht fünf Prozent derselben. Aus theoretischen Gründen ist sogar eine noch größere Mannigfaltigkeit der Luftwogen zu erwarten, als sie die Wasserwogen bieten. Nach H. von Helmholtz[5] sind die Wogenlängen nicht allein abhängig von dem Geschwindigkeitsunterschied der Luftschichten, an deren Grenzfläche sie sich bilden, sondern vor allem auch von ihrem Dichtigkeitsunterschied. Zu ersterem Unterschied stehen sie in direktem, zu letzterem in umgekehrtem Verhältniß. Während aber der Dichtigkeitsunterschied zwischen Luft und Wasser in der Natur im Verhältniß zu seiner Größe nur geringfügige Schwankungen aufweist, besitzt derjenige verschiedener Luftschichten in demselben Verhältniß sehr zahlreiche Abstufungen. Bedingt werden diese Dichtigkeiten durch Erddrehung und Temperatur. Der erstere Einfluß, von H. von Helmholtz als vorhanden nachgewiesen,[4] ist im einzelnen noch nicht auseinanderzulegen. Der Temperatureinfluß dagegen ist der unmittelbaren Messung zugänglich. Leider sind solche Messungen auf der Charbonnetschen Fahrt wohl nicht verzeichnet, jedenfalls nicht mitgetheilt worden, und aus der allgemeinen Darstellung läßt sich so wenig entnehmen, daß

noch nicht einmal feststeht, ob die obere oder die untere Luftschicht im Verhältniß zu ihrer Meereshöhe die kühlere, also dichtere war. So kann es auch nicht befremden, daß bei Annahme von 10° C. Temperaturunterschied sich nach dem Helmholtz'schen Satze der mechanischen Aehnlichkeit der Wasser- und Luftwellen[5] aus jenen Wogenlängen die ungeheure Geschwindigkeit von 200 m in der Sekunde für den sie verursachenden Sturm in der oberen Luft ergeben würde. Die Temperatur- und Dichtigkeitsunterschiede der beiden Luftschichten werden eben wesentlich geringer und deshalb nur ein kleiner Bruchtheil jener Geschwindigkeit zur Wogenbildung erforderlich gewesen sein. John Steiner andererseits verzeichnete fast genau jenen Temperaturunterschied der beiden Luftschichten von 10° C. Stärkste Bewegung der bewölkten Oberfläche des unter ihm liegenden Luftmeeres vorausgesetzt, durch die von ihm angegebene Sturmgeschwindigkeit von mehr als 25 m in der Sekunde ist die Länge der Wogen nach von Helmholtz[5] aus der Formel zu berechnen:

$$L : 549{,}65 = c^2 : 10^2,$$

in welcher L die gesuchte Wogenlänge, 549,65 m die Länge der entsprechenden Luftwogen bei 10 m Sekundengeschwindigkeit, c die Sturmgeschwindigkeit von 25—30 m/s bedeutet. Für 25 m Sturmgeschwindigkeit ergeben sich daraus etwa 3½, für 30 m etwa 5 km als Wogenlängen, welche bei der freien Aussicht von dem 1500 m höheren Ballon durchaus in der von Steiner geschilderten Weise zu übersehen waren. Auch die von Wise angegebene Längenausdehnung der von ihm zuerst passirten Sturmwolke, 6—10 km, würde in Uebereinstimmung mit den von ihm nach ihrer Wirkung sehr groß dargestellten Temperaturunterschieden stehen.

Diese beiden Fahrten haben ja auch in sehr nahe gelegenen, fast gleichgestalteten Oertlichkeiten stattgefunden, südöstlich von

den Alleghanies, welche sich daselbst nur bis 500 m Gipfel-, 400 m Kammhöhe erheben.

Der Alpenkamm übersteigt 3000, der höchste Kamm des Hindukusch sogar 6000 m. Für die hier auftretenden Brandungen werden also auch die mit der Höhe gesteigerten Sturmgeschwindigkeiten zur Geltung kommen können, während die Brandungen an den Alleghanies sich durchaus auf diejenigen geringerer Höhe beschränken. Daß diese aber auch schon sehr bedeutend sein können, geht aus Geschwindigkeitsmessungen an der Erdoberfläche aus jüngster Zeit hervor. Dr. Süring maß auf dem Brocken in 1141 m Meereshöhe während des diesjährigen Winters Stürme von mehr als 30 m Sekundengeschwindigkeit. In Hamburg, fast noch in Meereshöhe, besaßen einzelne Stöße des Sturmes vom 12. Februar 1894 mehr 42 m Geschwindigkeit in der Sekunde. Vielleicht sind auch sie, ähnlich wie aus dem Schlußtheil der Steinerschen Fahrt hervorzugehen scheint, aus einem vorübergehenden Herabwogen der oberen Luftschicht bis zur Erdoberfläche zu erklären.

Die Luftschiffahrt wird die außerordentlichen Geschwindigkeiten dieser Stürme, weil sie mittelst der vorgeschlagenen Luftdruckkarten und Thermometermessungen vorauszubestimmen sind, zu ihren Zwecken benutzen können, wie die Segelschiffahrt die Segelrouten der Meere. Es wird das ohne Gefahr geschehen, wenn sich nur der Luftschiffer in hinreichender Höhe über den Gebirgsbrandungen zu halten vermag.

Anmerkungen.

[1] William Blasius, Storms: their nature classification and laws. Philadelphia 1875.

[2] Abbildung vergl. in „Aus allen Welttheilen". Dezemberheft 1893.

[3] Meteorologische Zeitschrift. Jahrg. 1891. Wien. S. 422 ff.

[4] Sitzungsberichte der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1888. S. 661.

[5] A. a. O. 1889. S. 769 ff.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.



Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 200.

Atmosphärische Pracht- und Kraftentfaltung.

Zwei Essays

von

Wilhelm Krebs
in Berlin.

Mit 8 Abbildungen.





Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 201.

Die Faustsage und ihre poetische Gestaltung.

Von

Dr. J. Nover,

Professor in Worms a. Rh.



Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung



1894.



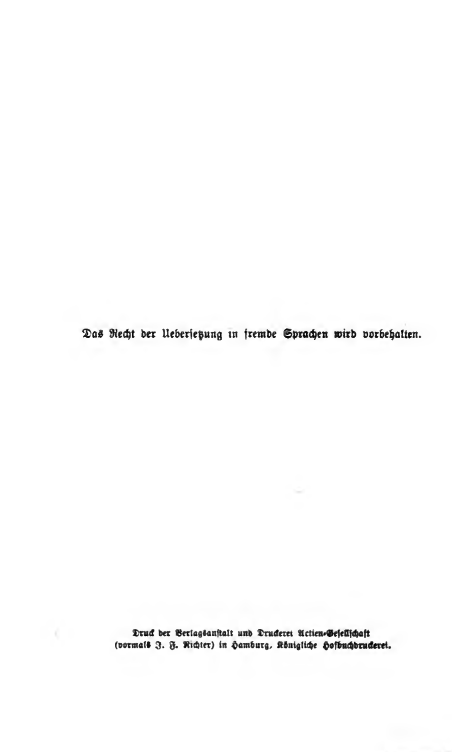
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Faustsage
und ihre poetische Gestaltung.

Von

Jakob
Professor Dr. J. Nover
in Worms a. Rh.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält mit derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andere hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen."
(Goethes „Faust".)

Mit diesen ergreifenden Worten schildert der Dichter den tragischen Zwiespalt in der Menschenseele, ihren sehnsüchtigen Aufschwung zum Himmlischen, Göttlichen, wie ihr dämonisches Gebanntsein ans Irdische, Sinnliche, an die Freuden dieser Welt. Es scheint, als sei der arme Mensch von seiner Geburt an dem Ring- und Wettkampfe eines guten und bösen Geistes preisgegeben, bei dessen Ausgang er jedoch, — von den Anhängern des Fatalismus abgesehen, — selbstthätigen Antheil hat nach dem bekannten Ausspruche: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann."

In äußerst sinniger Weise hat schon das griechische Alterthum diese Entscheidung im Menschenleben in der vom Sophisten Prodikos, einem Zeitgenossen des Sokrates, erfundenen Allegorie vom „Herkules am Scheidewege" dargestellt. Als der Heldenjüngling in sein reifes und mannbares Alter getreten — so erzählt der Verfasser —, nahten sich ihm zwei stattliche Frauengestalten, die eine sittsam und von natürlicher Schönheit, die andere dagegen üppig herausfordernd und in auffallender Tracht.

Die letztere drängte sich zuerst an den Jüngling heran und verhieß ihm ein Wohlleben ohne Beschwerden, ein Leben voll sinnlicher Lust; die andere dagegen schildert ihm einen mühsamen und entsagungsreichen Weg, den aber Ruhm und Ehre lohne und der da hinaufführe zur Gottheit. Herkules wählte, wie bekannt, den rauhen Pfad der Tugend und scheute nicht Kämpfe und Arbeit.

Und dieses Ringen zwischen Gut und Böse wiederholt sich in der Sage aller Völker.

Aber es kommt zum tieferen Verständniß der Faustsage noch ein wesentliches, ein religiöses Moment hinzu: es ist der Abfall von Gott und die Ueberlieferung an den Antipoden der Gottheit, sei es nun, daß wir uns darunter ein leibhaftiges körperliches Wesen vorstellen, oder an den eigenen rebellischen Geist in unserem Innern denken. Das gute und böse Prinzip, der himmlische, oder der dämonische Geist, zwischen denen der Mensch wählen muß, erscheinen in der Mythologie fast aller Kulturvölker im Ringkampfe miteinander. Die Perser glauben an den guten Ormuzd und den bösen Ahriman, die Inder an den Schöpfer Brahma und den Zerstörer Shiwa. Die Griechen erzählen von dem trotzigen Rebellenkampfe der Titanen und ihres Hauptvertreters, des Prometheus, gegen die olympischen Götter. Im Christenthume tritt der böse Geist — ursprünglich ein abgefallener Engel — frühzeitig als Satan oder Teufel auf, dem bekanntlich auch die Macht zugeschrieben wird, die gläubigen und tugendhaften Menschen zum Abfall von der Gottheit zu verleiten. Dies gelingt ihm wesentlich, wenn er im Menschengeiste jenen frechen Sinn des Hochmuthes und frevelhafter Ueberhebung über alle göttlichen und natürlichen Gesetze nährt, der ihn dazu treibt, sein Wahnbild an die Stelle der höchsten Wahrheit zu setzen, sich Gott gleich oder gar höher zu dünken. Zugleich liegt aber auch hierin ein unseliger Kampf mit sich

selbst, mit den höchsten Forderungen des Gemüthes, mit der Sehnsucht nach Heil und Frieden, die schließlich nur allein in Gott ihr Ziel haben können. Da giebt es keine Rettung, als nur die Rückkehr zu Gott, Reue und Buße, der hinwiederum die göttliche Gnade zu Hülfe kommen muß. Dies predigte schon im Grunde genommen Plato mit seiner Lehre von der Verähnlichung mit Gott, wir finden es aber auch eingehüllt in die Resultate unserer modernen Philosophie von Spinoza und Leibniz bis Kant.

Doch zur weiteren Ausbildung der Faustsage kommt außer dem Abfall von Gott und dem Anhängen an den Teufel, außer der unersättlichen Gier nach sinnlicher Lust noch ein charakteristisches Merkmal des 16. Jahrhunderts hinzu — der brennende Wissensdurst. Damals war die Zeit, wo man auch in das Bereich des Wissens jene dunklen Künste der Alchymie und Astrologie hineinzog, wo man den Schlüssel finden zu können glaubte in das Reich der Zauber- und Geisterwelt, freilich mußte man es bezahlen mit dem Abfall von Gott, mit dem Verluste der ewigen Seligkeit, mußte man sich überantworten den finsteren Mächten der Hölle.

Und in der That! Die Fortschritte der Wissenschaften an den damals begründeten Universitäten, besonders die Mathematik und Astronomie, vermöge deren der kühne Menschengeist mit frevlem Vorwitz der Gottheit sozusagen in die Himmelsfenster sah, konnte den Menschen wohl mit stolzem Selbstgefühl, mit dem Bewußtsein seiner Gottähnlichkeit erfüllen! Kühne Seefahrer fanden die Wasserpfade nach Ostindien, entdeckten Inseln und Länder, ja einen neuen Erdtheil — Amerika —, allein noch weiter als die waghalsigen Fahrzeuge schweiften des Menschen Gedanken und Berechnungeu zu nie geahnten Fernen, so daß man wohl mit Recht in den Sophokleischen Chorgesang einstimmen darf:

„Vieles Gewaltige lebt, nichts ist gewaltiger als der Mensch."

Sagte doch auch voll mächtigen Kraftgefühles in **Italien** Alberti: „Die Menschen können von sich aus alles, **sobald sie** nur wollen," und in Deutschland sprach Dürer von „**einer Be**gierde, viel zu wissen, die da jeglichem Menschen eingepflanzt sei."

Wie ein mächtiger Strom, der in gewaltigem Ueber**schwall** der Ufer nicht achtet, so sprengten alle menschlichen Kräfte, **alle** Leidenschaften ihre selbst von der Natur, von Ordnung **und** Gesetz gesteckten Grenzen. Im Guten, wie im Schlimmen **suchte** man den äußersten Ausdruck. Wenn im Zeitalter der **Borgia** die Greuel der Machthaber der Raubluft schön gefleckter **Tiger** oder stolzer Löwen gleichen, so stoßen hingegen die **Pioniere** der Gelehrsamkeit, die Vorkämpfer für Wahrheit und **Geister**befreiung, mit ihren hochragenden Scheiteln ans Firmament **des** gestirnten Himmels. Das war die Zeit, in der ein Ulrich **von** Hutten ausrief: „Es ist eine Lust zu leben!" in der ein **Luther** voll Glaubenseifer stritt für seine Ueberzeugung, das war **die** Zeit, in welcher der große Empörer Faust lebte.

Nun wird ja allerdings die wirkliche Existenz *eines* Schwarzkünstlers Dr. Faust, der zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts gelebt haben soll, stark bezweifelt; andererseits bezeugen so viele Gewährsmänner und Zeitgenossen sein Auftreten und Wirken, daß wir uns der Annahme nicht verschließen können, daß es einen Zauberer nach damaligem Wahne und mit dem überlieferten Namen Faust gegeben haben müsse. Freilich lassen sich schwerlich alle Stückchen, die man sich von ihm erzählt, als von ihm herrührend vertheidigen, vielmehr ist erwiesen, daß sich viele Zaubersagen älteren Datums um den Namen Faust krystallisirt haben.

Für die wirkliche Existenz eines Zauberers Faust zur genannten Zeit ist neuerdings ein mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit geschriebenes Werk von K a r l K i e s e w e t t e r: „Faust in der Geschichte und Tradition" (Leipzig, Max Spohr, 1893)

eingetreten, und je mehr wir die darin gesammelten Zeugnisse glaubwürdiger Gewährsmänner und berühmter Zeitgenossen prüfen, um so weniger können wir das Auftreten und Wirken eines solchen Schwarzkünstlers bezweifeln. Besonderes Interesse erwecken in diesem Werke die Aufschlüsse und Belehrungen über den „occulten Phänomenalismus und das mittelalterliche Zauberwesen", die zum Theil auffallend an den modernen Spiritismus und die wunderbaren Suggestionen unserer Hypnotiseure erinnern; doch hier näher darauf einzugehen, liegt unserer Abhandlung ferne.

Die erste Nachricht von einem Zauberer, der den Beinamen Faustus geführt, finden wir in einem Briefe des gelehrten Abtes von Sponheim, Trithemius (eigentlich Johann von Trittenheim, 1462—1516), der selbst dem Rufe der Zauberei nicht hat entgehen können. In diesem Briefe vom 20. August 1507 an den kurpfälzischen Mathematiker und Hofastrologen Joh. Wirdung zu Hasfurt schildert er ihm einen dort erwarteten Wundermann Georgius Sabellicus in einer Weise, daß ihm die Lust vergehen solle, seine Bekanntschaft zu machen. Er nennt ihn einen Landstreicher, einen leeren Schwätzer und Betrüger, der ausgepeitscht zu werden verdiene, damit er in Zukunft nicht mehr solche gottlose, der Kirche zuwiderlaufende Behauptungen aufstelle. Aller Gelehrsamkeit bar, sollte er sich eher einen Narren, als einen Magister nennen; er sei kein Philosoph, sondern ein alberner Mensch, voll der übertriebensten Anmaßungen. Trithemius hörte von ihm auf einer Reise in Gelnhausen, wo er sich vor einigen Geistlichen rühmte, er könne die Werke des Plato und Aristoteles, wenn sie alle verloren gegangen wären, schöner, als man sie bis dahin gehabt, wiederherstellen. Ebenso rühmte er sich in Würzburg vor vielen Leuten, er könne die Wunder Christi nachmachen. Von den prahlerischen Titeln, die er sich selbst beilegte, erwähnt Trithemius folgende: Magister Georg Sabellicus, Faustus junior, fons necromanticorum (d. h. Quell-

brunn der Todtenbeschwörer), Astrologus Magus secundus (zweiter Magier), chiromanticus (Handdeuter), agromanticus (soll wohl heißen aëromanticus), pyromanticus (d. i. Luft- und Feuerprophet), in hydra arte secundus (Zweiter in der Wasserkunst). Der Beiname Faustus junior, sowie der Titel secundus „der Zweite" verführten einige Erklärer zu der Annahme, daß es einen älteren Faust in Geschichte oder Sage des 15. Jahrhunderts gegeben haben müsse, von dem wir aber nichts wissen. Wir müßten denn gerade an einen Schüler des schon zur Apostelzeit berühmten Magiers Simon denken, der Faustus geheißen haben soll. An Johann Fust, den Gehülfen Gutenbergs, zu denken, der von den Mönchen, weil er sie durch die Buchdruckerkunst in ihrer Beschäftigung des Abschreibens geschädigt habe, für einen Erfinder einer teuflischen und schwarzen Kunst verschrieen worden sei, ist längst als eine abgeschmackte Kombination widerlegt. Auch findet sich vor Ende des 17. Jahrhunderts nirgendswo eine Andeutung, daß der „schlaue Mainzer Kapitalist und Drucker" teuflischer Künste geziehen worden sei. Erst Joh. Georg Neumann erwähnt eine derartige Identifizirung, verwahrt sich aber dagegen, wie überhaupt gegen eine diesbezügliche Verdächtigung der Mönche.

Die armen Mönche! Wo in aller Welt findet sich etwas von Eifersucht auf die Buchdruckerkunst oder gar von Verdächtigung der neuen Erfindung von seiten der Mönche?! Dagegen wäre zu erwägen, ob denn der Name Faustus nicht überhaupt, wie er hier zu Sabellicus erscheint, ein purer Beiname gewesen. Faustus bedeutet der „Glückliche", ähnlich wie Fortunatus, und könnte dem Schwarzkünstler seiner günstigen Erfolge wegen beigelegt worden sein. Allein schließlich könnten fast alle Eigennamen in dieser Weise etymologisch gedeutet werden. Der Name Sabellicus aber (soviel als Sabinisch) erinnert an die schon im römischen Alterthume wegen ihrer

Zauberei und Wahrsagerei bekannten Sabiner; auch gab es einen italienischen Humanisten M. Antonius Sabellicus († 1506), nach dem sich Faust diesen Zunamen beigelegt haben könnte. Der Vorname Georg scheint den eigentlichen „Johann", den wir ja auch bei Gutenbergs Genossen Johann Fust finden, ersetzt zu haben und könnte nach Kiesewetter einen Anklang an die in der Magie viel citirte Dichtung Vergils, an seine Georgica enthalten. Warum dieser sehr vulgär gewordene Vorname „Johann" wohl auch unserem Goethe zu seiner Tragödie nicht paßte, wird uns sofort bewußt, wenn wir statt des Ausrufes: „Heinrich! Heinrich!" am Schlusse des ersten Theiles ausrufen: „Johann! Johann!" Unwillkürlich müßten wir erwarten, daß dann ein Kutscher angefahren käme.

Daß es aber wirklich einen Zauberer Namens Johann Faust gegeben habe, der ums Jahr 1490 zu Knittlingen in Schwaben geboren war und in Heidelberg studirte, wird wesentlich durch das Zeugniß des Gothaer Kanonikus Mutianus Rufus (eigentlich Conrad Mudt, † 1526) gestützt, der ein Freund Reuchlins und Melanchthons und einer der gebildetsten Humanisten war. Dieser schrieb am 7. Oktober 1513 einen Brief an Heinrich Urbanus im Kloster Georgenthal, worin es heißt, wie folgt:

„Vor 8 Tagen kam ein gewisser Chiromant nach Erfurt, mit Namen Georg Faustus, der „Heidelberger Halbgott", ein reicher Prahler und Narr. Seine und der wahrsagerischen Aufschneider Profession ist eitel. Das rohe Volk bewundert ihn. Ich hörte ihn in der Herberge aufschneiden und habe seine Frechheit nicht gezüchtigt, denn was kümmert mich fremde Thorheit?"

Der Ausdruck „Heidelberger Halbgott" ist ohne Zweifel nur ein weiterer bombastischer Titel, den sich der prahlerische Schwindler wohl selbst beilegte. Daß aber ein Johannes Faust im Jahre 1509 in Heidelberg studirte, findet sich unzweifelhaft

im Inskriptionsverzeichnisse der philosophischen Fakultät zu Heidelberg, und zwar ist er dort als zu dem Grade eines Baccalaureus befördert mit noch 15 anderen Promovirten erwähnt mit den Worten: Johannes Faust ex Simern.

Unter Simmern versteht nun Kiesewetter nicht etwa die Stadt Simmern im Regierungsbezirk Koblenz, sondern das frühere Fürstenthum Simmern, resp. Pfalz-Simmern, und weist aus analogen Fällen nach, daß es im Mittelalter bei den Gelehrten sehr gebräuchlich war, sich nach dem Vaterlande und nicht nach der Vaterstadt zu nennen. Nun gehörte aber das Fürstenthum Simmern seit 1436 zur Kurpfalz mitsamt dem Städtchen Knittlingen und dem Kloster Maulbronn, in welch letzterem Orte sich auch eine Spur von dem Auftreten unseres Faust findet. Knittlingen wird zuerst 835 erwähnt und hieß ursprünglich Cnudelingen, dann Cnutelingen, Cnuttelingen 2c. und seit 1295 Knittlingen; es gehörte zumeist zu Kloster Maulbronn und war mitsamt diesem dem Bischofsstuhle zu Speier untergeben.

Nun ist es gewiß sehr bedeutsam, daß der Frankfurter Buchdrucker Spieß, der das älteste Faustbuch 1587 herausgab, sein Manuskript von Speier erhielt, woher ein Universitätslehrer Fausts, Laurentius Wolff, stammte, der möglicherweise Notizen über seinen berüchtigten Schüler hinterließ. Von den Verwandten dieses Wolff hat vielleicht Spieß sein Material erhalten. Auffallend ist sicherlich, daß er in seinem Faustbuche erwähnt, daß der Held seines Buches noch 16 andere Magister im Examen an Gelehrsamkeit übertroffen habe. Der Ort der Promotion freilich wird nicht genannt. Ueberhaupt scheint der Verfasser absichtlich, vielleicht mit Rücksicht auf noch lebende Verwandte Fausts, Namen und Daten verändert zu haben. So verlegt er den Geburtsort Fausts nach Roda im Altenburgischen und, als die geschichtliche Person ganz in Vergessenheit gerathen

war, wob die allzeit geschäftige Sage ihre Schleier noch dichter, und so entstanden die Angaben von Salzwedel, Anhalt und anderen Geburtsorten. Aehnlich ging es mit den Universitätsstudien Fausts. Während Spieß den Namen Heidelberg ganz verschweigt, sucht sich der protestantisch-polemische Charakter des Reformationszeitalters einen Sitz der katholischen Theologie. So finden wir in dem, zwölf Jahre später als das Spießsche, verfaßten Faustbuche von Widmann Ingolstadt genannt. Verwandte, wenn auch vielleicht nur Namensverwandte Fausts, existirten auch nachweislich in Frankfurt a. M., und vielleicht bestimmten Spieß auch Rücksichten auf diese zu Aenderungen oder Verschweigungen.

Von weiteren Daten aus Fausts Leben hat uns in obenerwähntem Briefe noch Trithemius einiges überliefert.

So soll er sein Wesen auch in Kreuznach getrieben haben, wo ihm auf Fürsorge Franz von Sickingens eine Schullehrerstelle angetragen ward, in der er sich jedoch wegen Unzucht unmöglich machte.

Um 1516 soll ein Dr. Faust seinen Landsmann und guten Freund, den Abt Johannes Entenfuß, im Kloster Maulbronn besucht haben. Die Angabe soll nach Sattlers Chronik (Historische Beschreibung des Herzogthums Württemberg) auf „guten Nachrichten" beruhen; sein sagenhaftes Ende daselbst aber läßt sich nicht nachweisen. Im Gegentheil taucht Faust nach 1520 in Erfurt wieder auf, wie Motschmann in seiner „Erfordia literata continuata" nach einer ungenannten Erfurter Chronik angiebt. Ueberhaupt ist die Fausttradition in Erfurt sehr lebendig; er soll dort namentlich (vermuthlich mittelst einer laterna magica) im Kollegium homerische Helden heraufbeschworen haben. „Endlich sey auch der einäugige Riese Polyphemus mit einem feuerrothen langen Barthe, und einen Menschen, dessen Schenkel noch zum Maule herausgezottet, fressend, kommen, der mit

seinem Anblick alle sehr erschrecket, auch nicht wieder fortgehen wollen, sondern er habe mit seinem grossen eisernen Spiesse auff den Erdboden gestossen, daß das ganze Auditorium erschüttert, ja er habe ein paar mit seinen Zähnen anpacken wollen." Auch habe er sich erboten, alle verlorenen Komödien des Plautus und Terenz wieder zu ersetzen, — eine Prahlerei, die bekanntlich an die ähnliche bei Trithemius bezüglich der verlorenen Schriften des Plato und Aristoteles erinnert. Ferner wird darin erzählt, daß sich Dr. Faust gerne bei einem Junker zum Anker in der Schlossergasse aufgehalten habe. Einstmals nun hätte die dort gewöhnlich versammelte Gesellschaft ihre Sehnsucht nach dem gerade nach Prag verreisten Dr. Faust laut werden lassen, und sofort sei er mit seinem Pferde herangeritten und habe die Gäste mit seinen Gaukeleien unterhalten, indem er ihnen allerhand Weine, je nach Wunsch, aus dem Tische herauszapfte, — ein Zug, den bekanntlich Goethe in Auerbachs Keller verwerthet hat. Inzwischen habe aber sein Pferd im Stalle, das der Knecht gar nicht satt kriegen konnte, ihn durch wiederholtes Wiehern zum Aufbruch gemahnt, und so habe er sich denn mit demselben gegen Morgen in die Lüfte geschwungen wieder gen Prag.

Wie sehr sich die Fausttradition in Erfurt erhalten, davon legt besonders die Thatsache beredtes Zeugniß ab, daß man daselbst noch heute das Wohnhaus des Schwarzkünstlers zeigt und ein in die Schlössergasse einmündendes, kaum 3 Fuß breites „Faustgäßchen", durch welches einmal der Zauberer mit einem mächtigen, von vier Pferden gezogenen Baumstamme gefahren sein soll. „Als aber ein Mönch dazu kam und einen Exorcismus sprach (es soll der Augustiner Dr. Luther gewesen sein), verwandelte sich das Blendwerk in einen von vier Hähnen gezogenen Strohhalm." Ja noch 1876 fand Kiesewetter in Erfurt die Sage lebendig, daß Faust im „Dr. Faustgäßchen" und dem Anker, wo er zum Fenster herausfuhr, spuke.

Einen weiteren Anhaltspunkt bieten die Leipziger Annalen von Magister Joh. Jak. Vogel zum Jahre 1525. Es heißt da:

„So gehet auch die gemeine Sage, daß der bekannte Schwartzkünstler Dr. Joh. Faust vermittelst seiner Kunst ein mit Wein gefülltes Faß, welches die Weißkittel (d. i. Küfer) herausziehen sollten, aus Auerbachs Keller auf die Gasse geritten."

Darüber handeln denn auch zwei Bilder in diesem Keller. Auf dem einen sieht man Faust auf dem Fasse reiten, wobei er ein Zeichen mit der Hand giebt; Weinschröter, die vorher sich vergebens mit dem Fasse abgemüht, Studenten, die zuvor den Faust begleitet, der Wirth, ein Kellner und ein Laufjunge äußern ihre Verwunderung. Die Aufschrift lautet:

„Doctor Faustus zu dieser Frist
Aus Auerbachs Keller geritten ist.
Auf einem Faß mit Wein geschwind,
Welches gesehen viel Mutter Kind.
Solches durch seine subtilne Kunst hat gethan,
Und des Teufels Lohn empfangen davon."

Die Worte „zu dieser Frist" beziehen sich auf die Jahreszahl 1525, die man oben und unten liest.

Auf dem zweiten Bilde sitzt Faust mit den Studenten am Zechtische, um das gewonnene Weinfaß zu verjubeln. Man liest darunter ein lateinisches Distichon, das man etwa so übersetzen kann:

„Trinke und lebe in Lust, doch denke des Faustus und seiner
Strafe, die lahm nachkam, aber gewaltig ihm kam"

Der Jahreszahl 1525 widerspricht aber die Tracht, die eher auf ein Jahrhundert später hinweist, sowie die Angabe des Chronisten selbst, die er zum Jahre 1530 macht, daß erst dann Auerbachs Keller gebaut worden sei.

Dann erwähnt ein seltenes Werk: „Index sanitatis", d. i. „Zeiger der Gesundheit", von Phil. Begardi, Physikus und Leibarzt zu Wormbs 1539, den Schwarzkünstler Faust, der

aber viele Leute betrogen habe. Doch scheint dem Verfasser näheres unbekannt, wenn er auch erst vor etlichen Jahren fast ganz Deutschland durchwandert und beschwindelt hatte. Im übrigen stimmt die Schilderung seiner Schwindeleien mit der des Trithemius.

Ueber seinen gewaltsamen Tod berichtet uns zuerst ein protestantischer Theologe Joh. Gast im zweiten Theile seines Werkes: „Sermones convivales" um 1554.

Danach kehrte der Nekromant Faust einst in einem reichen Kloster ein, wo er einem Mönche aufträgt, ihm im Keller besseren Wein als den vorgesetzten zu holen. Der dienende Bruder aber weigert sich, dies zu thun, aus Angst vor dem Prior, der bereits schlief. Da ging Faust unter Drohungen weg und sandte einen wüthenden Teufel ins Kloster, der Tag und Nacht rumorte, so daß es die Mönche dem Pfalzgrafen meldeten. Dieser nahm das Kloster und die daraus vertriebenen Mönche in seinen Schutz, doch den Spuk konnte er nicht bannen. Desselben Vorfalles erwähnt auch die Zimmersche Chronik.

An einer anderen Stelle, wo Gast von Fausts Kunststücken spricht, wobei ihm ein Hund und ein Pferd Hülfe leisteten, erwähnt er auch sein schreckliches Ende, wie folgt: „..... Der Teufel erwürgte ihn; seine Leiche lag auf der Bahre immer auf dem Gesichte, obgleich man sie fünfmal umdrehte." — Gast will sogar mit Faust in Basel gespeist haben. Schon möglich, daß ein Gaukler dieses Namens mit ihm dort zusammengetroffen; von seinem Tode jedoch war er nicht Augenzeuge, und sein ganzer Bericht lautet unbestimmt. Noch unbestimmter klingt eine Stelle in einem Briefe des Heinr. Cornelius Agrippa von Nettesheim (1528), worin es heißt, daß ein Zauberer aus Deutschland am französischen Hofe erwartet werde; die Schilderung seiner Kunststücke paßt wohl auf Faust, doch sein Name selbst wird nicht genannt.

Von anderen Zeitgenossen Melanchthons erwähnen wir noch den berühmten Gelehrten Conrad Gesner, der in einem Briefe vom 16. August 1561 an seinen Freund, den kaiserlichen Leibarzt Joh. Krato von Krafftheim, von Lehrern der Magie schreibt, worunter besonders der unlängst verstorbene Faust „in hohem Ansehen" stehe (mire celebratur).

Der glaubwürdigste Zeuge für die Existenz unseres Faust ist ohne Zweifel der Gelehrte Joh. Manlius (eigentlich Mennel) aus Ansbach, ein Schüler Melanchthons, der in seinen Collectaneen (1562)[1] — einem Werke, ähnlich den Lutherschen Tischreden — erwähnt, daß sein Meister den Faust persönlich gekannt habe; er sei aus Knudlingen in Schwaben (heißt jetzt schon lange Knittlingen) gebürtig und habe in Krakau die Magie studirt, die daselbst öffentlich von einem Professor gelehrt wurde; nachher sei er umhergestreift, indem er sich geheimer Künste gerühmt: zu Venedig habe er verheißen, in den Himmel zu fliegen; doch der Teufel ließ ihn dabei bedenklich zur Erde fallen. Sodann erzählt Melanchthon nach Manlius folgendermaßen über das Ende des Schwarzkünstlers:

„Vor wenigen Jahren saß dieser Johannes Faustus an seinem letzten Tage sehr betrübt in einem Dorfe des Herzogthums Würtemberg. Der Wirt fragte ihn, warum er so niedergeschlagen sey wider seine Sitte und Gewohnheit; denn er war sonst ein schändlicher Schelm, der ein liederliches Leben führte, so daß er ein- und das andermal fast wegen seiner Liebeshändel umgekommen wäre. Darauf erwiderte er dem Wirt in jenem Dorfe: „Erschrick diese Nacht nicht!" — In der Mitternacht aber ward das Haus erschüttert. Da Faustus am Morgen nicht aufgestanden, und bereits der Mittag gekommen war, ging der Wirt in sein Zimmer und fand ihn neben dem Bette liegen mit umgedrehtem Gesichte, — so hatte ihn der Teufel getödtet. Als er noch lebte, führte er einen

Hund mit sich, welcher der Teufel war. Dieser Faustus entrann in unserer Stadt Wittenberg, als der vortreffliche Fürst Johann den Befehl gegeben hatte, ihn gefangen zu nehmen. Auf ähnliche Weise entwischte er auch in Nürnberg; als er sich zu einer Mahlzeit niedergesetzt hatte, begann er zu schwitzen und stand sogleich vom Tisch auf, indem er dem Wirth seine Schuld bezahlte. Kaum aber war er vor der Thüre, als die Gerichtsdiener kamen und nach ihm suchten..... Dieser Zauberer Faustus, eine schändliche Bestie, eine Kloake vieler Teufel, prahlte, alle Siege, welche die kaiserlichen Heere in Italien erfochten, habe er durch seine Magie ihnen verschafft, was die unverschämteste Lüge war."

Man hat an der Richtigkeit dieser Erzählung Melanchthons ohne Grund deshalb zweifeln wollen, weil man dem Gelehrten so abergläubische Vorstellungen von dem Reich und der Macht des Teufels nicht zutraute. Allein es ist bekannt, wie sehr Melanchthon und sein Freund Luther vom Teufelsglauben ihrer Zeit besessen waren. Hat doch Letzterer auf der Wartburg sein Tintenfaß nach dem vermeintlichen Teufel geworfen. Auch die von Melanchthon geschilderte Todesart Fausts kann ja immerhin von einem zufälligen Naturereigniß, wie Gewittersturm, begleitet gewesen sein. — In Luthers Tischreden finden wir gleichfalls eine Erwähnung des Faust, wie folgt: „Da über Tisch zu Abends eines „Schwarzkünstlers", Faustus genannt, gedacht wird, saget Dr. M. ernstlich:...." Und nun folgt eine Auslassung Luthers, wie sehr ihm schon der Teufel zuzusetzen versucht habe; doch er habe sich seiner bis jetzt stets mit Hülfe von Gottes Wort erwehrt.[2] In dem Widmannschen Faustbuche ist hierauf in längerer Ausführung Bezug genommen. Danach scheint es, als ob bei einer späteren Redaktion von Luthers Tischreden weitere Daten über Faust unterdrückt worden sind, und so kam es, daß obige vereinzelte Erwähnung selbst dem Spürsinne eines Gelehrten, wie Düntzer, entging.

Was nun die Erzählung betrifft, die Manlius seinem Lehrer Melanchthon in den Mund legt, so kommen darin Züge vor, die schon sehr alt sind. So soll sich schon der Magier Simon zur Regierungszeit des Kaisers Nero zu Rom gebrüstet haben, er könne durch die Luft fliegen; da habe der Apostel Petrus, auf ihn hinschauend, zu Gott gefleht: „Wenn ich ein Apostel Christi — nicht ein Betrüger wie Simon — bin, so gebiete ich den bösen Geistern des Simon, ihn nicht länger in der Luft zu halten," — worauf er sofort niederstürzte, beide Beine brach und bald darauf starb. Den Bericht von Fausts schrecklichem Ende finden wir ähnlich auch anderwärts; nur verlegt ihn Melanchthon in die Nähe seiner Heimath Bretten, in ein württembergisches Dorf; — die Zimmersche Chronik nennt Stauffen; — ebenso wird auch anderswo angegeben, daß Faust einen Hund bei sich gehabt, wie auch ein Pferd, in dem der Teufel stecken sollte. Ein schwarzer Pudel, genannt Monsieur, war auch des Cornelius Agrippa steter Begleiter und galt nach dem Aberglauben der Zeit als Teufel.

Es ist sonach mehr als wahrscheinlich, daß ein Zauberer Dr. Faustus, der aus Knittlingen stammte, auch zu Wittenberg sein Wesen trieb, sich an Melanchthon herandrängte, bis er endlich seiner schlechten Streiche wegen die Flucht ergriff. Das Uebrige, wie sein Luftflug zu Venedig und daß ihn der Teufel, der ihn in Gestalt eines Hundes begleitete, schließlich holte, beruht natürlich nur auf Hörensagen, oder ersteres auf einer mißglückten Luftschiffahrt, der vielleicht nach Kiesewetter „eine spiritistische Levitation" zu Grunde lag, und letzteres auf dem Wahn der Zeit.

Ferner erzählt der edle Wier oder Weier, der gelehrte Schüler Agrippas und berühmte Bekämpfer der Hexenprozesse, in seinem Werke: „De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis", l. II, c. 4, einige Zauberstücke und Betrügereien von Faust, wie er u. a. einem Kaplan verheißen, ihm den Bart

ohne Schermesser abzunehmen. Er rieth dann zu Einreibungen mit Arsenik, die nicht nur die Haare, sondern auch Haut und Fleisch weggebissen. Ferner soll ein Schulmeister in Goslar von Faust die Kunst gelernt haben, den Satan in ein Glas zu sperren, ein Aberglaube, der im Mittelalter sehr verbreitet war. Der Schulmeister ging zur Beschwörung des Satans in den Wald, versah aber etwas dabei, so daß ihm der Teufel in furchtbarer Gestalt erschien, nämlich mit flammenden Augen, mit gekrümmter Nase, wie ein Kuhhorn, mit langen Zähnen eines Ebers, mit Backen einer Katze. Der arme Ludimagister ward von der Erscheinung so betroffen, daß er besinnungslos zu Boden stürzte und lange wie todt dalag. Erst nach einem Jahre erlangte er seine Sprache wieder, erzählte sein Abenteuer und gab drei Tage darauf den Geist auf.

Auch von Fausts schrecklichem Ende berichtet Wier und verlegt es, wie Melanchthon, in ein württembergisches Dorf und nicht in die Nähe von Wittenberg.

Außer den Zeugnissen dieser Zeitgenossen liegen uns noch solche von mehreren Epigonen vor. So erzählt der Pfarrer Hondorf in seinem zu Frankfurt 1572 erschienenen: „Promptuarium exemplorum“ von Joh. Faustus und seinem schwarzen Hunde, welcher der Teufel gewesen, seinem Auftreten in Wittenberg und seinem Tode in einem württembergischen Dorfe. Ferner der berühmte Theologe Heinr. Bullinger und sein Schwiegersohn Ludwig Lavater, sowie Leonhard Thurneißen erwähnen den Zauberer Faust. Das wichtigste Zeugniß von Epigonen aber ist ohne Zweifel das von Augustin Lercheimer, eigentlich Wittekind, den auch Prätorius in seinem Werke: „Von Zauberey und Zauberern“ in der Vorrede als Gewährsmann über dies Kapitel am höchsten stellt.

Augustin Lercheimer, ein Schüler Melanchthons, erzählt in einer Schrift: „Bedencken von Zauberey“ (1585) einige Geschichten,

die wesentlich mit dem ersten, (1587) erschienenen Faustbuche übereinstimmen. So z. B., wie Faust in einem Wirthshause zu M. (wahrscheinlich Magdeburg) einen Wirthsjungen, der ihm trotz Warnungen immer seine Kanne zu voll goß, verschluckte, worauf er noch, wie er sagte, zum Hinunterspülen einen Kübel voll Wasser austrank. Auf ernstliches Bedeuten des Wirthes, er müsse ihm seinen Zapfjungen wieder schaffen, hieß ihn Faust ruhig hinter dem Ofen nachsehen. Und siehe! da lag der Bube wie ein begossener Pudel und zitterte am ganzen Leibe. Das ganze Blendwerk ist nach der Halluzinationstheorie Ed. von Hartmanns neuerdings auf Sinnestäuschung Bezechter und auf affenartige Geschwindigkeit Fausts gedeutet worden.

Ferner schildert Lercheimer die nächtliche Fahrt des Dr. Faust mit seiner Zechgesellschaft zur Fastnachtszeit in des Bischofs zu Salzburg Weinkeller über 60 Meilen weit. Von ungefähr kam der Kellermeister dazu, wie die unheimliche Sippschaft seines Herrn edelsten Wein trank, und hub an zu schelten. Da nahmen sie ihn mit durch die Lüfte, und unterwegs ließ ihn Faust in die Krone einer Tanne fallen, worin er wie ein Vogel saß, bis er von zufällig des Weges daherkommenden Wanderern aus seiner peinlichen Lage befreit ward. Diese Erzählung versteigt sich natürlich in das Bereich der Mythe.

Ferner wird darin von Bekehrungsversuchen erzählt, die zu Wittenberg ein Gelehrter mit Faust und danach auch noch ein gottesfürchtiger Mann veranstaltete. Letzterem sandte der Schwarzkünstler zum Dank den Teufel in seine Schlafkammer. Der böse Geist treibt sein Unwesen und grunzt wie ein Schwein. Aber der fromme Mann ließ sich nicht einschüchtern und sprach spöttisch: „Ei, was für ein fein Stimmchen und Gesang eines Engels, der im Himmel nicht bleiben konnte, und nun in der Leut' Häuser geht in Gestalt einer Sau!" Da zog der Teufel ganz kleinlaut ab und klagte Faust, wie höhnisch er behandelt

worden, und wie es ihn verdrossen, daß man ihm seinen **Abfall** vor die Nase gehalten.

Wer wäre hier nicht versucht, an den glaubens**starken** Gottesstreiter der Reformation zu denken, der mit dem **Sieges**liede über den alten Feind triumphirt: „Und wenn die Welt voll Teufel wär' und wollt' uns gar bezwingen!"? — In der That erzählt auch Luther diesen mißglückten Bekehrungsversuch in seinen Tischreden, freilich ohne Hinweis auf Faust; doch kann diese Beziehung in einer späteren Redaktion ausgemerzt worden sein.

Auch anderes, wie der vierundzwanzigjährige Dienst des Satans und die doppelte Verschreibung, findet sich schon bei Lercheimer.

Zum Schlusse wollen wir noch das bekannte, von Goethe in „Auerbachs Keller" verewigte Zauberkunststückchen von der Verwandlung der Nasen angeheiterter Zecher in Trauben erwähnen. Es begegnet uns schon in der Erfurter Chronik und wird von dem Juristen Phil. Camerarius, einem Sohne des bekannten Freundes Melanchthons, erzählt. Kiesewetter erklärt es für eine Glanznummer in dem Programme moderner Suggestion oder professionsmäßiger Hypnotiseure.

Ueber die Art und den Ort seines Todes endlich finden wir in der sog. Zimmerschen Chronik 1567 (so genannt nach dem Verfasser, dem Grafen Christoph Froben von Zimmern) an zwei Stellen deutliche Hinweise auf den württembergischen Ort Stauffen; auch das Todesjahr läßt sich nach dem unmittelbar vorher erwähnten Reichstage zu Regensburg als das Jahr 1541 annehmen; wichtig ist ferner die Nachricht, daß Faust Schriften hinterlassen habe.[3]

Zur Vervollständigung unserer Vorstellung von Faust fehlte noch eine Beschreibung seines Aeußeren. Widmann schildert ihn in seinem Faustbuche als ein dürres, buckeliges Männlein mit einem kleinen grauen Barte. Dementsprechend besitzen wir

ein nach einer Zeichnung seines Meisters Rembrandt radirtes Porträt von Jan Joris van Vliet um 1630, das wohl den Vorzug vor dem in Haubers Bibliotheca magica befindlichen Porträt verdient.

Ueber Johann Fausts Wesen lauten die Urtheile so ungünstig als möglich. Man schilt ihn einen „verruchten Windbeutel", einen „Zungendrescher" und „Landstörzer", der die Staupe verdiene, einen „ungelehrten, anmaßenden Narren", einen „gottlosen Charlatan, der die Dummen um ihr Geld bringe", ja „eine Bestie und Kloake vieler Teufel". Doch möchten wir diesen Verunglimpfungen ehrsamer und hochwohllöblicher Magistratspersonen, sowie gelehrter und weiser Domherren mit den Worten Goethes aus dem Munde Fausts selbst antworten:

„Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen,
Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Skrupel, noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel."

Aus allen Ueberlieferungen klingt heraus: Faust war ein halbgebildeter, kecker Wander- und Wunderdoktor, ein Schwindler, der gelegentlich selbst einsichtige Männer berückte, aber hauptsächlich mit dreister Prahlerei auf die Leichtgläubigkeit der großen Menge spekulirte.

Fassen wir nun nach all den zerstreuten Angaben und Notizen die Biographie Fausts zusammen, so ergiebt sich etwa folgendes:

„Johann Faust, geboren um 1490 zu Knittlingen, trieb sich 1505 als fahrender Schüler in Gelnhausen und Würzburg herum, um welche Zeit er Trithemius kennen lernte; er legte sich damals als nom de guerre den Namen Georg Sabellicus bei, seinen wahren unter dem scheinbaren Beinamen „Faustus junior" verdeckend. Durch die Protektion Franz von Sickingens kam er als Schulmeister nach Kreuznach, wo er sich unzüchtiger

Handlungen wegen unmöglich machte. Danach studirte unter seinem wahren Namen Johann Faust zu Heidelberg Theologie und promovirte dort am 15. Januar 1509 zum Baccalaureus. Sodann scheint er ein abenteuerliches Leben geführt zu haben. Wir begegnen ihm 1513 in Erfurt, wo er sich „Georg Faust, der Heidelberger Halbgott", nennt. 1516 treffen wir den Zauberer bei dem Abte Entenfuß im Kloster Maulbronn, wo ihn die Sage sterben läßt. Allein 1520 taucht er wieder in Erfurt auf, wo er vermuthlich Vorlesungen über Magie hielt, die er zuvor in Krakau studirt zu haben scheint. Darauf finden wir ihn 1525 in Basel und Leipzig, jedoch sind seine Beziehungen zu Auerbachs Keller wohl ins Bereich der Mythe zu verweisen. Dagegen gewinnt die Annahme, daß Faust als Zauberer an den französischen Hof zu König Franz I. berufen worden sei, große Wahrscheinlichkeit. Er soll denselben von einer veralteten galanten Krankheit kurirt und durch Zauberei seine beiden als Geiseln im Kerker befindlichen Prinzen aus der Gefangenschaft des Kaisers Karl V. befreit haben. Auf diese Beziehungen zu Franz I. weist auch ein Kapitel des ältesten Faustbuches hin.

Zu Anfang der dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts hielt sich dann Faust längere Zeit in Wittenberg auf, ohne jedoch nähere Beziehungen zur Universität zu haben; von dort nöthigte ihn ein Haftbefehl Johanns des Beständigen zur Flucht Aus späterer Zeit liegen uns noch Nachrichten über Fausts Aufenthalt in Nürnberg und Battenberg a. d. Maas vor. Sein Tod erfolgte um 1539 in dem württembergischen Orte Stauffen bei Freiburg im Breisgau (und nicht in einem Dorfe bei Wittenberg) unter berichtlich seltsamen Umständen, um welche die Sage ihren geheimnißvollen Schleier wob."

Wir kommen jetzt zur Besprechung der Volksbücher über die Faustsage.

Das älteste Faustbuch erschien zu Frankfurt a. M. zur Herbstmesse 1587 unter dem Titel: Historia von Dr. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer und Schwartzkünstler, Wie er sich gegen den Teuffel auff eine benandte Zeit verschrieben, Was er hierzwischen für seltzame Abenthewer gesehen, selbs angerichtet vnd getrieben, biß er endtlich seinen wolverdienten Lohn empfangen. Mehrertheils aus seinen eygenen hinderlassenen Schrifften, allen hochtragenden fürwitzigen u. Gottlosen Menschen zum schrecklichen Beyspiel, abschewlichen Exempel u. trewhertziger Warnung zusammengezogen vnd in Druck verfertigt. Jakobi IIII. Seydt Gott vnderthänig, widersteht dem Teuffel, so fleuchet er von euch. Cum Gratia et Privilegio. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Johann Spies. MDLXXXVII."

Vermuthlich war der Verfasser ein protestantischer Theologe, der zu Wittenberg die Faustsage kennen lernte; darauf führen die vielen lateinischen Ausdrücke und die orthodoxe Richtung des Buches. Es ist ein wahres Sammelsurium aller möglichen Geschichten und Ueberlieferungen ohne Kritik und Sichtung, worin es an unbegreiflichen Wiederholungen nicht fehlt. Herausgegeben ist das Opus angeblich nach Aufzeichnungen von Dr. Fausts eigener Hand, sowie nach Notizen seines Famulus Wagner und zerfällt in drei Theile; der erste handelt von der Verschreibung und den Gesprächen Fausts mit seinem Geiste über Hölle und Teufel; der zweite setzt letztere fort und beschreibt seine Fahrt in die Hölle und Gestirne, seine große Weltreise, auf der er auch das Paradies in der Ferne erblickt; im letzten Theile sind die eigentlichen Zauberstücke und sein schreckliches Ende geschildert. Das Spießsche Faustbuch erschien 1591 und 1592 um die Erfurter und Leipziger Zauberschwänke vermehrt, während andere weggelassen waren.

Bedeutsam für den Verfasser ist die Angabe, daß Faust statt aus dem schwäbischen Knittlingen aus Roda im Weimarischen

stamme,[4] also aus dem Herzen des Protestantismus; von da war der Uebergang nach Wittenberg, dem Herde der Reformation, leichter. Trocken und pedantisch klingt der Ton des Erzählers, und man erkennt sofort, daß er ein Feind tiefsinniger Spekulation ist. Das freiheitlich Revolutionäre und Gigantische in Fausts Abfall von der alten Einfalt schildert er, wie folgt: „er name an sich Adlers Flügel, wolte alle Gründ am Himmel vnd Erden erforschen, dann sein Fürwitz, Freyheit u. Leichtfertigkeit stache vnd reitzte ihn also." Nicht unzutreffend, wenngleich pedantisch, vergleicht er seine Vermessenheit mit jener der Riesen, „davon die Poeten dichten, daß sie die Berg zusammentragen u. wieder Gott kriegen wolten", ja mit dem bösen Engel, „der sich wider Gott setzte, darumb er wegen seiner Hoffahrt vnnd Uebermuht von GOTT verstoßen wurde."

Die Beschwörung des Teufels soll im sog. Spesserwalde bei Wittenberg stattgefunden haben. Wenn Kiesewetter die hierbei beschriebenen Licht- und Spukerscheinungen auf sog. mediumistische Veranlagung des Beschwörers zurückführen will, so bekennen wir offen, daß uns hierzu das Verständniß und der Glaube fehlen (cfr. l. c., p. 96 ff.).

Ohne Phantasie und Schwung schildert im Faustbuche der Autor Fausts Wohlleben: „Bettelhaft kleidet er sich mit gestohlenen Stoffen und nährt sich vom Raub aus herzoglichen und bischöflichen Küchen und Kellern, oder zieht, die Hand zum Fenster hinausstreckend, oder auf einer Leimruthe leckeres Geflügel hinein, ohne damit erheblich über gänsefestehlende Studenten oder harmlose Schlaraffen hinauszuragen. Sein Wochengeld beträgt nur 25 Kronen; „thut das Jahr 1300 Kronen, das ward sein Jars Bestallung." Trotz seines Epikuräerlebens muß Faust auf Heirathsgedanken verfallen, damit der lutherische Autor die Feindschaft des Teufels gegen den von Gott eingesetzten Ehestand ins Feld führen kann. Gewann doch nach der pro-

testantischen Sagenbildung Papst Gregor VII. einst durch die Anordnung des Cölibats den Beistand der Hölle. Da Luther das Cölibat brach, mußte sein Parteigänger tendenziös die Ehelosigkeit der Nonnen und Mönche als teuflische Einrichtung hinstellen, und die Abschreckung Fausts vor Heirathsgedanken wird mit einem ganz besonderen Aufgebot des Höllenfürsten in Scene gesetzt. Dafür führte ihm der Teufel schöne Weiber zur Unzucht in die Arme.

Interessant ist es, bei Kiesewettter das Kapitel nachzulesen, „wie und als was er den Mephistopheles in der Fausttradition" auffaßt. Nach Goethes Darstellung müßte man denselben als den „Herrn der Hölle" selbst auffassen, der sich unter angenommener falscher Maske und falschem Namen bei Faust einführt. In der Volkssage jedoch ist es nicht Satan selbst, sondern ein Abgesandter und Diener desselben, ein Spiritus familiaris mit hauskoboldartigen Zügen, der zum Theil der altgermanischen Mythologie entstammt, zum Theil in der Teufelsperiode des 16. Jahrhunderts christlich-dogmatische Züge angenommen hat. Kiesewetter leitet dagegen seinen Ursprung aus dem Gestirndienst der ältesten Völker ab. Danach standen den sieben Göttern der Planeten ebensoviele Dämonen, gewissermaßen die „sieben Kurfürsten der Hölle", gegenüber, wovon der zweite, Mephistophiel genannt, der Dämon des Jupiter, den Gegensatz zu diesem hellleuchtenden Planeten, also den „Geist der Finsterniß" vorstellt. Demgemäß ist auch die Schreibart „Mephostophiles", d. h. „der das Licht nicht Liebende", etymologisch die richtigere (aber nicht „mephitische Dünste liebend" oder hebräisch: „Lügendämon").

Die Verkörperung nun dieses Mephistopheles, zu dem der unter einem entsprechenden Gestirn geborene Mensch eine besondere Inklination hatte, denkt sich Kiesewetter als eine Hypostasirung des eigenen Ich, als eine Art Objektivirung der

inneren Stimme, „die in der dramatischen Spaltung des transscendentalen Subjekts" wurzele. Zur anschaulicheren Verdeutlichung seiner Auffassung zieht er die Traumvorgänge heran, in denen ja auch der Mensch dramatische Vorgänge und Gestalten seines eigenen Ich widerspiegele. Unser irdisches Wesen ist sonach nur die Hälfte unseres eigenen Wesens, dessen andere Hälfte transcendent bleibt, d. h. hinter dem irdischen Bewußtsein liegt. „Wir gleichen also einem Doppelstern, ohne unseren dunkeln Begleiter zu erkennen." Ferner zieht der Verfasser somnambulistische Vorkommnisse heran, wonach Epileptische oder Hypernervöse Umgang mit dergleichen Gestalten der eigenen Phantasie pflogen, von ihnen Eingebungen und Aufträge erhielten, nach denen sie handelten. So interessant uns alle diese Beispiele auch erscheinen mögen, will uns der Glaube eines Mannes, wie Faust, an einen derartigen körperlichen Begleiter seines Wesens nicht recht einleuchten, und wir müssen wohl dies Gebilde auf Rechnung des Wahnglaubens seiner Zeit setzen.

Einen breiten Raum nehmen im Faustbuche, dem Geiste der Zeit entsprechend, der sich gerne mit der Dämonenwelt beschäftigt, die Gespräche über das Regiment in Himmel und Hölle ein. Schlimm steht es mit den naturwissenschaftlichen und astronomischen Kenntnissen des Verfassers, der von den Fortschritten eines Copernikus keine Ahnung zu haben scheint. Mehr Eindruck machen die Anwandlungen von Reue bei Faust, die aber darum nicht den Rückweg zu Gott finden, weil ihm einerseits der Glaube fehlt, der allein selig macht, andererseits die Unfreiheit des Willens den armen Sünder immer tiefer in den Höllenpfuhl versinken läßt. Aber auch der Entdeckungstrieb des 16. Jahrhunders und die Reiselust der damaligen Zeit wird durch Fausts Fahrten zu den Gestirnen, von wo er alle Länder übersieht, wie durch seine Höllenfahrt und Reise durch die Welt auf geflügeltem Höllenrosse befriedigt. Doch der Autor schildert

es ohne Phantasie, im trockensten Bädekertone; nicht einmal bei Kölns schönen Weibern geräth er in Extase. Nur Rom giebt ihm Veranlassung, seine antipapistische Gesinnung durch Possen mit dem Papste zu bekunden, und Konstantinopel, um dem Türkenhasse des 16. Jahrhunderts Luft zu machen. Auch hier müssen wir bei Rom unwillkürlich an Luthers Beobachtungen bei seiner italienischen Reise denken. Wir erkennen in den Verurtheilungen des römischen Lebens, die der Verfasser dem Faust in den Mund legt, den eifrigen Lutheraner.

Aber nicht nur der titanische Forschertrieb des 16. Jahrhunderts, sondern auch die Genußsucht und göttliche Grobheit des Zeitalters spiegeln sich in der Faustsage ab. Wie man in hohen Kreisen Prunk und Epikuräerthum pflegte, so liebte das Volk behagliche, rohe Freude an massenhafter Speise, Fülle des Trunkes und derber Unterhaltung. Gotteshaus und Schenke waren benachbart: neben religiöser Andacht kam auch die ausgelassene Fastnacht zu ihrem Rechte. So erscheint Faust gewissermaßen als Hofspiritist von Kaiser Karl V., dem Liebling der alten Sage, wie er die Geister Alexanders des Großen und seiner Gemahlin citirt. Aehnlich wird vom Abt von Sponheim erzählt, er habe dem Kaiser Max die Geister seiner Vorgänger, ferner Alexander den Großen, Julius Cäsar, item des Kaisers Maximiliani Braut beschworen; im Faustbuche heißt es, der Kaiser Karl V. habe sogar die Warze auf dem Nacken Roxanes, der Gemahlin Alexanders, wiedererkannt; ähnlich Maximilian an seiner Gemahlin Maria von Burgund. Ferner bewirthet Faust die Herzogin von Anhalt, baut Schlösser und macht mit jungen Grafen eine Lustreise zu einer Hochzeit. Doch der Tausendkünstler würdigt sich herab, wenn er einen Roßtäuscher foppt, der statt eines Pferdes einen Strohwisch in die Schwemme reitet und ihm nachher scheinbar, ähnlich wie in der Rübezahlsage, ein Bein ausreißt; — ferner einen jüdischen Wucherer betrügt,

der ihm scheinbar ein Bein zum Pfande absägt, — Stückchen, die übrigens zum Theil auch vom Zauberer Zyto erzählt werden, wenn er einem Taschenspieler wie aus Neid so grausam das Handwerk legt, daß er seine Lebenspflanze, die im Glase steht, zerschlitzt, worauf er sterben muß,[5] oder einen Bauer samt Wagen und Pferden verschlingt, eine, nebenbei bemerkt, uralte Sage, u. dergl. m. Noch mehr steigt er ins gemeine und platte Alltagsleben herab, wenn er in unmäßiger und ausgelassener Weise mit den Studenten schlemmt und trinkt und sich und sie mit albernen, plumpen Späßen lustirt. Besonders zur Fastnachtszeit kann sich der Faust der Volkssage mit seinen Trinkkameraden im Schlitten ohne Pferde durch die Stadt kutschiren, — auf der Tafel läßt er einen Kalbskopf „Mordio, Helfio!" schreien, veranstaltet Geisterkonzerte und Affenballetts und zieht schließlich als gewöhnlicher Fastnachtsbutz in den Häusern herum, um Unfug zu stiften.

Wie eine Oase in dieser Wüste flacher Belustigungen erscheint die Beschwörung der schönen Helena, die Faust am weißen Sonntag citirt und zur Konkubine nimmt.

„Diese Helena erschien in einem köstlichen schwartzen Purpurkleid; jhr Haar hatt sie herabhangen, dz schön, herrlich und Goldfarb schiene, auch so lang, dz es Jhr biß in die Kniebeugen hinabginge, mit schönen Kollschwartzen Augen, ein lieblich Angesicht, mit einem runden Köpfflein, jhre Lefftzen roht wie Kirschen, mit einem kleinen Mündlein, einen Halß wie ein weißer Schwan, rohte Bäcklein wie ein Rößlin, ein vberauß schön gleißend Angesicht, ein länglichte auffgerichte grade Person. In summa, es war an jr kein vntäblin zu finden." Die Studenten, denen Faust diese Wundererscheinung beschwor und ein Bild derselben schenkte, geriethen darob in solche Aufregung, daß sie des Nachts nicht schlafen konnten. Auch der Magier Simon soll mit der schönen Helena, die er zu Tyrus aus tiefer

Erniedrigung befreite, herumgezogen sein. Nach einer griechischen Sage vermählt sich dieses ewig junge und ewig schöne Weib auf den Inseln der Seligen mit Achill, und diesem Bunde entsprießt der geflügelte Euphorion.

In der Faustsage erscheint Helena, wie anderwärts, als der Inbegriff aller Reize eines verführerischen Weibes. Aus dem Bunde Faustens mit der schönen Helena entsprießt auch ein Sohn, Justus, doch nach des Zauberers Tode verschwinden Mutter und Kind. Zwar soll Fausts Famulus, Wagner, den er auch zu seinem Erben eingesetzt, versucht haben, Helena bei sich zu behalten, doch sie dankte und ging. Dem züchtigen Theologen unseres Faustbuches ist natürlich Helena die verkörperte sinnliche Lust, und es fehlt nicht an ekelhaften Ausmalungen späterer Umbildner und Nachahmer dieser Episode, wonach sich dem begehrlich die Arme ausbreitenden Sünder das gleißnerische Phantom in eine Schlange oder einen verwesenden Leichnam verwandelt. Sicherlich ein sehr moralisches und abschreckendes Bild; doch wer hindert uns, ähnlich wie Goethe, als versteckten Sinn in der Vereinigung Faustens mit der schönen Helena die Verbindung des Forschertitanismus der Renaissance mit der Formenschönheit des klassischen Alterthums herauszudeuten? Diesem Bunde aber entsprießt ein allwissender Sohn, — wie die meisten Faustinterpreten annehmen — Lord Byron, der Hauptvertreter der modernen Romantik.

Die Sehnsucht nach der klassischen Antike klingt ja auch in dem Wunsche der Studenten wieder, die nach einer Erweiterung des Spießschen Faustbuches (1590) von dem Zaubermeister verlangen, die homerischen Helden citirt zu sehen. Nicht minder, wenn sich Faust anheischig macht, die verschwundenen Komödien des Plautus und Terenz, deren Sprache und Sentenzenreichthum die Studenten entzückte, herbeizuschaffen.

Im Jahre 1588 war auch eine gereimte Bearbeitung des Faustbuches erschienen und eine niederdeutsche Uebersetzung zu Lübeck von Joh. Balhorn, danach eine französische von Victor Palma Cayet, den die Sage, wie den Faust, vom Teufel holen ließ; auch nach Frankreich, Holland und England wanderte das inzwischen vermehrte Faustbuch.

Allein es ward in Deutschland 1599 durch eine breitere und eingehendere Bearbeitung von Georg Rud. Widman verdrängt, die den Anspruch erhebt auf authentischere Quellen. Auch finden wir hier den ersten, freilich noch ziemlich unbeholfenen Versuch einer kritischen Faustforschung. Davon gab 1674 Joh. Nik. Pfitzer eine neue Bearbeitung heraus, die aber wesentlich auf der Widmanschen fußt. Ein Auszug hieraus erschien 1717 und eine freiere Bearbeitung 1726 „von einem Christlich Meynenden". Andere Bearbeitungen der Faustsage sind von keinem Belang.

Ein naiver Humor, der die Macht des Faust über die Höllengeister möglichst groß darzustellen sucht, macht sich in dem Liede: „Doctor Faust", das uns in einem fliegenden Blatte in Köln erhalten ist, geltend. Danach hat dieser seinen dienstbaren Geist Mephistopheles zum besten, indem er ihm seinen Dienst recht sauer macht. Zu Straßburg, berühmt durch sein Freischießen, zeigt er seine Kunst im Scheibenschießen, wobei er einmal den Mephistopheles selbst trifft, so daß dieser vor Schmerz „vielmal laut aufschreit". Dies erinnert auffallend an Kaspers Ende im „Freischütz".

Ferner, wenn Faust fährt, so müssen ihm Geister, die vor und hinter dem Wagen laufen, den Weg pflastern. Am Charfreitag muß ihn der Teufel nach Jerusalem bringen, wie schrecklich ihm auch dies sein mag, da „Christus hier hänget am Kreuzesstamm ohne Unterlaß". Auf die härteste Probe aber stellt er den Mephistopheles mit dem Auftrage:

„Hör', Du sollst mir jetzt abmalen
Christus an dem heiligen Kreuz.
Was an ihm nur ist zu malen,
Darf nicht fehlen, ich sag' es frei,
Daß Du nicht fehlst an dem Titul
Und dem heiligen Namen sein."

Doch dem Mephistopheles ist es unmöglich, „Herr Jesu Christ" zu schreiben, weshalb er den Faust bittet, ihn zu entlassen, wogegen er ihm seine Verschreibung zurückgeben wolle.

„Der Teufel fing an zu fragen:
Herr, was giebst Du für einen Lohn?
Hätt'st das lieber bleiben lassen, —
Bei Gott find'st Du kein Pardon."

Zu seiner Bekehrung sendet Gott einen Engel, der einen Lobgesang anstimmt; doch der Teufel bekommt ihn wieder in seine Gewalt, indem er ihm eine Venus vormalt. Wie es scheint, wird Faust diesem Liede zufolge vom Teufel in Jerusalem geholt.

Auch in der niederländischen Sage wird der Teufel „Jost" von seinem Herrn sehr schlecht behandelt, so daß er darüber ganz abmagert und ihn sogar um seine Entlassung bittet. Aber Faust entläßt ihn nicht, sondern quält ihn mit allerhand Aufträgen. So verlangt er mitten im Winter reife Trauben und im Hochsommer Schnee und Eis; er muß ihm eine Kutsche mit vier unermüdlichen Rossen verschaffen, um nach Konstantinopel zu fahren; ist Jost am Tage todtmüde gearbeitet, so sät er ihm zur Plage abends einen Scheffel Korn in die Dornhecke und verlangt von ihm — à la Aschenbrödel —, alle Körner herauszulesen u. dergl. — An einer wahrhaft geistvollen und poetischen Auffassung der Faustsage im 16. Jahrhundert in Deutschland fehlte es aber noch. Ein Engländer sollte zuerst den Schatz heben.

Christopher Marlowe, der bedeutendste Dichter vor Shakespeare, selbst eine ungestüme, in Wissensdurst, wie Genußsucht, faustisch maßlose Natur, bemächtigte sich mit Gier des schon 1588 über den Kanal gewanderten Volksbuches der Faustsage. Aehnlich, wie nachmals der Goethesche Faust, erscheint uns hier der germanische Grübler am Studirtische, durchmustert der Reihe nach die Fakultäten, aber weder die Redekunst der Logik, noch die Rezepte der Medizin, noch die Erbschaftshändel der Institutionen, noch die Sündenlehre der Bibel können ihn fesseln. Verächtlich schiebt er ein Buch nach dem anderen beiseite, bis er bei den Zauberlehren der Magie verharrt:

„O welche Welt von Lust und von Gewinn,
Von Kraft und Ehren und von Allgewalt
Wird hier dem Lernbegierigen verheißen! —
Was zwischen beiden Polen sich bewegt,
Soll mir gehorchen. Kaiser, Könige
Gebieten bloß in etlichen Provinzen:
Doch wer in diesen Künsten Meister ward,
Dem dient, was nur des Menschen Geist erfliegt.
Ein weiser Magus ist ein Gott an Macht.
Ueb' Dich hier, Faust; der Lohn heißt Göttlichkeit."

Dies klingt in Wahrheit titanenhaft.

Ihm erschienen zwei Geister: der gute und der böse Engel; ersterer, ihn zu warnen, letzterer, ihn zu umgarnen. Doch er verschreibt sich dem Teufel Mephistophilis, dem Geiste Lucifers, ganz im Sinne des alten Faustbuches. Trotz der Mahnworte, die das geronnene Blut in seiner Hand bildet: „Homo fuge!" läßt er sich von Satans Gaukelspiel umstricken. Auch die wiederholten Versuche des guten Engels, Faust zu bekehren, werden durch die Höllengeister zu nichte gemacht. Es fehlt in dem Drama nicht an belustigenden Zauberkunststücken, die dem alten Faustbuche entlehnt sind. Auch die Bekehrungsversuche eines alten Gelehrten, sowie das gräßliche Ende Fausts ist

ganz in dem Sinne desselben behandelt. Prächtig ist die Apostrophe, mit welcher der Dichter die Erscheinung der himmlischen Helena begrüßt:

„War dies der Blick, der tausend Schiffe trieb,
Der Feuerbrand für Trojas hohe Zinnen?
Küss' mich unsterblich, süße Helena!
Die Seele saugt ihr Mund mir aus — da fliegt sie —
Komm', Helena, gieb sie mir wieder, komm'!
Hier bleib' ich: Himmelsthron und diese Lippen,
Und ekel alles, was nicht Helena!
Ich will Dein Paris sein, und Dir zulieb
Sei Wittenberg an Trojas Statt verheert.
Den schwachen Menelas ruf' ich zum Kampf,
Und Deine Farben soll mein Helmbusch tragen,
Ja, in die Ferse stech' ich den Achill —
Dann heim zu Helena um einen Kuß!
O Du bist schöner, als der Abendhimmel,
Deß Prunkgewand von tausend Sternen glänzt,
Bist strahlender, als Zeus in Blitzesflamme,
Da er der armen Semele erschien,
Reizvoller, als der Herrscher des Olymps
Im Azurarm der üppigen Arethusa;
Niemand als Du soll meine Buhle sein!"

Das ist sinnlich glühend, doch im Kultus der Schönheit! Und endlich, als seine Stunde schlägt, und er hinab muß zur Hölle, ruft er in bangem Zählen aus:

.... „Ach Faustus!
Ein kurzes Stündlein hast Du noch zu leben,
Und dann bist Du in Ewigkeit verdammt.
Steht still, ihr immer regen Himmelssphären;
Die Zeit halt' an, nie komme Mitternacht!
Steig', steige wieder, schönes Weltenauge,
Mach' ewigen Tag, dehn' diese Stunde nur
Zum Jahr, zum Mond, zur Woche, nur zum Tag,
Daß Faust bereuend seine Seele rette!" .....

Er will zu Gott empor, doch der Teufel zieht ihn nieder. Er lechzt nach Christi Gnadenblut, — für ihn ist es nicht

geflossen. Er möchte seinen Leib preisgeben und die Seele der Hölle entreißen. Gäbe es wenigstens ein Ziel für die Pein, die seiner wartet! Wenn er auch tausend, ja hunderttausend Jahre in der Hölle schmachten müßte, aber wenigstens dann erlöst würde! Wenn er doch ein blödes Thier wäre, dessen Seele in Atome zerstiebt!

„Doch meine lebt noch für die Höllenpein.
Fluch sei den Eltern, daß sie mich erzeugten!
Nein, Fauste! Dir nur fluche, fluche Lucifer,
Der Dir des Himmels Freuden hat geraubt." —
(Es schlägt zwölf.)
„Es schlägt, es schlägt! Nun Körper, werde Luft,
Sonst wird Dich Satan flugs zur Hölle schleppen!
O Seele, wandle Dich in Wassertröpflein,
Zerrinn' ins Weltmeer, daß man Dich nicht finde!"

In der That, man glaubt hier den Angstschrei des Verworfenen zu hören, — verzweiflungsvoll, markerschütternd!

Mit ernster Mahnung schließt der Chor:

„Faust ist dahin! Betrachtet seinen Sturz,
So daß sein Mißgeschick die Klugen warne,
Verbot'ner Weisheit grübelnd nachzugeh'n;
Denn ihre Tiefe lockt vorschnellen Erdenwitz,
Zu thun, was hier und dort der Seele wenig nütz'." —

Dies ist die einzige geistvolle und wahrhaft poetische Gestaltung der Faustsage aus dem 16. Jahrhundert.

Freier, aber echt volksthümlich sind die Behandlungen der Faustsage im deutschen Puppenspiele. Wir finden von einer dramatischen Bearbeitung derselben in Deutschland sogar schon vor dem Erscheinen des ersten Faustbuches Spuren. In den Senatsprotokollen der Tübinger Universität nämlich werden zwei Studenten schon im April 1587 zum Karzer verurtheilt, weil sie eine Komödie von Faust gemacht. Im 17. Jahrhundert

müssen dramatische Aufführungen der Faustsage existirt haben, haben, woraus sich ohne Zweifel die Puppenspiele entwickelten. Eb gab eine Schütz- und Dreher'sche Gesellschaft, welch letztere besonders in Oberdeutschland Stücke aufführte und sich schließlich in Potsdam niederließ; noch in den zwanziger Jahren sind ihre Puppenspiele in Berlin aufgeführt worden. Simrock hat ein solches in seinen Volksbüchern nach eigenen Erinnerungen sehr glücklich wiederhergestellt. Auch hierin sehen wir den guten und bösen Engel bemüht, Faust, der sich der Magie ergeben will, für sich zu gewinnen. Für die Komik sorgt darin die Figur des Kasperle, der sich mit Wagner und den Geistern spaßhaft unterhält. Von drei Studenten erhält dann Faust das längst gesuchte Zauberbuch, mit welchem er die Höllengeister beschwört. Von diesen wählt er sich den geschwindesten, den Mephistopheles, der rasch ist, wie der Gedanke des Menschen. Dem Volksglauben entnommen ist die Erscheinung des Raben als teuflischen Vogels, der den Kontrakt im Schnabel trägt. Unter den Bedingungen, unter denen Faust sich hier verpflichtet, gehört seltsamerweise auch die, sich wie Struwelpeter weder zu waschen, noch zu kämmen, noch die Nägel zu beschneiden; denn obwohl der Teufel hier selbst als stattlicher, mit der Hahnenfeder geschmückter Junker erscheint, liebt er doch die Unreinlichkeit. Es folgen nun allerhand Zauberkunststücke am Hofe des Herzogs von Parma, und Kasperle wird schließlich — Nachtwächter. Faust aber fällt trotz Anwandlungen von Reue dem Teufel ganz in die Hände, der ihn mit dem Trugbilde der schönen Helena ködern will. Aber, als er sie umarmen will, verwandelt sie sich in eine pesthauchende Schlange. Schließlich verkürzt ihm der Teufel die vertragsmäßig zubemessene Zeit von 24 Jahren, indem er ihm auch die Nächte berechnet. Kasperle bemüht sich zum Schlusse, das gräßliche Ende Fausts durch Späße zu mildern.

Andere Puppenspiele gefallen sich besonders in der Ausmalung unmöglicher Forderungen, die Faust an Mephisto stellt. So verlangt er, nach Jerusalem zu reisen, eine Stätte, die ja dem Teufel zu betreten verboten ist. Statt dessen holt ihm Mephisto das Kreuz vom Kalvarienberge, vor dem sich Faust reuig niederwirft. Aber der Teufel läßt ihm im Rücken das verführerische Bild der Helena erscheinen, und Faust, sobald er sie erblickt, wird wieder rückfällig. In allen diesen Puppenspielen, deren wir von Augsburg, Köln, Straßburg und Ulm besitzen, ist der Schauplatz von Fausts Wirken in Wittenberg, abgesehen von seinen Fahrten und Reisen. Schon 1746 ward ein solches Puppenspiel in Mainz gegeben, welche Stadt auch einmal die Ehre erfahren, des Teufels Luststätte zu werden. Auch in Frankfurt a. M. ward es frühe bekannt, wie sich denn Goethe aus seiner Knabenzeit dessen erinnert. Noch 1844 ward das Puppenspiel von Faust in Berlin aufgeführt, und zwar nach Ueberlieferung oder handschriftlichen Skizzen. So gering auch an und für sich der poetische Werth solcher Puppenspiele sein mochte, so erhielten sie doch die Erinnerung an die tiefsinnige Sage wach, und es konnte nicht fehlen, daß hochbegabte Dichter sich des Stoffes bemächtigten. — Zuerst entwarf Lessing ums Jahr 1759 ein Drama Faust, von dem jedoch nur kleine Bruchstücke erhalten sind. Danach haben sich an dem Stoffe noch versucht der Maler Müller, dann Lenz (1777) und Goethes Landsmann Klinger (1791), Grabbe in seiner geistreichen Parallele: „Faust und Don Juan“ (1829). Von anderen dichterischen Gestaltungen nennen wir noch die des unglücklichen Nikolaus Lenau. Schließlich verwandelte sich der Stoff in eine Oper und durch Heine gar in ein Tanzpoem.

Die tiefsinnigste Auffassung und großartigste Behandlung erfuhr die Sage ohne Zweifel durch Goethe, der diesen Stoff fast sein ganzes Leben in sich herumgetragen und ihn zum

Spiegel des höchsten titanenhaften Ringens einer gewaltig angelegten Menschennatur gemacht, eines Menschen, der in sich all das Weh und all die Lust der ganzen Welt erleben will. Schon in seiner frühesten Jugend empfing er die ersten Eindrücke durch das Puppenspiel, wie ihn auch lange lebhaft eine andere tiefsinnige Volkssage, die vom „ewigen Juden", beschäftigte. Hat er doch auch eine seiner schönsten Jugenderinnerungen, die Erscheinung des schlichten Bürgermädchens Gretchen, in sie hineinverwoben. Wenn wir jene rührende Episode in „Wahrheit und Dichtung" lesen, fällt uns die seltene Wärme und Innigkeit auf, womit der Greis seine erste Jugendliebe und die Erscheinung des naiven Kindes dem Volke schildert. Unwillkürlich erscheint uns die liebliche Gestalt des fleißigen Bürgermädchens am Spinnrad, von dem ganzen Zauber der Häuslichkeit und Einfachheit umflossen; wir folgen ihr auf ihrem kindlich-frommen Gange zur Kirche und wir empfinden das ganze Glück eines schlichten ungebildeten Mädchens, in deren Herz und Geist die Hoheit und Halbgöttlichkeit eines in allen Wissenschaften erfahrenen und von dem Nimbus der Kunst und Poesie umstrahlten Mannes mit Allgewalt hineinleuchtet. Wir können es ihr so recht nachempfinden, wenn sie im Gefühle ihrer Niedrigkeit vor sich hinlallt:

„Du lieber Gott, was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da
Und sag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm, unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't."

Und hierin liegt gerade das Geheimniß der Liebe, das ist ja der unbeschreibliche Reiz, der den ernsten und gelehrten Mann an das unwissende Mädchen fesselt, der unsagbare Zauber eines unberührten und darum unentweihten Gefäßes, das aber

fähig und empfänglich ist, durch das Medium der Liebe eine unendliche Fülle von Gedanken und Bildungsstoffen aufzunehmen. Von jeher hat das Verhältniß eines Lehrers zur geliebten Schülerin eines der zartesten und innigsten Bande gewoben, und von jeher hat es den Bildner am meisten entzückt, das von seinem Geiste gebildete Wesen gewissermaßen von sich selbst zurückzuempfangen. Wir nennen hier nur ein berühmtes Beispiel: Abälard und Héloïse.

Wie denn alle Schöpfungen Goethes Selbstbekenntnisse, oder Niederschläge seiner eigenen Empfindungen und Erlebnisse genannt zu werden verdienen, so namentlich der Faust. Ihm bot die Volkssage nur das äußere Kleid, in das er sein tiefsinniges Menschheitsbild einkleidete. Schritt für Schritt begegnen wir Erinnerungen aus seinem Leben, Gestalten, denen er seine eigenen Ideen eingehaucht. Wie anschaulich entrollt sich vor unseren Augen jener Spaziergang am Ostermorgen aus der altehrwürdigen Reichsstadt! Ja, die ortskundigen Bewohner von Frankfurt können jenen freien Platz vor der Stadt finden und jene Linde, um die sich der lustige Volkstanz dreht; die Typen aus dem Volksleben treten plastisch und leibhaftig vor unsere Augen, Goethe erfand sie nicht, er kannte sie. Wer erblickte ferner nicht in jenem unerfahrenen Schüler, den Mephisto unter der Maske des Faust in die Lehre nimmt, das leibhaftige Konterfei des jungen Goethe zu Leipzig, der dorthin kam, mit durstigem Geiste an dem frischen Bronnen der Wissenschaft zu trinken?

„Ich wünschte, recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel ist, erfassen,
Die Wissenschaft und die Natur."

Und klingt es nicht wie eine Satire auf die Gelehrtenpedanterie und staubtrockene Büchergelehrsamkeit, wenn der Pseudofaust dem timiden Schüler den Rath ertheilt:

„Zuerst collegium logicum!
Da wird der Geist euch wohl dressirt,
In spanische Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedächtig so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn
Und nicht etwa die Kreuz und Quer
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken, frei,
Eins, Zwei, Drei! dazu nöthig sei.
Zwar ist's mit der Gedankenfabrik,
Wie mit einem Webermeisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Der Philosoph, der tritt herein
Und beweist euch, es müßte so sein:
Das Erst' wär' so, das Zweite so,
Und drum, das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preisen die Schüler allerorten,
Sind aber keine Weber geworden."

Welchem jungen Anfänger des Studiums der Philosophie wäre es beim Anhören der Definitionen und Schelling-Hegelscher Terminologie besser ergangen, als unserem Schüler, dem „von alledem so dumm ward, als ging ihm ein Mühlrad im Kopfe herum?" Wie wenig saftige Früchte werden oft auf Universitäten dem hungrigen Jünger der Wissenschaft geboten! Auch dem jungen Goethe erging es, wie so vielen anderen Leidensgefährten, die, wenn sie sich auch vorher „wohl präparirt, paragraphos wohleinstudirt" am Ende sahen, daß der Professor nichts anderes lehrt, als was im Buche steht. Und dann die köstlichen, allerdings mit teuflischen Sarkasmen gewürzten Aufklärungen über den Geist so mancher Fakultät, der Medizin und

Juristerei! Doch nun der Gegensatz zu der Wissenschaft! Der Lebensgenuß! Was nennt die Welt: sein Leben genießen? Zu dem Ende führt Goethe uns in Auerbachs Keller, den er in Leipzig selbst besuchte. Welch platte, gemeine Kneipgesellschaft findet er da, sich bei saurem Wein, zotigen Liedern und plumpen Späßen erfreuend! Kein Wunder, wenn ein ernster und zu tiefsinniger Spekulation angelegter Charakter sich voll Ekel und Abscheu von solchen Epikuräern abwendet, er müßte denn Lust tragen, die bekannten Heineschen Verse zu bethätigen:

„Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch, —
Nur, wenn wir im Koth uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich!"

Doch wir müssen es uns an diesen Andeutungen, die da beweisen, wie Goethe aus dem Borne seiner eigenen Lebenserfahrungen geschöpft hat, seinen Helden nach seinem Geiste zu gestalten, genügen lassen, obwohl wir diese Hinweise auch im zweiten Theile seiner Tragödie fortsetzen und namentlich zeigen könnten, wie des Dichters Bestrebungen als Minister am Hofe zu Weimar sich in der Thätigkeit Fausts abspiegeln. Aus allem erhellt, daß sein Held nicht der Gaukler und Lustigmacher der Volkssage ist, der einen Ehrgeiz hineinsetzt, Tölpel und Rüpel zu foppen, oder fidele Zechkumpane mit Zauberkunststückchen zu unterhalten.

Darum durfte aber auch der Goethesche Faust unmöglich so zu Grunde gehen, wie der Held der Volkssage. Schon von vornherein deutet dies der Dichter in der Wette an, die Gott mit dem Teufel um die arme Seele des titanenhaft, aber immerhin in edlem Wissensdurste ringenden Menschen eingeht. Bekanntlich hat Goethe das Modell zu dieser Wette im Buche Hiob vorgefunden. Schon der Umstand, daß Gott sich herabläßt, mit dem Satan eine solche Wette zu schließen, läßt uns

von vornherein seinen Sieg über die Macht der Hölle voraus-ahnen. „Irrt auch der Mensch, so lang' er strebt", so weiß doch die Gottheit, daß ein von Haus aus „guter Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohlbewußt ist", und nur damit „des Menschen Thätigkeit nicht erschlaffe", da er die „unbedingte Ruhe liebt", wird ihm der dämonische Geselle zugegeben, der reizt und wirkt und als Teufel schaffen muß.

In der Darstellung des Paktes mit dem Teufel war Goethe, abgesehen von den Volksbüchern vom Faust und den Puppenspielen, nicht ohne Parallelen. Schon um die Mitte des 10. Jahrhunderts hatte die fromme Nonne Hroswitha zu Gandersheim die Legende von dem abtrünnigen und reuigen Klosterbruder Theophilus geschrieben, der sich dem Teufel ergiebt und ihm seine Seele verschreibt, wenn er ihm sein Amt wieder-schaffe. Aber sofort nach der That erfaßt ihn Reue; durch sein Flehen rührt er die Jungfrau Maria, die dem Satan den Pakt wieder entreißt und dem lobpreisenden Theophilus zustellt.

Doch das Ringen und Streben des Faust ist bei Goethe unendlich weiter gefaßt. Die ganze Natur will er erforschen und erfassen, die Elemente ergründen, aufgehen in der Allgemeinheit, wirken und streben zum Heile der ganzen Menschheit; denn er ruft aus:

„. . . . . was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen, —
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh' auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern."

Ein solcher Geist ist nicht dazu geschaffen, „in flacher Unbedeutendheit zu zappeln und zu kleben", wie Mephisto will; auch wird er nicht, wenn er sich nach klösterlichem Zwange und unbefriedigtem Wissensdrange glühend in die Arme des geliebten

Weibes stürzt, im Sinnengenuß vergehen, — nein! auch an ihm wird sich die läuternde, heiligende Macht edler Weiblichkeit offenbaren, und anstatt daß, wie es der Teufel will, ihn die Liebe und das Weibliche hinabziehen, klingt zum Schlusse das versöhnliche und tröstliche Wort:

„Das ewig Weibliche zieht uns hinan!“

Auch kann ein Straucheln im Sinne der wahren Liebe das Wesen der Liebe nicht zerstören, die dereinst, wenn die Geliebte ihren Fehltritt gebüßt und ihrer Schuld entsühnt, zum Himmel sich emporgeschwungen, auf den Geliebten ihr reinigendes Licht herniederstrahlt. Wie wenig sich Gretchen in ihrer blinden und vertrauensvollen Hingabe an den geliebten Mann einer Sünde bewußt gewesen, geht aus den rührend naiven Worten hervor:

„...... Alles, was dazu mich trieb,
Gott! war so gut! Ach! war so lieb!“ —

Der Raum verstattet mir nicht, die vielbesprochene Idee und den zum Theil dunklen Inhalt des zweiten Theiles von Goethes Faust näher zu beleuchten.

Ueber die Grundidee des ganzen Goethesсhen Faust ist viel geklügelt, gedeutelt und gefabelt worden. Dem aufmerksamen Leser und unbefangenen Denker wird sich aber wohl die eine Idee als einleuchtend und sich durch das ganze Werk hindurchziehend erkennen lassen, daß der Dichter darstellen wollte, wie ein redlich ringender und ernstlich thätiger Mensch nicht gänzlich verloren gehen könne. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“, so klingt die tröstliche Verheißung der himmlischen Geister.

Zuerst sehen wir den Faust nach den höchsten Zielen menschlicher Erkenntniß ringen; er steht im Dienste der Wahrheit. Im zweiten Theile erkennen wir in der Helena-Episode deutlich

des Menschen völlige Hingabe an die Kunst. In welch vollkommeneren Gestalt aber könnte dem Manne das Wesen der Kunst sich offenbaren, als in der Erscheinung des vollendetsten Schönheitsideals der klassischen Antike, in dem schönsten Weibe, in Helena?! Sonach steht Faust im zweiten Theile zuvörderst im Dienste des Schönen. Zunächst erblicken wir allerdings den Faust im zweiten Theile bei Hofe in Gunst und rastloser Thätigkeit, wobei dem Dichter wohl sein eigener Zwiespalt als Staatsmann und Künstler vorgeschwebt haben mag, wie im Tasso. In der Fabrikation des Papiergeldes erkennen wir eine beißende Satire auf die Goldmacherei des Mittelalters, wie auch die Suche nach dem Stein der Weisen und der Versuch, den Menschen in Retorten zu destilliren, köstlich persiflirt wird. So hat der berühmt gewordene Dr. Wagner ein Menschlein, homunculus, im Glase zu Tage gefördert. Dieser — wohl als Produkt des grübelnden Menschenverstandes aufzufassen — führt als Leuchte der Wissenschaft den Faust auf dem Pfade ins klassische Hellenenthum, wo er in Helena keineswegs die antike Buhlerin, sondern in der Verkörperung griechischer Formenschönheit und vollendetster Weiblichkeit die höchste Offenbarung der Kunst selbst findet. Ihr giebt sich Faust entzückt und begeistert völlig hin, vermählt sich mit ihr, und dieser Verschmelzung des romantischen Geistes mit der klassischen Antike entspringt, wie man allgemein annimmt, der Repräsentant der modernen Poesie, Euphorion, oder divinatorisch, wie man nach des Dichters eigenen Andeutungen mit deutlicher Beziehung geschlossen hat, — Byron. Wenigstens klingt Euphorions vorzeitiger Tod an Lord Byrons tragisches Ende an. Und an eine Persönlichkeit zu denken, bietet etwas Greifbareres, als an eine allgemeine Abstraktion, etwa an ein Kunstwerk selbst.

Wir können uns hier nicht weiter in eine Deutung all der Scenen oder Figuren verlieren, die uns der Dichter namentlich

in seiner klassischen Walpurgisnacht vorführt; aber eine Idee scheint dann wieder nach all dem Wirrsal von Allegorien und Räthseln gegen Schluß des zweiten Theiles deutlich hervorzuleuchten: die rastlose Thätigkeit Fausts zum Wohle der Menschheit, also im Dienste des Guten. Sollte es demnach wohl als eine gekünstelte Deutung klingen, wenn wir den ganzen Faust für eine Illustration der menschlichen Thätigkeit im Dienste der drei Grundideen des Wahren, Schönen und Guten erklären?

Je mehr Faust die Abnahme seiner Kräfte, das Herannahen des Alters und Todes verspürt, um so mehr verdoppelt er seine Thätigkeit, um noch die Neige der Zeit möglichst im Dienste der Menschheit auszunutzen, zu wirken, solange es noch Tag ist. Und schleichen sich auch Noth, Schuld, Mangel und Sorge durchs Schlüsselloch ein, deckt auch finstere Nacht seine Augen, in seinem Innern leuchtet helles Licht, und rastlos arbeitet er, dem Meere Land für glückliche Menschenkolonien abzuringen, und freut sich schon im voraus des Gewinnes seiner Mühen mit folgendem herrlichen Schwanengesange:

„Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errung'ne;
Den faulen Pfuhl auch abzuzieh'n
Das Letzte, wär' das Höchsterrung'ne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen:
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neu'sten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsi'ge Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Fluth bis auf den Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit höchster Schluß:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich seh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergeh'n! —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick."

Mit diesen Worten sinkt Faust todt nieder, und nun erscheint Satan, sein Opfer zu holen. Allein den Mächten der Hölle gegenüber erhebt sich die Macht des Himmels. In flammenden Rosen überstrahlt die himmlische Liebe die Höllenbrände, und wuthschnaubend stürzt der „betrogene Teufel" zum Abgrund. Frohlockend erheben sich die Engel mit der unsterblichen Seele, frohlockend tragen sie Büßerinnen der fürbittenden Mutter Maria entgegen, — auch Gretchen erhebt sich geläutert und gesühnt zum himmlischen Chore, der tröstlich und verheißungsvoll von oben herabschallt:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben theil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen."

Anmerkungen.

[1] Der Titel lautet vollständig: „Locorum communium collectanea, a Johanne Manlio, per multos annos pleraque tum ex lectionibus D. Philippi Melanchthonis, tum ex aliorum doctissimorum virorum relationibus excerpta et nuper in ordinem ab eodem redacta."

[2] In welch derber und cynischer Weise man damals den Teufel „abstinken" ließ, — das muß man in Luthers Tischreden selbst (III, p. 37 und 42) nachlesen, — man kann es nicht gut wiedergeben.

[3] Von diesen ist der sogenannte „Höllenzwang" wohl das bedeutsamste; allein die Frage der Echtheit ist eine schwer zu lösende.

[4] Das Widmannsche Faustbuch läßt seinen Helden aus dem Anhaltischen stammen und leitet die Herkunft seiner Eltern aus der Mark Sondwedel (Salzwedel) her.

[5] Wird schon von Simon Magus u. a. berichtet.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ ist erschienen:

Ueber Litterar-Historisches.

(51 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 25,50 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf.)

Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114) .... M.—.80
Corrodi, Rob. Burns u. Peter Hebel. Eine literar-histor. Parallele.(182) • —.80
Devantier, Der Siegfriedmythus. (N. F. 190) .... • —.80
Diercks, Die schöne Litteratur der Spanier. (372) .... • —.75
—, Poetische Turniere. (447)............................... • —.60
Ethé, Die höfische und romantische Poesie der Perser. (N. F. 31) • 1.—
—, Die mystische, didaktische und lyrische Poesie der Perser. (N. F. 53) • 1.—
Eyssenhardt, Die homerische Dichtung. (229)................. • —.75
Fester, Eine vergessene Geschichtsphilosophie (N. F. 98) .... • —.80
Francke, Herder und das Weimarische Gymnasium. (N. F. 183).. • —.80
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295) .... • —.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305) .... • —.60
Goetz, Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459)........................ • —.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303) .... • —.60
— Wesen und Bedeutung der Homerfrage. (N. F. 81) • — 80
Hagmann, Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. (N. F. 88) • —.80
Hauff, Shakespeares Hamlet (N. F. 117) .... • 1.—
Helbig, Die Sage vom „Ewigen Juden“, ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196)................................ • 1.—
Hertz, Die Nibelungensage. (282)......................... • —.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321) .... • —.60
v. Holtzendorff, Englands Presse. (95) .... • —.60
Jordan, Goethe — und noch immer kein Ende. (N. F. 52)........ • 1.—
Koch, Gottsched u. d. Reform d. deutsch. Litteratur im 18. Jahrh. (N. F. 21) • —.60
Liebrecht, Schillers Verhältniß zu Kants ethischer Weltansicht. (N. F. 79) • —.80
Maas, Das deutsche Märchen (N. F. 24)...................... • —.80
Martin, Goethe in Straßburg. (135)......................... • —.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22.)... • 1.—
Morf, Aus der Geschichte des französischen Dramas. (N. F. 45) .. • —.80
Müller, Die Entstehung der römischen Kunst-Dichtung. (N. F. 92) • 1.—
Reißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445) .... • —.80
Reményi, Journale u. Journalisten d. franz. Revolutionszeit. (340/341) • 1.20
Rover, Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit. Eine poetische Wanderung durch Tells-Erinnerungen. (N. F. 25)......... • —.80
— Richard Wagner und die deutsche Sage. (N. F. 68) .... • —.80
— Die Thiersage. (N. F. 164)............................... • 1.—
Remy, Goethes Erscheinen in Weimar. (265) .... • —.60
Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien. 2. Auflage (83)....... • —.60
Rinn, Schleiermacher und seine romantischen Freunde (N. F. 111) . • —.60
Roesch, Der Dichter Horatius und seine Zeit. (463)............. • —.80
Sarrazin, Das französische Drama in unserem Jahrhundert. (429) • —.80
Schmidt, Schiller und Rousseau. (256)......................... • 1.—
— Byron im Lichte unserer Zeit. (N. F. 51)..................... • —.60

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in der Sammlung erschienenen Hefte.

Die Faustsage
und ihre poetische Gestaltung.

Von

Dr. J. Nover,
Professor in Worms a. Rh.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 202.

Das Zeitalter des Stahles.

Von

Dr. Georg Lunge,
Professor in Zürich.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.


1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Das Zeitalter des Stahles.

Von

Dr. Georg Lunge,
Professor der technischen Chemie am Polytechnikum in Zürich.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg
Königliche Hofbuchdruckerei.

Eine schöne Sage des klassischen Alterthums ist die von den entschwundenen glücklicheren Zeitaltern. Aus der Gegenwart Mühe und Qual heraus, wo Recht und Tugend wenig oder gar nichts, List und Gewalt alles zu bedeuten schienen, flüchteten sich Hesiod und die späteren griechischen und römischen Dichter in das sonnenglänzende Reich der Phantasie. Sie erzählen uns, daß in grauer Vorzeit die Erde unbearbeitet alle Lebensbedürfnisse von selbst hervorbrachte. Die Menschen lebten damals ohne Mühe, ohne Arbeit und ohne Harm. Sie kannten nicht Leidenschaft, Schmerz und Sünde; in stetem Frieden und Glück dauerten ihre Tage viel länger, als heute, ohne daß sie die Beschwerden des Greisenalters empfanden, und noch nach ihrem Hinscheiden walten sie als himmlische Schutzgeister des heutigen Geschlechtes. Das war das goldene Zeitalter, das trotz alles Sehnens der gequälten Menschheit nie mehr wiederkehren wird. Ihm folgte das silberne Zeitalter. Jetzt mußte die Erde schon bebaut werden, um Früchte zu tragen; feste Wohnsitze und Kleidung wurden nothwendig; Schmerz und Sünde stellten sich ein, und die Menschen dienten nicht mehr den Göttern in dem Maße, wie vormals. Dann kam das eherne Zeitalter. Die Welt lernt jetzt die Künste kennen, dabei auch den Gebrauch der Waffen; Kriege brechen aus, großes Elend kommt über die Menschen, aber unter ihnen erstehen doch noch Heroen, und Gewaltthätigkeit und Unrecht müssen gesühnt

werden. Doch auch das eherne Zeitalter ist dahingegangen; die eiserne Zeit, in der der Dichter selbst lebt, ist weit schlechter und trauriger; Betrug, Gewalt, Habsucht, Laster aller Art führen die Herrschaft; zwar haben sich Handel, Gewerbfleiß und Schiffahrt entwickelt, aber in ihrem Gefolge auch ungerechte Kriege. Kummer und Sorge sind jetzt das allgemeine Los der Sterblichen.

Ein anderes Bild entrollt sich, wenn wir aus den lichtumflossenen Höhen der Poesie auf den Boden der rauhen Wirklichkeit herabsteigen, d. h., wenn wir den Anthropologen, den Alterthumsforscher und den Kulturhistoriker zum Worte lassen. Das erste Auftreten des Menschen auf der Erde zeigt ihn nur einige wenige Stufen über den höchstorganisirten Vierhändern stehend. In stetem Kampfe mit den wilden Thieren und mit seinesgleichen, nährt er sich von dem, was ihm die Natur an rohen Wurzeln und Früchten, sowie an erlegbaren Thieren darbietet, die er vielfach ohne Anwendung des Feuers zu seiner Nahrung verschlingt. Die Metalle sind ihm ganz unbekannt; zerschlagene Kiesel, Knochen, Fischgräten müssen ihm Werkzeuge und Waffen liefern. Dieses erste Zeitalter wird von den Alterthumsforschern als das „Steinzeitalter" bezeichnet, und es muß ein nach unseren Begriffen äußerst armseliges und trauriges gewesen sein — alles eher, als ein goldenes oder silbernes. Weit höher stehend erscheint die Gesittung und mit ihr sicherlich der Glückszustand des Menschen, sobald wir auf ein Zeitalter stoßen, in dem er den Gebrauch der Metalle kennt. Weil bei den Nachforschungen an den Sitzen der heutigen Kulturvölker in der ältesten Periode, wo Metalle auftreten, darunter Gegenstände von Bronze, dichterisch „Erz" genannt, ganz vorwiegend und oft ausschließlich gefunden worden sind, so hat man diesem Zeitalter den Namen des Bronzealters gegeben, und trifft durch diese Bezeichnung mit dem ehernen Zeitalter des Dichters zusammen. Auch diese

Periode liegt weit hinter dem Zustande zurück, den wir als einen wirklich civilisirten bezeichnen können, wo der Mensch gelernt hat, sich festen Staatsformen einzufügen, wo Gesetz und Recht, wenn auch oft genug gebeugt oder gebrochen, als oberste Richtschnur für das Leben festgehalten werden, wo die bildende Kunst im höheren Sinne zu blühen anfängt und die Dichtkunst mit den homerischen Epen, wie Pallas Athene aus der Stirn des Zeus, gleich in aller Vollkommenheit in die Welt tritt. Und was ist das für ein Zeitalter, das so weit über der halbthierischen Steinzeit und der so langsam fortschreitenden Bronzezeit steht? Das ist das von den Dichtern so schwer beschuldigte eiserne Zeitalter, denn gerade diesen Namen muß ihm die Alterthumsforschung geben. Erst da, wo wir eiserne Geräthschaften und Waffen vorfinden, wissen wir, daß wir auf dem Boden der Gesittung im heutigen Sinne stehen. Den Uebergang bezeichnen deutlich die homerischen Gedichte, in denen das Eisen zwar schon vorkommt, aber nur selten erwähnt wird und sogar werthvoller als die Bronze zu sein scheint, was freilich von manchen Forschern in Zweifel gezogen wird. Der nüchterne Geschichtsforscher kommt also zu einer Ueberzeugung, die der dem Dichter vorschwebenden Idee gerade entgegengesetzt ist. Die Menschheit ist in Wirklichkeit nicht aus einem erträumten goldenen Zeitalter in das eiserne hinabgesunken; sie ist vielmehr aus dem rohen, wilden Stein-Zeitalter in das eiserne hinaufgestiegen.

Die Bezeichnung „Eisen-Zeitalter" ist freilich in einem gewissen Sinne der alten Civilisation noch nicht zuzusprechen. Der Gebrauch des Eisens für die Zwecke des täglichen Lebens, wie auch für die der Technik, war damals nicht entfernt so weit verbreitet, wie er es in diesem Jahrhundert geworden ist. So können wir z. B. aus dem Nationalmuseum in Neapel ersehen, daß zur Römerzeit viele Gegenstände des täglichen Lebens aus Bronze angefertigt wurden, die heute auch für die

wohlhabendsten Häuser aus Eisen gemacht werden. Zum Theil gilt dies auch von der damaligen Bewaffnung. Selbst in der Baukunst und dem, damals freilich noch in seinen ersten Anfängen dastehenden Maschinenwesen finden wir noch Kupfer oder Bronze angewendet, wo wir heute nur an Eisen denken würden. Noch häufiger allerdings treffen wir im Hochbau, Brücken- und Wegbau da, wo wir heute Eisen vorziehen, zur Römerzeit ausschließlich Stein verwendet. Zu den allerimponirendsten Ueberresten aus jener Periode der Weltgeschichte gehören die großartigen Wasserleitungen. Wem in der Campagna von Rom die langen Züge der Aquädukte die alte große Zeit sichtbar vors Auge geführt haben, oder wem in dem einsamen Thale des Gardon bei Avignon das Wunderbild des dreigeschossigen Pont du Gard entgegengetreten ist, der denkt gewiß, und wenn er ein noch so verhärteter Techniker wäre, im ersten Augenblicke nur an die staunenerregende Thatkraft und Befähigung jenes größten aller Herrschervölker, das die Welt je gesehen hat. Aber wenn der Beschauer einen Fachmann fragt, warum denn unsere Ingenieure nicht ebensolche Wunderbauten von Wasserleitungen errichten, so wird man ihm mit Achselzucken antworten, daß solche unendlich kostspielige Werke vollkommen unnöthig geworden sind, seitdem man gußeiserne Röhren herstellen kann, die es gestatten, das Wasser unter Druck fortzuleiten und demnach die Leitung den Unebenheiten des Bodens anzupassen. Dazu kannten eben die Alten keine Mittel und Wege; sie mußten deshalb ihren Wasserleitungen von der Quelle bis zum Verbrauchsort steten Fall geben und Thaleinschnitte, sowie größere flache Strecken durch gemauerte Bogenstellungen überwinden. Welcher der in ihrer Art bewundernswerthen römischen Ingenieure hätte in seinen kühnsten Träumen an eine thurmhohe Ueberbrückung von tiefen, reißenden Flüssen, wo Mauerpfeiler nicht angebracht werden können, oder gar von Meerengen, gleich dem Menai-Sund

oder dem Busen des Forth und Tay, und des Hudson bei New York, gedacht? Von sonst zwecklosen Kunststücken, wie dem Eiffelthurm, wollen wir gar nicht reden; aber wie wäre es mit der römischen Baukunst denkbar, Hallen gleich denen unserer großen Bahnhöfe zu schaffen! Angesichts solcher Gegensätze sind wir versucht, das Wort „Stein-Zeitalter" gerade auf die Glanzzeit der griechischen und römischen Baukunst anzuwenden. In diesem Sinne ist das Stein-Zeitalter später noch in mehreren Glanzperioden aufgetreten; seine höchsten Triumphe hat es jedenfalls in den unbegreiflich kühnen Pfeilern, Schwibbögen und Gewölben der gothischen Dome gefeiert. Selbst in dem durch den Mangel an Haustein erzwungenen Backsteinbau, der der heutigen Technik schon weit näher steht, haben die Römer und im Mittelalter die norddeutschen Städte Leistungen verrichtet, denen wir in manchen Stücken erst in neuester Zeit, ja vielleicht noch heute nicht ganz nachgekommen sind. Das was wir im baulichen Sinne als das Zeitalter des Eisens bezeichnen können, beginnt erst gegen die Mitte dieses Jahrhunderts, etwa gleichzeitig mit der Ausbreitung der Eisenbahnen, aber nur, um nach verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Weiterentwickelung zu dem Zeitalter des Stahles zu erfahren, in dem wir heute stehen.

Der Stahl ist freilich kein Produkt unserer Tage, ja nicht einmal der Neuzeit überhaupt. Ich will gar nicht davon reden, daß die Indier schon seit mehreren Jahrtausenden in genau derselben Art wie heute den berühmten Wutz-Stahl gemacht haben, der von den feinsten Stahlsorten unserer Zeit an Güte kaum erreicht, sicher nicht übertroffen wird. Uralt ist gleichfalls die Kunst des armenischen Stammes der Chalyber, von denen das griechische Wort für Stahl, χάλυψ, stammt. Homer unterscheidet deutlich von dem gewöhnlichen Eisen den Stahl als κύανος, das blaue Metall, während Hesiod ihn als ἄδαμας, d. h. das unbezwingliche, harte Metall, bezeichnet, welches Wort

wir in unserem „Diamant" wiederfinden. Von den Stahlklingen der nordischen Götter und Recken wissen uns die Heldensagen, von der Edda an, zu erzählen. Schon der Donnergott Thor mit seinem von ihm unzertrennlichen Hammer deutet auf die Schmiedekunst hin. Direkter aber spielt diese in den vielen Sagen von Wieland dem Schmied, und hier dreht sich alles um die Güte des Stahles. Eines der von Wieland geschmiedeten Schwerter, das in einen Bach gelegt wird, schneidet einen dagegen antreibenden Wollballen von drei Fuß Dicke glatt durch. Wielands Nebenbuhler, der Schmied Amilias, hat eine für unbezwinglich geachtete Rüstung vom feinsten Stahle angelegt; Wieland tritt hinter ihn und drückt ihm sein Stahlschwert durch den ganzen Leib, durch Helm und Harnisch hinunter; Amilias fragt verwundert, ob man ihm einen Tropfen kalten Wassers aufgegossen habe; aber als er sich nun auf die Aufforderung Wielands schüttelt, da fällt er in zwei Hälften auseinander. Ganz so weit könnte man es heute auch mit der besten Solinger Klinge noch nicht bringen. An Wodans Schwert, das Siegmund aus der Eiche in Hundings Haus herauszieht und das sich im Nibelungenlied als Siegfrieds Balmung wiederfindet, braucht man den Musikfreund nicht zu erinnern.

Sicher ist es kein Zufall, daß in eben den Gegenden, wohin die Heldensage die einsamen Waldschmieden verlegt, die Eisen- und Stahlindustrie sich bis auf den heutigen Tag in vollster Blüthe erhalten hat. Im alten Noricum, dem heutigen Kärnthen und Steiermark im Osten, am Niederrhein und in Westfalen im Westen Germaniens steht noch heute die Stahlerzeugung mit in allererster Linie unter den Ländern der Welt. Wenn auch das englische Volk schon seit einem Jahrhundert nicht nur in quantitativer Beziehung den obersten Rang in der Eisen- und Stahlindustrie einnimmt, sondern auch mit vollstem Rechte die Ehre beanspruchen darf, in dieser Periode

die größten qualitativen Fortschritte in dieser wichtigsten aller Industrien hervorgebracht zu haben, so ist es doch viel zu weit gegangen, wenn manche Schriftsteller allen anderen Völkern nur die Rolle von Nachtretern auf diesem Felde zuerkennen wollen. Am allerwenigsten verdienen dies die Deutschen. Der imponirendste und für die Eisenerzeugung durchaus grundlegende Apparat, der Hochofen, ist eine deutsche Erfindung, die erst viel später nach England verpflanzt worden ist. Westfälische Arbeiter haben um 1700 die Erfindung des Cementstahles nach England gebracht. Das Eisenpuddeln ist zwar eine englische Erfindung, aber der Puddelstahl ist in Deutschland erfunden worden. Diejenige Art der Stahlerzeugung, welcher voraussichtlich die Zukunft im größten Maßstabe gehören wird, das Herdstahlverfahren, verdankt man zur einen Hälfte dem Franzosen Martin und zur anderen dem Deutschen Siemens. Schon der Name „Stahlhof", den das im Jahre 1266 errichtete Lagerhaus der Hansa in London führte, deutet darauf hin, daß damals Stahl eines der wichtigsten Einfuhrartikel aus Deutschland war; und ebenso bezeichnend ist es, daß noch im Jahre 1354 ein Verbot der Ausfuhr von Eisen und Stahl aus England erlassen wurde, damit nicht Mangel daran im Lande entstehe. Ueberhaupt war Deutschland mit der Lombardei im Mittelalter die Hauptbezugsquelle für Eisen und Stahl.[1] Wir wollen und müssen es dankbar anerkennen, daß in England von den drei größten Fortschritten im Eisenhüttenwesen die zwei späteren entstanden sind, nämlich das Puddeln und das Bessemerverfahren, nach denen noch immer der weitaus größte Theil alles schmiedbaren Eisens in der Welt erzeugt wird; wir müssen es ebenso bezeugen, daß auch die erste jener größten Erfindungen, der Hochofen, wenn sie auch nicht in England geschaffen wurde, doch dort ihre heutige Gestalt in den wesentlichsten Zügen erhalten hat, und die englischen Methoden darin der Welt den besten Weg gewiesen haben; aber nicht nur die

vorhin gegebenen Belege, sondern noch viele andere ließen sich dafür geben, daß auch andere Völker, die Deutschen, Franzosen Schweden u. s. w., ihr redliches Theil dazu geliefert haben das Zeitalter des Eisens und des Stahles in dem heute von mir gemeinten Sinne zu schaffen. Selbst in Bezug auf die Massenproduktion, in der England seit einem Jahrhundert allen übrigen Ländern weitaus voran war, haben die anderen Völker kräftige Anläufe genommen. Die Produktion Deutschlands, in der letzten Generation vielleicht ein Zehntel der englischen, ist heute über halb so groß, als diese. Und der junge Riese, Nordamerika, über den nicht nur die Natur ihre unerschöpflichsten Schätze ausgeschüttet hat, sondern der sie auch in thatkräftigster Weise auszunutzen versteht, ist eben mit Riesenschritten dem alten Lande nachgekommen und hat es schon überholt. Schon längst hatte die Zahl der Dampfpferdekräfte der Vereinigten Staaten diejenige Großbritanniens überflügelt, und sein Eisenbahnnetz ist jetzt erheblich größer, als das von ganz Europa; aber das war zum Theil durch die ungeheure Größe des Landes bedingt, und das dazu nöthige Eisenwerk wurde früher auch größtentheils mit aus Europa eingeführtem Material hergestellt. Aber allmählich entwickelte sich die einheimische amerikanische Eisenindustrie, allerdings zuerst ganz nach englischem Vorbilde, bald jedoch in der Bewältigung großer Massen ihre eigenen Wege gehend. Unterstützt wurde ihr Aufschwung einerseits durch den schier unfaßbaren Reichthum der Vereinigten Staaten an den edelsten Eisenerzen und den besten Kohlen, andererseits freilich auch durch einen kräftigen Schutzzoll. Bei der großen internationalen Zusammenkunft der Berg- und Hüttenleute zu Pittsburg im Jahre 1890 wurde der Beweis erbracht, daß in diesem Jahre die Vereinigten Staaten mehr Roheisen und Stahl als England erzeugten und daß sie aus denselben Öfen das Doppelte bis zu dem Vierfachen von dem herausbringen,

was die Engländer damit leisten. Die Hunderte von englischen und deutschen Hüttenleuten, welche dies anhörten und denen es unglaublich vorkam, mußten sich schon in den nächsten Tagen mit eigenen Augen davon überzeugen, daß hier kein sogenannter amerikanischer Humbug vorlag.

Das Gesagte wird durch folgende Zahlen erhärtet werden. Es erzeugten an Roheisen in Tonnen von 1000 kg:

	1860	1890
England und Schottland	3 828 000	8 001 000
Vereinigte Staaten	1 014 000	9 202 703
Deutschland	395 000	4 658 451
Frankreich	797 000	1 970 000
Oesterreich-Ungarn	312 000	925 000
Belgien	319 000	782 000

Da wir nicht vermeiden können, bei unserer Betrachtung vielfach von Roheisen und Schmiedeisen neben Stahl zu sprechen, so möchte es angebracht sein, dem mit der Technologie weniger Vertrauten die Unterschiede zwischen diesen Substanzen zu erklären. Roheisen (oder Gußeisen) und Schmiedeisen weichen in ihren äußerlichen Eigenschaften so ungemein voneinander ab, daß man sie vermuthlich für ganz verschiedene Metalle ansehen würde, wenn nicht ihre Herstellungsart und die chemische Analyse von vornherein den Beweis lieferten, daß wir es doch mit demselben, nur in verschiedenem Grade mit fremden Körpern versetztem Metalle zu thun haben. Den Dritten im Bunde macht das Stahl aus, der dem Schmiedeisen weit näher als dem Roheisen steht und mit ersterem als „schmiedbares Eisen" zusammengefaßt wird. Vergegenwärtigen wir uns zunächst die wichtigsten Eigenschaften dieser drei Arten von Eisen. Das Roheisen, d. h. das erste Produkt, wie es aus den Erzen durch den Hochofenprozeß erschmolzen wird, kommt in zwei voneinander sehr verschiedenen Formen, als weißes und graues, vor.

Das weiße Roheisen ist durch seine Farbe und seine faserige, strahlige oder blätterige Textur schon auf den ersten Blick von dem grauen Roheisen mit seinem mehr oder weniger grobkörnigen Gefüge verschieden; ebenso auch in chemischer und mechanischer Beziehung; doch wollen wir hierauf nicht näher eingehen. Das Roheisen schmilzt bei verhältnißmäßig niedriger Temperatur, nicht viel höher, als Kupfer und Gold, und läßt sich daher leicht in Formen gießen. Sehr große Mengen davon werden auch wirklich in dieser Weise verarbeitet, und dann als Gußeisen bezeichnet. Das Gußeisen entspricht in mancher Beziehung doch nicht dem, was wir von einem eigentlichen Metalle erwarten, womit übrigens seine chemische Zusammensetzung durchaus stimmt. Dem Gußeisen fehlt die Dehnbarkeit; es läßt sich nicht schmieden, noch weniger schweißen; unter kräftigen Hammerschlägen, manchmal schon bei starker Erschütterung, zerbricht es. Es ist also durchaus kein Material, mit dem der Schmied hantiren könnte. Dieser hat es vielmehr mit dem Schmiedeisen zu thun, einem verhältnißmäßig weichen Metalle, das sich schon in der Kälte, besser aber in der Hitze durch Hämmern, Walzen, Ziehen, Drücken u. s. w. in beliebige Formen bringen läßt und im glühenden Zustande einen ähnlichen Grad von Bildsamkeit, wie das Wachs bei gewöhnlicher Temperatur, besitzt. Noch eine andere, höchst werthvolle Eigenschaft besitzt das Schmiedeisen; es läßt sich in der Weißgluth schweißen, d. h. zwei Stücke, genügend erhitzt und von Schlacke gereinigt, lassen sich durch Schlag oder Druck zu einem einzigen Stücke vereinigen, ganz wie wir zwei Stücke Brotteig zusammenkneten können. Dagegen schmilzt das Schmiedeisen erst bei so hoher Temperatur, daß eine Verarbeitung durch die Operation des Gießens bis in die neueste Zeit ganz ausgeschlossen war und erst durch einen Zusatz des jüngsten Kindes der Metallurgie, des Aluminiums, ermöglicht worden ist.

Wir kommen nun zum Stahl, der fast alle Vorzüge des Roheisens mit denen des Schmiedeisens vereinigt. Von dem ersteren hat er die Härte und einen genügenden Grad von Schmelzbarkeit, um seine Verarbeitung durch Guß zu gestatten, wenn auch nicht so leicht, als das Roheisen; mit dem Schmiedeisen theilt er die Dehnbarkeit, Schmiedbarkeit und Schweißbarkeit, letztere beide allerdings ebenfalls in geringerem Grade. Ihm allein aber kommen zwei seiner werthvollsten Eigenthümlichkeiten zu, nämlich die große Elasticität oder Federkraft und die Härtbarkeit, d. h. die Eigenschaft, daß der Stahl, wenn er glühend gemacht und in Wasser plötzlich abgekühlt wird, eine enorme Härte, gepaart mit großer Sprödigkeit, annimmt und sich aus diesem Zustande durch vorsichtiges Anwärmen („Anlassen") wieder in ganz beliebige Grade von geringerer Härte, aber größerer Elasticität zurückführen läßt. Daher ist er für die schärfsten Schneideinstrumente ebenso wie für die stärksten oder feinsten Federn brauchbar und in beliebigen Mittelzuständen zu erhalten.

Daß der Stahl, gerade wegen der bei ihm stattfindenden Vereinigung aller guten Eigenschaften eines Metalles, werthvoller als die beiden anderen Formen des Eisens ist, weiß ja jedes Kind. Von den ältesten Zeiten an hat man ihn zum Symbol der Standhaftigkeit und Zuverlässigkeit, allerdings auch zu dem der grausamen Härte, genommen. Es ist aber kaum allgemeiner bekannt, bis zu welchem Grade das gemeinste aller Metalle, das Eisen, welches in Form von Roheisen im Großhandel manchmal nicht über vier Pfennig das Kilogramm kostet, in Form von Stahl veredelt werden kann. Wir wollen dafür folgenden Beleg geben, der sich allerdings nicht auf Stahl als Rohmaterial, sondern im verarbeiteten Zustande bezieht. Zu den Gegenständen, welche aus keinem anderen Materiale, als dem besten Stahl, dargestellt werden können, gehören die Uhrfedern. Spiralfedern für kleine Uhren wiegen im Durchschnitt

je 7 mg. Mithin liefert 1 kg Stahl je 12000 Dutzend solcher Federn, die einen Werth von etwa 2 Mark das Dutzend haben. Federn für ganz kleine Uhren sind im Verhältnisse zu ihrem Gewichte noch viel mehr werth. Nehmen wir aber nur das eben genannte Verhältniß an, so sehen wir, daß 1 kg Stahl nach der Verwandlung in solche Uhrfedern einen Werth von 24000 Mk. darstellt. Das ist etwa der zehnfache Werth des Goldes; man muß also diese Stahlartikel mit ihrem zehnfachen Gewichte an Gold bezahlen, und sie stellen den 600000fachen Werth des ihnen gleichen Gewichtes von Roheisen vor.

Wie kommt es nun, daß ein und dasselbe Metall so ungeheuer verschiedene Werthe besitzen kann? Selbst der Laie wird zögern, anzunehmen, daß es sich hier nur um mehr oder minder reine Varietäten desselben Körpers handeln kann, daß also etwa der Stahl das reinste, das Roheisen das unreinste Eisen wäre. Das wird auch ganz positiv dadurch widerlegt, daß der Betrag der neben dem wirklichen Eisen vorhandenen fremden Körper im Stahl sogar größer, als in dem viel weniger werthvollen weichen Eisen ist, am größten allerdings im Roheisen. In der That sind diese fremden Körper der Hauptsache nach gar nicht als Verunreinigungen anzusehen, sondern sie gehören ebenso wesentlich zum Bestande des Roheisens und Stahles, wie das Eisen selbst; nur das weiche Eisen läßt sich als ganz frei von ihnen denken. Der wichtigste dieser Körper ist der Kohlenstoff, und da wir ja von einer vollständigen Abhandlung über diesen Gegenstand absehen müssen, so wollen wir uns auf einige Andeutungen über die Rolle des Kohlenstoffes im Eisen beschränken, und die anderen, freilich auch recht wichtigen Beimengungen, Silicium, Mangan, Schwefel, Phosphor u. s. w., ganz übergehen.

Im Eisen findet sich der Kohlenstoff nicht nur in sehr verschiedener Menge, sondern auch in sehr voneinander ab-

weichenden chemischen Formen, theils frei, theils mit dem Eisen in chemischer Verbindung. Am meisten Kohlenstoff, nämlich 3—5%, enthält das Roheisen. Die eine Art desselben, das weiße, sehr spröde Roheisen, besteht geradezu aus einer chemischen Verbindung von Eisen und Kohlenstoff; in einer anderen Art von Roheisen, dem grauen oder Gießerei-Roheisen, ist das Eisen großentheils mit Silicium verbunden und der Kohlenstoff größtentheils in freier Form, als Graphit, enthalten. Am wenigsten Kohlenstoff, bis höchstens 0,3%, enthält das weiche Schmiedeisen. Der Stahl aber, der ja in seinen Eigenschaften theils mehr mit dem Roheisen, theils mehr mit dem Schmiedeisen stimmt, steht auch in Bezug auf den Kohlenstoffgehalt zwischen beiden. Dieser Gehalt beträgt (mit seltenen Ausnahmen) höchstens 1%, meist aber nur 3/4 oder 1/2%; bei den neueren Verfahren bekommt man ein Produkt mit den Eigenschaften des Stahles, aber mit noch erheblich unter 1/2% Kohlenstoff, so daß man kaum noch sagen kann, wo der Stahl aufhört, und wo das Schmiedeisen anfängt. In der That ist der Stahl um so weicher, je geringer sein Kohlenstoffgehalt ist. Abweichungen um Zehntelprozente davon können ganz ungeheure Unterschiede in der Härte, Festigkeit und Elastizität des Stahles hervorbringen. Und was ebenfalls sehr bemerkenswerth ist: die früher erwähnten, außerordentlich großen Aenderungen in den Eigenschaften des Stahles, welche durch das Härten und Anlassen entstehen, treten dadurch ein, daß der Kohlenstoff nur in einen anderen chemischen Zustand übergeht, aber ohne daß seine absolute Menge irgend verändert wird.

Die fünf technischen Hauptformen des Eisens, die uns ihren Eigenschaften nach fast als ebenso viele besondere Metalle vorkommen, sind also wirklich auch ganz verschiedene Körper. So gut wie reines Eisen ist nur das weiche Schmiedeisen; die anderen sind Verbindungen von Eisen mit Kohlenstoff und anderen Elementen. Verhältnißmäßig wenig Kohlenstoff giebt

Stahl, in den beiden chemisch verschiedenen Formen des harten und angelassenen Stahles; mehr Kohlenstoff, wenn er mit dem Eisen chemisch verbunden ist, giebt weißes oder graues Roheisen. Durch geeignete Behandlung kann man aber jede dieser fünf Formen in eine der anderen überführen.

Werfen wir nun einen flüchtigen Blick darauf, wie man diese einzelnen Eisenqualitäten früher gewonnen hat und noch heute gewinnt. Alle alten Völker vermochten das Eisen nur in der schmiedbaren Form, und daher natürlich immer nur direkt aus seinen, in der Natur außerordentlich weit verbreiteten Erzen, zu gewinnen, und noch heute findet sich diese Art der Eisenerzeugung, welche man als Rennarbeit bezeichnet, bei allen wilden oder halb civilisirten Völkern, welche überhaupt Eisen gewinnen, fast genau in derselben Weise, wie bei den alten Griechen und Römern. Dabei diente entweder ein gewöhnlicher Schmiedeherd mit einer Vertiefung für das Gemisch von Erz und Holzkohle, oder ein ganz niedriger, sogenannter Schachtofen, wie er z. B. bei Homburg vor der Höhe, an der äußersten Grenze des Römergebietes vom Oberst von Cohausen aufgefunden worden ist.[2] In allen Fällen diente augenscheinlich Holzkohle als Brennmaterial, und wurde die nöthige Hitze durch Blasebälge gewonnen, deren Form und deren technischer Nutzeffekt bei den Griechen und Römern ungefähr auf gleicher Stufe, wie damals und noch heute bei den halbwilden Gebirgsvölkern Indiens, den Malayen auf den Sundainseln oder den Negern im Innern Afrikas, gestanden haben muß. Man kann auf diesem Wege immer nur ganz kleine Mengen von Erz verarbeiten, mit schlechter Ausbeute und verhältnißmäßig großem Aufwande an Kohlen und Arbeit; dabei erhält man Produkte von sehr ungleichen Eigenschaften, manchmal weiches Eisen, manchmal hartes, stahlartiges Eisen, je nach der Natur des Erzes oder nach Zufälligkeiten der Operation. In keinem

Falle kommt dabei das Eisen zum Schmelzen; es entsteht in Form eines porösen Klumpens, einer sogenannten Luppe, welche durch Ausscheiden von beigemengter Schlacke befreit und zu einem kompakten Block zusammengeschweißt werden muß. Eine solche Luppe wiegt selten über 10 kg, oft weniger. Die bei den Todtenspielen zu Ehren des Patroklos von Achilleus als Preis ausgesetzte Eisenscheibe war vermuthlich nichts, als eine solche ausgeschmiedete Luppe. Die Indier müssen freilich schon zu uralter Zeit eine staunenswerthe Kunstfertigkeit, nicht nur in der Gewinnung von Eisen mit den allerprimitivsten Hülfsmitteln, sondern auch im Schmieden besessen haben. Ein wirkliches, wenn auch in Europa wenig bekanntes Weltwunder ist die von den Indiern göttlich verehrte, mindestens 2000 Jahre alte Eisensäule bei Delhi, welche unten 41 cm im Durchmesser, eine Höhe von 18 m und ein Gewicht von 17000 kg hat und dabei aus vielleicht 100 Luppen von höchstens 25 kg zusammengeschmiedet ist. Das wäre noch heute ein nur bei Krupp oder in ähnlichen Riesenwerken mögliches Kunststück; wie es aber die Indier mit ihren schwachen Blasebälgen, ohne Dampfmaschinen und selbst ohne Wasserkraft (denn auch diese wird dort nicht benutzt) fertig gebracht haben, das ist noch heute ein völlig ungelöstes Räthsel. Ebenso müssen die Indier schon vor mehreren Jahrtausenden die Kunst erfunden haben, durch Umschmelzen von kleinen Stücken von Renneisen mit Kohlenpulver in Tiegeln einen wirklichen Stahl von ausgezeichneter Güte, den oben erwähnten Wutzstahl, darzustellen, der unserem besten Gußstahl gleichkommt und vermuthlich auch schon bei den Völkern des klassischen Alterthums bekannt war, die sonst ihren Stahl hauptsächlich von den Chalybern in Armenien und den Norikern im heutigen Steiermark bezogen.

Aus dem Mittelalter fehlen uns anfänglich sichere Nachrichten über die Eisenerzeugung. In den österreichischen Alpenländern

blieb sie jedenfalls fortbestehen und stand auch schon sehr früh am Niederrhein in Blüthe, wenn sie auch in lauter kleinen einsamen Waldschmieden ausgeübt wurde, im Gegensatz zu der heutigen Zusammendrängung in großen Industrieorten. Wenn es in Arndts Vaterland heißt: „da, wo der Märker Eisen reckt", so ist damit nicht etwa die Mark Brandenburg, sondern die rheinische Grafschaft Mark gemeint. Dort und im benachbarten westfälischen Siegenerland finden sich massenhaft Eisenerze, noch heute die größten Lager der Art in Deutschland, und ein Theil derselben eignet sich sehr gut zur Stahlerzeugung. Mit dem Aufblühen der Eisenindustrie suchte man vermuthlich den Arbeitsertrag dadurch zu erhöhen, daß man die Oefen größer und tiefer machte und die früheren, rohen Gebläsevorrichtungen durch bessere ersetzte, wobei man ungefähr um das Jahr 1400 die Menschenarbeit durch Wasserkraft zu ersetzen anfing. So mußte man, anfangs gewiß rein durch Zufall, namentlich durch zu hoch getriebene Erhitzung, darauf kommen, daß bei tiefen Oefen und bei sehr hoher Temperatur das Eisen ganz andere Eigenschaften annahm. Es blieb dann nicht mehr in Form einer porösen, teigähnlichen Luppe, sondern es gerieth in wirklichen Fluß, und man konnte es am Fuße des Ofens durch eine Oeffnung ablaufen lassen. Anfangs hat man dies gewiß für fehlerhafte Arbeit gehalten, fand aber bald, daß die Eisenverhüttung dadurch ganz gewaltig erleichtert wurde. Bei der bis dahin ausschließlich betriebenen Rennarbeit mußte man jede fertig gewordene Luppe aus dem Ofen herausheben, wozu man bei größeren Luppen die Vorderwand des Ofens herausbrechen und jedesmal wieder frisch zumauern mußte. Bei der neueren Arbeit aber konnte man fortlaufend den Ofen von oben mit Erz und Kohlen speisen und unten das flüssige Eisen mit den Schlacken ablaufen lassen. Freilich kann der Schmied das auf diesem Wege gewonnene Eisen nicht, wie das Luppeneisen, direkt ver-

wenden; es ist ja eben das uns schon bekannte Roheisen und daher nicht schmiedbar. Aber man muß bald gefunden haben, daß man beim Umschmelzen dieses Produktes auf Herden mittelst eines Gebläses daraus ganz ähnliche Luppen, wie früher bei der Rennarbeit, bekam, daß dies billiger als früher bei der Rennarbeit war, und ein gleichförmigeres, werthvolleres Produkt lieferte. Außerdem mußte man bald darauf kommen, die leichte Schmelzbarkeit des in jenen hohen Oefen gewonnenen Eisens dadurch zu verwerthen, daß man es wieder umschmolz und in Formen goß, wozu man in der schon damals Jahrtausende alten Bronzegießkunst ein Vorbild hatte. Jedenfalls finden wir die Kunst der Eisengießerei am Ende des 15. Jahrhunderts in Deutschland in vollem Gange. Kurz, man hatte die Erfindung des Hochofens und des Roheisens gemacht, auf welcher seither die gesamte Eisenindustrie aller Kulturvölker beruht. Ueberall gewinnt man seitdem aus dem Erze zunächst ein kohlenstoffreiches Roheisen, das man zum Theil direkt zur Herstellung von Gußwaren benutzt, zum Theil durch die, „Frischen" genannte Operation in weiches Eisen oder Stahl umwandelt. Die ersten Hochöfen entstanden schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts im Siegenerland; Ortsgesetze erwähnen sie urkundlich zuerst im Jahre 1443. Jene Oefen haben vermuthlich nur wenige hundert Kilogramm Roheisen im Tag geliefert. Nach England wurden die Hochöfen um das Jahr 1500 durch deutsche Arbeiter verpflanzt und dort, wie in Deutschland, mit Holzkohlen betrieben, was freilich schon damals theuer gekommen sein muß. Die englische Eisenindustrie konnte sich erst aufschwingen, nachdem Abraham Darby im Jahre 1735 das Schmelzen von Eisenerzen mit dem aus Steinkohlen bereiteten Koks erfunden hatte. Erst dadurch kam der große Reichthum Englands sowohl an Erzen, wie an Kohlen zur Verwerthung.

Ueberspringen wir nun einige Jahrhunderte, und vergleichen wir die Hochöfen der Jetztzeit mit den älteren. Da tritt uns freilich ein anderes Bild entgegen. Statt der Oefen von 4 oder 5 m Höhe sehen wir solche von 25—30 m Höhe und entsprechend größerem Durchmesser; statt der Bewegung der Gebläse durch Menschenkraft oder durch ein kleines Wasserrad finden wir Maschinen von mehreren Tausend Pferdekräften. Unaufhörlich befördert ein Dampfaufzug Tausende und Abertausende von Kilogrammen von Erz, Kalkstein und Koks auf die Höhe des Ofens, um sie in dessen gähnenden Schlund hinabzustürzen. Früher spie dieser Höllenrachen, wie er so manchem Zuschauer vorgekommen sein mag, eine riesige, dem Himmel zu lodernde Flamme aus; heute aber sind die brennbaren Gase gebändigt und werden in einer Eisenleitung fortgeführt, um die Dampfkessel zu heizen und die Gebläseluft auf Glühhitze vorzuwärmen, ehe sie durch die Düsen in den Ofen einströmt. Den ganzen Tag lang kommt aus dem Ofen, wie aus dem Krater eines thätigen Vulkans, ein weißglühender Strom von flüssiger Schlacke, die nach dem Erstarren in der Umgebung der Hochöfen manchmal ganze Berge bildet. Das flüssige Eisen bleibt zunächst im Ofen, um mehrmals im Tage abgelassen zu werden. Ein Hochofen liefert heute in den europäischen Werken täglich 80000—120000 kg, ausnahmsweise 200000, in Amerika sogar bis 400000 kg Roheisen, d. h. wahrscheinlich das Tausendfache dessen, was die ersten mittelalterlichen Oefen lieferten, und immer noch das Hundertfache der besten europäischen Oefen vor 100 Jahren. Dabei ist dieser ganze Riesenapparat vollständig in der Gewalt des Leiters, der daraus nach Belieben weißes oder graues Roheisen aus ganz verschiedenen Erzen und von sehr verschiedener Reinheit gewinnen kann.

Immerhin haben wir bisher für unseren Zweck nur eine Zwischenstufe erreicht; wir haben im Roheisen erst ein Material

gewonnen, aus dem wir Schmiedeisen und Stahl leichter als aus dem Erze direkt herstellen können. Im Prinzip geschieht dies immer auf demselben Wege, nämlich durch theilweise Verbrennung, wobei der Kohlenstoff und zugleich die daneben vorhandenen fremden Körper bis zu einem genügenden Grade entfernt werden, allerdings immer unter Aufopferung einer ziemlichen Menge von Eisen selbst, welches mit jenen Verunreinigungen zusammen als Schlacke abfließt, während der größte Theil des Eisens in reinem Zustande zurückbleibt. Man nennt diesen Vorgang das Frischen des Roheisens. Bis vor 100 Jahren wurde ausschließlich mit Holzkohlen auf äußerst einfachen Herden gefrischt, die nur eine kleine Stufe über den uralten Schmiedefeuern standen. Eine Umwälzung im Eisengewerbe bedeutete es, als im Jahre 1784 der Engländer Henry Cort den Puddelofen erfand, der statt mit theuren Holzkohlen mit Steinkohlen gefeuert wird und erheblich größere Massen als das Frischfeuer bewältigt. Erst dies ermöglichte eine massenhafte und billige Erzeugung von Schmiedeisen, und Cort's Erfindung muß demnach als eine epochemachende bezeichnet werden. Es ist daher um so trauriger, daß Cort das Los so vieler anderer Wohlthäter der Menschheit, im besonderen so vieler Erfinder, theilen mußte. Er starb im Jahre 1800 in dürftigen Verhältnissen, ohne Antheil an den durch ihn geschaffenen Reichthümern. Uebrigens konnte man nach dem von ihm erfundenen, von mehreren anderen Engländern wesentlich verbesserten Puddelverfahren nur weiches Eisen, nicht Stahl, erzeugen. Das Puddeln auf Stahl ist wieder eine deutsche Erfindung, etwa um das Jahr 1840 in Westfalen gemacht; sie ist den Technikern anderer Länder erst durch die Londoner Weltausstellung im Jahre 1851 bekannt geworden. Bis dahin, und großentheils noch später, wurde der Stahl doch immer noch hauptsächlich durch das alte Holzkohlen-Herdfrischverfahren,

die besten Sorten durch ein noch theureres, das sogenannte Cementationsverfahren, gewonnen und er konnte deshalb nur für Werkzeuge, Federn, Waffen und andere Zwecke verwendet werden, wo seine specifischen Eigenschaften unbedingt erforderlich sind, war aber zu theuer für eine allgemeine Verwendung an Stelle des Schmiedeisens. Das Eisenzeitalter in dem von mir früher hingestellten Sinne war also durch die Erfindung des Puddelns ermöglicht worden und trat durch andere großartige, ebenfalls wesentlich den Engländern zu verdankende Erfindungen, vor allem die der Dampfmaschinen und Eisenbahnen, in die Wirklichkeit ein; gerade die Bedürfnisse der Eisenbahnen haben auch zuerst die Einführung von Eisenkonstruktionen in die Baukunst, von denen ich vorhin redete, vermittelt. Aber das Zeitalter des Stahles konnte doch erst anbrechen, als wieder eine neue Pforte aufgethan worden war, durch die ein unermeßlicher Ausblick in weitere Felder menschlicher Thatkraft sich eröffnete.

Wir kommen zu einer der kühnsten und genialsten Erfindungen aller Zeiten, dem Stahlbereitungsverfahren von Henry Bessemer aus Sheffield, patentirt am 17. November 1855, bekannt geworden durch einen im folgenden Jahre bei der britischen Naturforscher-Versammlung in Cheltenham gehaltenen Vortrag des Erfinders, anfangs als Utopie belächelt, aber nach wenigen Jahren über alle Hindernisse triumphirend, — eine Erfindung, ohne die nach allgemeinem Urtheil die staunenswerthe Entwickelung des Maschinen-, Eisenbahn- und Dampfschiffwesens in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts schlechterdings undenkbar wäre. Bessemers Erfindung hat folgenden Hintergrund. Wir haben schon gesehen, daß das Frischen des Roheisens ein Verbrennungsprozeß ist, welcher die Verunreinigungen des Eisens zugleich mit einem Theile des Eisens selbst befällt. Jeder Verbrennungsprozeß erzeugt Wärme. Man

denke daran, daß alle die Wärme, die wir zur Heizung unserer Wohnungen, zur Erzeugung von Dampf, zu vielen industriellen Processen brauchen, stets durch Verbrennung von Holz oder Kohle hervorgebracht wird. Man erinnere sich ferner daran, daß der Hauptbestandtheil aller unserer Brennstoffe genau derselbe Kohlenstoff ist, von dem das Roheisen etwa 4% enthält, und welcher durch das Frischen zu Schmiedeisen oder Stahl daraus entfernt werden soll. Die Wissenschaft lehrt uns außerdem, daß nicht nur die Verbrennung von Kohle, sondern ebenso diejenige des Eisens und der im Roheisen anderweitig enthaltenen Körpern, wie Silicium, Mangan u. s. w., große Mengen von Wärme frei macht. Solche große Mengen von Wärme müssen also beim Frischen des Roheisens neu entstehen; sie treten aber hinter der im Frischfeuer oder Puddelofen durch Verbrennung von Holzkohle oder Steinkohle äußerlich hinzugeführten Wärme zurück und wurden früher gar nicht beachtet. Bessemer sagte sich nun, daß es möglich sein müsse, eine solche äußere Zuführung von Wärme ganz zu unterlassen; wenn einmal das Roheisen geschmolzen und der Frischprozeß in Gang gesetzt worden ist, so müßte er auch ohne äußere Heizung von selbst fortgehen, indem er ja in einer Verbrennung besteht, welche den durch die Abkühlung des Apparates von außen und die entweichenden Gase entstehenden Wärmeverlust immer wieder ersetzt. Freilich ist dies nur denkbar, wenn man große Massen auf einmal in Arbeit nimmt und mittelst mächtiger Gebläse den Frischprozeß so intensiv betreibt, daß er in ganz kurzer Zeit zu Ende geführt wird; denn dann kommt die Verbrennungswärme des Kohlenstoffes, Eisens u. s. w. in derselben kurzen Zeit zur Entwickelung und verhütet somit eine Abkühlung des Apparates. Was also die erste Bedingung ist, um den neuen Prozeß überhaupt durchführen zu können, nämlich die Behandlung großer Massen in einer möglichst kurzen Zeit,

das führt gerade dazu, ihm seine allerwichtigste Bedeutung zu geben, nämlich die, daß man nunmehr unvergleichlich mehr Material, als dies früher denkbar war, mit einem Minimum von Zeit und Arbeit bewältigt, wobei die Körperkraft des Menschen fast ganz zurücktritt und sein Riesensklave, der Dampf, die Hauptrolle spielt. Während am Frischfeuer sechs Männer von muskulösestem Körperbau und kräftigster Ernährung in 24 Stunden etwa 1200 kg Eisen herstellen, und am Puddelofen dieselbe Zahl etwa das Doppelte an Eisen fertig bringt, macht eine wenig größere Zahl mit dem Bessemerapparate alle 20 Minuten, in Amerika gar alle 12 Minuten, bis zu 10000 kg Stahl. Letzteres bedeutet in 24 Stunden, selbst mit den unvermeidlichen Pausen, 850000 kg, also das 700fache der Leistung eines Frischfeuers oder das 350fache von der eines Puddelofens. Man sieht auf den ersten Blick, was das für eine kolossale Ersparniß an Arbeitskraft, Brennstoff und Kapital bedeutet.

Das ist aber nicht alles. Im Frischfeuer und Puddelofen kann man allerdings nicht nur kohlenstoffarmes, weiches Schmiedeeisen, sondern auch kohlenstoffreiches, also Stahl, machen. Aber das letztere ist weitaus schwieriger, als das erstere; daher wurde die Stahlbereitung früher als eine besondere Kunst angesehen, die nur an wenigen Orten ausgeübt, von Generation zu Generation vererbt und vielfach mit dem Mantel des Geheimnisses umgeben wurde. Vor allem galt dies von der Bereitung des Gußstahles, der durch Umschmelzen von gewöhnlichem Stahl in Tiegeln erhalten wird. Noch heute ist Erlaubniß zum Besuche der größten Gußstahlwerke der Welt, derer von Fr. Krupp in Essen, nur mit großer Schwierigkeit zu erlangen. Um so bemerkenswerther ist es, daß das Bessemerverfahren nicht nur in Bezug auf Massenproduktion einen Riesenschritt über die alten Verfahren hinaus gethan hat, sondern daß bei ihm die Darstellung von Stahl sogar viel leichter, als die von weichem

Eisen, vor sich geht; der Stahl wird zudem gleich flüssig, wie Gußstahl, erhalten und deshalb als Flußstahl bezeichnet. Bessemers erste Versuche blieben gerade darum ohne genügenden Erfolg, weil er damals nur weiches Eisen machen wollte, und sein Verfahren gelangte erst zur Vollendung, als ein anderer Engländer, Mushet, die sogenannte Rückkohlung erfunden hatte, durch die man zu Stahl gelangt. Dies kommt daher, daß bei dem Bessemern das Frischen des Eisens in wenigen Minuten beendigt und äußerst schwierig auf der Zwischenstufe von Stahl anzuhalten ist; der Kohlenstoff verschwindet fast immer ganz und läßt nur ein verbranntes unbrauchbares Eisen zurück. Um ein brauchbares Produkt zu erzielen, setzt man am Schlusse das sogenannte Spiegeleisen, ein an Kohlenstoff und Mangan reiches Produkt, zu und hat es durch die Menge dieses Zusatzes an der Hand, einen Stahl von beliebig hohem oder niedrigem Kohlenstoffgehalt darzustellen.

Veranschaulichen wir uns nun, so gut es gehen will, den Hergang bei einer Bessemer-Operation. Im Hintergrunde des Gebäudes sehen wir zwei eigenthümlich geformte Eisengefäße von mehreren Metern Höhe, die Birnen oder Converters, aus deren offenem Schlunde Funken nach oben stieben. Die Birnen hängen in Zapfen und sind um diese vermittelst hydraulischer Triebwerke drehbar, die von einem weit davon entfernt stehenden Manne bedient werden. Die Umdrehung der mehrere tausend Kilogramm schweren Gefäße vollzieht sich mit derselben Leichtigkeit, mit der ein Kind eine Puppe handhabt. Jetzt sehen wir einen dieser Converters sich auf die Seite legen und gewahren, daß er im Innern ein weißglühendes, feuerfestes Futter hat. Nun ergießt sich aus einem dahinterstehenden Schmelzofen ein Strom flüssigen Roheisens, 8000—10000 kg für jede Ladung, in den Converter, und gleich darauf sehen wir diesen sich langsam aufrichten und mit der Mündung nach oben zeigen.

In demselben Augenblicke erschallt lautes Gebrüll. Es stammt daher, daß eine mächtige Gebläsemaschine durch über hundert im Boden des Converters angebrachte Düsen einen gewaltigen Strom von Luft durch das metertiefe Bad von flüssigem Roheisen hindurchtreibt. Ein blendender Funkenregen entströmt der Mündung des Converters. Immer lauter wird das Tosen in dessen Bauch; mit den Tausenden von Funken fliegen, oft unter explosionsähnlichem Krachen und Donnern, centnerschwere, geschmolzene Schlacken oben heraus, fallen aber unschädlich in die den Converter umgebende Grube, die freilich jetzt kein Aufenthalt für Menschen von Fleisch und Bein ist. Wohl Jeder, der dieses Schauspiel zum ersten Male angesehen und angehört hat, wird ein gewisses Gefühl der Beklemmung dabei nicht haben abwehren können. Allmählich aber beruhigt sich das Getöse einigermaßen; das Auswerfen von Schlacken hört auf; aus dem Converter steigt jetzt nur noch eine, in allen Farben des Regenbogens spielende Flamme auf, die immer kleiner wird. Jetzt, von uns unsichtbarer Hand bewegt, neigt sich der Converter nach vorn, aber nur so weit, daß wir in seinen Bauch hineinblicken können, während das Gebläse aufhört. Arbeiter schleudern einige Stücke Spiegeleisen in die Birne, oder man läßt es auch aus einem anderen Schmelzofen flüssig einlaufen. Die Birne richtet sich wieder auf, das Gebläse setzt wieder ein, aber nur eine Minute lang, nämlich nur, um die Materialien zu vermischen; die Birne dreht sich wieder um ihre Zapfen, stürzt sich aber diesmal weiter um, und ihr weißglühend flüssiger Inhalt ergießt sich nun in eine große, schon vorher zum Glühen gebrachte, mit Thon ausgekleidete Eisenpfanne, die ein hydraulisch bewegter Krahn oder eine Lokomotive zur Stelle gebracht hat. Zuletzt richtet die Birne sich wieder auf und fängt das Spiel von vorn an. Von Zeit zu Zeit muß man ihr Futter ausbessern, aber dann entsteht keine Pause, weil inzwischen ihr Kamerad an ihre

Stelle tritt. So wird alle 12—20 Minuten ein Quantum von 10000 kg Stahl erzeugt und zunächst in große Blöcke gegossen, um später zu Schienen ausgewalzt oder sonst verwendet zu werden.

Das, was dem nichtfachmännischen Beobachter dabei hauptsächlich imponirt und ihm anfangs beinahe den Eindruck des Unheimlichen, Magischen macht, später ihn aber mit Staunen vor der Macht der heutigen Technik erfüllt, ist die spielende Leichtigkeit, mit der die weißglühenden, viele Tonnen wiegenden Ungethüme von Oefen und Pfannen von einem entfernten Punkte aus, ohne größere körperliche Anstrengung der Arbeiter, gelenkt werden. Hier kommt es uns recht zum Bewußtsein, wie sehr des Menschen Geist Herrscher über den rohen Stoff ist. Das Großartigste der Art, das selbst viele europäische Hüttenleute in Erstaunen setzte, wurde diesen im Jahre 1890 in den Eisenwerken zu Pittsburg und Chicago gezeigt. Wir sehen da, wie ein Jüngling von 18 Jahren, hinter einem hydraulischen Krahne sitzend, aus weiter Entfernung durch Bewegung dieses oder jenes kleinen Hebels, einen nach dem anderen der etwa 2000 kg schweren Eisenblöcke noch glühend aus der Gießgrube aufhebt und ihn in den Rachen eines Ofens hineinschiebt, nachdem er aus der Ferne her die gewaltige Vorderthüre des Ofens hat in die Höhe steigen lassen. Der Block entschwindet unseren Augen in der blendenden Gluth. Gleich aber schiebt sich aus dem Krahne ein Riesenfinger (eine „Klaue") horizontal in den Ofen hinein und zieht einen der früher eingesetzten, jetzt zu der richtigen Gluth erhitzten Blöcke nach vorn; eine zweite Klaue packt den Block von der anderen Seite; beide zusammen heben ihn heraus; der Krahn dreht sich seitwärts; die Riesenfinger lassen die glühende Eisenmasse auf eine Bühne gleiten, die vor dem aus drei Walzen bestehenden Walzwerke angebracht ist und aus vielen Rollen besteht. Nun erhebt sich jene Bühne

am hinteren Ende, so daß der Eisenblock den Walzen zukollert, wo ihn die beiden unteren sofort erfassen und breit gequetscht hinten an eine ähnliche Bühne abgeben. Sofort erhebt sich auch diese Bühne so hoch, daß der Block zwischen der mittleren und oberen Walze hinüber nach vorn zurückgeht, wo ihn die erste Bühne aufnimmt und durch nochmaliges Kippen wieder den Walzen zuführt, bis nach einigen Wiederholungen dieses Spieles eine Panzerplatte entstanden ist, die auf einer anderen Bühne von selbst einer Riesenschere zugeführt und dort fertig gemacht wird. Und alle diese verschiedenartigen Bewegungen der gewaltigen weißglühenden Stahlmasse bewirkt der vielleicht 15 m davon entfernt ruhig dasitzende Jüngling vermittelst der hydraulischen Vorrichtungen ohne alle und jede Körperanstrengung!

Unermeßlich war die Bedeutung des Bessemerverfahrens für die ganze Entwickelung der Industrie. In weniger als 20 Jahren nach seiner ersten Erfindung, etwa 10 Jahre nach seiner vollen Durchbildung, hatte der Bessemerstahl das Puddeleisen aus einer ganzen Reihe von Gebieten verdrängt, die das letztere vorher unbestritten innehatte. Die Eisenbahnschienen wurden schon damals fast allgemein, Dampfschiffe und Dampfkessel theilweise aus dem neuen Metalle gemacht, aber es klafften dabei doch zwei große Lücken. Erstens zeigte es sich bald, daß das Bessemerverfahren den schlimmsten Feind des Eisens, den Phosphor, nicht so, wie das Puddelverfahren, zu entfernen vermochte; man konnte daher zum Bessemern nur die reinsten Erze verwenden, was das Produkt natürlich sehr vertheuerte. Von den deutschen Erzen z. B. sind nur 3% für diesen Zweck brauchbar. Der Bessemerstahl kostete zwar viel weniger, als der nach den alten Methoden erzeugte Stahl, konnte aber unmöglich so billig wie Puddeleisen hergestellt werden. Zweitens vermochte doch der Bessemerstahl auch qualitativ das Puddeleisen

nicht immer zu ersetzen, wo man ein weicheres, durchaus nicht sprödes Eisen bedarf, und wurde deshalb für Brückenbauten, Dachkonstruktionen, Dampfkessel, verschiedene Theile von Dampfschiffen und Maschinen weniger verwandt. Hierfür brauchte man damals und auch noch heute vorzugsweise das Puddeleisen, für das deshalb immer noch großer Bedarf ist.

Die Erfindungsgabe des Technikers erprobte sich zunächst hauptsächlich an dem erstgenannten Punkte. Die Entphosphorung der Eisenerze, des Roheisens oder des Stahles selbst war lange Zeit der Traum jedes Hüttenmannes, und große Kapitalien sind in Versuchen darüber aufgegangen, lange Zeit vergebens. Die Lösung der Aufgabe gelang endlich zwei jungen Engländern, von denen der entschieden genialere, Thomas, ein Schreiberamt bei der Staatsverwaltung hatte und nur in den Abendstunden der von ihm eifrigst getriebenen Lektüre chemischer und metallurgischer Bücher obliegen konnte, während sein Vetter Gilchrist, der als Chemiker in untergeordneter Stelle an einer Eisenhütte beschäftigt war, ihm mit einigen heimlich angestellten Versuchen im kleineren Maßstabe sekundiren konnte. Tausend und abertausend ähnlicher Fälle giebt es, bei denen solche Arbeiten nur zu verlorener Liebesmühe führen. Aber hier wollte einmal das Schicksal eine Ausnahme machen. Was den gelehrtesten, wie den praktisch bewährtetesten Hüttenleuten nicht gelungen war, das glückte zwei blutjungen Männern, von denen der eine durchaus Autodidakt und Dilettant, der andere nicht viel mehr war. Thomas und Gilchrist fanden im Jahre 1878 eine einfache Abänderung des Bessemerverfahrens, die man jetzt als den basischen Prozeß bezeichnet, und dem man das alte Bessemerverfahren als das saure entgegenstellt. Durch das basische Verfahren kann man aus Roheisen mit hohem Phosphorgehalt einen so gut wie phosphorfreien Stahl erzeugen. Hätten Thomas und Gilchrist nicht ein Patent auf ihr Verfahren

nehmen können, so wäre ihre Erfindung aller Wahrscheinlichkeit nach verloren gewesen, denn zu deren Durchführung bedurfte es großer Kapitalien, um ausgedehnte Versuche in fabrikmäßigem Maßstabe anstellen zu können. Die jungen Leute hatten aber nichts als ihr kärgliches Gehalt, und welcher Kapitalist wäre so thöricht gewesen, Hunderttausende herzugeben, um eine Erfindung auszubilden, die nicht durch ein Patent geschützt wäre! Zum Glück konnte aber die Ausbildung der Erfindung von Thomas und Gilchrist unter dem Schutze der Patentgesetze in England und Deutschland ungestört erfolgen. Sie hat es ermöglicht, die gemeinen, stark phosphorhaltigen Erze dieser Länder, welche bis dahin für den Bessemerprozeß wesentlich auf die Einfuhr von reinen Erzen aus Schweden, Spanien und Algier angewiesen gewesen waren, mit Leichtigkeit in ähnlicher Weise zu verarbeiten. Die beiden Erfinder sind dadurch reiche Leute geworden; aber den vielfachen Gewinn haben zunächst die Eisenindustriellen jener Länder und einen noch viel höheren Vortheil, durch allgemeine Verbilligung des Flußeisens, die Bewohner aller Welttheile davongetragen. In ganz unverhoffter Weise ist dabei ein werthvolles Geschenk für ein anderes Gewerbe, das wichtigste von allen, nämlich die Landwirthschaft, abgefallen. Die bei dem Thomasprozesse entstehenden, an Phosphorsäure sehr reichen Schlacken haben sich im feingemahlenen Zustande als ein ebenso vorzüglicher wie billiger Dünger bewährt und werden in enormen Mengen, vor allem in Deutschland, in der Schweiz und in anderen Ländern angewendet. Derselbe Phosphor, der früher die meisten englischen und deutschen Eisenerze viel weniger werthvoll, als andere ausländische, machte, ist heute eine Quelle des Segens für die Landwirthschaft geworden. Ohne die Patente wäre dieser ungeheure Fortschritt sicher viele Jahre aufgehalten worden, — eine schlagende Widerlegung des doktrinären oder eigennützigen Ge-

redes, wonach durch die Erfindungspatente, also den Schutz des geistigen Eigenthumes, dem Publikum eine Steuer auferlegt werde.

Auch hier, wie schon früher einmal, haben wir ein merkwürdiges Zusammentreffen zweier Vortheile zu konstatiren. Der basische Thomasprozeß hat nicht nur die Frage der Verwerthung der phosphorhaltigen Erze endgültig gelöst; er hat gleichzeitig auch die andere Lücke ausgefüllt, welche das saure Bessemerverfahren gelassen hatte. Man kann nämlich durch das basische Verfahren statt des eigentlichen harten Stahles auch ein kohlenstoffarmes, weiches und zähes Metall herstellen, welches zwischen Stahl und Schmiedeisen in der Mitte steht und letzteres fast durchgängig ersetzen kann. Der Art seiner Herstellung nach bezeichnen es die Engländer und Amerikaner immer noch als „Stahl", während man in Deutschland lieber „Flußeisen" sagt.

Daß nunmehr die neuen Stahlprozesse die alten Schmiedeisenverfahren wirklich schon großentheils aus dem Felde geschlagen haben, ersehen wir nicht nur aus der schnellen Ausbreitung der Stahlproduktion (1870: ½ Million, 1890: über 10 Millionen Tons zu 1000 kg), sondern auch aus dem Zurückgehen der Puddelwerke. In England bestanden im Jahre 1875 noch 7575, im Jahre 1889 aber nur noch 3446 Puddelöfen. Hieran, wie überhaupt an den wunderbaren Fortschritten der Eisenindustrie in den letzten Jahrzehnten hat allerdings außer dem Bessemer- und Thomasverfahren auch noch ein anderes Verfahren theilgenommen, das man als Herdstahlprozeß oder Siemens-Martinprozeß bezeichnet, und mit einer kurzen Betrachtung dieses Verfahrens wollen wir unsere heutige Aufgabe schließen.

Der französische Eisenindustrielle Martin, zurückgreifend auf längst früher gemachte Versuche in derselben Richtung, bemühte sich, durch Zusammenschmelzen von weichem, also sehr kohlenstoff-

armem, Eisen mit Roheisen ein kohlenstoffreicheres Produkt, also Stahl herzustellen. Das gelang aber erst in wirklich großem Maßstabe, als ein Ofen konstruirt worden war, in dem man die gewaltige dazu nöthige Hitze erzeugen konnte; das Verdienst der Konstruktion dieses Ofens haben die berühmten Brüder J. W. und Fr. Siemens, deren Namen verdientermaßen mit dem von Martin als Erfinder des neuen Prozesses vergesellschaftet worden sind. Dieser Prozeß nahm freilich eine ganz andere Gestalt, als die ursprünglich im Sinne der Erfinder gelegene, an, wie es ja auch bei dem Bessemerverfahren gegangen war. Bei der heutigen Gestaltung des Siemens-Martin-Verfahrens wird in einem Herde Roheisen geschmolzen; darauf werden große Mengen von Abfällen von Stahl oder weichem Eisen, wie sie in ungeheurer Menge als altes Eisen oder „Schrott" in der Industrie entstehen und früher kaum verwendet werden konnten (man denke nur an die großen Massen von ansrangirten Schienen), in den Herd geworfen und kommen darin bald ebenfalls zum Fluß. Häufig setzt man auch noch etwas Eisenerz hinzu, dessen Sauerstoff, gleichzeitig mit dem durch die Arbeitsthür des Ofens eindringenden, ebenso ein „Frischen" des Roheisens hervorruft, wie dies bei den alten Prozessen oder dem Bessemerverfahren eintritt, indem auch hier der Kohlenstoff zur Verbrennung kommt. Die Beschickung eines Ofens ist meist 10000—15000 kg, steigt aber heute schon bis 25000 kg. Auch hier ist es nicht gut möglich, den Prozeß von vornherein genau an der gewünschten Stelle festzuhalten, wo ein Metall von ganz bestimmter Qualität entstanden ist; vielmehr muß man, ganz wie beim Bessemerprozesse, eine „Rückkohlung" mit Spiegeleisen oder Ferromangan vornehmen. Da aber eine Operation im Martin-Siemens-Ofen etwa 6 Stunden dauert, so hat man dabei genügende Zeit, um den Prozeß genau zu verfolgen, wozu man regelmäßig eine Anzahl von mechanischen Proben oder sogar von chemischen

Analysen anstellt. Infolgedessen hat man die Qualität des Produktes hier doch ungleich mehr in der Gewalt, als bei dem Bessemer- und Thomas-Prozeß, und kann mit weit größerer Bestimmtheit für ein fehlerfreies, zähes und homogenes Metall Gewähr leisten. Dies wiegt den Rückschritt auf, der scheinbar darin liegt, daß man nicht mehr mittelst eines Gebläses, sondern durch gewöhnlichen Luftzug oder Eisenerz, also ganz wie beim Puddeln, frischt, und daß man natürlich mit einem Martinofen viel weniger als mit einem Converterpaar leisten kann. Dafür kostet aber auch eine Bessemereinrichtung mit allem Zubehör so viel, wie eine ganze Anzahl von Martinöfen, so daß der Unterschied in der Kapitalanlage für gleiche Produktion nicht so sehr erheblich ist. Beide Prozesse ergänzen sich auf das glücklichste, namentlich seitdem auch bei dem Martin-Siemens-Verfahren die „basische", dem Thomasverfahren entsprechende, Modifikation sich als höchst erfolgreich erwiesen hat. Während dem Bessemer- und Thomasverfahren die eigentliche Massenproduktion von Flußeisen und Flußstahl, vor allem diejenige der Eisenbahnschienen und Schwellen, zufällt, übernimmt der Martin-Siemens-Prozeß die Verwerthung des „Schrotts", sowie die Herstellung von feineren Qualitäten für Dampfkessel, Maschinen, Brücken u. dgl. m. Das letztere Verfahren stellt in seiner jetzigen Gestalt eigentlich nur eine Uebersetzung des Puddelns in dem Kolossalbetrieb vor, ermöglicht durch Anwendung einer so hohen Temperatur, daß das Eisenbad stets im Schmelzen bleibt und daher keine „Luppe", sondern ein Bad von Flußeisen oder Flußstahl (mit ganz beliebig regulirbarem Kohlenstoffgehalt) erfolgt, das man durch Abstechen in ebensolche Blöcke, wie beim Bessemern formt und ebenso weiter verarbeitet. Es ist nun um so leichter verständlich, daß das Produkt dieses Verfahrens auch in seinen Eigenschaften das Puddeleisen vollkommen zu ersetzen vermag. Es ist kaum eine allzukühne

Prophezeiung, daß in absehbarer Zeit der Herdstahlprozeß das Puddeleisen ganz aus dem Felde schlagen und die Welt dann erst ganz und gar in das Zeitalter des Stahles getreten sein wird.

Anmerkungen.

[1] Ich entnehme diese, sowie viele andere geschichtliche Angaben dem werthvollen Werke von Dr. Ludwig Beck: „Die Geschichte des Eisens." (Braunschweig 1884.)

[2] Ganz ähnliche, sogenannte „Stücköfen" aus uralter Zeit sind in großer Zahl im Schweizer Jura aufgefunden worden, wo schon vor der Römerherrschaft eine verhältnißmäßig schwunghafte Eisengewinnung stattgefunden haben muß.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ ist erschienen:

Ueber Metallurgie, Mineralogie und Geologie.

(43 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 21.50 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

Berendt, Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit. (142) ..... M. —.60
Braun, Alex., Die Eiszeit der Erde. Zweite vermehrte Aufl. (94) „ 1.—
Comes, Die Laven des Vesuv. Uebersetzt von Mohrhoff. (N. F. 80) „ —.80
Dames, Die Glacialbildungen der norddeutschen Tiefebene. (479) „ 1.—
Hartung, Die Skandinavische Halbinsel. Eine geologische Skizze. (283) „ —.75
Hofmann, Das Blei bei den Völkern des Alterthums. (472) ... „ 1.—
Kjerulf, Die Eiszeit. Mit 6 Holzschnitten. (293/294) .... „ 1.60
— Einige Chronometer der Geologie. Mit 12 Holzschnitten. (352/353) „ 1.60
Kleefeld, Der Diamant. Mit 17 Holzschnitten. (241) ... . „ 1.—
— Die Edelsteine. Mit 6 Holzschnitten. (277) .... „ —.80
— Die Halbedelsteine. (334) .... „ —.80
v. Lasaulx, Der Streit über die Entstehung des Basaltes. (76) .. „ —.60
List, Westfälische Kohlenformation. Mit 6 Abbild. (N. F. 126) .. „ —.80
Möhl, Erdbeben und Vulkane. Hierzu ein Kupferstich. (202) ... „ 1.20
Noeggerath, Jakob, Der Laacher See und seine vulkanischen Umgebungen. (104) .... „ —.60
— Der Torf. (230) .... „ —.75
Petersen, Der Zustand im Erdinnern. (N. F. 118) .... „ 1.—
Rammelsberg, Ueber die Meteoriten u. ihre Beziehung z. Erde. (151) „ —.60
— Die Gewinnung von Gold und Silber. (379) .... „ —.60
vom Rath, Der Vesuv. Eine geologische Skizze. Mit 1 Lithographie und 1 Kreidezeichnung. (185) .... „ 1.60
— Ueber den Granit. Mit 2 lithographischen Tafeln. (300/301) „ 1.60
— Ueber das Gold. (324/325) .... „ 1.20
Rensch, Ueber Vulkanismus. Nach dem Manuskript des Verfassers aus dem Norwegischen übertragen von M. Otto Herrmann. (424) „ 1.—
Roemer, Ueber die ältesten Formen des organischen Lebens auf der Erde. 2. Abz. (92) .... „ —.60
Roth, Ueber die Steinkohlen. 2. Abz. (19) .... „ —.75
— Die geologische Bildung der norddeutschen Ebene. 2. Aufl. (111) „ —.75
— Flußwasser, Meerwasser, Steinsalz. (306) .... „ —.75
— Ueber die Erdbeben. (390) .... „ —.80
Röttger, Erdbeben. (N. F. 74) .... „ 1.—
Runge, Der Bernstein in Ostpreußen. Mit einem Titelbild und 10 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 2. Abz. (55/56) „ 1.60
v. Seebach, Der Vulkan von Santorin nach einem Besuche im März u. April 1866 geschildert. Mit 1 Holzschnitt. 2. Aufl. (38) „ —.80
— Ueber die Wellen des Meeres und ihre geologische Bedeutung. (153) „ —.60
Tarnuzzer, Falb und die Erdbeben. (N. F. 139) .... „ —.60
Uhlig, Ueber das Vorkommen und die Entstehung des Erdöls. (439) „ 1.—
Weger, Der Graphit und seine wichtigsten Anwendungen. (160) .. „ —.60
Zaddach, Die ältere Tertiärzeit. Ein Bild aus der Entwickelungsgeschichte der Erde. 2. Abz. (86) .... „ —.60
Zirkel, Die Umwandlungsprozesse im Mineralreich. (136) .... „ —.60
Zittel, Die Kreide. Mit 4 Holzschnitten. (251) .... „ —.80

Das

Zeitalter des Stahles.

Von

Dr. Georg Lunge,
Professor in Zürich.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 203.

Kosmetik.

Von

Hermann Schelenz-Ahlgreen

in Rendsburg



Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.



Kosmetik.

Von

Hermann Schelenz-Ahlgreen
in Rendsburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

„Da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten." So erzählt in ihrem bewundernswerthen Lapidarstil die Bibel, Genesis 6, 2, und wir können ergänzen: Da gingen die Töchter der Menschen hin, zu besehen ihr Bild in den Spiegeln stiller Gewässer oder blanker Erzschilde, und, da sie fanden, daß einige unter ihnen schöner waren als andere, suchten sie nach Mitteln, es jenen gleichzuthun, und erfanden die Künste der Toilette und der Kosmetik, die Künste des „Mannfangs", wie Vischer den Endzweck dieser Bestrebungen in seiner derben Weise nennt. Ich möchte allerdings annehmen, daß noch früher unsere Stammmutter Eva, als sie Adam zum Kosten der verbotenen Apfelfrucht verleitete, trotzdem sie eine Konkurrenz nicht zu fürchten hatte, das kleine Geschütz angeborener weiblicher Koketterie und kosmetische und Toilettenkünste anwandte, so weit immer die primitiven Hülfsmittel und das einfache Blattgewand es erlaubten, um sich schöner zu machen, wie gewöhnlich, und den guten Adam, dem die Erfahrung Sirachs [1] noch nicht zur Seite stand, zu bethören.

Wie sie vom Weibe erfunden ist, so wurde von jeher die Kunst des „Selbstschmuckes" im lauschigen, verschwiegenen Frauengemach geübt, und sie ist, trotzdem auch hier Ausnahmen vorkommen und trotzdem sie von ernsten Männern wissenschaftlich behandelt worden ist, [2] eine Domäne des schönen Geschlechtes geblieben. Nicht ohne Grund ja nennt man es das schöne

Geschlecht, denn Schönheit des Leibes und Anmuth sind ihm statt der Kraft von Mutter Natur mitgegeben, um Liebe zu entflammen, und der Trieb, diese „männerverderbenden" Eigenschaften zu pflegen, zu vergrößern und sichtbar zu machen.

Es verliebt sich ja der Mann mit dem Auge. Er sieht der Frau holdselige Schönheit und wird von ihr hingerissen, während sie von den Tugenden des Mannes, seiner Gelehrsamkeit, seinem Ansehen und Reichthum hört und, seiner äußeren Ungestalt vergessend, in Liebe zu ihm entbrennt. So läßt der große Menschenkenner Shakespeare den abschreckend häßlichen Mohren von der liebreizenden Desdemona die versteckte Liebeserklärung erzählen:

> Wenn je ein Freund von dir mich lieben sollte,
> Ich mög' ihm die Geschichte (meiner Abenteuer) erzählen lehren,
> Das würde sie gewinnen —
> — — sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand!

So lehrt außerdem das Sprichwort, daß die Frau am meisten gilt, von der am wenigsten gesprochen wird, von der am wenigsten zu hören ist.

Schon an dieser Stelle wollte ich eines Sinnes gedenken, dem von dem schönen Geschlecht aus kosmetischen Rücksichten mit gewisser Vorliebe geschmeichelt wird: des Geruches, und bemerken, daß das Streben, „sich in guten Geruch zu setzen", in seinen Anfängen offenbar auch in paradiesischen, orientalischen Gefilden zu suchen ist.

Nicht zufrieden damit, daß man durch sorgfältiges Waschen und Baden den, jedem Organismus eigenthümlichen, von den schweißabsondernden Drüsen herrührenden Geruch, den strengen Vorschriften mosaischer Satzungen folgend, bekämpfte und sich dem später von Martial gethanen beherzigenswerthen Ausspruche anschloß:

> Ziehe Geruchlosigkeit vor feinstem Geruche!
> (VI, 55)

suchte wieder besonders die schöne Welt ein Uebriges zu thun und hüllte sich in eine Wolke von Wohlgeruch. Da die gedachten Absonderungen[3] naturgemäß in heißen Klimaten (man erinnere sich an die als schier unerträglich geschilderte Atmosphäre, die die Neger umgeben soll!) am stärksten auftreten, ist auch der Gebrauch von Parfüms, und zwar der aufdringlichsten, dort am meisten im Schwange, wo die Sonne am heißesten brennt, und es ist begreiflich, daß brünette Menschen, deren Ahnen südliche Klimate bewohnt haben dürften, die Sitte des starken Parfümirens beibehalten haben und meterweit ihre Anwesenheit verrathen.

Diesen Zweig der Kosmetik späterer Besprechung vorbehaltend, wende ich mich zu den verschiedenen Methoden, deren man sich bedient, möchte aber von vornherein bemerken, daß von allem, was aus dem lauschigen Boudoir schöner Frauen durch die Indiskretion eines Kammerkätzchens ans Tageslicht bringt oder was von der Wissenschaft, die sich, vollkommen berechtigt, immer wieder mit diesem Zweige der Medizin beschäftigt, neu gefunden wird, bedauernd oder tröstend gesagt werden kann: Alles schon dagewesen!

Das Feld, das die meiste Gelegenheit zur künstlerischen Thätigkeit bietet, ist das Gesicht.

Verschwindend ist, was zu seiner Verschönerung der Mann je gethan. Wohl hat manch Einer das Streben, die Eigenschaften, die ihn berechtigt zieren, auch dem Auge zur Perception zu bringen. Der Wilde sucht sich durch Tättowiren oder durch Bemalen mit grellen Farben furchtbar zu machen, er bringt sich Narben bei, und unsere Musen- und Marssöhne suchen ihre Ehre darin, außer einem martialischen Barte von Migargees Gnaden sich das Gesicht mit zahllosen Schmissen zersetzen zu lassen, um das Waffengetümmel des Paukbodens und die dort bewiesene Schneidigkeit zu illustriren. Wohl giebt es und gab

es stets sogenannte Männer, deren ödes Leben kosmetische und Toilettesorgen ausfüllte. Diese Sorte von Männern ist zum Glück jedoch nur verschwindende Ausnahme geblieben; sie ist wegen ihrer Verirrungen stets dem Spotte anheimgefallen und bevölkert jetzt, von den Griffeln eines Schlittgen oder Oberländer meisterhaft karrikirt, unsere Witzblätter; man hat eben dem Manne stets eher eine gewisse Extravaganz in männlichen Eigenschaften, eine gewisse Kraftmeierei verziehen, als das Nachäffen weiblicher Eigenschaften, das weibische Gigerlthum.

Den Ausdruck des Gesichts beeinflussen die Augen. Ihnen galt insonderheit des Dichters Sang, als dem Spiegel der Seele; das hohe Lied rühmt Taubenaugen oder vergleicht sie mit den Teichen von Hesbon; die Griechen verherrlichen die Athene als gluth- und ochsenäugig, und am weitesten zurück lassen sich die Bestrebungen verfolgen, ihr künstlich die Berechtigung für die genannten Epitheta zu verschaffen.

Schon um 3000 vor unserer Zeitrechnung brachten die Semiten nach Aegypten eine, Puch oder Kohol genannte, schwarze oder doch dunkle Augenschminke, die, hier Mestem oder Stim genannt, bei den Griechen den Namen Stimmi oder Stibi erhielt und die entschieden identisch ist mit einem Körper, der von Plinius und Dioscorides als Stibium beschrieben wird und unserem Spießglanz entspricht.[4] In den Trümmerstätten des Fayum fand Flinders Petrie vor wenig Jahren in Gräbern von Frauen, deren ältestes er der zwölften Dynastie, also etwa den Jahren 2500 vor Christo zuweist, Schminkbehälter aus Holz, Thon und Alabaster, mit Resten von Schminken, den Todten zur Toilette auf ihrem dunklen Wege mitgegeben. Die chemischen Analysen bestätigten vollinhaltlich nicht allein, was philologische Spekulationen vermuthen ließen, sondern auch den von Virchow und Sane ausgesprochenen Verdacht, daß nämlich statt des theuren Mestem auch minder-

werthiger Bleiglanz, Ruß oder Hammerschlacke betrügerisch untergeschoben wurden. Theilweise in Stäbchenform, wie wir die „Fettschminken" jetzt zu sehen gewohnt sind, bestanden die ägyptischen Schminken im wesentlichen aus Antimon, Bleiglanz oder Kohle, ja aus Eisenoxyd, das wahrscheinlich, gleich dem Kupfer, wie Schlackenfunde darthun, im Lande selbst produzirt wurde. Arabien, in vielen Fällen nur Durchgangsstation, importirte auch diese Erze, verschwieg aber seine Bezugsquellen (Ostindien und Japan?) aus Nationalstolz oder merkantilen Interessen wohlweislich und hüllte sie künstlich in Dunkel. Als Bindemittel für die Farbstoffe dürften schleimige Substanzen gedient haben, jedenfalls waren keine Fette oder Harze, wie sie jetzt üblich sind, nachzuweisen. Wahrscheinlich befolgten die alten Schminkfabrikanten — es dürften das, wo die Schönen die Bereitung nicht selbst besorgten, die Apotheker gewesen sein — die später von Plinius zur Bereitung des Kalliblephoron überlieferte Vorschrift, nach der das betreffende Antimon- oder Bleierz zwischen Brot auf Kohle geglüht werden sollte. Wo nicht Erzeugnisse des Abendlandes an die Stelle getreten sind, soll man noch jetzt im Orient dieselbe Methode befolgen, nur statt des Brotes eine Quitte nehmen.[5]

Interessant ist, daß das Alter der Sitte des Augenschminkens durch Ausgrabungen ebenfalls im Fayum kürzlich noch auf andere Art nachgewiesen worden ist. Auf einigen von den bewunderns- werthen altägyptischen Porträts, denen, als den „Auferstandenen von Kerke", Ebers eine Abhandlung widmete und die, in den meisten großen Städten ausgestellt, wohlberechtigtes Aufsehen erregten, ist entschieden das Schminken der Augen wiedergegeben. Daß in der That das Auge in einer dunklen Umrahmung, die ihm die Natur durch schöne Bewimperung verleihen kann, aber auch versagt oder durch die bekannte Gerstenkornkrankheit nimmt, eine berückende, unergründliche Tiefe bekommt, schlüpfrig wird,

wie Horaz es nennt, wird Jeder anerkennen, der nicht von ihm so geblendet ist, daß er, des kritischen Blickes beraubt, nicht mehr weiß, „ob braun, ob schwarz die Aeuglein sind“.

Applicirt ist damals die Schminke vermuthlich ebenso worden, wie es noch jetzt geschehen soll (in des Toilettenzimmers Geheimniß bringt nicht das Auge des Sterblichen!), jedenfalls deuten die in ein Spatelchen verlängerten Stopfen der antiken Schminkfläschchen darauf hin, daß sie, beladen mit der färbenden Substanz, zwischen den geschlossenen Lidrändern durchgezogen worden sind. Juvenal beschreibt die Manipulation in seiner zweiten Satire 93 f. als selbst von Männern ausgeübt:

> „Mittelst gekrümmter Sonde verlängert der Eine der Braue Bogen,
> Betupft mit befeuchtetem Ruß, und die zuckenden Augen malt er
> Hebend empor,“

und Ovid berichtet uns, daß ineinander übergehende Augenbrauen für schön gehalten wurden, und daß man

> „wußte, künstlich der Brauen haarlose Grenzen zu füllen“.

Daß die Araberinnen jetzt für diesen Zweck Tusche verwenden, die Russinnen (und unsere Backfische) sich einer angekohlten Haselnuß oder Mandel bedienen, die Damen in Turkestan mit dem Auszuge einer indigohaltigen Pflanze färben und die Tartarinnen eine Kupferanreibung ins Auge träufeln, um ihm die im Kinderantlitz so entzückend wirkende leichte Bläuung zu geben, sei nebenbei bemerkt, ebenso, daß vor wenig Jahren von dem bekannten Geheschen Welthause berichtet wurde, daß die Präparate aus der Tollkirsche eine Preiserhöhung erfahren hätten, weil sie von gewissen Damen zur Vergrößerung der Pupillen gebraucht würden, um denselben Zweck zu erreichen, der durch das Schminken erzielt wird. In der That deutet der Name Belladonna, schöne Dame, auf die der giftigen Pflanze innewohnenden, lange auch arzneilich benutzten giftigen Eigenschaften.

Neben dieser Spezialbehandlung der Augen war allgemeines Schminken bei den Orientalinnen stets im Gebrauch. So schminkte Jesabel (2. Richter 9, 30) ihr Angesicht, um die Augen Jehus, mit schauerlichem Erfolge, auf sich zu lenken, und Jeremias mahnt 4, 30: „Wenn du dich auch mit Goldkleinodien schmückst und dein Angesicht schminkst, so schminkst du dich doch vergeblich!" Man gedenkt dabei der Frauen, die auch jetzt noch in besonders auffälliger Art der Kosmetik fröhnen. Ob und inwieweit man sich des jetzt in Arabien zum Färben der Nägel und Zähne gebrauchten Henna, des hebräischen Kopher (zu Deutsch: bedeckte), griechisch Kypros, als Schminke bediente, ist ungewiß, doch wurde die schöne und wohlriechende traubige Blüthe von den Aegypterinnen am Busen getragen. Daß übrigens des Tobias drittes Töchterlein, als Kosenamen wahrscheinlich, den Namen Keren ha puch (etwa Schminkdöschen) erhalten hat, dürfte die Vorliebe der jungen Dame für den färbenden Inhalt genügend klarlegen und leise verspotten, außerdem ist er ein Beweis mehr für die Allgemeinheit der Sitte des Schminkens.

Der allgemeinen Pflege der Haut widmete man aus den angedeuteten Gründen besondere Aufmerksamkeit, und die Sorge für Reinlichkeit, auch aus hygienischen Gründen, als Vorbeugungsmittel gegen Hautkrankheiten, findet sich z. B. im Leviticus 14. Nicht allein im Freien wurde gebadet, sondern die vornehmen Häuser hatten in den Höfen oder Gärten (s. Susanna 15) Badegelegenheiten, und es existirten öffentliche Bäder. Auch rieb man sich schon damals mit Kleie ab und besuchte die Heilbäder von Tiberias oder Kallirhoe am todten Meer, wo noch jetzt warme Quellen hervorsprudeln.

Dem Baden folgte in der Regel ein Salben des Körpers, um ihn geschmeidig zu machen und die Hautausdünstungen zu mäßigen, und es bildete sich bald die Sitte aus, die Salben mit „Specereien" zu parfümiren und sich bei feierlichen Gelegenheiten,

beim Machen und Empfangen von Besuchen, bei Gastmählern und Hochzeiten, und um seine Ehrerbietung zu zeigen,[6] zu salben, und es ist nur ein Schritt weiter, das Salben auch auf die Leichname zu übertragen. Ebenso wurde es Gesetz, daß nicht allein die Priester sich vor rituellen Handlungen zu salben hatten, sondern daß auch die gottesdienstlichen Geräthe ebenso vorbereitet werden mußten. Symbolisch findet sich das Bad in der Taufe, in der Ceremonie des Weihens, und das Salben in der letzten Oelung wieder.

Bereitet wurde das, von allen Sünden reinigende, von allem Unreinen befreiende Sprengwasser durch Lösen der Asche einer unter Beobachtung weitgehender Vorschriften verbrannten rothen Kuh, die noch von keinem Joch berührt sein durfte, und den Weihwedel bildete das Ysopkraut, dem vom Alterthum (vergl. auch Dioscorides 1, 105; 3, 30; Plin. 26, 15 und Joh. 19, 20) reinigende Eigenschaften beigelegt wurden. Das heilige Salböl dagegen wurde nach den Regeln der Apothekerkunst nach der Vorschrift in Exod. 30, 23 f. dargestellt, wo auch von dem heiligen Räucherwerk die Rede ist. Die nöthigen Gewürze scheinen, wie das Mestem, von Arabien bezogen worden zu sein (Plinius spricht von der Arabia odorifera!), doch importirten die Phönizier manche aus Vorderasien und Südeuropa.

Daß Griechen und Römer aus Naturnothwendigkeit den geschilderten Sitten des Orients huldigten, sie vielleicht direkt nachahmten, ist begreiflich. So erinnert sich ein jeder, daß dem, unter der Maske eines Bettlers heimkehrenden göttlichen Dulder Odysseus von der freundlichen Schaffnerin ein Fußbad und Salböl gereicht wurde und daß den Kämpfen und Wettläufen der sich in den Gymnasien den damaligen Jugendspielen hingebenden Jünglinge Einfettungen vorangingen. Es existirten Salbenhändler und Salbenhändlerinnen, die zu gleicher Zeit

ihr Fabrikat applicirten, und wir wissen, daß das, von Liebreich vor wenig Jahren neu entdeckte, aus dem Wollschweiße dargestellte Lanolin als Oisypos oder Oesypon im Alterthum als Toilettemittel geschätzt war. Daß die schöne Welt von diesen einfachen, nur der Hygiene dienenden Mitteln sehr bald zu gemischten, wohlriechenden Salben überging, ist natürlich. Ihre Bereitung, wie auch die der Arzneisalben, des Myron, der Schminken, zu deren Aufbewahrung die schon erwähnten, den Rosenknospen aus Alabaster, Onyx oder Thon nachgebildeten Alabastra dienten, der antiken Sachets oder Puder, der Diapasmata, lag in den Händen der Pharmakopolen, — Quacksalbern, die entfernt mit unseren Apothekern zu vergleichen, auch Brenngläser feilboten und, wie es scheint, niedere Chirurgie trieben. Sie beeiferten sich, Specialitäten zu erfinden, bereiteten Majoransalbe und Majoranöl, eine Salbe, aus der, der Venus geweihten Brunnenkresse, Sisymbrium, aus dem duftenden Quendel, empfahlen Specialitäten für den Busen, zum Geschmeidigmachen der Kniee u. s. w.

Gelehrige Schüler, übertreffen die Römer ihre Lehrmeister, die Griechen, sehr bald in der Kunst der Kosmetik, und die Werke eines Ovid, besonders seine „Kunst zu lieben" und die „Schönheitsmittel" geben reiche Ausbeute an Belegstellen für das tiefe Verständniß der römischen Damen für alle Toilettekünste. Ihren Höhepunkt dürften sie übrigens zu den Zeiten der Poppäa erklommen haben, der intriguanten Gattin Othos, die alle Künste der Koketterie anwandte, um die Blicke Neros auf sich zu locken und ihn sich durch Liebe unterthänig zu machen.

Kein Wunder, daß des sittenlosen Zeitgenossen Petronius Werke uns ebenfalls Einblicke in die Toilettenzimmer der Römerinnen und Schilderungen des damaligen versumpften Gigerlthums geben, daß der frivole Martial die Schale seines

beißenden Witzes über die Verirrungen ausgießt, an denen er gern theilgenommen hat, daß in des Horaz Werken uns interessirende Stellen vorkommen und daß der spätere sittenstrenge Juvenal seinen Zeitgenossen die haarsträubenden Verirrungen dieser Zeit im Spiegel beißenden Spottes mahnend vor Augen führt.

Wie noch jetzt, hatte auch damals jede Dame ihr Lieblingsparfüm und eine bevorzugte Methode der Schönheitspflege. So wurde von der erwähnten berüchtigten Poppäa ein Schönheitsmittel erfunden (pinguia Poppaeana), bestehend aus Brotteig und Eselsmilch, die, des Nachts auf das Gesicht geschmiert, seine Falten glätten und jugendliche Frische und Zartheit erhalten sollte. Um diese Paste zu entfernen, wurden Waschungen mit Milch vorgenommen, die selbst zum Baden des ganzen Körpers gebraucht wurde. So soll Poppäa für diesen Zweck auf ihren Reisen einen Troß von hundert Eseln mit sich geführt haben. Eine andere Methode verpönte die Anwendung von Feuchtigkeit und empfahl nur das Einpudern mit den schon erwähnten Diapasmen aus dem Mehl der fetten Bohnen[7] oder das Einsalben mit dem Oesypum, dessen Gebrauch eine nicht geringe Selbstverleugnung verlangte, da es, unvollkommen dargestellt, nicht eben schön geduftet hat,

Und diesem Mittel entströmte ein Duft, wie den Tischen des Phineus;
Oefter als einmal fühlt Ekel der Magen davon.
(Ovid, Heilmittel der Liebe 355.)

Beseitigt wurde die Fettigkeit durch Abreiben mit Waschpulvern, Lomenta, aus Bohnen- und Reismehl, auch Aphronitrum (Mart. 14, 58), oder durch Waschen mit Seifen, zu denen Plinius verschiedene Vorschriften giebt, mit Milch oder durch Vollbäder in Wannen von oft kostbaren Metallen. Daß auch Privathäuser warme und kalte Bäder hatten, daß öffentliche, zum Theil äußerst luxuriös eingerichtete Badehäuser „erster

Klasse" bestanden, dürfte allgemein bekannt sein; es existiren ja da und dort noch wohlerhaltene Reste derselben.

Während in Griechenland die Sitte des Badens immerhin einen ernsteren hygienischen Hintergrund behielt, bot sie in Rom schon zu Neros Zeiten ein getreues Spiegelbild der allgemeinen Verweichlichung und des sittlichen Verfalls, und man überbot sich im Erfinden stets neuer Sinnenkitzel. In den verschwenderisch prächtig ausgestatteten Thermae Pompejanae, wie in den theilweise erhaltenen des Caracalla, fand man alles, was verfeinerter Lebensgenuß heischte. Im Apodyterium von seiner eigenen Dienerschaft oder Sklaven entkleidet, empfing den Besucher — in Athen kostete ein Bad zu Lukians Zeiten 2 Oboli, etwa 26 Pf., in Rom 1 Quadrans, etwa 12 Pf., während Kinder frei badeten — im Salbzimmer, Unctorium, eine Schar von Badedienern, die ihn mit sichelförmigen Schabeisen, Strigiles, sprachlich die Ahnen unserer Striegeln, vom Schweiß befreiten und, unter sanftem Kneten, salbten. Athleten hatten ihre eignen Leibchirurgen, Aliptes, die ihren Herren im Bade bedienten, ihn salbten, frottirten und ihn für seine Kunst durch strenge Diät rc. trainirten. Wer kalt baden wollte, begab sich in die betreffende Abtheilung, das Frigidarium, mit Bassins zum Schwimmen, Piscines; war er empfindlicher, so wählte er das Tepidarium oder nahm, wenn seine erschlafften Nerven stärkere Reize forderten, ein heißes oder Schwitzbad. Unter dem Boden des letzteren war die Heizvorrichtung angebracht, mit deren Hülfe zur Heizung des ganzen Bades Wasser zum Verdampfen gebracht wurde. Ein erfrischendes Douchebad findet sich ebenfalls beschrieben und die Angabe, daß Diebe sich die Toilettezimmer nicht selten zu fruchtbringender Thätigkeit erwählten. Nach dem Bade konnte man sich geistigen Genüssen hingeben: in den Exedrae konnte man Vorträge hören oder sich zu anregendem Gedankenaustausch vereinen, oder man gab sich in den Sphaeristeria

den Freuden des Ballspiels hin, wenn man nicht vorzog, sich in den schattenspendenden Wandelgängen der Platanones zu ergehen.[8] Daß diese edle Sitte nach und nach der Unsitte wich, daß die Bäder zu Versammlungslokalen degradirt wurden, wo Zucht- und Sittenlosigkeit die Losung war, daß hier die liederliche Jeunesse dorée ihre Zeit, von Begierde zu Genuß taumelnd, vergeudete, daß in den Exedrae die Chronique scandaleuse durchgehechelt wurde und die Wandelgänge statt von philosophischen Erörterungen von zärtlichem Liebesgeflüster und leichtfertigem Kosen zu erzählen wußten (Männer- und Frauenbäder lagen nebeneinander!) und die Thermae bei den Wohlgesinnten in bedenklichen Ruf kamen, wird uns überliefert und findet seine Analoga im Mittelalter.

Nicht überraschend ist es, daß ein Badeleben im Sinne unserer Zeit, wie es vor kurzem von Schweninger gegeißelt wurde, zu Neronianischen Zeiten z. B. bestand und tief in das soziale Leben hineinspielte. Neben wirklichen Heilbädern — ich nenne nur die gleichzeitigen oder fast gleichzeitigen Aquae mattiacae, unser Wiesbaden, in dem schon die alten römischen Generale die Folgen der Feldwachen und Liebesmahle zu heilen suchten, die Aqua Aurelia aquensis, unser Baden-Baden, wo man schon damals die Folgen des Wohllebens, Zipperlein und Podagra, kurirte und bei fröhlichem par et impar, Gerade oder Ungerade, seines Leibes vergaß, oder die schwefelhaltigen Aquae gratianae in Savoyen, jetzt Aix les bains — gab es eine ganze Reihe von Sommerfrischen, in denen einen Theil des Jahres zu verbringen zum guten Ton gehörte, in denen sich die Welt des Geistes und der Finanz, die Haute volée des Nähr- und Wehrstandes traf, in denen sich die Damen der Monde und der Demimonde von den Söhnen des Mars hofiren ließen, in denen Dichter poetische Eingebungen suchten und fanden, wo die Zeit, die die Kunst der Jünger des, durch Juvenal und Martial un-

sterblich gemachten damaligen großen Parfümeurs Cosmus übrig ließ, zu fröhlichem Kokettiren und Intriguiren, zu festlichen Wasserpartien, zu, des Wuchses Schönheit und der Bewegungen Anmuth fördernden und ins rechte Licht setzenden Spielen und Tänzen verwandt und mit allen den Scherzen und Ergötzungen ausgefüllt wurde, die Amor,

der wilde Knabe
Der beständig brennende Pfeile schärft auf
Blutigem Wetzstein

oder die schaumgeborene Tochter des Zeus (leider auch die herumschweifende, in ihren Mitteln wenig wählerische) erfand und erfindet, um sich das staubgeborene Menschengeschlecht tributpflichtig zu machen.

An der ganzen herrlichen campanischen Küste in der Nähe unsers jetzigen Neapels reihte sich unter ewig lachendem azurnem Himmel am spiegelnden, die Hitze des Sommers mildernden Meere perlengleich ein Badeort an den anderen. Da lagen, miteinander wetteifernd, Stabiä, Sorrentum, die unglücklichen, die Vergänglichkeit des Irdischen bis in unsere Tage hinein predigenden Herculanum und Pompeji; ihnen allen aber that es das, jetzt zu einem armseligen Dorf herabgekommene Bajä voraus. Hier hatten Cäsar, Cicero, Pompejus ihre eigenen Villen; um sich ihres Palastes zu bemächtigen, tödtete der grause Nero die ihm verwandte Domitia und, wer nicht reich genug war, sich den Luxus eigenen Besitzes zu erlauben, bei sich zu wohnen und zu baden, fand bei Freunden und Gönnern oder in zahlreichen „Logirhäusern" Unterschlupf und badete in den luxuriösen öffentlichen Bädern. Die Vorbereitungen, der schwierige Transport des für die Damentoilette nöthigen Trosses (man denke an die hundert Eselinnen der Poppäa!) und all die durch die Uebersiedelung nach den Bädern veranlaßten Unbequemlichkeiten werden von Seneca satyrisch geschildert und die Schönheiten Bajäs viel-

fach poetisch verherrlicht. Martial singt: Du bist der Venus Goldgestade, die schönste Gabe der Natur! und Horaz, der

herabsteigt an das Meer und gönnet sich Ruhe

ruft begeistert:

Wo giebt es einen Platz wohl noch auf Erden,
Der Bajä gleichen könnt an Anmuth!

Daß die Ausgelassenheit des Badelebens in Bajä ruchbar wurde und seine Widersacher fand, daß es ein Renommee bekam, das etwa dem von Trouville glich, und streng Denkende schon bei Nennung seines Namens ein gewisses Grauen empfanden, ist klar. Bekennt doch selbst der joviale Schelm Ovid:

Wer dort gebadet, fand nicht Genesung, nur Wunden im Herzen

und Properz mahnt sein Liebchen:

Schnell, o Cynthia, eil' vom Ort, wo Verführung nur lauert,
Vielen Verliebten schon hat es Trennung auf ewig gebracht!
Ehrbaren Frauen ist Bajä ein sehr gefährlich Gestade,
Fliehe es künftig! o daß Jupiter bald es verderb'!

Einer gleich reichen Geschichte der Kosmetik können sich unsere germanischen Vorfahren nicht rühmen, und schwer kommt uns der Gedanke an, daß die Bewohner der Pfahlbauten, die rothblonden Riesengestalten, denen die Jagd und die Fehden unter einander oder die Kämpfe gegen fremde Eindringlinge, die Bethätigung ungezügelter Kraft die Hauptfreude des Lebens ausmachte, Zeit für die Toilette gefunden haben sollen. Tacitus berichtet, daß des Jünglings erster Schmuck die Framea, ein kurzer Speer, gewesen sei, daß die Zahl der, nicht wie bei den Römern zwangsweise in der Zahl beschränkten, Kinder nackt und schmutzig im Elternhause zu dem Gliederbau und zu der bewunderns-werthen Leibesgestalt aufwüchsen und daß Geschicklichkeit den Anstand ersetze; daß ihnen die Frauen, als Mütter ihrer Kinder

und als Pflegerinnen ihrer Wunden, verehrungswerth schienen und daß sie ihnen einen heiligen prophetischen Zauber beimäßen.

Weiter berichtet er aber doch, daß „die Germanen gleich nach dem Schlafe, den sie gewöhnlich bis in den Tag hinein ausdehnten, badeten und zwar in der Regel warm, da bei ihnen meist Winter sei, und daß sie erst, wenn sie gebadet hätten, die Speisen, jeder am eigenen Tisch, zu sich nähmen". Bezüglich der Haartracht erzählt er, daß zwischen den einzelnen Stämmen unterscheidende Moden geherrscht haben. So trugen die Sueven das Haar „schräg" über das Haupt genommen und in einen Knoten geschürzt, die Großen wohl auch mit einiger Sorgfalt geschmückt. „Darin allein besteht ihre Sorge für Schönheit; sie ist jedoch unverfänglich, denn nicht, um Sinnenreiz zu nähren und zu wecken, sondern gleichsam für das Auge des Feindes schmücken sie sich im Kriegsfall zu einer gewissen Hoheit und zum Schrecken." Dasselbe Motiv treibt die Harier, die sich, um sich bei ihren nächtlichen Kämpfen noch mehr mit dem Nimbus des Höllischen und Gespenstischen zu umgeben, schwarz färben.

Daß die Huldinnen jener Zeit, für die durch Wagners Musikdramen erst Verständniß ins Volk gedrungen ist, dennoch Sinn für Schmuck gehabt haben, wissen wir aus zahllosen Gräberfunden, und wir gehen nicht fehl, wenn wir annehmen, daß die Damen, die ihr Gewand mit einem Gürtel rafften und Armspangen trugen, anderen Evatöchtern gleich, versucht haben werden, ihren Reizen, wenn auch nur durch einfache Mittel der Kosmetik aufzuhelfen. Wie der Einfluß des Orients auf Griechen und Römer, so hat der Einfluß der letzteren auf den Norden gewirkt, und mit ihren Heeressäulen und dem nachfolgenden Christenthum zogen Verfeinerung der Sitten und damit kosmetische Künste ein.

So wissen wir, daß die Söhne des heiligen Gallus, wohl nicht nur als Zeichen der Demuth, sich gegenseitig die Füße

waschen mußten und daß manche Mönchs- und Nonnenklöster durch ihr üppiges Leben, das mehr der Pflege und dem Schmuck des Leibes, als dem der Seele galt, Aergerniß hervorriefen. In den Zeiten des, der Minne dienenden Ritterthums hatte man sich ein ziemlich bestimmtes Ideal von Frauenschönheit konstruirt. Die Sänger forderten von der Schönen, daß sie, mäßig groß, von natürlich gelocktem, glänzendem Goldhaar umwallt sei, daß dabei dunkle, aber nicht zusammenstoßende Brauen hell-leuchtende Augen beschatten sollten, daß die Wangen rosig angehaucht, die Lippen weich und feurig roth, die Zähne gleichgestellt und schneeweiß sein müßten! Wie konnte solchen Forderungen allwegs entsprochen werden ohne gelegentliche diskrete Kunsthülfe! Bäder, wahrscheinlich unter dem Einflusse des durch die Kreuzzüge bekannt gewordenen Orients, waren ein unerläßliches Bedürfniß des Lebens, ihre Darreichung eine Pflicht höflicher Gastfreundschaft, ja die Sitte der Zeit forderte (wie es beiläufig gesagt noch jetzt in Schweden in den öffentlichen Bädern Sitte ist!), daß Jungfrauen den Besuchenden bedienten, und man fand nichts dabei, daß Männer und Frauen zusammen badeten. Auch bei den gewöhnlichen Waschungen wurde den Nägeln und Zähnen die größte Sorgfalt gewidmet und Bürsten und Spiegel, letztere natürlich noch in kleinster Form, waren im Besitz wenigstens der besseren Stände und sind zahlreich auf uns gekommen. In Kämmen wurde direkt großer Luxus getrieben, wie der silbergefaßte und mit Edelsteinen verzierte Kamm der Longobardenkönigin Theodolinde in Monza und der Elfenbeinkamm Heinrichs II. in Bamberg bezeugen. Sonderbar muthet uns an, daß die Sitte der Zeit verordnete, daß, wie alles Werk, sogar das Schneiden des Haares und Bartes, mit einem Gebet begonnen werden mußte, und die Bibliothek in St. Gallen weist eine benedictio ad barbam comendam und ad capillos tondendos auf. An eiserner Kette hing, wie Scheffel im Ekkehardt erzählt,

der Kamm in einer Klosterzelle von der Decke herab, und die frommen Mönche erwiesen einander „den Dienst sorglicher Glättung des Haupthaars und ward auch manch' überwachsene Tonsur zu strahlendem Glanze erneut".

Falsche Haare und Schminken waren den Damen bekannt, den Männern ein Greuel. In den Städten existirten auf Grund wohlthätiger Stiftungen „Soolbäder" für Minderbemittelte, und „Bader" unterhielten öffentliche Badestuben, in denen ebenfalls die beiden Geschlechter zusammen badeten. Hier riß bald eine gewisse Zügellosigkeit ein, und die Herren „Bader" wurden unter die Unehrlichen versetzt. Der biedere Hans Sachs zählt unter 300 Stücken, die er, für den Hausrath eines jungen Paares nöthig, poetisch aufführt, einen Spiegel auf, und fährt fort:

> wenn man in das Bad will gan,
> einen Krug mit Laugen muß man han,
> Badmantel, Badtuch und Haubtuch,
> Beck, Burften, Schwammen und pruch (?)!

Schminken und andere Schönheitsmittel waren im Schwange, dem Bart und Haupthaar wurde eine ganz besondere Sorgfalt gewidmet, man parfümirte sich, und an zierlichen Ketten trugen die Damen neben Riechfläschchen, Ambra- und Bisamäpfeln, aus Holz oder Gewürz gedreht, kleine Anhängespiegel bei sich. Nach den Turnieren nahmen die Ritter ein erfrischendes und kräftigendes Bad, und der strenge Katholik Butzbach klagt zu Luthers Zeit, daß die katholischen Geistlichen das Gut frommer Stiftungen in Bädern verpraßten. Fischart geißelt die Mode- und kosmetischen Thorheiten, und im Lustgarten der Herrad von Landsperg wird illustrirt, wie nach den Mahlzeiten die Hände gewaschen wurden. Als köstliche Illustration für die Anschauung der Zeit, wie für die Vielseitigkeit des sich empfehlenden Figaro

verdient folgende Nürnberger Annonce aus dem Jahre 1640 Erwähnung:

Isaak Makerl, Barbier, Perückenmacher, Schuhlmeister, Hufschmied und Geburzhelfer. Rasiert für 1 Kreuzer, schneidt die Haar vor 2 Kreuzer und Puter und Pomade obendrein die jungen artigen Fräuleins, lernt die jungen Edelleute ihre Muttersprache grammadikolisch und ganz leicht, sorgt vor ihre guten Sitten und lernts Buchstabyren. Beschlägt die Ferde meisterhaft, magt und flickt Schu und Stiffel, lernts Hoboe und Flaute, läst Ader, setzt Schropfkopf, lernt in die Häuser die Kodiljons und andre Tanz, verkauft Parfümery aller Art 2c. 2c.

Eine eingehende Speciallitteratur bietet dieser Zeitabschnitt in nur verschwindendem Maße, und was z. B. Guy de Chauliac, ein bedeutender Arzt des vierzehnten Jahrhunderts, an Schönheitsmitteln empfiehlt (La grande chirurgie, Montpellier 1363), ist im Grunde genommen nichts anderes, als was wir in Gestalt der Lomenta, Diapasmata 2c. kennen gelernt haben. Seine Schminkmethode ist z. B. folgende: Das gut abgeriebene Gesicht wird mit lauwarmem Seifenwasser gewaschen, gut abgetrocknet und mit einer Salbe, deren Recept er giebt, die Nacht über bedeckt gehalten. Tags darauf wird das Gesicht mit Kleie oder Veilchenwasser gewaschen und bleibt dann einige Zeit mit einem Tuch verhüllt; dann erst werden die Wangen mit Alaunlösung, die mit Rothholz versetzt ist, gefärbt.

Auch damals fühlten sich bedeutende Aerzte nicht zu hoch stehend, um der Kosmetik ihre Kraft zu leihen, weil es, wie Marinello (Gli ornamenti delle donne, Venedig 1562), sich auf Ovid berufend, sagt, nur Gott wohlgefällig sein könne, die den Menschen verliehene Schönheit zu konserviren.

Lange blieb der Süden, Italien, das Land, in dem unsere Kunst blühte; von dort wurden die den Toilettentisch bevölkernden Sächelchen besonders nach Frankreich gebracht, das berufen war,

wie in der Mode im allgemeinen, die Führerschaft auch im Gebiete der Kosmetik zu übernehmen.

Katharina von Medicis und Margarethe von Valois sollen sich rühmen können, zuerst tonangebend im Reiche der Toilettekunst gewesen zu sein, und bezeichnend genug ist es, daß man nicht wohl des französischen Worts Toilette entrathen kann, daß für das sehr bezeichnend vom Hahn hergeleitete Kokettiren meines Wissens noch kein treffendes deutsches Wort gefunden ist, und daß man immer noch nur Eaux, Esprits, Pâtes, Toupets kennt und daß wir uns pudern, frisiren, coiffiren. Die Kunst der Galanterie scheint allerdings, dürfen wir der Ableitung trauen, aus deutschen Gauen zu stammen.

Nicht viel später sehen wir ein Schönheitsmittel wieder auftauchen, das schon zu den geschilderten Neronianischen Zeiten eine große Rolle spielte: das Schönpflästerchen, die Mouche, unter dessen Siegeszeichen allerdings erst die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts stand. Wahrscheinlich von der Erfahrung ausgehend, daß ein natürliches kleines Mal, ähnlich einem neckischen Grübchen, das Auge auf sich lenkt, daß es durch den Farbenkontrast die zarten Gesichtsfarben hebt, klebte man kleine, ursprünglich nierenförmige Lederstückchen, Splenia, aufs Kinn, auf die Stirn und die Wangen. Martial geißelt in einem später nochmals vorkommenden Epigramm (2 29), daß

zahllos sind die Pflästerchen, welche die Stirn ihm verschmieren.

Er spottet ihrer und des Schminkens (10, 22):

Du frägst, weshalb so häufig bepflasterten Kinnes
und die Lippe mit weißer Bleifarbe bemalet,
Philaeni, ich ausgeh?! Ich will dich nicht küssen!

und Ovid erzählt in seinen Liebeskünsten, daß kleine Lederchen

— — — die ungeschminkten Wangen schmückten.

Unser siebzehntes Jahrhundert schnitt seine „Fliegen" aus schwarzem Sammet oder aus Seide und stellte bezüglich der zu wählenden Formen und Gesichtsstellen und der zu verwendenden Anzahl — man verstieg sich bis zu einem Dutzend! — genau zu beobachtende, tyrannische Regeln auf. Ein sternförmiges Pflästerchen, la galante, zierte die Wangen, auf's Kinn gehörte ein rundes, die Straße forderte besonders gestaltete, der Ballsaal wieder andere Mouches, die schließlich die Gestalt kunstvoller Silhouetten bekamen und mit einem Kranz von Brillanten umgeben wurden. Es ist die Zeit tiefen sittlichen Verfalls und die Zeit, in der die Kosmetik ihre größten Triumphe feiert. Nicht zufrieden mit dem Schminken am Tage, forderte sie, daß zur Schonung des Teints das Gesicht Nachts mit masquins, Hüllen von leichtem Zeug, bedeckt oder daß für die Nacht ein besonderes zartes Roth aufgelegt wurde. Man unterschied zwischen dem Roth, das der Dame vom Stande zukam, und dem, das die Bürgersfrau oder die Priesterin der Venus vulgivaga schmückte, gebot selbst den Backfischen ihre jugendfrischen Wangen zu schminken, ja ein Theil der Männerwelt, zum verweichlichten Spottbild degradirt, äffte diese Thorheiten nach, suchte angemalt und gepudert und, sich truthahnähnlich spreizend, seine Befriedigung in faden Liebeleien, nicht aus Herzensbedürfniß, sondern weil das Halten einer Mätresse zum guten Ton gehörig, à la mode war.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Tracht der Zeit, so sehen wir, daß Brust und Leib in ihrer natürlichen, freien Entwickelung durch ein steifes Mieder gehindert wurden, daß ein stählernes Blankscheit die Spitze der Taille möglichst tief herabdrückte, während von den Hüften, die durch Drahtgestelle, Bouffanten, ebenso der Natur Hohn sprechend, in die Höhe gehoben wurden, eine unmäßig lange Schleppe dahinwallte. Aus dem sehr tiefen Brustausschnitte guckte gelegentlich neugierig

eine Mouche hervor und auf dem Kopf erhob sich ein unendlicher, den Karrikaturisten zahlreich benutzten Stoff für ihre Griffel bietender, drahtgestützter, flitter- und spitzendrapirter Aufbau. Die Häupter der Männer bedeckte eine kolossale Perücke, die in Preußen Friedrich III. (I.) einführte, um seine verwachsenen Schultern zu verbergen, und die er später besteuerte. Kurz, es machte sich auch auf diesem Felde der Kosmetik eine Unnatur geltend, die, wie die sonstigen verrotteten Verhältnisse, nach einer reformirenden Umwälzung drängten, die in radikalster Weise die Zeit der französischen Revolution brachte.

Wenden wir unsere Betrachtungen dem Schmuck der Haare zu, so wissen wir, daß ihm, beim Manne auch dem Barthaar, von Alters her große Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Die alten assyrischen Bildwerke lehren uns, daß lang wallendes, gelocktes Haar und eben solcher Bart Mode war, und ebenso galt dickes und starkes Haar den Hebräern, wie allen Orientalen (mit Ausnahme der bartlosen Aegypter) als Zierde (Ezech. 8, 3, Jeremias 7, 29, Absalons Haar!); ein Kahlkopf war dem Volk, auch wegen des Verdachtes des Aussatzes, zuwider. Eine spätere Zeit scheint den üppigen Haarschmuck für ein Zeichen der Verweichlichung gehalten und ihn nur den Jünglingen gestattet zu haben, während das Alter sich des Scheermessers bediente und Haupt- und Barthaar sich nur als Zeichen der Trauer wachsen ließ. Beim Bart, der Manneszier, dem Zeichen seiner Freiheit, schwur man, und noch jetzt hält der Orientale unfreiwilliges Stutzen oder das Zupfen daran für einen ihm widerfahrenen Schimpf.

Von den Frauen wurde der Schmuck der, „den Haaren der Ziegen auf dem Berg Gilead" gleichenden (Hohes Lied) Haare sehr hoch gehalten, sie wurden gekräuselt, geflochten, gesalbt, mit glänzendem Pulver bestreut, und das Tragen von aufgelöstem Haar galt als ungehörig, wenn nicht als Zeichen

der Trauer. Dagegen ist auch hierbei das Färben mit dem schon genannten Kopher oder Henna ebenso ungewiß, wie der Gebrauch der, den Medern (Xenophon, Cyr. 1. 3, 2) bekannten Perücken. Daß die Aegypter sich der letzteren ebenfalls bedienten, geht aus Gräberfunden hervor.

Auch bei den Griechen erfreute sich das Haar des Ansehens und der Pflege. Die Spartaner trugen es lang und übertrugen seine und die Pflege der Nägel dem Barbier, dem Kureus. Wie die bekannte Büste des Apoll von Belvedere zeigt, war zu altattischen Zeiten eine, auf dem Vorderkopf zum Knoten, Krobylos, geschürzte Flechte Sitte. Schwarze Haare waren gewöhnlich, blonde aber die beliebtesten, und das Bestreben, sie durch Färben goldlockig zu machen (Apollo wird als goldlockig gepriesen und die Helden Homers blond genannt!), erklärlich. Ein voller Bart (man unterschied schon damals wie heut Backen-, Kinn- und Schnurrbart, mystax, beiläufig gesagt, der sprachliche Urahn des französischen moustache) galt als Zeichen der Männlichkeit — kurz gestutzt als Zeichen der Trauer —, bis Alexander die Sitte regelmäßigen Scheerens in die Mode brachte. Das Frauenhaar wurde nicht geflochten, sondern, schlicht nach hinten gekämmt, in dem „griechischen" Knoten zusammengefaßt oder nach dem Vorderkopf hin tief in die Stirn hinein arrangirt, denn eine niedrige Stirn galt (man denke an die bekannte Büste der Klytia) als schön. Ein Band faßte spangengleich das Haar zusammen, und das des Hinterkopfes hielt ein Netz oder Tuch zusammen. (Dionysos hatte den Beinamen Chrysomitros, weil er seine Lockenfülle in einem goldigen, dünnen Haupttuch trug.)

Die Römer folgten orientalischer Sitte etwa bis 300; Scipio der Jüngere erst ließ sich täglich durch, aus Sicilien eingewanderte Tonsores rasiren, radere. Besonders fleißige Barbierstuben-Abonnenten belegte man mit dem Namen barbatuli,

und, als Hadrian seines mangelhaften Teints halber bärtig einherging, wurde die Sitte des Barttragens allgemein und der Tag des ersten Rasirens im 21. Jahr feierlich begangen. Die Kaiserzeit ließ auch in der Pflege der Haare den Modethorheiten die Zügel schießen, man brannte die Haare mit dem Brenneisen, calamistrum, legte die Stirnhaare in, den „Simpelfransen" ähnliche Löckchen, cincinni, und ersetzte den Haarmangel durch Haartouren, capillamenta. Cato warf den Römern vor, daß sie ihr dunkles Haupthaar mit dem gelben der Chatten und Sigambrer bedeckten, wenn sie es nicht färbten, und Juvenal erzählt (6, 120),

> daß sie mit gelber Perücke verbergen ihr dunkeles Haupthaar

und daß Caracalla sich, auf galante Abenteuer ausgehend, durch eine ebensolche unkenntlich gemacht und à la Germania frisirt habe, während Herodian verräth, daß Commodus sein Haar mit Goldstaub puderte, um es goldglänzend zu machen.

Die Tabernen der Tonsores wurden in Rom auch bald die Sammelplätze der Müßigen, die ihre Zeit mit Stadtklatsch vertrödeln wollten, und man sah auch wohl (Horaz an Mäcenas)

> einen Geschorenen allein dort sitzen im Schopfe des Baders
> und mit dem Messer gemüthlich sich selbst herrichten die Nägel,

deren Pflege man sich angelegentlich widmete, denn

> „Nichts darf vorn überragen und verpönt sind schmutzige Ränder,"

wie Ovid in der Liebeskunst sagt. Interessant ist, daß schon damals die Lieblinge der Musen oder solche, die es zu sein wähnten, eine gewisse geniale Unordnung glaubten zur Schau tragen zu müssen; so spottet Horaz:

> „— — Er mag auch die Nägel ein gut Theil nimmer sich schneiden,
> Noch abschneiden den Bart, sucht Oeden auf, meidet die Bäder.
> Dadurch wähnet er Namen und Ruhm zu gewinnen als Dichter,
> Wenn den Kopf, unheilbar in drei Anticyras,[*] niemals
> Licinias bietet zur Kur, dem Barbier."

Dem liebewerbenden Manne räth der erfahrene Ovid:

„Männern geziemt nachlässige Form! Die Minois gewann sich
Theseus, welchem das Haupt nimmer ein Eisen gekraust."

doch einige Verse weiter sagt er (Liebeskunst I):

„Laß auch durch schlechten Schnitt nicht störrisches Haar dich entstellen:
Bart und Haare verschneid' nur 'ne geübete Hand!"

Eine weiter unten angeführte Belegstelle zeigt uns übrigens, daß das Nägelkauen auch bei den Römern zu den verpönten Struwwelpetergewohnheiten gehörte.

Die Damen strähnten ihr eigenes oder geborgtes, naturfarbenes oder gefärbtes Haar mit „dem vielfach getheilten Zahn", d. h. Kämmen aus Buchsbaum oder Elfenbein, flochten es und steckten es (selbst die galante Männerwelt nach Juvenal

„füllte aus mit gewaltigem Schopf das gestrickete Goldnetz!")

mit Goldfäden durchflochten oder mit kostbaren Nadeln oder Schildpattkämmen geschmückt, chignonähnlich auf. Bleichte es Alter und Sorge, so griff man zu Nußschalentinktur, um es, jugendlich braungefärbt neu erstehen zu lassen oder färbte es mit einer Spezialität des, durch Martial unsterblich gemachten Parfümeurs Niceros, einem Bleipräparat, schwarz. Daß selbst junge Damen sich der Haartouren bedienten, verräth der indiskrete Bonvivant Ovid (Kunst zu lieben 3, 245):

„Ich ließ plötzlich einmal bei einem Mädchen sich melden
Und verkehrt in der Angst setzte das Haar sie sich auf."

Eine köstliche Schilderung einer Toilettescene im alten römischen Frauengemach, würdig des Pinsels eines Tadema, geben folgende Verse Juvenals in seiner sechsten Satire:

„Machet den Kopf ihr zurecht, mit zerraufeten Haaren sie selber,
Psecas, entblößt an der Schulter und bloß an den Brüsten, die Arme!
„„Weshalb stehet die Locke so hoch?!"" flugs eilet zu ahnden
Eines gekräuselten Haares Unthat und Verbrechen die Knute.

(428)

> — — — Links müht sich die zweite,
> Streicht in die Länge das Haar, kämmt's durch und dreht's in die Runde.
> — — — So viel Stockwerk noch baut sie
> Hoch auf's Haupt."

Was würde eine moderne Kammerzofe sagen, wenn sie bei ihrer verschönenden Thätigkeit sich der Knutenhiebe der nervösen Dame und der Attacken mit den Nägeln oder den Haarnadeln versehen müßte, wie die römischen Putzjungfern, die entblößt gehen mußten, um desto empfindlicher gezüchtigt zu werden:

> „Ach und die Blutende weint in das verhaßte Haar!"
> (Ovid, Kunst zu lieben III, 241.)

Die Gegend unseres Wiesbaden lieferte eine zum Färben der Haare benutzte Spezialität, die Pilae Mattiacae, eine Art von Seifenkugeln, und der Allerwelts-Plinius giebt eine Vorschrift zur Darstellung einer Bleifarbe aus Blei, Blutegeln und Essig. Die schon besprochene Vorliebe für blondes Haar verdankte ihre Entstehung der Bekanntschaft mit unseren germanischen Vorfahren. Eine Folge der durch sie nöthig werdenden Färbversuche, die Behandlung der Haare mit allen möglichen Substanzen, den Spuma caustica Batava,[10] den Pilae Mattiacae u.s.w. war eine Schädigung des Haarwuchses und eine frühzeitige Kahlköpfigkeit, die, selbstgeschaffen, die allgemeine Spottlust hervorrief und das Geschäft der Perückenmacher aufblühen ließ. So höhnt Ovid:

> „Schmücke den Kahlkopf dir doch mit 'ner Fülle germanischer Haare!"

und an anderer Stelle:

> „Weiber färben das Haar, ist's grau, mit germanischen Kräutern,
> Und es gewinnt durch Kunst schönere Farb' als vorher."

So schön an richtiger Stelle ein sog. Pigmentfleck oder ein kleines Muttermal erscheint, so erwünscht es die Blicke des

Beschauers auf die Trägerin lockt und ihn fesselt, so fatal, ja direkt verunzierend präsentiren sich solche natürlichen Zugaben und rangiren höchstens unter den „besonderen Kennzeichen", noch dazu, wenn sie mit dunkeln, glänzenden Härchen bedeckt sind. Auch in solchen Fällen bediente man sich bergender Pflästerchen oder des Hülfsmittels der Enthaarung. Beider mußte man sich in klassischer Zeit um so häufiger bedienen, als die herrschende Kleidertracht mehr Hautpartien unbedeckt ließ, als jetzt. Nicht ästhetisch wirkte die mit dem linken Arm aus den Gewandfalten hervorragende Schulter und die beim Gestikuliren sichtbar werdende Schulterhöhle, und begreiflich in kosmetischem und künstlerischem Sinne sind die Bemühungen, das die Augen Störende zu beseitigen. Der Natur allerdings spricht diese Epilation Hohn, und geradezu naturwidrig ist die nach und nach sich, erst bei den Frauen, dann auch bei den Männern zur Mode ausbildende Sitte, den ganzen Körper, mit Ausnahme des Kopfes, von Haaren zu befreien.

Man wandte für den Zweck Aetzpasten an, wie das Psilothrum, das, vegetabilischen Ursprunges, eine Pflanze Ampeloleuce, unsere Zaunrübe, enthielt, mühte sich ab,

„— — die zarte Lende zu glätten mit Catinas Bimsstein",
(Juvenal)

nachdem die Haare, zuvor mit Bruttischem Leim zusammengeklebt, herausgerissen worden waren, und polirte weiter,

„damit auch die Arme glänzten nach Entfernung der Haare!"
(Martial)

oder man ließ sich den Tonsor kommen oder männliche (Alipili) und weibliche Enthaarungsspezialisten, die anfänglich die Härchen mit einer Art Pinzette, Volsella, ausrissen, später das Psilothrum anwandten oder die behaarte Stelle mit einem Pechpflaster, Dropax, bedeckten, das sie dann mit den festgeklebten Haaren

auf einmal abrissen, eine Operation, die auf Martials boshafte Frage:

> „Glatz und Gesicht machst glatt du mit Dropax und mit Psilothrum.
> Macht der Tonsor vielleicht Furcht dir, o Gargilian?!“

gewiß nur ein sauersüßes Lächeln als Antwort erwarten läßt. Wie weit sich die Gebieterin Mode erstreckte, verräth uns Ovid in seiner Liebeskunst, die die Forderung stellt,

> „daß ja nicht darf aus der Nase Höhle hervorschau'n ein Härchen!“

Von dem, was uns über die Haartracht der alten Germanen überkommen ist, sprach ich schon beiläufig, — sie bietet für unsere Beobachtungen ebensowenig hervorragende Momente, wie die ganze nachklassische Zeit, trotzdem die Werke eines Galen in der Mitte des zweiten Jahrhunderts ebenso, wie die der arabischen ärztlichen Koryphäen Rhazes um 960 und Avicenna um 1000 vieles, die Kosmetik Betreffendes enthalten. Erst im elften Jahrhundert treffen wir einige Spezialwerke der berühmten Aerztin aus der Schule von Salerno, Trotula, und zwar in der Hauptsache ihre Practica de curis mulierum. Später giebt der schon erwähnte Guy de Chauliac in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Vorschriften allgemein kosmetischer Art und auch solche zum Konserviren und Verstärken des Haarwuchses. Wie noch jetzt als Hausmittel üblich, verordnet er Waschen mit Eigelb und verschieden zusammengesetzten Seifen; gegen Haarausfall empfiehlt er unter anderem Schwefel oder Kanthariden, in denen die freundliche Leserin Bekannte findet, denn spanische Fliegen (die Volksetymologie verwandelt die Kanthariden- in Katharinentinktur!) fehlen ja in keinem der Rezepte gegen Haarausfall, die in unzähligen Exemplaren im Schoße der Familie gehütet und guten Freundinnen weitergeliehen werden, und mit Schwefelseifen geht man ja immer noch allen möglichen pflanzlichen Invasionen, also auch den, den Haarausfall mit ver-

ursachenden Schinnen oder Schuppen zu Leibe. Chauliac läßt sich auch über Haarfärbemittel vernehmen und berichtet, daß die Damen von Montpellier mit Ginster und Immortellen, die Pariserinnen mit Enzian- und Berberitzenwurzeln färbten, und giebt auch ein Rezept, das das uralte und noch nicht vergessene Blei enthält, zum Schwarzfärben. Als Enthaarungsmittel empfiehlt er eine Aetzpaste (wie sie als Rhusma theilweise noch im Orient üblich ist) mit Operment, dem giftigen Schwefelarsen, ferner erwähnt er das Einzelausziehen. Auch Marinello beschäftigt sich ausgiebig mit dem Kapitel der Haarpflege, ja es scheint, daß zu seiner Zeit das Färben der Haare mindestens ebenso en vogue war, wie zu klassischen Zeiten. Die empfohlenen Mittel bieten übrigens, bis auf einige Quacksalbereien ganz zweifelhaften Werthes, ebensowenig neues, wie die von dem Einflusse neuer wissenschaftlicher Anschauungen wenig, von der Mode desto mehr berührten Vorschriften in dem Buche von Porta.

Daß die Haartrachten des Mittelalters bis hinauf ins achtzehnte Jahrhundert die Hülfe der Kosmetik nöthig machten, daß die Haare gebrannt, gepudert und mit wohlriechenden Pomaden gesalbt wurden, daß die Damen Stirn- und Scheitellöckchen trugen, daß man zeitweise selbst üppigen Haarwuchs mit enormen Perücken bedeckte, daß selbst das widernatürliche völlige Enthaaren bei Männern und Frauen unter dem Sonnenkönig seine Auferstehung feierte, ist ebenso bekannt, wie, daß der Zopf der Mode und ihre Ausschreitungen in unsere Tage hineinreichen, daß heute ein thurmähnlicher, gregarinenzüchtender Chignon das Frauenhaupt unnatürlich belastet, das morgen, madonnenhaft glatt gescheitelt, an seiner Stelle nur einen kleinen griechischen Knoten zeigen darf, daß heute eine niedrige, durch Simpelfransen zusammengedrückte Stirn für schön gehalten wird, die morgen, weil man sich erinnert, daß hinter ihr der Gedanken

Fülle thront, hoch sein muß, daß selbst die uniformirte Armee der Haar- und Bartmode fröhnt und daß Leute, wie Vischer, ebenso vergeblich, wie Juvenal, die Zeiterscheinungen geißeln, die in den illustrirten Journalen vom Griffel eines Oberländer und Schlittgen festgehalten, von den Zeitgenossen belacht, aber nicht beherzigt werden.

Widmen wir zum Schluß dem Munde und den Zähnen eine kurze Besprechung, so begründet schon der Umstand, daß beider Schönheit seit Alters her die Blicke der Künstler und Poeten auf sich gezogen, die ihnen stets gewidmete angelegentliche kosmetische Pflege. Das hohe Lied preist die Lippen, die einer rosenfarbenen Schnur gleichen, es rühmt, weniger sympathisch und für unseren Geschmack unverständlich, daß sie wie triefender Honigseim seien; die Griechen sprechen rühmend vom Gehege der Zähne und der verliebte Jüngling der Jetztzeit schwelgt vom Kuß auf das Rosenmündchen und von schwellenden Rosen- und Kirschlippen.

Ein gleiches Gewicht wird auf die Schönheit der Zähne gelegt und defekte oder auffällig gefärbte werden verspottet. So macht Horaz seine ehemalige Freundin Canidia dadurch unsterblich, daß er sie zum Dank für ihre Abtrünnigkeit in einer Epode schildert als

„Canidia, die grause, die mit gelbem Zahn
An unbeschnittenem Daumen nagt,"

und der Lyce wirft er vor,

„Daß sie die gelblichen
Zähne, daß sie die Runzeln
Und ihr schneeiges Haupt entstellen."

Ovid mahnt in der Liebeskunst,

„— — daß frei sein sollen die Zähne von stockigen Flecken!"

und daß einem Zahnpulver in den Epigrammen von Martial die Worte in den Mund gelegt werden:

„Nicht pflege ich zu putzen gekaufte Zähne“,
beweist, abgesehen von anderen Stellen, daß man sich damals schon, und zwar Elfenbeinzähne, einsetzen lassen konnte.

In der That kannte man das Plombiren der Zähne, wie Untersuchungen von Mumienkiefern beweisen, schon zu altägyptischen Zeiten, und so lange es Zähne giebt, werden sich ihre Besitzer gelegentlich unter der Pein der Zahnschmerzen gewunden haben und ebenso lange kennt man Zahnärzte. Nachgewiesenermaßen gab es bei den Griechen und Römern Zahnspezialisten, Zahnbrecher, die mit dem Pelikan und anderen ehernen Marterwerkzeugen ihr wohlthätiges Handwerk ausübten und sich bemühten, „den verdrießlichen Affekt, der einem was rechts zusetzen kann“, wie ein alter Schriftsteller sich ausdrückt, zu beseitigen. Ebenso gab es schon im Alterthum die rationellen Zahnstocher, Dentiscalpia, die im Mittelalter (allerdings mehr in eine Bürste umgewandelt und dargestellt aus Malven- oder Altheewurzel, die einerseits zerfasert und mit Myrrhe, Althee oder Cochenille getränkt waren) in den Apotheken feilgeboten wurden. Daß die ungemein lästige Beigabe schlechter, Speisereste in ihren Höhlen zurückhaltender Zähne, allerdings auch die Folge eines verdorbenen Magens, der übelriechende Athem, die Anima foetida, den Alten bekannt war, ist nicht zu verwundern. Man verbarg das Leiden durch Kauen von Mastixzweigen oder von Pastillen oder Trochisken, die man aus dem uralten Räucherwerk Kyphi, formte, zu dem sich schon im Papyrus Ebers eine Vorschrift findet. Es bestand aus Myrrhe, Mastix, Weihrauch, Foenum Graecum (das seiner aromatischen Eigenschaften wegen schon durch Karl den Großen nach Europa gebracht wurde, um im Klostergarten von St. Gallen gebaut zu werden) und Honig.

Wer sich nicht den Mund eifrig mit Spülwässern, Gargarismata, reinigte, führte auch, um seinen normalen Athem zu

parfümiren oder den Genuß von allzureichlich genossenen oder verbotenen Getränken zu verbergen, unseren Cachous ähnlich die parfümirten Pastillen im Munde, und deshalb macht sich Martial mit Recht lustig, wenn er malitiös sagt:

„Sage mir doch, Postumius, warum duftet schier ständig
Myrrhenähnlich dein Kuß?, Hast ja wohl das Parfüm
Jahraus jahrein in Pacht! Fast scheint's mir verdächtig: wer immer
Gut riecht, riecht doch nur schlecht! Das verbirgt das Parfüm!"

Noch tiefere Einblicke in die Sitten der Zeit läßt folgendes Epigramm desselben Dichters thun:

„Um zu verbergen den Wein, den du, Ueppige, gestern zu viel tranksst,
Kaufst des Cosmus Pastill', heut', Fescennia, du!"

Daß auch die Liebeskunst der Eigenschaft denkt, die allerdings jede kosende Annäherung problematisch, jedes Schwelgen in süßem Kusse unmöglich macht, ist natürlich. Sie fordert, daß

Nie sei widerwärtig und schlecht der Geruch im Munde!

Werfen wir einen Blick auf die vorhergegangenen Zeilen, die ja nur einige Merksteine aus der Geschichte der Kosmetik herausgreifen konnten, so fällt uns das verschiedene Ziel, der schwankende Begriff der ihr Streben bestimmenden körperlichen Schönheit auf. In der That mangelt es ja an einer bündigen Definition dafür, und sie unanfechtbar zu formuliren, wird wohl ewig vergebliches Mühen bleiben.

Lassen wir extreme Anschauungen ganz außer Acht, vergessen wir, daß die Kongoneger, ihrem Schönheitsideal entsprechend, ihre Zähne schwarz färben, sie durchlöchern, um sie mit Edelsteinen zu besetzen, sie theilweise ausbrechen oder spitz zufeilen, daß die Einwohner gewisser Alpenthäler die endemische Wucherung der Schilddrüse, den Kropf, der schon den Römern auffiel,[11] für schön halten, daß die Orientalinnen weibliche Schönheit mehr mit der Wage und dem Maße, als mit dem

Auge abschätzen, so daß die holde Schöne, um ihres künftigen Herrn und Gebieters Auge auf sich zu lenken, sich erst einer Art Mastkur unterwirft, denken wir nicht daran, daß der gute Ton den Hinduaristokraten (und unseren Elegants!) krallenförmige lange Nägel, ein Zeichen privilegirten Nichtsthuns, vorschreibt, so gab unsere Betrachtung für das proteusähnliche Wechseln des Schönheitsbegriffs der Beweise genug an die Hand, und jeder Tag führt neue vor.

Wir sahen das Bestreben, den Wangen zartes Roth anzuschminken, und doch schmähen wir das „unverschämt" rothe, gesundheitsstrotzende Bauernröschen auf Kosten der interessanten krankhaften Blässe der städtischen umworbenen, koketten Balldame. Wir schwärmen für die neckischen Gazellenaugen unserer Jugendliebe, die selbst vielleicht findet, daß sie sich viel schöner hinter einem, ihr wunderhübsches und doch nicht „schönes" Stumpfnäschen einklemmenden Augenglas präsentirten. Die Schöne mit natürlichen Locken, „die so schwarz wie die Nacht wohl sind", scheut selbst die fatalsten Proceduren nicht, um ihren Haarschmuck modern, also schön blond zu färben. Kritiklos giebt sich Don Juan dem eigenthümlichen und doch so verschiedenen Zauber der Schönheiten aller Nationalitäten hin, und ohne weiteres ist anzunehmen, daß der geistesklare weimarsche Herrscher im Reiche poetischer Schönheit dort, wo er sich willenlos der Macht der Frauenschönheit hingab, sich öfterer Inkonsequenz schuldig gemacht hat. Zeit und Geschmack wirken eben auch hier; was des Knaben Herz mit Entzücken erfüllt, veranlaßt des tieferblickenden ernsten Mannes zweifelndes Kopfschütteln und das Lächeln des Greises; was dem Backfisch als kindlich gut steht, fordert bei der reifen Jungfrau als kindisch den Spott des Beschauers heraus; die Blässe des Gesichts und frühzeitige Falten erwecken als Zeichen der Krankheit bei der Jugend unser Bedauern, oder wir stellen unsere

Betrachtungen über durchschwelgte Nächte und frühes Greisenthum an und finden dieselben Merkmale umrahmt von schneeweisen Locken wunderschön.

Es ist Schönheit etwas Relatives, nicht mit dem Zirkel meßbar, nicht durch Formeln, nicht mit dem Meißel oder Griffel absolut richtig darstellbar, wenn auch vom künstlerisch-ästhetischen und anatomischen Standpunkte allgemein als richtig anerkannte Regeln (letzthin z. B. von Brücke, Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt) aufgestellt worden sind. Jedenfalls ist das sterbliche, sichtbare Gefäß von seinem unsichtbaren Seeleninhalt nicht zu trennen; dem Inhalt wird sich das Gefäß bis zu einem gewissen Grade wenigstens anpassen. Mens sana in corpore sano, aber auch umgekehrt: ein gesunder Körper die Hülle einer gesunden Seele. Von gesundem, starkem, seinen modernen Nerven keine Uebermacht einräumendem Geist soll das schwache Fleisch, der Körper gezügelt und gelenkt werden, seinem Willen soll er sich unterwerfen, unter seiner Herrschaft soll der Körper unter steter Uebung, „im Schweiße des Angesichtes" gestählt und abgehärtet werden. Die natürlichen Folgen dieser von der Diätetik und der Gymnastik, dann erst von der Kosmetik vorgeschriebenen, in den Werken über Makrobiotik zusammengefaßten Lehren sind eine erhöhte Nahrungsaufnahme, ein guter Stoffwechsel, sanfte, apollinische Rundung der Körperformen und frische Körperfarbe, Gesundheit, — Schönheit.

Wer seine Pflicht zu erfüllen glaubt nur durch Zuhülfenahme der Kosmetik, der beherzige wenigstens, daß ein durchsichtiges Zuviel lächerlich macht, daß

> „man nicht darf auf dem Tisch der Geliebten treffen die Büchsen!
> 's helfe den Reizen die Kunst, ohne daß Jemand sie merkt!"
> (Ovid, Liebeskunst III, 209.)

und daß sie im Grunde den Körper zu einem Dekorationsstücke erniedrigt, dessen trügerische Pracht durch eines Lüftchens

Macht in Stücke fällt, dessen oberflächliche Tünche ein Regentröpfchen verwischt, dessen Lockenschmuck eine Nebelwolke in häßliche Strähnen löst, das sich mit einem Worte bald als hohle Lüge entpuppt. Die Quintessenz bleibt der seelische Inhalt, und es versöhnt uns mit dem frivolen Ovid, daß er in seinen Schönheitsmitteln die Frauen apostrophirt:

„Erste Sorge für euch sei die für die Sitten, ihr Frauen!
Schönheit fesselt, wofern edles Gemüth sie empfiehlt.
Liebe hierfür nur besteht, die Schönheit raubet das Alter
Und von Runzeln durchpflügt wird das Gesicht, das gefiel.
Edles Gemüth genügt und dauert aus bis zum Alter
Und die Liebe beruht, bis sie erlischet darin!"

Anmerkungen.

[1] Kap. 9, 9: Schöne Weiber haben manchen bethöret.

[2] In der letzten Zeit äußerst interessant durch Paschkis in seiner von mir gelegentlich benutzten Kosmetik für Aerzte.

[3] Ovid sagt in der Liebeskunst, schön umschrieben, von dem eigenthümlichen Bocksgeruch: Daß von der Herde Mann werde die Nase verletzt.

[4] Xaver Fischer, Archiv der Pharmacie, 1890, 9.

[5] Hille, Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft. 1851.

[6] Christus und die Ehebrecherin.

[7] Eine genaue Vorschrift, die Ovid in seinen Schönheitsmitteln giebt, ist folgende:

„Gerste, welche zu Schiff uns libysche Ackerer schickten,
Müßt ihr von ihrer Spreu und von der Rinde befrei'n.
Linsen ein gleiches Maß, laßt dann zehn Eier befeuchten;
Aber gehäuft zwei Pfund wiege die Gerste für sich.
Wenn in windiger Luft du diese hattest getrocknet,
Mahle die Eselin, träg', es in der Mühle zu Mehl.
Ferner das erste Geweih, das vom lange lebenden Hirsch fällt,
Stampfe; vom ganzen Pfund gebe ein Sechstel darauf.
Und nachdem mit einander gemengt das staubige Mehl ward,
Werd' in dem hohlen Faß alles gesiebet darauf.

Wenn von Narzissen dazu zwölf Zwiebeln ohne die Rinde,
Die auf sauberem Stein reibe die fleißige Hand,
Einen Sextanten schwer nimm Tuscischen Samen (Spelt) und Gummi,
Und neunmal soviel Honig nimm noch dazu.
Jegliche, die ihr Gesicht mit solchem Mittel benetzet,
Wird sich glänzender seh'n, als ihr Siegel es ist!"

Andernorts sagt er:

„Weiß versteht ihr euch auch aufzulegen mit Kreide!
Die nicht wirkliches Blut röthet, die röthet die Kunst!"

Eine interessante Schilderung des Toilettenlebens der Römerin in dem Zeitalter der höchsten Sittenversumpfung giebt Juvenal (6, 458 f.):

„Alles erlaubt sich ein Weib und es dünkt unziemlich ihm gar nichts,
Wenn es die grünen Juwelen dem Hals umlegt und die mächtigen
Eirundperlen sich hängt in die niedergezogenen Ohren.

Greulich indessen zu sehen und lächerlich schwillt ihr von vielem
Brote das Antlitz, oder es athmet von ihm Poppäas
Fettige Schmier und bekleistert die Lippen des armen Gemahls.

Endlich enthüllt sie die Züg' und beseitigt frühere Tünche:
Kenntlich beginnt sie zu werden und lässet sich bäh'n mit der Milch,
Welcher zu lieb' ein Gefolge von weiblichen Eseln sie mitschleppt."

[8] Horaz beschreibt sein Leben im „Glück der Resignation" folgendermaßen:

„Bis zehn bleib' ich im Bett', dann bumml' ich, und wenn ich gelesen
Oder geschrieben, was still mich erheitert, salb' ich mit Oel mich.
Aber sobald mich Müden die stechenden Strahlen der Sonne
Mahneten, baden zu gehen, dann flieh' in den Kamp ich und 's Ballspiel."

[9] Nach Anticyra gingen Kopfschwache, um durch die dort besonders heilkräftige Nieswurzel geheilt zu werden, und später sagt Horaz (Stoiker 82 f.):

„Geizigen reicht man gern die beträchtlichste Gabe von Nieswurz,
Wenn sie vielleicht die Vernunft nicht ganz nach Anticyra weiset."

[10] Plinius erzählt, daß die Germanen für ihre gelben Haare eine Seife aus Buchenasche und Ziegentalg bereiteten.

[11] Juvenal 13, 162 .....

„Wem fällt auf in den Alpen ein Wulst an den Hälsen."

Ueber die Zulassung der Frauen zum Studium der Medicin.
Von Prof. Dr. G. Müller.
Preis Mk. 1.—.

Zur Frauenfrage.
Von Prof. E. Laas.
Preis Mk. —.80.

Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen.
Von Prof. Dr. Fr. v. Holtzendorff.
2. Auflage. Preis Mk. 1.—.

Ueber die Darstellung der Frauen in der griechischen Tragödie.
Von Dr. K. Bruchmann.
Preis Mk. —.60.

Die Amazonen in Sage und Geschichte.
Von Dr. Wilhelm Stricker.
2 Auflage. Preis Mk. —.75.

Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen.
Von Carl Reinecke.
Mit einer Lichtdrucktafel. Preis Mk. 1.20.

Aus Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt.
Von Carl Neumann.
Preis Mk. —.60.

Die Brutpflege der Thiere.
Von Dr. K. Kräpelin,
Professor und Direktor des Naturhistorischen Museum in Hamburg.
Preis Mk. —.60.

Frauencharaktere aus den Tragödien des Euripides.
Von Dr. Erich Bußler.
Preis Mk. —.80.

Anna Amalia,
Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach,
die Begründerin des Weimarischen Musenhofes.
Von Dr. Paul Weizsäcker.
Preis Mk. 1.—.

Leiden und Thaten der Frauen im Kriege.
Von H. Hetzel, Prediger.
Preis Mk. —.60.

Die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes.
Von Dr. Ludw. Schwerin.
Preis Mk. 1.—.

Stellung und Leben der Deutschen Frau im Mittelalter.
Von Gustav Reinsch.
Preis Mk. —.75.

Frauenwünsche und Frauenbestrebungen.
Von Hedwig Bender.
Preis Mk. 1.40.

Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung:
Luise Büchner, Marie Calm.
Von Alice Bousset.
Preis Mk 1.—.

Für und über die deutschen Frauen.
Neue hypochondrische Plaudereien. Von Gerhard v. Amyntor. Mit einer Originalzeichnung von H. Dietrichs. 2. Auflage. In eleganteſtem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 5.—.

B. W. Zell sagt in „Frauenlieblinge“ über das Werk: Das Buch ist anziehend und belehrend, wie selten ein Buch, und aus den geistvollen ästhetischen Abhandlungen mancherlei Inhalts kann jedes junge Mädchen — auch manche ältere Frau! — mehr lernen, als aus dem schablonenmäßigen „Guten Ton“ der sich jetzt fast in jedem Bücherschranke findet und doch ja gar nichts Neues sagt.

Kosmetik.

Von

Hermann Schelenz-Ahlgreen

in Rendsburg.



Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.



Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 204.

Ueber die südslavische Guslaren-Epik

Von

Conrad Thuemmel
in Görlitz.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.




Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Cornelinsstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Schöpfung.

Ein Gedicht

Von

J. J. L. ten Kate.

Aus dem Holländischen ins Deutsche übertragen durch Victor Zimmermann in Batavia.

154 S. 8°. 1890.

Eleg. geh. 3 Mk., eleg. geb. 4.20 Mk.

In gewissem Sinne könnte man diese phantasieprächtigen Bilder mit jenen machtvoll rauschenden Paraphrasen vergleichen, durch welche Virtuosen wie Liszt und Andere irgend einer schlichten Melodie erst Leben, modern durchgeistigtes Leben verliehen haben.
(Westermanns Monatshefte 22. 8. 91.)

Victor Zimmermann hat die Uebersetzung mit lobenswerthem Fleiße und sorgsamster Wahrung der Individualität des Holländers verfaßt. (Leipz. Tageblatt 16. 12. 90.)

In sieben Bildern voll großartiger Schilderungen läßt ten Kate seinen Moses in der Wüste das geheimnißvolle Entstehen der Erde aus dem Nichts „schauen". (Gegenwart.)

Çunita.

Ein Gedicht aus Indien

von

Leopold Jacoby.

Quart, ff. Kupferdruckpapier, in prachtvollem, nach indischem Motive ausgestatteten Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 10.—.

Das **Sonntagsblatt** des **„Bund"** in Bern schreibt: „Bevor wir die Dichtung gelesen, waren wir fast geneigt, gegen diese äußere Herrlichkeit des Einbandes zu wettern; nun aber finden wir, daß diese Ausstattung wohl paßt für ein weihevolles Gedicht, das man als ein poetisches Andachtsbuch bezeichnen darf und dessen innere Schönheit auch durch die glänzendste Außenseite nach lange nicht überstrahlt wird."

Ueber die
südslavische Guslaren-Epik.

Von

Conrad Thuemmel
in Görlitz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Für uns Deutsche im Osten des Reiches, insbesondere vom rechten Ufer der Elbe ab, enthält die Frage nach dem Zusammenhange zwischen Germanen und Slaven nicht nur für die Vergangenheit eine der wichtigsten Seiten der Urgeschichte und Alterthumskunde, sondern vielleicht auch das große Räthsel der politischen Zukunft späterer Zeiten. Für unseren Nachbarstaat Oesterreich aber schließt dieses Verhältniß geradezu eine der grundlegenden Lebensfragen in sich. Um so wichtiger muß es dort erscheinen, den Uranfängen der slavischen Staaten- und Kulturgeschichte nachzuforschen, soweit sich ihre Quellen jetzt noch nutzbar machen lassen; und auch für uns wird das Ergebniß dieser Forschungen im Hinblick sowohl auf unsere eigene Vergangenheit, als auch für die Gegenwart und Zukunft von hohem Interesse sein. Für Oesterreich hat dieses Interesse durch die vor einigen Jahren erfolgte Einverleibung von über $1^1/_5$ Million neuer südslavischer Unterthanen in Bosnien und der Hercegowina noch erheblich zugenommen. Gleichzeitig hat diese Besitznahme aber die sehr erwünschte Veranlassung und Möglichkeit geboten, echt südslavisches Leben in einer Unberührtheit von dem übrigen heutigen Europa studiren zu können, wie wir diesen jungfräulichen Zustand kaum noch irgendwo anders finden. Denn die vielhundertjährige muhamedanische Regierung hat nicht im mindesten verändernd auf Sitten und Kulturstand dieser Völker eingewirkt, sondern nur das Fortschreiten verhindert und unmöglich gemacht,

so daß wir hier einen gewissermaßen auf künstlichem Wege konservirten Zustand, wie er vor etwa 250—300 Jahren sich gebildet hatte, noch fast unverändert antreffen. Nur in Einem hat die Türkenherrschaft eine Aenderung im Volksleben hervorgebracht und unterhalten: in dem Religionsbekenntniß eines großen Theiles der Bewohner der Balkanhalbinsel. Unter der etwa 1$^1/_5$ Million von Bewohnern Bosniens und des „Herzogsländchens" befindet sich ungefähr eine halbe Million Bekenner des Islam. Diese Muhamedaner sind aber ihrer weit überwiegenden Mehrzahl nach nicht etwa eingewanderte Türken, sondern reine Slaven; selbst die wenigen unter ihnen eingesprengten Abkömmlinge der rein türkischen Eroberer haben in allem, was nicht die unmittelbare Religionsübung betrifft, so vollständig Sitten und Lebensweise des von ihnen ursprünglich unterjochten Volkes angenommen, mit dem sie sich ja auch naturgemäß sehr zahlreich vermischt haben, daß auch sie nicht nur heute, sondern nach den vorhandenen Kulturanzeichen auch schon vor 200 und mehr Jahren als echte und reine Slaven erscheinen. Diese Verschmelzung geht so weit, daß selbst positive Vorschriften des Korans hier vollständig außer acht gelassen und außer Uebung gekommen sind, soweit sie wesentlichen Bedingungen des slavischen Lebens zuwiderliefen. Das trifft z. B. den Weingenuß und die Stellung des weiblichen Geschlechts. In ersterem Punkte unterscheiden sich die muhamedanischen Bewohner dieser Gegenden fast gar nicht, in dem zweiten nur zu ihrem Vortheil, d. h. zu dem des weiblichen Geschlechts, von den mit ihnen vermischt wohnenden christlichen Stammesbrüdern.

Man braucht nur eine sehr oberflächliche Kenntniß von der islamitischen Religion zu haben, um alsbald zu verstehen, wie sehr ihre Annahme dazu beitragen mußte, die an sich schon vorhandene kriegerische Tüchtigkeit und Anlage der Südslaven in hohem Grade zu vermehren. Wenn sich diese Eigenschaften

bei den fortwährenden Kämpfen zwischen ihnen und ihren dem christlichen Glauben treu gebliebenen Stammesbrüdern auch auf diese übertrugen, so dürfte es doch höchst wahrscheinlich sein, daß gerade diese muhamedanisch gewordenen südslavischen Völkerschaften das gefährlichste und brauchbarste Element jener Türkenheere gebildet haben, vor denen Europa vom 15. bis zum 18. Jahrhundert in steter bleicher Furcht zu zittern alle Ursache hatte; wenigstens für die beiden letzten Jahrhunderte dieser Zeit ist dies mit einer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, für die wir manche Belege auch aus den hier von uns zu behandelnden Volksgesängen entnehmen können. So war die Türken-Ueberschwemmung Europas in jenen Zeiten zum wesentlichen Theile schon eine slavische — wie ängstliche Russophoben sagen könnten, nur ein Vorbote der uns noch drohenden. Allerdings haben sich früher und insbesondere, solange das zunächst von der slavischen Nachbarschaft bedrohte Oesterreich noch die Kaisermacht des Deutschen Reiches war, auch kräftige Vorstöße des Deutschthums gefunden, welche noch über die Grenzen der jüngsten österreichischen Erwerbungen hinausgingen. So gehörte von 1718 bis 1739 ein großer Theil des heutigen Königreichs Serbien zu Oesterreich nicht nur, sondern dadurch auch zu dem „heiligen römischen Reiche deutscher Nation“. Und wie bereit man auch in den Kreisen der damaligen südslavischen Unabhängigkeitsbestrebungen war, diese Zugehörigkeit anzunehmen und auszunutzen, zeigt der Umstand, daß der damalige serbische Patriarch von Ipek, Jovannovic, und der Erzbischof von Ochrida (im nördlichen Albanien) sich um jene Zeit mit der ernsten Absicht trugen, sich auch als weltliche Herrscher in ihren Sprengeln unabhängig zu machen und dann als Kirchenfürsten des Deutschen Reiches in dessen damaligem Reichstage Sitz und Stimme zu erhalten, so gut wie die Erzbischöfe von Mainz und Köln u. a. Man sieht daraus, daß damals noch die Blicke und Hoffnungen der christlichen

Südslaven sich nicht auf das durch Stammesverwandtschaft und Glaubensgemeinschaft ihnen verbundene Rußland richteten, da dieses damals noch in den Windeln staatlicher Entwickelung lag, sondern auf das anscheinend weltgebietende und doch so kläglich schwache Deutsche Reich. Diese Zeit und diese Strömung hat allerdings die römisch-katholische Kirche benutzen können, um sich ein, wenn auch kleines Gebiet im Norden der Balkanhalbinsel von der griechisch-katholischen Kirche zu erobern. Indes machte die bald wieder beginnende Aera neuer slavisch-türkischer Siege sowohl dieser Propaganda, als auch dem weiteren Gedanken an das Deutsche Reich bald ein Ende. Wenn jetzt Oesterreich dort „Occupationen" vornimmt, so ist nicht mehr vom Anschluß an ein Deutsches Reich die Rede, sondern eine jede weitere Million slavischer Unterthanen macht die Frage nach dem gegenseitigen Verständniß von Germanen und Slaven für beide große Volksstämme um so brennender.

Die Seele eines Volkes offenbart sich nirgends deutlicher, als in seiner Dichtkunst. Und es spricht für die verhältnißmäßig größere Jugend des slavischen Stammes, daß in ihm die Quelle der reinen Volkspoesie noch fließt; wenn auch anscheinend nicht mehr aus neu erstehenden Bornen, so doch aus den unverfälschten einer noch frisch im Herzen lebenden Erinnerung.

Die bloße Thatsache, daß heute noch in einem Theile von Europa, der so verhältnißmäßig nahe den Mittelpunkten unserer heutigen Kultur liegt, sich eine vom Volke selbst ausgehende und in ihm noch frisch pulsirende Dichtkunst erhalten hat und geübt wird, dürfte auch allein vom allgemein-litteraturgeschichtlichen Standpunkte aus interessant genug sein, um sie einer näheren Beachtung zu unterziehen.

Daß eine solche älteste, urwüchsige Volkspoesie ihrem Inhalte nach hauptsächlich der epischen Gattung angehört, ist eine allgemeine Beobachtung, an die hier nur erinnert zu werden braucht.

Die Personen der Dichter sind unbekannt und treten für die Zuhörer wie für den Forscher ganz zurück hinter denen der Vortragenden, deren mündlicher Ueberlieferung das Volk heute noch lauscht, und der Forscher von heute mit eifriger Aufzeichnung mühevoll zu folgen versucht. Wir dürfen, wenn wir die Personen dieser Sänger betrachten, freilich nicht die romantischen Vorstellungen bestätigt zu finden erwarten, die wir uns von unseren nordischen Skalden und germanischen Barden zu machen gewöhnt sind, wenn in der hohen Halle nach reichlichem Mahle die Recken den Gesängen der Edda, von Beowulf u. a. gelauscht haben mögen.

Auch der Inhalt darf nicht mit dem Maßstabe gemessen werden, den uns die Dichtungen des oder der Rhapsoden auf dem südlichen Theile der Balkanhalbinsel vor etwa drei Jahrtausenden in den vollendetsten Meisterwerken ihrer Gattung, Ilias und Odyssee, geliefert haben.

Form und Inhalt stehen aber etwa wie die Personen der Vortragenden selbst in der Mitte zwischen jenen unerreichten Meisterwerken des Alterthums mit ihren Sängern, soweit uns die Sage das Bild des Vaters Homer überliefert hat, und den schaurigen Liedern, welche zur Erläuterung gemalter „Moritbaten" auf unseren und anderer civilisirter Länder Jahrmärkten vorgetragen werden.

Die Vortragenden der südslavischen Heldengesänge von heute, die Guslaren, sind meist alte Greise, oft blinde, die mit ihrem Instrument, der Gusla, und dem dazu gehörigen krummen Bogen von Dorf zu Dorf, von einem Jahrmarkt und Kirchweihfest zum andern ziehen und die sich um sie sammelnde Zuhörerschaft mit dem frei aus dem Gedächtniß hergesungenen Inhalt ihrer Dichtungen unterhalten. Das Wort „singen" ist hier allerdings nur in sehr beschränktem Sinne zu verstehen. Die Lieder haben ebensowenig Reime, als ein eigentliches, bestimmtes Versmaß. Der Vers ist nichts anderes als ein bestimmtes Maß

von Silben, ohne Rücksicht auf Länge und Kürze, Hebungen oder Senkungen. Vorherrschend ist der zehnsilbige Vers. Was ihn im wesentlichen von der gewöhnlichen Prosarede unterscheidet, das ist lediglich der singende Ton, in welchem diese bestimmt abgemessenen Wortreihen vorgetragen werden. Eigentliche Melodie in unserem Sinne kann man die eintönig wiederkehrende Sangesweise auch wohl kaum nennen. Aber ihre Stütze findet diese rhythmisch singende Vortragsweise in der Begleitung, welche der Sänger selbst dazu spielt. Mit dem „krummen Bogen" streicht er die zwischen seinen Knieen auf der Erde stehende einsaitige Gusla. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese einfache Begleitung an rein musikalischer Wirkung die des eintönigen halb singenden, halb sprechenden Vortrages nicht gerade übertrifft; indes wirken beide vereint eben durch die Gleichartigkeit und Einfachheit der Mittel dahin, daß der Inhalt durch sie zwar keineswegs verdeckt, aber doch in ein gewisses künstlerisches Gepräge gebracht wird. Der Sänger redet oft zu Beginn seines Vortrages sein Werkzeug an, gerade wie Homer die Muse anruft:

„Schlanke Gusla, du der Männer Labsal!
Komm du Jammerholz, o meine Gusla,
Und aus Buchsbaumholz du, krummer Bogen!"

Und oft knüpft sich hieran eine weitere, mit dem eigentlichen Gegenstand des Gesanges in gar keiner Verbindung stehende Ausführung, welche uns einen Blick in das eigene Leben der Sänger eröffnet und zugleich darauf hindeutet, daß diese Sangeskunst ihnen nur einen kärglichen klingenden Lohn einträgt, der ja meist wohl nur von dem guten Willen der Zuhörer abhängt:

„Schwer ist's Jenem, den ihr müßt ernähren,
Ihn ernähren und vom Bösen wehren —
Schwer dem Gläubiger, wenn ihr ihm haftet;
Schwer ist's auch dem Rumpf mit tollem Kopfe

Und der Flinte in der Hand des Feiglings.
Schwer auf schmutz'gem Hals dem reinen Golde
Und dem Kopfputz auf der alten Wlachin,[1]
Schwer dem Mädchen, welches Niemand freiet,
Und dem Jüngling, den kein Mädchen küsset;
Schwer dem Helden, wenn der Wein zu Ende,
Und dem Esel auf der Pferdehochzeit!"

Es läßt sich unschwer aus diesen zum Theil etwas derben Bildern herauslesen, daß der Sänger damit das Mißverhältniß schildern will, das zwischen den Schätzen der Dichtkunst, die er seinen Zuhörern darbietet, und dem materiellen Drucke seines eigenen kümmerlichen Daseins besteht. Aber der Sänger verwerthet auch wohl gelegentlich bei äußeren Anlässen, welche diese Art des Vortrages oft genug erleben mag, Stellen aus seinem Gesange selbst, mehr oder weniger verändert, in ganz treffender Weise zur Erwiderung auf irgendwelche Interpellationen, so daß ihm sogar die Kunst des Improvisirens nicht fern erscheint. Einer der fleißigsten Sammler und Uebersetzer dieser Gesänge aus neuester Zeit, Dr. F. S. Krauß, erzählt davon ein hübsches Beispiel in der Einleitung zu „Mehmed's Brautfahrt" (Smailagic Meho) (Wien 1890 bei Alfred Hölder) von dem alten muhamedanischen Guslaren Achmed, nach dessen Vortrage Jener das ziemlich lange Gedicht wörtlich nachschrieb. In diesem, auf muhamedanischem Standpunkte stehenden Gesange drückt der alte Pascha von Kanitza vor Beginn der entscheidenden Feldschlacht seinen Kummer darüber aus, daß ihn sein Alter daran hindert, sich an dem Wettstreit darüber zu betheiligen, wer die grüne Schlachtenfahne dem Reiterhaufen voraus führen soll, und thut dies mit den Worten:

„O ihr Jahre — meine bösen Jahre!
Wie so bald seid ihr dahingeschwunden;
Nimmer taugt der sieche Leib zum Kampfe,
Denn sonst wär' ich Alter längst der Erste;"

Im Laufe des etwa sechs Stunden währenden Vortrages mußte nun Dr. Krauß recht oft die Bemerkung machen, daß der Vortrag des zahnlosen Greises sehr schwer zu verstehen war, und forderte ihn daher endlich auf, sich doch mehr Mühe zu deutlichem Sprechen zu geben. Darauf sang der Alte, ohne sich in seinem Vortrage zu unterbrechen, in gleichem Tonfall und Rhythmus die offenbar nach dem Muster der obigen improvisirten Verse:

„O ihr Jahre, meine Unglücksjahre,
Wie so bald seid ihr gezählt zu Ende;
Nun hab' weder Stimme ich noch Kehle,
Und der Jüngling tadelt mich — den Alten!"

So erscheint als das am meisten Bewundernswerthe in der Kunst dieser Rhapsoden selbst nur ihr Gedächtniß, welches ohne jede schriftliche Unterstützung die Ueberbleibsel einer mehrere Jahrhunderte vor uns dem Volke selbst entsprossenen Dichtkunst treu und vollständig bewahrt hat. Gleichzeitig ergiebt sich aus obigem Beispiel aber auch die Schwierigkeit der Sammlung, die es erklärlich macht, daß der erwähnte Forscher von den noch 150 anderen Gesängen, die der alte Achmed zu kennen behauptete, keine weiteren gerettet zu haben scheint.

Die Verbindung von Wort und Ton, welche uns hier in, wenn auch noch so kunstloser Weise entgegentritt, ist ja kennzeichnend für die Entstehung aller Volksdichtung. Und die Bardengesänge der alten Germanen, von denen uns nur Tacitus die allgemeine Mittheilung, aber leider kein gleichzeitiger Forscher Worte und Inhalt überliefert hat, mögen in ähnlicher Weise durch die Hütten des alten Germaniens getragen worden sein, wie heute diese Guslarenlieder durch die Dörfer und Gehöfte der Balkanhalbinsel.

Wenn also auch die Dichtungen, deren Ueberlieferung wir jenen alten heute noch singenden Guslaren und ihren Vorgängern

verdanken, nicht mit jenen Meisterwerken des alten Homer auf eine Stufe gestellt werden können, so tragen sie doch den Stempel echter Epik und wahren dichterischen Geistes. Ihr Charakterzug ist der die Echtheit der Empfindung und des Gefühles verbürgende der Naivetät. Es tritt uns aus ihnen die wahre Volksseele der Zeit entgegen, der sie entstammen; sie sind unbefangen und natürlich in ihrer Liebe und ihrem Haß. Sie verschweigen auch das Schlechte an ihren Helden nicht, wenn sie auch, streng nach dem für das Epos geltenden Gesetze der reinen Objektivität, der Regel nach kein anderes Wort des Tadels dafür haben, als der aus den bereuenden Worten des Helden selbst hervorklingt. So z. B. bei der geradezu abscheulichen Geschichte, die der meistbesungene Held insbesondere der serbischen Volksgesänge, der Königssohn Marko (Kraljevic Marko), selbst, alt geworden, seiner alten Mutter erzählt auf ihre Frage, warum er so viel fromme Werke thue? Da erzählt er ihr von seiner siebenjährigen Gefangenschaft bei dem „Mohrenkönige“, der ihn in seinem Thurmverließe so lange schmachten läßt, daß er nur an dem hereinfallenden Schnee merkt, wenn es wieder Winter geworden ist. (Wir dürfen diesen „Mohrenkönig“ also wohl nicht in Afrika suchen, sondern auf der Balkanhalbinsel selbst.) Die Tochter des Mohrenkönigs verliebt sich in den Helden und erbietet sich ihm, die Befreiung aus seinem Kerker zu bewirken, wenn er mit ihr entfliehen wolle. Sie verlangt dann einen Schwur von ihm; und es tönen aus der Tiefe des Thurmverließes zu ihr herauf die Worte:

„Hör den Schwur: Bei meinem festen Glauben schwör' ich,
Werde dich nicht lassen, nie betrügen;
Selbst die Sonne hat den Schwur gebrochen,
Wärmt im Winter nicht mehr, wie im Sommer;
Aber ich will meinen Schwur nicht brechen!“

Hierauf vertrauend, befreit ihn das Mädchen und entflieht mit ihm. Aber er fühlt sich ihr gegenüber durch den Schwur

nicht gebunden. Denn er hat ihn — an seinen Kalpak gerichtet gehabt, den er zu diesem Zwecke, als er jene Worte sprach, von seinem Haupte genommen und auf seine Knie gesetzt hat. Und so benutzt er den ersten Schlummer des ihm vertrauenden Mohrenkönigskindes an seiner Seite, um ihr im Morgengrauen den Kopf abzuschlagen nnd mit ihren Schätzen auf seinem gewaltigen Rosse Scharatz zu entfliehen; und nicht einmal rührt es ihn, daß der abgehauene Kopf ihm noch angstvoll zuruft:

„Du in Gott mein Bruder! Hör' mich, Marko!
Darfst mich, Theurer, darfst mich nicht verlassen!"

Diese schmachvolle That rechtfertigt denn nun auch wohl die bereuenden Worte Markos an seine Mutter:

„Damals hab' ich mich an Gott versündigt,
Unrecht Gut gar viel erworben — Mutter,
Deshalb thu' ich so viel fromme Werke!"

An echt slavischen Zügen von Roheit gegen das weibliche Geschlecht fehlt es überhaupt in vielen dieser Gesänge nicht; und selbst der Ton des Verkehrs zwischen Bräutigam und Braut, zwischen Eheleuten fürstlicher Stellung, zwischen Mutter und Sohn ist sehr häufig durchaus nicht für die Empfindung eines zart besaiteten Gemüthes geschaffen, obgleich die rauhen und unholden Worte hier gar nicht von feindseligem Thun begleitet sind. Und wenn es gar zu solchem kommt, wie in dem von dem Uebersetzer „Das Burgfräulein von Preßburg" betitelten Gesange: Pogibija Nakic Huseina (Das Ende des Nakitsch Huso), wo der Burgherr seine erwachsene Tochter Janja wegen ihrer Liebe zu einem muhamedanischen Grenzer-Anführer mit dem Ochsenziemer streicht:

„Und wo er trifft, da springt die weiße Haut auf!
Das Fräulein steht in rothem Blut gebadet" —

und zwar dasselbe Fräulein, von der es in den ersten Versen des Liedes heißt:

„Seit jenem Tag, an dem die Welt entstanden,
Ist niemals noch in aller Herren Landen
So aufgeblüht in Prangen eine Blüthe
Als wie das stolze Edelfräulein Janja
Des Burgherrn von Preßburg so holde Tochter." —

da finden wir uns in unserem doch, auch von dem Unterschiede der Zeiten abgesehen, anders gearteten germanischen Gefühle selbst nicht durch den Umstand versöhnt, daß diese alt-slavischen Helden — und zwar Muselmänner so gut wie Christen — im Trinken es mit den darin berühmtesten Helden der alt-germanischen Vorzeit sehr wohl aufnehmen können. So heißt es nach der oben erwähnten Scene:

„Der Burgherr geht hinauf zum weißen Weine
Und setzt sich hin und trinkt die ganze Woche."

Und als der „nackte Junge", den seine Tochter, mit ihres Vaters Kleidern, Roß und Waffen ausgerüstet, zu ihrem muselmännischen Geliebten mit einem Briefchen geschickt hat, zu dem Grenz-Kastell kommt, wo Rakic Huso mit seinen 29 Grenzer-Edelleuten die (damals beinahe ganz Ungarn mit einschließende) türkische Grenze bewacht, da muß er erst die ihm von diesen Muselmännern dargebotenen dreißig „Willkommensbecher" und weitere sechzig „Seigegrüßtunsgläser" leeren, ehe er seine Botschaft bestellen kann.

Freilich muß man es mit den Zahlen in diesen Gesängen nicht so genau nehmen. Es geht offenbar aus dem slavischen Volkscharakter hervor, bei solchen Schilderungen mit Zahlen um sich zu werfen, mit denen der Sänger ebenso wenig einen bestimmten arithmetischen Begriff verbindet, wie das Kind, wenn es sich „tausend Millionen" Spielzeug oder Leckerbissen wünscht, oder der Liebhaber, der seine Braut in Gedanken „viel hunderttausendmal" umarmt oder küßt. Ein Beispiel für diesen kindlich-naiven Gebrauch von unglaublichen Zahlen giebt es nicht nur

in dem eben erwähnten Sange, wenn der „nackte Junge" (Vide Zjeravica) seinen ererbten, aber in zwölf Jahren, „in denen er nicht ein einziges Mal nüchtern" geworden sei, durchgebrachten väterlichen Reichthum dahin schildert:

„Dreihundert Lehensbauern hatt' ich eigen,
Dreihundert Wassermühlen hatt' ich eigen,
Neun Tücherwalkereien hatt' ich eigen",

sondern ein noch viel bezeichnenderes in dem Gesange „Mehmeds Brautfahrt" (Smailagic Meho), wenn der Reichthum der alten Begovica, der Mutter der schönen Fatma, geschildert werden soll. Wenn die Mutter dort dem nach der erfolgreichen Brautwerbung zunächst heimreitenden Mehmed durch ihre Lieblingssklavin Kumra folgendes Abschiedsgeschenk überreichen läßt:

„Auf dem Kopf trägt sie ein gold'nes Becken,
In dem Becken sechzig Leinenhüllen
Und in jeder sechzig bunte Tücher,
Tausend Rupien in jedem Tuche": —

so ist es klar, daß selbst der stärkste Mann unter der Last auch nur eines winzigen Bruchtheils dieser über 3½ Millionen Münzen hätte zusammenbrechen müssen. Diese phantastisch großen Zahlen — die überall ebenso genau und darum gerade so von vornherein unwahrscheinlich wiederkehren — entsprechen offenbar nur der echt slavischen Neigung für das Uebermäßig-Große, der nur das imponirt, was die Fassungskraft übersteigt. Diese Neigung ist nun aber wohl zu berücksichtigen, besonders bei den Gesängen, welche geschichtliche Vorgänge zur Unterlage haben. So sind z. B. in dem die verhängnißvollste Katastrophe der Südslaven gegen die Türken, die Schlacht auf dem Amselfelde (1389) behandelnden Liedercyklus die vielen Hunderttausende von Streitern, die dort (ganz wie bei Homer der „Katalog der Schiffe") unter den Namen ihrer Anführer

aufgezählt werden, vielleicht auf ein Fünftel oder gar Zehntel zu reduciren.

Wir haben oben schon erwähnt, daß der die Völker der Balkanhalbinsel durchziehende Religionsgegensatz zwischen (meist griechisch-katholischem, doch spielt auch in den Gesängen das römisch-katholische schon eine Rolle) Christenthum und Muhamedanismus sich auch in diesen Liedern von vornherein scharf ausprägt. Das Lied selbst nimmt natürlich voll und ganz den Standpunkt des Theiles ein, in welchem es entstanden ist. Roheit finden wir allerdings auf beiden Seiten; aber merkwürdig genug, was uns bei den die muhamedanischen Helden feiernden Liedern sympathischer berührt, als bei den christlichen, ist die bei Jenen offenbar viel würdigere Stellung der Frau. Die Südslavin hat es, wie einer der Sammler in einer Vorrede bemerkt, so einzurichten verstanden, daß sie aus dem Islam nur das für sich herübernahm, was ihre Stellung vortheilhafter zu gestalten geeignet war, während sie die ihr nachtheiligen Einrichtungen gar nicht bei sich erst aufkommen und sich einbürgern ließ.

Ein zweiter Umstand, der in den aus dem slavisch-islamitischen Lager stammenden Gesängen unsere Sympathie für die Helden in höherem Maße erwecken könnte, als für die der christlich-slavischen, ist, daß wir bei Jenen oft einen Bildungsgrad antreffen, der selbst in dem Deutschland des 14. und 15. Jahrhunderts nicht allzuhäufig gewesen sein wird, und der selbst mit dem damals in dem an der Spitze der Kultur stehenden Italien herrschenden erfolgreich in die Schranken treten konnte.

Für Beides finden wir auffallende Belege in dem epischen Gesange: Orlovic, der Burggraf von Raab. Dieses Lied schildert die Befreiung eines in Arsan (worunter das Lied höchst wahrscheinlich Ancona versteht) gefangen gehaltenen islamitischen Helden aus dem „Herzogsländchen“ durch einen muhamedanischen

Slaven, den der Padischah sogar an die damalige Grenze seines Reiches, nach Raab in Ungarn, als Burggrafen gesetzt hat. Dieser, der nicht mehr jugendliche Held Orlovic, hat in Wien studirt und dort sich so viel von der Blüthe der damaligen christlichen Bildung angeeignet, daß er mit Erfolg sowohl den Ritter als den Priester der Christen zu spielen vermag. Er muß beides vereinen, weil er in der Maske eines Malteserordensritters durch so und so viel christliche Kastelle und Schlösser (natürlich geht es auch hier ohne die beliebten runden und darum eben fabelhaften hohen Zahlen nicht ab) bis nach Ancona sich durchschlägt. Da ausdrücklich erwähnt wird, daß er überall auch Messe lesen muß, so muß er natürlich nicht nur volle Kenntniß der lateinischen Sprache, sondern auch des ganzen katholischen Ritus besessen haben. In der festen Burg Arsan weiß er sich ebenfalls durch seine Bildung und Gelehrsamkeit nicht nur bei dem Kommandanten, sondern auch bei dessen etwas schöngeistig angehauchten Tochter Lucinde so gut einzuführen,[2] daß ihm zuletzt nicht nur mit Hülfe der Letzteren die Befreiung und Entführung des Gefangenen, sondern auch die der Tochter und deren aufrichtige und überzeugte Bekehrung vom Christenthum zum „wahren Glauben“ (dem Islam) gelingt, und zwar das Letztere dadurch, daß er mit ihr den Koran so eifrig wie nur irgend ein Reformator des folgenden oder nächstfolgenden Jahrhunderts die Bibel, liest und erklärt. Allerdings bleiben auch bei diesem Studium Scenen nicht aus, wie die, welche der armen Francesca von Rimini bei Dante das Weiterlesen an dem einen Tage verhinderten.

Den nach unserer Empfindung nun aber unvermeidlichen Konflikt zwischen dieser unvermutheten Zugabe zu der Befreiung des gefangenen Kriegshelden und dem auf diese That gesetzten Preise: einer schönen Braut mit Vermögen hat das Lied nun

aber gar nicht einmal erfaßt, geschweige denn, daß es ihn etwa in der Art zu lösen versucht hätte, wie der bekannte Graf von Gleichen in einem ähnlichen Falle.

Die unmittelbare Veranlassung zu des türkischen Burggrafen Orlovic Wagstück ist es nämlich, die uns die ganz von der türkischen Sitte und Recht abweichende freie Stellung des Weibes bei den muhamedanisch gewordenen Südslaven zeigt. Ein junges, schönes, vaterloses Mädchen, die Schwester des muhamedanischen in Dumno, dem alten illyrischen Delminion, herrschenden Begs Mohammed Kovcic, fordert von diesem ihrem Bruder die Herausgabe ihres väterlichen Erbtheiles zur freien Verfügung, die ihr dieser ohne Widerrede gewährt, und zieht dann allein zu Pferde, nur von einem jungen Pagen begleitet, mit allen ihren Schätzen durch die Lande vom adriatischen Meere bis nach Raab, indem sie überall verkünden läßt, daß sie sich selbst mit allen ihren Schätzen zum Preise aussetze für Denjenigen, der ihren in der Gefangenschaft der Christen zu Arsan schmachtenden Schwager befreien werde. Das ist die „Auslobung“, welche den Burggrafen Orlovic zu seinem so erfolgreich verlaufenden Zuge nach Arsan (Ancona) veranlaßt, deren Verwirklichung aber später in Bezug auf die Person und die Schätze des Mädchens das Lied gar nicht weiter erwähnt; gerade als wenn es diesen Punkt durch die Entführung der italienischen Christentochter ohne weiteres für ausgeschlossen hielte: eine jedenfalls nicht von orthodox-polygamistischer Anschauung zeugende Auffassung.

Direkt gegen die Gebote des Islam verstößt aber dieses Umherziehen einer unverschleierten Schönen zum beliebigen Anblick und sogar zum Anreiz für Männer, die eben dadurch zu einem gefährlichen Unternehmen entflammt werden sollen. Denn in den Suren 24 und 33 des Korans ist es den Gläubigen ausdrücklich verboten, irgend ein weibliches Wesen außer

ihren eigenen Frauen und Sklavinnen und denjenigen Blutsverwandten, bei denen die Nähe der Verwandtschaft die Ehe ausschließt, jemals unverschleiert zu sehen. Es ist dies eben die Bestimmung, welche im islamitischen Orient das Weib von allem geselligen Verkehr der Geschlechter so gut wie völlig ausschließt.

Dann ist aber auch sehr beachtenswerth die freie vermögensrechtliche Stellung, welche hier der Frau, ebenfalls im Gegensatz zu den Vorschriften des Korans eingeräumt wird, nach denen sie vielmehr von einem Bruder bis zu ihrer Verheirathung unter vollständigem Ausschluß von eigener Vermögensverwaltung zu bevormunden sein würde.

Der Umstand endlich, daß ein junges schönes Weib, noch dazu mit Schätzen, in jener wilden Zeit des 14. oder 15. Jahrhunderts eine so weite Reise fast allein ohne Gefahr zurückzulegen unternehmen darf, spricht jedenfalls für einen hohen Grad von Achtung, deren sich das Weib im allgemeinen unter diesen muhamedanischen Slaven mehr, als unter ihren christlichen Brüdern, zu erfreuen hatte.

Wir haben oben schon hervorgehoben, daß wir die hauptsächlichste Bedeutung dieser Volkspoesie für uns darin erblicken, daß sie heute noch im Munde des Volkes lebt und lebendig ist, und aus diesem Grunde haben wir auch die obigen Beispiele meist aus solchen Gesängen entnommen, welche erst in jüngster Zeit aufgefunden, gesammelt und übersetzt sind. Aber wir dürfen darüber natürlich nicht diejenigen vergessen, welche schon zu Anfang dieses Jahrhunderts durch Vuk Stefanowitsch gesammelt und durch zahlreiche Uebersetzungen, bei uns zuerst durch Therese v. Jakob (Talvj), in ganz Europa bekannt wurden. Unter ihnen nehmen wohl den hauptsächlichsten Platz ein die Gesänge des Nationalhelden Königssohn Marko (Kraljevic Marko). Daneben sind besonders die Gesänge über die Schlacht am Amselfelde von hervorragendem, auch geschichtlichem Inter-

esse; sie sind in neuester Zeit zu einem abgerundeten Epos von einem Uebersetzer[3] zusammengestellt worden.

Sie lassen sich nach den Gegenständen, die ihnen zu Grunde liegen, ungefähr unter folgenden Bezeichnungen eintheilen: Zunächst die Mädchenentführung oder Frauenraub besingenden; dann die Preiswettrennen schildernden. Diese beiden Klassen sind begrifflich nicht so weit voneinander entfernt, als es scheinen könnte. Denn es kommt oft genug vor, daß bei diesen Wettrennen als Preis ein schönes Mädchen ausgesetzt wird; die Drohung des Burgherrn von Preßburg in dem oben erwähnten Gesange an seine Tochter, die wegen ihrer geheimen Liebe zu dem Türken Nakic Huso alle Freier abweist:

„. . . . . die pflanz' ich auf die Kutsche
Und setz' sie aus als Preis beim Pferderennen"

deutet auf diesen Gebrauch hin. Dann kommen die gegenseitigen Türken- oder Christenniedermetzelungen und überhaupt Kriegsabenteuer zu Wasser und zu Land, unter denen namentlich die Befreiung von Gefangenen eine große Rolle spielt.

Eine übermäßige Verehrung des weiblichen Geschlechtes, so erheblich auch seine Betheiligung in allen diesen Gesängen ist, kann man den südslavischen Helden sicher nicht nachsagen. Weder die spitzfindige Sinnlichkeit der zeitgenössischen französischen Troubadours, noch die Zartheit und Innigkeit der gleichzeitigen deutschen Minnesänger hat hier eine Stelle gefunden. Um so mehr kann man vielleicht aus diesen Gesängen entnehmen, daß sie ein wahrheitsgetreues Abbild des wirklichen Lebens bieten. Der Mann ist immer die Hauptperson und macht dies rücksichtslos geltend. Andererseits thut es seinem Werthe auch keinen Abbruch, wenn er von dem weiblichen Geschlechte übel behandelt wird. So wird vom Königssohn Marko nicht nur seine erste mißglückte Freiersgeschichte erzählt, bei der die ebenso spröde als schöne Rossandra, Schwester des Häuptlings von Prisrend,

ihm einen durchaus nicht überzuckerten Korb ertheilt, sondern er verhält sich sogar später, als seine mit großen Gefahren errungene Gattin Angjelija, Tochter des Bulgarenkönigs Schischma, sich einmal von keinem Geringeren, als dem türkischen Sultan selbst hat entführen lassen, sehr philosophisch-gleichmüthig nicht nur gegen die unzweifelhaft begangene eheliche Untreue, sondern sogar, was offenbar noch viel schwerer wiegt, gegen den Umstand, daß sie in dem Zweikampf zwischen ihm und dem Sultan, als er die Flüchtigen eingeholt hat, verrätherischerweise dem Liebhaber gegen den Gatten thatkräftige Unterstützung leiht. Um so größer ist ja allerdings dadurch der Ruhm Markos, der trotzdem den Sultan besiegt. Daß er dann die Ungetreue und Verrätherin mit großmüthigem Verzeihen ohne ein Wort des Tadels wieder mit zurücknimmt, ist vielleicht mehr naturwahr, als den Forderungen der sogenannten poetischen Gerechtigkeit angemessen. Daß das Lied aber auch hierfür eine Empfindung hat, zeigt der merkwürdige Umstand, daß es ihre Vertretung hier an Stelle des doch eigentlich beleidigten Gatten dem eigenen Vater der Gattin in den Mund legt. Dieser nämlich macht dem Marko nachher Vorwürfe, daß er nur den Entführer, nicht aber die Treulose bestraft habe. Marko vertheidigt sich gegen diesen Vorwurf, seinen Aerger unterdrückend, in durchaus philosophischer Weise:

„Stolz erwidert er und doch voll Aerger:
Warum soll ich, alter Schwiegervater,
Warum soll ich denn entzwei sie spalten
Mit dem Säbel oder mit dem Handschar?
Weißt Du selbst doch — was ein Frauenzimmer:
Langes Haar, doch kurz nur im Gehirne —
Wer der Stärkere, der ist ihr lieber."

Da übrigens Marko sich eben erst dem Sultan gegenüber doch als der „Stärkere" erwiesen hat, so kann das Wort hier nur den Sinn von „Mächtigere, Vornehmere" haben, und so

entschuldigt er sein Weib damit, daß sie sich nur durch das Ansehen und den hohen Rang des Bewerbers habe blenden lassen — eine Anschauung, die ja auch in Deutschland noch in vorigem und selbst diesem Jahrhundert durch hochadelige Mütter zur Geltung gebracht wurde, wenn sie ihre Töchter August dem Starken oder selbst dem König Jerôme in Kassel als Maitressen zuführten.

Uebrigens hat Marko zu diesem philosophischen Gleichmuth auch in dem Beispiele der Frau seines eigenen Oheims Veranlassung, welche ihren Gatten, als dessen Ebenbild Marko, sein Neffe, geschildert wird, in ähnlicher Weise an Markos leiblichen Vater verräth. Wenn er ihn aber gerade gegen diese seine Gattin Angjelija bethätigt, so kann dazu auch beitragen die Erinnerung an zwei andere Vorfälle, in denen sie als seine getreue und hülfreiche Gattin, und einen dritten, in dem sie als seine Braut in ihrer Klugheit, Treue und Ergebenheit gegen ihn eine sehr ehrenvolle Hauptrolle spielte. Jedem dieser drei Vorgänge ist ein besonderer Gesang gewidmet. Die Fabel des ersten ist genau die von Shakespeares Imogen (in Cymbelin); in dem zweiten wird sie durch Muth und Klugheit seine Erretterin aus schwerer Gefahr. Beide Eigenschaften bethätigt sie auch bei dem der Eheschließung vorhergehenden Abenteuer, bei welchem ihre Schönheit den Dogen von Venedig zu einem verrätherischen Anschlage gegen sie und ihren Bräutigam Marko gereizt hat.

Aus der Geschichte dieser ihrer feierlichen Heimführung aus dem elterlichen Hause in das ihres Bräutigams, wo erst die Ehe geschlossen und vollzogen werden soll, sehen wir nun allerdings im Gegensatze zu dem oben erwähnten Beispiele, wo die muhamedanische Slavin unverschleiert umherzog, die Verschleierung der Braut auch in diesem christlichen Kreise ganz so geübt, wie dies in den türkischen der Regel nach immer geschehen soll. Allerdings erscheint die Verschleierung hier als eine Be-

sonderheit der mit besonderer Feierlichkeit gehandhabten Brautheimführung, und dabei zeigt sich, daß sie durch die „Ueberschönheit" der Braut eine sehr gerechtfertigte Maßregel war. Die alte Mutter Angjeligas hat deswegen schon den Bräutigam gewarnt, bei der Auswahl seiner „Beistände" und überhaupt auf der ganzen mehrtägigen Reise sehr vorsichtig zu sein, denn:

„Ueberschön ist wahrlich unser Mädchen,
Und wir fürchten eine große Schande!"

Zu diesen „Beiständen", unter deren Schutz die jungfräuliche Braut die Reise in ihr neues Heim zu machen hat, wählt man gewöhnlich einen Bruder oder wenigstens Vetter des Bräutigams. Marko hat aber weder Bruder noch Vetter, und so erwählt er zunächst seinen „Bundesbruder" Stefan Zemljitsch, der den Vorzug hat, auch schon der Taufpathe seiner Braut zu sein. Dieses Band der Taufpathenschaft wird bei den christlichen Südslaven außerordentlich heilig gehalten. Dafür spricht u. a. z. B. der Umstand, daß eine Verletzung der Ehrfurcht vor dem Taufpathen zu den drei schweren Sünden zählt, welche der Seele die Ruhe im Jenseits rauben, nämlich neben der

„die verleumdet eine Jungfrau„

auch diejenige,

„die den Kum (Taufpathen) zog vors Gericht!"

Als zweiten Beistand wählt Marko den silberbärtigen Dogen von Venedig, und beide erscheinen mit fünfhundert „schmucken Swaten" (Rittern). Bei den an „dem weißen Hofe" des Vaters, Königs Schischma, mehrere Tage lang begangenen Hochzeitsfeierlichkeiten ist nun die Braut offenbar gar nicht, oder nur dicht verschleiert aufgetreten. Denn erst auf der Reise erblickt der Doge ihr Gesicht, als der Wind zufällig ihren Schleier beiseite geweht hat; dies genügt, um ihn zum Verrath zu entflammen. Das Lied schildert dies in folgender Weise:

„Doch wo Glück — kann man auch Unglück finden:
Denn ein Windstoß bläst im breiten Felde;
Er erhebt des Mädchens feine Schleier
Und enthüllt des Mädchens weißes Antlitz;
Dieses sieht der Doge von Venedig,
Und die Liebesqual wollt' ihn verzehren;
Kaum erwarten konnte er den Abend."

Und nicht nur der Doge wird zum Verräther, sondern der Versuchung des von ihm gebotenen Goldes — zuletzt drei Stiefel voll — unterliegt zuletzt auch der andere Beistand, der Taufpathe Stefan Zemljitsch. Unter einem ersonnenen Vorwande führt er Angjelija spät abends aus ihrem Zelte in das des Dogen. Dieser bestürmt sie mit feurigen Liebesanträgen, die übrigens sehr unverblümt und gerade auf das Ziel losgehen. Anscheinend legt aber das Lied hier gerade dem Italiener solche verwerfliche Grundsätze, wie er sie entwickelt, in den Mund, um den Gegensatz gegen die in dieser Hinsicht offenbar noch unverdorbenere Art der damaligen Helden seines Stammes zu zeigen. Das Mädchen setzt auch allem die entschiedenste Weigerung entgegen. Aber der Doge läßt sie nicht fort; was soll sie machen? Um Hülfe rufen geht nicht, denn es ist fast Nacht, und der bloße Umstand, daß sie hier in des Dogen Zelte zu solcher Zeit getroffen wird, kann die eifersüchtige Wuth ihres Bräutigams zu ihrer sofortigen Niedermetzelung entflammen, ehe sie sich rechtfertigen könnte. Da greift sie zu einer ebenso klug und vorausblickend ersonnenen, wie geschickt durchgeführten List. Sie zeigt sich scheinbar geneigt, auf die Wünsche des Dogen einzugehen. Nur noch ein Bedenken hält sie zurück:

„O mein Beistand, Doge von Venedig!
Meine Mutter hat mich einst beschworen,
Daß ich keinen bärt'gen Helden küsse,
Sondern nur den bartlosen und jungen,
Wie es ist der Kraljewitsche Marko!"

Der Doge ist sofort bereit, seinen langen grauen Bart, der das Mädchen allein noch abzuhalten scheint, ihm ihre Liebkosungen zu theil werden zu lassen, diesem Glücke zum Opfer zu bringen. Er läßt sofort den Barbier in sein Zelt kommen und den ganzen Bart in Gegenwart des Mädchens abrasiren. Da ergreift sie schnell den größten Theil dieser Barthaare, welche ihr allein Zeugen für ihre Unschuld und die Wahrheit ihrer Anklage werden können, sammelt sie in ihr „Schweißtuch", flieht aus dem Zelte und gelangt glücklich in das Zelt ihres Bräutigams. Nachdem sie diesen mit der demüthigen Anrede „Mein Gebieter" aus seinem Schlafe geweckt hat, ist das erste, dem sie sich von diesem rauhen Liebhaber ausgesetzt sieht, das unverhüllte, in die wenig schmeichelhaftesten Ausdrücke gekleidete Aussprechen eines Verdachtes für den Grund ihres Kommens, der doch ihm nur schmeichelhaft sein könnte, wenn er es wäre. Er weist sie einfach und barsch darauf hin, ihre Ungeduld zu zügeln, bis der Priester in seinem Hause den endgültigen Segen gesprochen habe. Sanft und bescheiden bei diesem erniedrigenden Verdachte erzählt sie nun, wie es ihr gegangen, und zeigt dabei das wichtige Beweisstück vor, die Barthaare des Dogen. Erst jetzt heißt er, der sich von seinem Lager bis dahin gar nicht erhoben hat, sie sich niedersetzen und schläft dann ruhig bis zum Morgen. Dann geht er zu des Dogen Zelt, und erst als ihm dessen bartloses Gesicht die Wahrheit der Erzählung seiner Braut bestätigt, da glaubt er dieser, was er bisher nicht hat glauben wollen. Und nun hält er allerdings ohne weiteres furchtbares Gericht. Der Kopf des Dogen fliegt in den Sand, und den fliehenden ungetreuen Taufpathen holt er bald ein:

„Mit dem Säbel hat er ihn getroffen,
Daß aus einem Zemljitjch zwei geworden".

Man sieht, daß auch diese Lieder den alten von Horaz so drastisch ausgesprochenen Satz über die erste Entstehung des

Krieges nicht verleugnen, den schon das uralte Sanskrit-Epos: Der Tod des Çiçupala[4] (Gesang II, Vers 38) in folgender Weise anführt: „Denn eine mächtige Wurzel des tief eingewurzelten Feindschaftsbaumes sind die Frauen."

Wir haben schon oben angedeutet, daß auch in Markos nächster Familie der eheliche Verrath eine verhängnißvolle Rolle in Ereignissen gespielt hat, die mit seiner Geburt eng zusammenhängen. Sein Vater, der König Wukaschin (daher eben sein Titel „Königssohn", obgleich er niemals die direkte Anwartschaft auf einen Thron gehabt hat) wird vom Volksliede verächtlich als „Weichling" bezeichnet, und derjenige Held, von dem ihn das Lied alle seine hervorragenden Geistes- und Körpereigenschaften erben läßt, dem es ihn preisend gleichstellt, und mit dessen Ruhme es den seinigen wahren zu können glaubt, ist sein Oheim mütterlicherseits, der tapfere Wojwode Momtschil. Dieser, auf dessen Feste Prilitor seine Schwester Jewrosima als Jungfrau bei ihm lebt, wird von seiner nach der Stellung einer Königsfrau lüsternen Gattin Widosawa an seinen Feind, den König Wukaschin verrathen. Sie sperrt die Burg vor dem von der Jagd heimkehrenden und von seinen Feinden verfolgten Momtschil, und vergeblich ist es, daß die treue Schwester Jewrosima ihr aufgelöstes langes Haar von der Burgmauer herabläßt, damit Momtschil sich daran soll in die Höhe schwingen, da die verrätherische Gattin die hülfreiche Schwester zurückreißt. Momtschil erliegt der Uebermacht seiner Feinde, die dann in die geöffnete Burg einziehen. Aber die Verrätherin Widosawa findet statt der gehofften Königskrone an Wukaschins Seite auf dessen Befehl den grausamsten Tod durch Zerreißen von vier wilden Pferden, und die treue Schwester Momtschils als Gattin des Königs Wukaschin gebiert den Helden Marko.

„Und der Marko wurde so gewaltig
Wie sein Oheim, der Wojwode Momtschil."

Es ist wohl möglich, daß dieses Hervorheben der mütterlichen Verwandtschaft bis auf die ältesten Stufen der Kultur zurückdeutet, in denen die Familie sich lediglich nach den Grundsätzen des sogenannten Mutterrechtes zusammenfügt und der älteste Mutterbruder vor dem Geschlechtsgefährten der Mutter die Schutzrechte und Schutzpflichten über deren Sprößlinge ausübt. Vielleicht ist es auch erlaubt, bei jener Verrathstragödie an den Tod unseres Sagenhelden Siegfried zu denken, der ebenfalls auf der Jagd erfolgt, und zwar durch die Ränke eines Weibes, die nach der ältesten unverfälschten Gestaltung der Sage ebenfalls als seine eigentliche Gattin angesehen werden muß, und die später eine Königskrone wirklich trägt — wenn auch diese Rolle der Brunhilde in der mittelalterlichen Gestaltung der Nibelungensage den später entwickelten Anschauungen über den Werth des Weibes entsprechend abgeschwächt und verdunkelt ist.

Der von Frauen oder Mädchen geübte Verrath an den Helden der Gesänge in den Kämpfen gegen ihre Feinde ist auch sonst häufig Gegenstand des Liedes, wie z. B. bei Marko selbst in dem Gesange: „Die Verrätherin", als er mit dem schönen Schenkenmädchen in die schwarzen Berge zum Kampfe mit dem Haiducken Mijat geritten ist. Diese Erscheinung hängt sicherlich zusammen und erklärt sich wohl zum Theil aus der allgemein üblichen rohen Behandlung des Weibes, wenigstens bei den christlichen Südslaven, die sich selbst darin bekundet, daß es auch in Aeußerlichkeiten stets hinter dem Herrn der Schöpfung zurückstehen muß. So sagt z. B. Marko in dem erwähnten Gesange ausdrücklich zu dem Schenkenmädchen, als er ihr befiehlt, zwei Rosse zu ihrem gemeinschaftlichen Ritt vorzuführen:

„Einen Rappen Dir und mir den schwärzeren",

d. h. also offenbar „besseren".

Am empörendsten für unser Gefühl äußert sich die verletzte Eigenliebe der Männer dem Weibe gegenüber bei einer Veranlassung, bei der wir nach unserem germanischen Gefühl das ureigenste Recht des Weibes auf seine Person rückhaltlos anerkennen: bei der Zurückweisung von Freiern durch eine umworbene Jungfrau. Wenn wir an die vielen deutschen Sagen und Märchen denken, in denen ein solch sprödes Verhalten seitens einer vielbegehrten Jungfrau den unbestrittenen Ausgangspunkt für einen auf Gewinnung ihrer Liebe gerichteten Wettkampf bildet, so steht hierzu in einem schroffen Gegensatz das Verhalten des gepriesenen Helden Marko und seiner beiden ihm fast gleichstehenden „Bundesbrüder", des Wojwoden Milosch vom Amselfelde und des Bosniaken Relja „mit den Flügeln" von Novibazar gegen die schöne Rossanda, Tochter des Häuptlings Leko von Prisrend. Alle Drei sind an den „weißen Hof" Lekos geritten und wollen es dem Mädchen durchaus freistellen, welchen von ihnen sie wählen will; aber einen von ihnen muß sie wählen: das versteht sich für die drei Bundesbrüder, nachdem sie übereingekommen sind, die Entscheidung Rossandas ohne Neid und Zwietracht als sogar zu gegenseitigem Schutze und Beistand verbindend anzuerkennen, ganz von selbst. Marko nimmt auch seinen eigenen Korb ruhig hin; als das Mädchen aber ebenso auch die beiden anderen verschmäht, und zwar allerdings in der denkbar kränkendsten Weise, indem sie Jedem gerade das vorhält, was in seinem Wesen und Dasein den dunklen oder wunden Punkt bildet (unbekannte oder niedrige Herkunft ꝛc.) und an Jedem gerade das verspottet und ins lächerliche zieht, was seinen Stolz und Vorzug ausmacht (z. B. an Relja die wunderliche Eigenschaft der „Flügel", die ihm das Lied ohne weitere Erklärung, aber stets im schmückenden Beiwort verleiht) da bricht der Zorn dieser „Helden" gegen das entfliehende Mädchen in Thätlichkeiten aus in einer Weise, die sie für immer

unfähig machen würde, in einem germanischen Heldengesange gefeiert zu werden.

Dagegen werden wir darin keine Entwürdigung des Weibes erblicken dürfen, wenn sie als dienende Gehülfin ihres Mannes ihm z. B. das Schlachtroß selbst sattelt nnd vorführt. Diese Scene bildet z. B. in den Gesängen über die Schlacht am Amselfelde eine der anmuthigsten Stellen und mag uns wohl an die Zeiten zurückerinnern, da mit den alten germanischen Wandervölkern die Frauen mit in den Kampf zogen und dem Manne, wenn auch nicht jenen bei Reitervölkern wichtigen, so doch andere Dienste leisteten, die für den Fußkampf von Nutzen sind: das Herbeitragen von Pfeilen, von Steinen für die Schleuderer 2c.

Die zarten Töne der Liebe finden wir in den auf christlicher Seite stehenden Liedern der Südslaven sehr selten angeschlagen; mehr dagegen in denjenigen, die auf der muhamedanischen entstanden sind. So in „Mehmeds' Brautfahrt" die ständige Anrede an seine Geliebte:

„Fatma hold — Mein Gold, du Stolz der Mutter!"

Dieses Lied spielt theils in der Heimath Mehmeds, in Kanitza, theils in Ofen, auf dessen „weißer Burg" ja ein türkischer Pascha als Statthalter des Sultans saß, und endlich auf dem Wege von Ofen bis zur Donau, wo ein wilder Kampf zwischen dem nach Tausenden zählenden Hochzeitszuge und einem christlichen Heere stattfindet. Das Lied knüpft hierin nach den scharfsinnigen Ermittelungen der Herausgeber höchstwahrscheinlich als an eine wirkliche geschichtliche Thatsache, an das Treffen bei Csikovár am 28. Juni 1657 zwischen Türken und Ungarn an, welches für die letzteren unglücklich ausfiel und sogar die Kriegsgefangenschaft ihres Führers, des Grafen Peter Szápary zur Folge hatte. Nur dichterische Erfindung und als solche lehrreich

für die Art, wie das Volk sich die Entstehung solcher einzelnen Kriegsakte zurechtlegt und (vielleicht auch nicht anders, wie die Rolle der Helena als Anlaß des trojanischen Krieges) mit allgemein menschlichen Motiven zu begründen sucht, dürfte aber die in dem Liede gegebene Vorgeschichte dieses mit großer Kraft und Anschaulichkeit geschilderten Treffens sein. Der türkische Vezir in Ofen spielt hier eine Verrätherrolle, die aus verschmähter Liebe hervorgeht. Eben die schöne Fatma, die einzige Tochter des reichen Zaiin-Alibey, hat die Anträge des Paschas zurückgewiesen, und dieser hat deshalb zunächst ihren Vater verbannt. Von dessen Reichthnm haben wir schon oben eine Probe gegeben, als wir von der verschwenderischen Zahlenfülle der Lieder ein Beispiel anführten; er wird außerdem noch erläutert durch die Angabe, daß er allein bei Wardein auf seinen Gütern tausend Lehensbauern [Kmeten] (und zwar christliche) hat. Nachdem der Pascha nun seinen Wunsch, das Mädchen selbst zu besitzen, als unerfüllbar hat erkennen müssen, verkauft er sie für eine „Wagenladung Thaler" an den „Wlachengeneralen Peter", womit eben jener ungarische Graf Szápary gemeint sein soll. Als Mehmed nun diese seine junge Braut mit zahlreicher Bedeckung seiner Freunde als Hochzeitsgeleite in das Haus seiner alten Vaters, des Paschas von Kanitza, holt, treffen sie an dem Uebergange der Donau ein zahlreiches Christen- (oder „Wlachen"-, wie der nicht-muhamedanische Südslave einschließlich der Ungarn von islamitischer Seite unterschiedslos genannt wird) Heer, mit welchem sie in erbittertem Kampfe drei Tage und drei Nächte ringen. Die völlige Vernichtung und die Gefangennahme des Führers des christlichen Heeres bilden den Schluß. Es ist bezeichnend und lehrreich für die Entstehung aller dieser Lieder, daß sich in diesen ziemlich genau feststellen läßt, wo die eigenen Erlebnisse des ersten Sängers oder Dichters anfangen, und bis wohin die mehr oder weniger erfundene oder dazu gebrachte

Vorgeschichte, die ganze Einleitung von Mehmed's und Fatmas Liebe ꝛc. geht. Denn als es an die Schilderungen der eigentlichen Schlacht geht, da beginnt das Lied plötzlich mit „Wir" zu erzählen, während es bis dahin den ruhig schildernden Ton des epischen Dichters bewahrt hat. Wie ein wilder Schlachtgesang liest sich von da ab das Lied: wie die türkische Reiterschar sich, offenbar um einen höhnenden Gegensatz zu der Panzerung der christlichen Reiter zu bilden, alle Kleider vom Leibe reißt, um vollständig nackt, den bloßen Säbel zwischen den Zähnen, die lange Flinte in der rechten Faust, auf den Feind loszustürmen und das fürchterliche Gemetzel zu beginnen, welches drei Tage lang fortgesetzt wird. Und in der ganzen Schilderung dieses Kampfes bleibt der Erzähler, den Ton des Mitanwesenden und Mitthätigen festhaltend, in der ersten Person der Mehrheit.

Außerordentlich bezeichnend für das türkische Rechtsverfahren schildert uns dagegen in den vorhergehenden Gesängen der Dichter u. a. den Besuch, den Mehmed bei dem Kadi in Ofen macht, um seinen Heirathsvertrag mit der schönen Fatma aufsetzen zu lassen. Der Kadi, auf einem Teppich sitzend, Tschibuk rauchend und dazu aus einer kleinen Tasse Kaffee trinkend, empfängt den ihm unbekannten jungen Helden schweigend, läßt ihn sich gegenüber hinsetzen und ihm durch stummen Wink an den Diener ebenfalls Pfeife und Kaffeetasse bringen. Erst nachdem sie eine Weile stumm gegenüber gesessen, trägt Mehmed sein Anliegen vor. Statt jeder Antwort ergreift der Kadi seine Tasse und zerschmettert sie auf dem Marmorfußboden. Mehmed folgt seinem Beispiele, springt auf und zieht seinen Säbel. Und als dann erst der Kadi ausruft, daß er seinen Kopf nicht lange auf den Schultern behalten würde, wenn er das Mädchen, nach dem der allmächtige Pascha selbst seine Hände ausstreckt, einem Anderen verloben wollte, da macht ihm Mehmed klar, daß jene Trennung des

Kopfes vom Rumpfe jetzt sofort durch ihn geschehen werde, wenn der Kadi die erforderliche Heirathsurkunde nicht alsbald aufsetze. Und diesem überzeugenden Zureden fügt sich der Kadi denn auch wirklich, und Mehmed führt die Verlobte aus Ofen dem Pascha zum Trotz, der dann nur durch Verrath an die Christen dem Zuge jenes Hinderniß an dem Uebergange über die Donau bereitet.

Das großartigste Schlachtgemälde von allen bietet sich uns natürlich in den Gesängen, welche sich an das größte National-Unglück der christlichen Südslaven knüpfen, an die Schlacht auf dem Amselfelde 1389, welche dem großserbischen Königthum ein Ende machte und die ganze Balkanhalbinsel dem türkischen Sultan unterwarf. Die Volksdichtung hat diese große geschichtliche Katastrophe natürlich durch Einführung bestimmter psychologischer Motive dramatisch zu gestalten gesucht. Die eigentliche Ursache des unglücklichen Ausganges der Schlacht sucht das Lied, wie noch von jeher die Sage jedes unglücklich unterlegenen Volkes, in dem schnöden Verrath eigener Angehörigen. Dieser im Liede mit allen Flüchen und Verwünschungen eines niedergetretenen Volkes beladene Verräther ist ein Mitglied des serbischen Herrscherhauses, Wuk (-Wolf) Brankowitsch. Und der Grund, der ihn zum Verrath an seinem Volke und seinem „Zaren" und Schwiegervater Lazar treibt, ist, ganz wie in unserem Nibelungenliede, der Streit zweier Frauen. Wie dort in der Kirche zu Worms Chriemhilde und Brunhilde um den Vorrang streiten, so hier die stolze Mara, die Gattin Wuks, und die sanfte Wukosawa, die Gattin des stärksten und berühmtesten Helden am Hofe König Lazars, des Milosch Obilitschu. Auch hier hat, wie im Nibelungenliede, der hervorragendere Held die weniger bedeutende Gattin. Beide Frauen sind Töchter des Königs Lazar; und als Wukosawa einmal die größere Kraft und Tüchtigkeit ihres Milosch hervorhebt, da wirft ihr Mara höhnend

vor, daß seine Kraft ja wohl daher komme, daß er, von einem niedrigen unbekannteu Zigeunermädchen geboren, von einer Stute großgesäugt sei. Nun kommt es zwischen den beiden Königstöchtern zum Streite, nicht nur mit Worten, sondern auch von Maras Seite mit Thätlichkeiten, denn diese

„schlägt sie mit der Hand ins weiße Antlitz“

daß der Diamantring an ihrem Finger Wukosawas Wange blutig reißt. Als diese nun dem rückkehrenden Gatten ihr Leid klagt, überfällt Milosch den Wuk, schlägt ihm zwei Vorderzähne aus, wirft ihn zur „schwarzen Erde“ nieder und hätte ihn getödtet, wenn nicht der greise Lazar dazwischengetreten wäre mit den Worten:

„Willst Du einen Bruderkampf beginnen,
Wo es gilt, das Vaterland zu retten
Vor den Kolben ungläubiger Türken?“

Aus Rache hierfür geht nun der „verfluchte Brankowitsche“ mitten in der Schlacht mit seinen 12000 „blanken Küraßreitern“ zu den Türken über und entscheidet so die Niederlage seiner Landsleute. Allerdings kennt ja die Geschichte die so dichterisch dargestellte Uneinigkeit und Zerrissenheit unter den verschiedenen christlichen Völkerschaften der Balkanhalbinsel auch als inneren Grund jener letzten bei der türkischen Ueberlegenheit unvermeidlichen Katastrophe. Aber der Held des Volksliedes ist die ganz sagenhafte Gestalt des Milosch Obilitschu deshalb geworden, weil in der That ein serbischer Edelmann dieses Namens, welcher beim Ausgange der Schlacht verwundet auf dem Schlachtfelde lag, den im Triumphe des Sieges vorüberschreitenden Sultan Murad mit einem Dolchstoße tödtete. Diese für den Erfolg der schon entschiedenen Schlacht leider bedeutungslose That hat das Lied nun ausschmückend so dargestellt, als wenn sie, von Milosch mitten in der Schlacht geschehen, ohne jenen Verrath seines

Todfeindes, den Sieg der Christen zur Folge gehabt haben würde. Nach dem Liede bringt nämlich Milosch Obilitschu mit nur zwei Begleitern zu Pferde mitten in das Türkenlager bis in das Zelt des Sultans Murad, den er darin tödtlich verwundet, um dann wieder schnell zu Roß bis fast zu seinem Heerhaufen zurückzugelangen, wo er dann aber verwundet und gefangen wird, und zwar eben durch jene verrätherische Ueberläuferei des Wuk Brankowitsch. Als dann nach dem Verlust der Schlacht der gefangene „Zar" Lazar und Milosch vor den sterbenden Sultan Murad gebracht werden, da zeigt sich die an die germanische Anschauung genau erinnernde Vasallentreue des kühnen Milosch darin, daß er die ihm von Murad zugedachte Ehre, nachdem ihnen Beiden unmittelbar nach des Sultans Tode der Kopf abgeschlagen sein werde, als der tapferste Held neben dem Sultan auf dem Schlachtfelde selbst begraben zu werden und Lazar zu ihren Füßen, ablehnt und die Ehre, neben dem Sultan zu liegen, für seinen König und für sich den Platz zu seinen Füßen erbittet. Und der sterbende Sultan gewährt seinem tapfern Feinde die Bitte. Aber in Bezug auf den Verräther Wuk verliert selbst das Lied seine sonst ruhige epische Haltung, wie die folgenden Verse zeigen:

„Gott verdamme Wuk, den Brankowitschen,
Er verrieth sein Volk am Amselfelde!
Nichts gedeihe ihm in seinen Händen;
Nicht der weiße Weizen auf den Feldern,
Nicht die saft'ge Rebe auf den Bergen,
Nicht die Kinder im verfluchten Hause!"

Und am tiefsten empfindet die durch seinen Verrath geschaffene Schmach seine stolze Gattin Mara. Sie, deren Hochmuth und Uebermuth die Veranlassung zu dieser Handlung gegeben, bringt sich — wieder ähnlich wie Brunhildens Schicksal — selbst zum Opfer unter der Wucht des durch ihre Schuld hervorgerufenen Unglücks. Während die durch sie des Gatten

beraubte Wukosawa „weint um ihren treuen Gatten Milosch“, heißt es von Mara mitten in dem Jammer, der die „weiße Burg“ des Zaren Lazar erfüllt:

„Keine Thräne hat die stolze Mara,
Und sie flieht zum dunkeln Ahornwalde;
Niemand mehr hat Mara je gesehen.“

Das Lied ist reich an einzelnen stimmungsvollen Nachklängen zu dieser großen, erschütternden Völkerkatastrophe. So z. B. in der ergreifend geschilderten Verzweiflung des Wojwoden von Mostar, Raditsch, der zu spät an dem Schlachtfelde ankommt, nachdem die Schlacht schon verloren, und diesen unglücklichen Ausgang dadurch erfährt, daß ihm das (unten noch zu erwähnende) „Amselfelder Mädchen“ den von diesem unter den Todten gefundenen weißen Seidenkalpak des Zaren Lazar übergiebt. Da schlägt er sich verzweifelnd den scharfen Handschar ins eigene Herz.

Die Episode des „Amselfelder Mädchens“ bringt einen freundlichen, fast idyllischen Zug in das große Schlachtengemälde und zugleich eins der wenigen Beispiele, bei denen wir auch auf christlicher Seite zarte und ritterliche Töne im Liebeswerben angeschlagen finden. Während König Lazar vor der Entscheidungsschlacht mit allen seinen Helden in der „weißen Samodrascher Kirche“ das heilige Abendmahl nimmt, trifft „der schönste Held auf dieser Erde“, Toplitza Milane, vor der Kirche mit diesem, nirgend mit Namen bezeichneten „Amselfelder Mädchen“ zusammen, und von ihrer Lieblichkeit hingerissen, verlobt er sich mit ihr unmittelbar vor der Todesschlacht. Diese Scene ist zart und poetisch geschildert. Der erste Held des Liedes, Milosch Obilitschu, als ihr Hochzeitspathe reicht ihr ein seidenes Tuch, Kosantschitsch Iwane als Brautführer das goldene Ringlein, und der Bräutigam selbst den goldenen Schleier mit den von ihr später erzählten Worten:

„Und er sprach zu mir verschämtem Mädchen:
Nimm den Schleier, Amselfelder Mädchen.
Nimm ihn hin zu meinem Angedenken,
Daß Du mich im Herzen nicht vergessest.
Sieh, ich ziehe nun zum heißen Kampfe;
Alle können wir den Tod dort finden.
Bitte Gott, Du meine theure Seele,
Daß gesund vom Kampf ich wiederkehre;
Dann ist Dir ein großes Glück beschieden —
Nehme Dich zu meiner treuen Gattin."

Und auch dieses junge Glück wird in der Schreckensschlacht daniedergemäht. Wie das Mädchen auf dem blutigen Schlachtfelde nach dem Geliebten sucht, den sie nur als Leiche wiederfinden soll, da klagt sie schon in trüber Vorahnung:

„Weh' mir Armen! Welch' Geschick verfolgt mich!
Wollte eine Föhre ich berühren,
Auch die grüne Föhre müßt' verdorren!"

Aber das Lied von dem Untergange der südslavischen Unabhängigkeit schließt nicht in dieser trüb-entsagenden Stimmung ab, sondern es erhebt sich zu einer machtvollen Vorverkündigung des Wiederauflebens alter Größe und Herrlichkeit. Und die Repräsentantin dieser im Volke lebenden Zuversicht ist abermals ein Weib, die alte Königin Miliza, Lazars Gattin, die wie eine antike Heldengestalt aus dem Jammer der Weiber und Kinder der Erschlagenen emporragt. Nicht gebeugt durch den Tod ihres Gatten und der neun blühenden Söhne, die sie mit ihm in die Schlacht geschickt, obgleich er ihr den jüngsten, ihren Liebling, hat zurücklassen wollen, zieht sie selbst auf das blutgetränkte Schlachtfeld hinaus, um die Leichen aufzusuchen und zu bestatten. Nachdem sie ihre neun Söhne dort gefunden, zuletzt den jüngsten, dessen Zurückbleiben sie nicht hat annehmen wollen, weil sie seine Kampfeslust sah, da wäscht sie die Leiber „rein von Blut mit ihren Thränen" und gräbt ihnen mit eigenen Händen „neun geweihte Gräber", und dann spricht sie:

„Wahrlich, nicht beklag' ich Euch, o Kinder,
Ich beklag' Euch nicht, daß Ihr gefallen,
Schirmend Euer Vaterland vorm Erbfeind;
Euren Stamm habt sterbend Ihr verherrlicht!"

Hierauf schmückt sie noch „mit grünem Busche die lieben Stätten" und kehrt zu ihrem Schloß, „der weißen Kule", zurück, wo sie ihre neun Schwiegertöchter findet, welche

„Fluchten allen Türken-Janitscharen,
Doch den Wuk verfluchten sie noch böser,
Der am Amselfeld verrieth den Fürsten."

Aber in all ihrem Schmerz und Jammer ungebeugt spricht die alte Fürstin Miliza zu ihnen die tröstenden und prophetischen Worte:

„Seid nicht thöricht, meine Schwiegertöchter,
Lobet Gott für alle seine Werke!
Ich hab' jung die Söhne nicht geboren,
Daß sie feig' in weichen Polstern ruhen,
Sondern daß das Vaterland sie schirmen
Vor den Kolben ungläubiger Türken.
Und nun weinet nicht, geliebte Töchter;
Sind uns auch die Drachen ausgeflogen,
Ließen sie uns doch die Drachenjungen;
Laßt uns diese Drachenjungen pflegen —
Nie wird unser edler Stamm vergehen,
Unsere Höfe werden nie veröden!"

Und wenn sich jetzt, nach der fast einhalbtausendjährigen türkischen Knechtschaft, als Folge jener Niederlage diese im Volksliede bewahrheitete Verkündigung der alten Fürstin Miliza in dem staatlichen Neuaufblühen der südslavischen Völkerschaften zu bewahrheiten scheint, so ist es sicherlich eine bewundernswerthe Zähigkeit und Urkraft, die in diesen Völkern steckt, und die nicht zum wenigsten auf Rechnung der Tüchtigkeit seines weiblichen Theiles zu setzen ist. Wir haben im vorhergehenden so oft auf die Rolle hingewiesen, welche das Weib in dieser Volks- und Heldenpoesie spielt, daß es uns nur noch übrig

bleibt, auf das weibliche Element aufmerksam zu machen, welches aus der übernatürlichen Welt auch in diese Lieder hineinragt. Es ist kennzeichnend, daß auch in den auf christlicher Seite entstandenen Gesängen die Anklänge eines alten Heidenthums viel stärker sind, als der sehr äußerlich aufgefaßte Inhalt der christlichen Religion. So wird z. B. einmal dem Königssohne Marko die Befolgung der Mahnung seiner alten Mutter, beim Ausreiten an einem Feiertage die Waffen zu Hause zu lassen, fast zum Verderben.

Die eigenthümlichen weiblichen Wesen, welche ganz unvermittelt neben diesen christlichen Anschauungen als Wirklichkeiten in das Leben mancher Helden eingreifen, sind die viel besprochenen Vilen. Sie werden, von dem Liede wenigstens unbedingt, wo sie dem Menschen begegnen, nur als böse, schadenbringende und schadenfrohe Wesen aufgefaßt, so daß man, da sie die einzigen auftretenden bösen Geister sind, wohl gesagt hat, daß bei diesen Südslaven selbst der Teufel weiblichen Geschlechtes sei.

Und es kommen allerdings in den Liedern Redensarten vor, bei denen wir, um sie recht verständlich übersetzen zu können, wohl an Stelle der „Vilen" einfach den Teufel im Sinne des deutschen Sprüchwortes und Sprachgebrauches setzen müßten. Wenn es z. B. im „Burgfräulein von Preßburg" heißt .... (er sprang auf, als wenn ....):

„Drei Vilen fuhren schier in seinen Leib ein",

so heißt das in unserem Sprachgebrauche „als sei der Teufel in ihn gefahren". Aber diese Gleichbedeutung erinnert doch stark an die Umgestaltung, welche sich auch unsere altgermanischen heidnischen Volksgottheiten unter der christlichen Herrschaft in die „Geister der Finsterniß" haben gefallen lassen müssen.

Und in der That tragen diese Vilen manche Züge, die uns auch aus unserer germanischen Götterlehre bekannt sein

müssen. Der Umstand, daß sie auf flüchtigen Rossen, und zwar von schwarzer Farbe mit goldener Mähne und Schopf, einherbrausen und das Waffenhandwerk verstehen und lieben, genügt zwar nicht, um sie mit den nordischen Walküren zusammenzubringen, da sich von der eigentlichen Thätigkeit dieser „Schildjungfrauen" bei ihnen keine Spur findet, und sie selbst den tapfersten Helden eher feindlich als freundlich gegenübertreten.

In ihrer Lieblingsbeschäftigung, den nächtlichen Reigentänzen im Mondschein auf hochgelegenen Waldwiesen, erinnern sie durchaus an „Erlkönigs Töchter", wie sie die nordische Sage kennt, und damit stimmt auch die todbringende Wirkung überein, welche ihre den Helden nur auf die Brust gelegte Hand hat.

Die Vilen halten sich vorzugsweise in den Wäldern des „Schwarzgebirges" (Cernagora) und der Planina auf und bedrohen den durch diese einsamen Wälder ziehenden Wanderer und Reiter mit hinterlistigem Ueberfall Ein sicheres Mittel, sie herbeizulocken, ist der Gesang; ein erstes Gebot der Klugheit daher, diesen in solchen Gegenden sorgfältig zu vermeiden. Selbst dem starken Helden Marko wäre es einmal beinahe sehr übel bekommen, daß er in seinem Uebermuth eine Vila durch lauten Gesang in den schweigenden Bergwäldern auf sich aufmerksam gemacht hat. Daß er sie schließlich dann nach hartem Kampfe doch überwindet, das kennzeichnet ihn eben nach unserem Sprachgebrauche als einen „Kerl, der sich vor dem Teufel nicht fürchtet". Die überwundene Vila, Ravijola, bietet ihm sogar dann die Bundesbrüderschaft an und wird seine treue „Bundesschwester", obgleich oder vielleicht, weil er sie vorher mit seiner schweren Schlachtenkeule dermaßen bearbeitet hat, daß ein sterblicher Körper für immer daran genug gehabt haben würde. Auch bei diesen übernatürlichen Vertreterinnen des schönen Geschlechtes zeigt es sich also, daß nach der slavischen Anschauung

Prügel und Liebe unzertrennlich zu sein scheinen. Bietet doch selbst der Königssohn Marko gelegentlich seiner alten Mutter noch Prügel an.

Wenn wir also trotz dieser unleugbaren und vielfach hervortretenden Roheit das Weib des Südslaven in diesen seinen Volksgesängen doch eine so hervorragende Stelle einnehmen sehen, wie sich aus dem obigen ergiebt, so deutet dies wohl unzweifelhaft darauf hin, daß die Stellung des Weibes nur an sich betrachtet, aber nicht relativ, d. h. im Verhältniß zu dem Kulturstande des ganzen Volkes, auf der Balkanhalbinsel heute eine niedrigere ist, als bei den sich einer höheren Kulturentwickelung erfreuenden Völkern. Und da jene ganze Dichtkunst, von der wir hier nur einige Proben geben konnten, zugleich ein lebendiges Zeugniß ablegt für die frische Jugendlichkeit dieser Völker, so ist wohl anzunehmen, daß bei den sich immer mehr lockernden Fesseln der türkischen Staatsmacht auch dort eine neue selbständige Kulturentwickelung aufblühen wird, welche dann auch für uns als Nachbarn nicht ohne Einfluß und Bedeutung sein kann.

Anmerkungen.

[1] Wlache, Wlachin, die gewöhnliche Bezeichnung für alle Bekenner des griechisch-katholischen Glaubens, dann ausgedehnt auf alle christlichen Südslaven im Gegensatz zu den muhamedanischen.

[2] Das Lied erklärt sein schnelles Beliebtwerden bei allen Menschen damit, daß er im Besitze eines Talismans (amaliamento) gewesen sei, der ihm alle Herzen zuführte; der Uebersetzer vermuthet, daß damit der Koran gemeint gewesen sei.

[3] Karl Gröber: Die Schlacht am Amselfelde. Wien 1885.

[4] Maghas Tod des Çiçupala. Ein sanskritisches Kunstepos. Uebersetzt und erläutert von Dr. C. Schütz. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1843.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg

Das Rolandslied.

Ein altfranzösisches Epos.
Uebersetzt von
E. Müller.

1891. 162 S. 8°. Geheftet Mk. 3.—.

Urtheile der Presse.

E. Müllers Uebersetzung zeichnet sich durch fließende Sprache und poetischen Schwung aus. Vor der allgemein bekannten und beliebten Verdeutschung von W. Hertz hat sie größere Vollständigkeit und Verständlichkeit voraus. (Breslauer Zeitung 27. 5. 91.)

E. Müller hat durch eine üppig blühende Sprache eine Uebertragung zu stande gebracht, welche die Lektüre dieses alten Epos zu einer fesselnden macht.
(Deutsche Zeitung. Wien 7. 7. 91.)

Der Ton des alten Volksepos ist so gut getroffen, daß die Müllersche Arbeit die allgemeinste Beachtung verdient und namentlich auch für Schülerbibliotheken erworben werden sollte.
(Schlesische Zeitung 16. 7. 91.)

An schönen, zwangslosen, angenehm zu lesenden Endreimen in edler Sprache ist hier der Stoff geboten, und wir bezweifeln keinen Augenblick, daß die Uebersetzung dem vortrefflichen Gedicht wieder neue Freunde zuführen wird, und wünschen dem hübsch ausgestatteten Buche die weiteste Verbreitung. (Magazin für Pädagogik.)

Es ist ein Verdienst unseres Verfassers, daß er mit seiner trefflichen Uebersetzung, welche den schlichten Ton festhält, ohne Beigabe geziert archäistischer Wendungen, den Schatz unserer deutschen Uebersetzungslitteratur um ein in der That werthvolles Kleinod vermehrt hat.
(Westermanns Monatshefte, Okt. 1891.)

Die Uebersetzung liest sich glatt und klar. (Vossische Zeitung 25. 9. 91.)

Wir empfehlen das Rolandslied allen Freunden epischer Poesie aufs wärmste. Auch für die Privatlektüre der oberen Klassen in höheren Knabenschulen scheint uns dasselbe vortrefflich geeignet. (Pädagog. Zeitung 26. 11. 91.)

Vom wandernden Zigeunervolke.

Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner.

Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Preis geheftet Mk. 10.—.

O. v. L. sagt in der **„Deutschen Roman-Zeitung“** u. a. folgendes über das Werk: „Unter allen neueren Schriftstellern, die den eigenartigen, so lange räthselumwobenenen Volksstamm zum Gegenstande der Betrachtung gewählt haben, dürfte wohl kaum einer so viel Beachtung verdienen, wie der Verfasser des vorliegenden Buches. Denn er hat sich nicht begnügt, den schon vorhandenen Quellenstoff zu sammeln, sondern er ist „ins Volk gegangen“, hat sich von einem der Wanderstämme als Mitglied aufnehmen lassen und ist mit ihm herumgezogen, viele Monate lang, Freud und Leid der Genossen theilend. Unter mancher Entbehrung hat er so den Stoff gesammelt, der aus dem Werke **ein in seiner Art einzig dastehendes Buch** macht, das in den Grundzügen als **eine der besten Leistungen** des völkerschildernden Schriftthums gelten kann.

Wir wünschen dem Verfasser herzlich besten Erfolg aus zwei Gründen: erstlich ist das Werk thatsächlich werthvoll und fesselt durch seine Darstellung Jeden, der es in die Hand nimmt. Dann aber hat der Verfasser diesem Buche und der Sammlung des Stoffes Kraft und Gesundheit geopfert. Wenn eine zweite Auflage zu stande käme, dann erst wäre er einigermassen für alles entschädigt. Ich mache Vorstände von grösseren Büchereien und Einzelne deshalb um so angelegentlicher auf das Werk aufmerksam.“

Prof. **Dr. Schwicker** widmet dem Werke in der **„Allgemeinen Zeitung“** (München) eine grössere Abhandlung und sagt am Schlusse derselben: Damit schliessen wir unsere Besprechung des Wlislockischen Buches, dem wir vielen Genuss und reiche Belehrung verdanken, das wir allen Freunden der Völkerkunde aufs wärmste empfehlen.

Ueber die südslavische Guslaren-Epik

Von

Conrad Thuemmel

in Görlitz



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 205.

Rechtshändigkeit und Linkshändigkeit sowie deren muthmaßliche Ursachen.

Von
Dr. M. Alsberg
in Kassel.

Mit 4 Abbildungen.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Rechtshändigkeit und Linkshändigkeit,

sowie deren muthmaßliche Ursachen.

Vortrag,

gehalten auf dem XXIV. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Hannover am 8. August 1893.

Von

Dr. med. M. Alsberg
in Kassel.

Mit 4 Abbildungen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Wenn wir sehen, daß jene Organe, welche im menschlichen Körper paarweise sich vorfinden, meistens in koordinirter Stellung zusammen thätig sind, daß die Gehöreindrücke uns gleichzeitig durch beide Ohren übermittelt werden, daß das Gesichtsfeld durch das Zusammenwirken und die Stellung beider Augen bedingt wird, daß bei der Athmung beide Lungen, bei der Urinsekretion beide Nieren in gleicher Weise betheiligt sind, so müßte es uns eigentlich fremdartig anmuthen, daß von den beiden Greiforganen, welche dem Homo sapiens als besondere Auszeichnung vor der überwiegenden Mehrzahl der Thiere verliehen sind, die rechte Hand meistens das Uebergewicht behauptet, daß dieselbe bei allen Verrichtungen und Thätigkeiten, die ein besonderes Maß von Kraft und Geschicklichkeit erheischen, vorzugsweise verwendet wird. Die Frage nach den Ursachen der vorwiegenden Rechtshändigkeit ist bisher in verschiedenster Weise beantwortet worden. In weiten Kreisen verbreitet ist noch heutzutage die Annahme, daß der vorwiegende Gebrauch der rechten Hand im wesentlichen auf Sitte und Gewöhnung zurückzuführen sei, — eine Anschauung, die schon deshalb als wenig wahrscheinlich gelten darf, weil die Rechtshändigkeit unabhängig von Klima, Lebensweise und Kultur bei allen Bewohnern der Erde, bei den civilisirten Nationen, wie bei den auf niedrigster Stufe der Gesittung stehenden Eingeborenenstämmen die Regel bildet,[1] weil dieselbe seit vielen Jahrtausenden der

Menschheit eigenthümlich ist, ja wahrscheinlich so alt ist, wie die Menschheit selbst. Was letzteren Punkt anlangt, so giebt es gewisse Thatsachen, welche mit Sicherheit darauf schließen lassen, daß bereits der Mensch der sogenannten „Rennthierzeit" (d. i. jener Mensch, der die Vergletscherung eines großen Theiles von Europa noch zum Theil durchlebt und das damals in Südfrankreich und Süddeutschland einheimische Rennthier am Fuße der Pyrenäen und Alpen gejagt hat) im allgemeinen ein Rechtshänder gewesen ist. Jene Zeichnungen und Schnitzereien in Horn und Mammuthelfenbein, die der Mensch jener fernentlegenen Epoche als Zeugnisse seiner Thätigkeit in südfranzösischen und süddeutschen Knochenhöhlen uns hinterlassen hat, lassen mit ihren in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nach links gerichteten Thierkopfprofilen deutlich erkennen, daß die Verfertiger jener ältesten Kunstprodukte bei Herstellung jener Artefakte der rechten Hand sich bedient haben.[2] Auch lassen nach John Evans gewisse Eigenthümlichkeiten der in verschiedenen europäischen Ländern aufgefundenen, roh zugehauenen (paläolithischen) Steingeräthe darauf schließen, daß bei Herstellung derselben die rechte Hand vorzugsweise Verwendung gefunden hat.[3]

Daß die Rechtshändigkeit ein uraltes Erbstück der Menschheit darstellt, hierfür liefert auch die Sprache vollgültige Beweise. Ueberall — auch bei den auf niedrigster Kulturstufe stehenden Stämmen und Horden — wird der rechten Hand ein ehrendes Beiwort, der linken Hand dagegen häufig ein Epitheton beigelegt, welches auf die Minderwerthigkeit der linken oberen Extremität hindeutet. Auch ist es sicher kein bloßer Zufall, wenn schon in den Sprachen der alten Völker mit der Bezeichnung für die rechte Hand zugleich der Begriff des Gesetzmäßigen, Geschickten und Glückverheißenden, mit der Bezeichnung für die Linke der Begriff des Ungeschickten, Unzuverlässigen oder Unheilbringenden sich verbindet. In der Sprache der Samoaner

lautet die Bezeichnung für die linke Hand: „lima-woat", d. i. wörtlich übersetzt: „Hand, die thöricht zugreift". Bei den Chippeway-Indianern Nordamerikas führt die rechte Hand den Beinamen „große Hand", während die linke als „Hand, die nichts versteht" bezeichnet wird. Ebenso wie das lateinische „sinister" hat das griechische σκαιός und σκαιότης, sowie das altkeltische „cearr" neben der Bedeutung: „links" zugleich die Bedeutung „unheilbringend".[4] — Wenn in gewissen Sprachen das Zahlwort „fünf" identisch ist mit der für die linke Hand gebrauchten Bezeichnung, während andererseits zwischen dem Zahlwort „zehn" und der Bezeichnung für die rechte Hand verwandtschaftliche Beziehungen bestehen, so erklärt sich dies aufs ungezwungenste aus der Annahme, daß man beim Zählen mit den Fingern der linken Hand anfing, und sobald die Zahl 5 überschritten wurde, die Finger der rechten Hand zu Hülfe nahm. — Daß in mehreren orientalischen Sprachen ein und dasselbe Wort sowohl „rechts" wie auch „Süden", ein anderes Wort sowohl „links" wie auch „Norden" bedeutet, — diese Thatsache ist auf den Umstand zurückzuführen, daß die feueranbetenden Völker des Orients bei ihren gottesdienstlichen Handlungen das Antlitz nach Osten (Sonnenaufgang) richteten, wobei sie dann natürlich Süden zur Rechten, Norden zur Linken hatten.

Von großer Bedeutung für das Studium der Rechtshändigkeit und Linkshändigkeit, sowie der dem Gebrauche der rechten Hand, bezw. linken Hand zu Grunde liegenden ursächlichen Momente sind jene Beobachtungen, bezw. Untersuchungen, welche die amerikanischen Gelehrten J. M. Baldwin und Daniel Wilson[5] neuerdings ausgeführt haben. Um festzustellen, in welchem Stadium der körperlichen Entwickelung die Rechtshändigkeit, bezw. Linkshändigkeit zuerst in die Erscheinung tritt, hat Baldwin an seinem eigenen Kinde während der

ersten zehn Lebensmonate Beobachtungen, bezw. Versuche angestellt, deren Gesamtzahl rund 2200 beträgt, die demnach eine gewisse Beweiskraft für sich in Anspruch nehmen dürfen. Baldwin ging im allgemeinen so zu Wege, daß er dem Kinde einen glänzenden oder auffallend gefärbten Gegenstand vorhielt und nun beobachtete, welche Hand das Kind zum Ergreifen des Gegenstandes in Bewegung versetzte. Er gelangte dabei zu folgenden Schlüssen: Beim Säugling ist von der Geburt an bis etwa zum siebenten oder achten Lebensmonate eine Bevorzugung der einen oder anderen Hand nicht nachzuweisen. Auch über die bezeichnete Altersgrenze hinaus tritt für gewöhnlich, d. h. bei Bewegungen, die sich ohne besondere Gemüthserregung vollziehen, das von der rechten Hand behauptete Vorrecht nicht zu Tage. Andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß im Zustande der Erregung der sieben bis acht Monate alte Säugling in der Regel bereits der rechten Hand den Vorzug giebt, wie daraus hervorgeht, daß nach Baldwin von 100 Handbewegungen, welche das sieben- bis achtmonatliche Kind im besagten Zustande ausführt, 93 auf die rechte Hand und nur 7 auf die linke kommen. Wilson — selbst ein Linkshänder — theilt die gesamte Menschheit hinsichtlich der Bevorzugung der einen oder anderen Hand in drei Kategorien ein, nämlich erstens in Rechtshänder, d. h. in solche, welche der rechten Hand ausnahmslos den Vorzug geben und diese Bevorzugung bereits im Säuglingsalter zu erkennen geben, zweitens Linkshänder, d. h. solche, die von Jugend auf geneigt sind, der linken Hand den Vorzug zu geben — eine Kategorie, der nach der Schätzung des bekannten Anatomen Professor Hyrtl[6] ungefähr 2%, nach der von dem englischen Arzte Dr. Ogle[7] aufgestellten, auf der Untersuchung von 2000 Hospitalpatienten beruhenden Statistik 4¼% aller Menschen

angehören, und die nach dem letzterwähnten Beobachter unter dem männlichen Geschlecht zahlreicher vertreten sein soll, als unter dem weiblichen. Endlich haben wir nach Wilson noch eine dritte Kategorie von Menschen zu unterscheiden, nämlich solche, bei denen weder eine Neigung zur Rechtshändigkeit, noch eine solche zur Linkshändigkeit von vornherein vorhanden ist und bei denen eben die äußeren Lebensumstände, Erziehung und Sitte den Betreffenden zum Rechtshänder machen. Auch ist es keineswegs ausgeschlossen, daß bei Rechtshändern durch eine von besonderen äußeren Umständen angeregte gleichmäßige Uebung eine Gleichwerthigkeit beider Hände erzielt wird. Ebenso ist es allgemein bekannt, daß unter dem Drucke der Nothwendigkeit — so z. B. bei Verlust oder Lähmung der einen Hand — die andere Hand das Uebergewicht erlangt, daß in Fällen, wo die rechte Hand gebrauchsunfähig wird, die linke Hand einen Ersatz bietet und so vice versa.

Die zuvor erwähnten Beobachtungen, denen zufolge bei der überwiegenden Mehrzahl der Menschen die Neigung zum vorzugsweisen Gebrauche der einen oder anderen Hand — in der Regel der rechten Hand — schon im Säuglingsalter zu Tage tritt, diese Beobachtungen berechtigen dann ferner zu dem Schlusse, daß den Erscheinungen der Rechtshändigkeit, bezw. Linkshändigkeit gewisse Eigenthümlichkeiten der körperlichen Organisation zu Grunde liegen. Letztere Schlußfolgerung erhält noch eine besondere Bestätigung durch dasjenige, was Dr. Ogle[8] und ich selbst bezüglich der Vererbung der Linkshändigkeit festzustellen im stande waren. Weiterhin erhält die Annahme, daß den Erscheinungen der Linkshändigkeit, bezw. Rechtshändigkeit ganz bestimmte Eigenthümlichkeiten der organischen Struktur zu Grunde liegen, eine Stütze durch die Thatsache, daß der vorzugsweise Gebrauch der linken Hand, welcher das Charakteristikum ge-

wisser Individuen bildet, durch konsequente Uebung zwar eingeschränkt, aber niemals vollständig beseitigt werden kann. Was letzteren Punkt anlangt, so will ich hier nur darauf hinweisen, daß bei den Linkshändern die Sitten und Gewohnheiten der heutigen Gesellschaft, sowie unser gesamtes Erziehungs- und Unterrichtssystem darauf hinwirken, die angeborene oder wenigstens im ersten Lebensjahre sich entwickelnde Neigung zum vorzugsweisen Gebrauche der linken Hand zum Verschwinden zu bringen und an deren Stelle die Rechtshändigkeit zu setzen. Wenn wir sehen, wie schon während des Säuglingsalters die Mutter den linkshändigen Sprößling dazu nöthigt, den Löffel mit der rechten Hand zu ergreifen und zum Munde zu führen, wie der Schreiblehrer mit größter Konsequenz, bisweilen sogar unter Zuhülfenahme von Schulstrafen, dahin wirkt, daß der linkshändige Schüler zum Schreiben nur die rechte Hand verwendet, wenn wir in Betracht ziehen, wie die Form vieler Geräthe und Haushaltungsgegenstände den Linkshänder dazu nöthigt, dieselben mit der rechten Hand zu ergreifen und zu handhaben, wie die an den Kleidungsstücken des weiblichen Geschlechtes, an Korsetten, Schuhen und Handschuhen angebrachten Schleifen, Schlingen, Spangen, Haken und Oesen darauf berechnet sind, daß das Zusammenknöpfen, Zusammenhaken und Zusammenschnüren mit der rechten Hand bewerkstelligt wird — wenn wir alles dieses in Betracht ziehen, so muß es uns eigentlich in Erstaunen versetzen, daß es überhaupt noch Personen giebt, bei welchen die Linkshändigkeit in die Erscheinung tritt. Eben nur jene angeborene, nicht selten ererbte Eigenthümlichkeit der körperlichen Organisation, die wir als die Grundbedingung der Linkshändigkeit voraussetzen müssen, ermöglicht es, daß ungeachtet aller die Rechtshändigkeit begünstigenden äußeren Einwirkungen und Verhältnisse die Linkshändigkeit bei jenen Individuen immer noch bis zu gewissem

Grade bestehen bleibt. In Uebereinstimmung mit dem soeben Gesagten beobachten wir, daß bei den Kulturvölkern der Linkshänder durch die von Kindsbeinen an auf ihn einwirkenden Einflüsse in der Regel zum ambidexter gemacht wird, daß er für die meisten Verrichtungen beide Hände ohne Unterschied verwendet, daß aber bei einzelnen Thätigkeiten — und zwar meistens bei solchen, die eine besondere Geschicklichkeit oder Kraft erheischen — die linke Hand doch in der Regel noch ihre Präponderanz behauptet. So ist es z. B. ein sehr gewöhnliches Vorkommniß, daß der Linkshänder entsprechend der Anleitung, die ihm die Schule gegeben hat, mit der rechten Hand schreibt, daß aber beim Zeichnen die linke Hand in Thätigkeit tritt; so kann man ferner beobachten, daß der linkshändige Graveur, Holzschneider und Kupferstecher zu vielen Verrichtungen des täglichen Lebens entsprechend den in früher Jugend erhaltenen Anweisungen die rechte Hand verwendet, daß er aber für die eine große Exaktheit und Präzision der manuellen Thätigkeit erheischenden Arbeiten, die ihm sein Beruf auferlegt, sich ausschließlich der linken Hand bedient. So findet man ferner Personen, die, während sie für die meisten Thätigkeiten bald die eine, bald die andere Hand verwenden, doch bei gewissen Verrichtungen, wie z. B. beim Eintreiben eines Nagels, beim Ausziehen eines in den Flaschenhals fest eingekeilten Korkes, beim Einführen des Fadens in das Nadelöhr u. dergl., ausschließlich die linke Hand benutzen. Wohl für keine Kategorie von Menschen, wie für den Linkshänder, gilt in gleichem Grade der Spruch des Horaz: „Naturam expellas furca, tamen usque recurret“ (Jage die Natur zur Thür hinaus und sie wird zum Fenster wieder hereinkommen). Menschen, welche sich beider oberen Extremitäten mit gleichem Vortheil bedienen können, sind jedenfalls selten, und es war somit unbillig, wenn Celsus forderte, daß der Chirurg ein Ambidexter sei, d. i., daß er je

nach Bedürfniß mit der rechten oder linken Hand zu operiren im stande sei.

Ich wende mich nunmehr zu jenen Theorien, mit Hülfe deren man das Vorherrschen der Rechtshändigkeit bisher zu erklären versucht hat. Zahlreiche Anhänger hat zunächst jene Erklärung gefunden, welche das Vorherrschen der Rechtshändigkeit mit der Handhabung der Waffen in Zusammenhang bringt. Zufolge jener Anschauung soll der Mensch schon in ältester Zeit sich daran gewöhnt haben, mit dem von der linken Hand gehaltenen oder am linken Arme hängenden Schilde die linke Seite des Körpers, insbesondere das Herz als lebenswichtigstes Organ, zu beschirmen, und somit soll für die Handhabung der Angriffswaffen der Gebrauch der rechten Hand sich ganz von selbst ergeben haben, was dann zu einer besonderen Uebung und Vervollkommnung der die Angriffswaffen (Speer, Schwert, Axt u. s. w.) führenden Hand und zum Prädominiren derselben mit Nothwendigkeit habe führen müssen. Aber ganz abgesehen davon, daß viele Naturvölker den Schild gar nicht kennen, ist gegen diese Theorie einzuwenden, daß dieselbe bei dem Naturmenschen eine solche Vorstellung von der Bedeutung des Herzens voraussetzt, wie sie der auf niedriger Kulturstufe stehende Mensch wohl kaum besitzen kann. Wir können also diese Theorie um so eher als abgethan betrachten, als sie auch für die Linkshändigkeit keinerlei Erklärung bietet, und da nur solche Erklärungen uns befriedigen können, welche sowohl die der Rechtshändigkeit, wie die der Linkshändigkeit zu Grunde liegenden ursächlichen Momente in Betracht ziehen. — Charles Bell, der berühmte englische Anatom, begnügt sich in seinem Werke: „The human hand“ darauf hinzuweisen, daß die rechte Körperhälfte im allgemeinen besser entwickelt ist, als die linke, daß in der Regel auch das rechte Bein leistungsfähiger und besser entwickelt sei, als das linke, und daß die rechtsseitigen Extremitäten vor den

linksseitigen zugleich den Vortheil voraus hätten, im allgemeinen seltener von Krankheiten befallen zu werden, als letztere. Obwohl Ch. Bell sich bereits zu der Ansicht bekennt, daß der vorzugsweise Gebrauch der rechten Hand nicht lediglich auf Gewohnheit zurückzuführen sei, daß derselbe vielmehr als eine von der Natur getroffene Einrichtung (natural provision) aufzufassen und einem bestimmten Zwecke zu dienen berufen sei, so erhalten wir von dem berühmten Gelehrten doch keine Auskunft über die der vorwiegenden Rechtshändigkeit zu Grunde liegende organische Ursache. Der englische Anatom Dr. Barclay bekennt sich bei Erörterung der Frage nach den Ursachen der vorwiegenden Rechtshändigkeit zu teleolopischen Anschauungen, die wohl kaum bei Naturforschern und Aerzten Anklang finden dürften. Er ist der Ansicht, daß dem Blutstrom in den zur Hohlvene verlaufenden Venen der linken Seite des Rumpfes und der linken unteren Extremität, welche mit der Aorta sich kreuzen, durch die Pulsation in dem mächtigen Arterienrohr ein Hinderniß bereitet wird, daß aber andererseits die vorwiegende Muskelthätigkeit der rechten Körperhälfte — insofern durch die Muskelkontraktionen vorübergehende venöse Stauungen herbeigeführt werden, dazu berufen sind, das Gleichgewicht zwischen linksseitiger und rechtsseitiger Venenzirkulation wieder herzustellen. — Dr. Andrew Buchanan, Professor der Physiologie an der Universität Glasgow, und Dr. John Struthers, Professor der Anatomie an der Universität Aberdeen in Schottland, haben eine Theorie aufgestellt, welche die Lage des Schwerpunktes im menschlichen Körper als Grundursache für den vorwiegenden Gebrauch der rechten Hand hinstellt.[9] Denkt man sich nach Struthers den menschlichen Köper in der Sagittalebene (d. i. die von vorn nach hinten quer durch den Körper gelegte, denselben halbirende Vertikalebene) in zwei gleiche Hälften zerlegt, so übersteigt das Gewicht der Ein-

geweide, soweit dieselben der rechten Körperhälfte angehören, dasjenige der linksseitigen Eingeweide um 600 bis 700 g; auch soll diese Gewichtsdifferenz zur Folge haben, daß der Schwerpunkt des menschlichen Körpers nicht genau in jenen, den Körper in eine rechte und linke Hälfte theilende Vertikalebene, sondern um etwa $^{3}/_{10}''$ rechts von der besagten Halbirungsebene fällt — ein Umstand, der nach der Ansicht der soeben erwähnten schottischen Gelehrten dem Gebrauche der rechten Hand zu gute kommen muß. Daß aber die Lage des Schwerpunktes im menschlichen Köper auf die Entwickelung der Rechtshändigkeit, bezw. Linkshändigkeit keinen entscheidenden Einfluß ausübt — dieser Schluß ergiebt sich aus der im Vorhergehenden von mir erwähnten Thatsache, daß der Säugling eine ausgesprochene Neigung zur Rechtshändigkeit, bezw. zur Linkshändigkeit schon zu einer Zeit bekundet, wo er noch gar keine Versuche zum Aufrechtstehen oder Gehen macht, wo also die Lage des Schwerpunktes für seine Thätigkeit noch gar nicht in Betracht kommt.[10] — Wäre die Lage des Schwerpunktes ausschlaggebend für den Gebrauch der rechten, bezw. linken Hand, so würde man auch erwarten müssen, daß jene Menschen, welche die unter dem Namen des Situs viscerum inversus bekannte vollständige Umlagerung der Eingeweide aufweisen, bei denen die dreilappige Lunge und die Leber der linken, das Herz, die Milz und die zweilappige Lunge der rechten Seite angehören — daß diese Menschen, bei denen der Schwerpunkt nach links von der vertikalen Halbirungsebene fällt, ausnahmslos linkshändig seien. Dies ist aber keineswegs der Fall. Auch bedarf es nur des Hinweises auf den Umstand, daß, wie oben erwähnt, 2 bis $4^{1}/_{4}$% aller Menschen Linkshänder sind und daß andererseits die Umlagerung der Eingeweide zu den allerseltensten Vorkommnissen gehört, um sofort zu erkennen, daß zwischen dem Situs viscerum inversus und der Linkshändigkeit ursächliche Beziehungen nicht bestehen können.

Wir wenden uns nunmehr zu jener Theorie, die mir vor allen, die bisher aufgestellt wurden, am besten begründet zu sein scheint. Zum besseren Verständniß des Nachfolgenden will ich hier zunächst daran erinnern, daß infolge der Kreuzung der Nervenstränge die Muskulatur der rechten Körperhälfte ihren Nervenstrom vom linken Großhirn und daß umgekehrt die Muskulatur der linken Körperhälfte ihre Nervenimpulse vom rechtsseitigen Großhirn bezieht. — Was nun die in Rede stehende Theorie selbst anlangt, so hat der französische Gelehrte Gratiolet zuerst darauf hingewiesen, daß wir die der Rechtshändigkeit, bezw. Linkshändigkeit zu Grunde liegenden Ursachen im Gehirne selbst zu suchen haben, ohne daß es demselben jedoch gelungen wäre, seinen Anschauungen Anerkennung zu verschaffen. Innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte ist nun aber eine Anzahl von Untersuchungen und Beobachtungen veröffentlicht worden, die mit großer Wahrscheinlichkeit darauf schließen lassen, daß die beiden in ihren Hauptwindungszügen symmetrischen Hemisphären des Großhirns nicht etwa vollständig gleichwerthig sind, daß vielmehr bei der Mehrzahl der Menschen die linke Großhirnhemisphäre das Uebergewicht über die rechte Hemisphäre behauptet. Der zuerst von Paul Broca aufgestellte Satz, wonach in der dritten Stirnwindung des Großhirns — und zwar bei der Mehrzahl der Menschen in der dritten Stirnwindung der linken Großhirnhemisphäre — jene Nervenprozesse ihren Sitz haben, auf denen das Sprachvermögen beruht, dieser Satz darf jetzt als eine wohlbegründete wissenschaftliche Thatsache gelten. Bekanntlich hat auch N. Rüdinger (München) über das „Sprachzentrum" außerordentlich wichtige weitere Untersuchungen angestellt und nicht nur die Bildung und Beschaffenheit der linksseitigen dritten Stirnwindung (Brocasche Windung), sondern auch die Entwickelung jenes in der Tiefe

der „Sylviusschen Grube" gelegenen Hirntheiles, den die Anatomen als „Reilsche Insel" bezeichnen, sowohl bei niederen Affen, wie beim Anthropoiden, ferner bei Taubstummen und Mikrokephalen, sowie an den Gehirnen von normal entwickelten Personen beiderlei Geschlechtes eingehend studirt.[11] Von 19 im Besitze von Professor Rüdinger befindlichen Gehirnen geistig hervorragender Männer, die auch zugleich durch ihre Thätigkeit als akademische Lehrer, Parlamentarier, Juristen u. dergl. dazu veranlaßt wurden, sich eine gewisse rednerische Fertigkeit anzueignen, — von diesen 19 Gehirnen Rüdingers lassen 18 deutlich erkennen, daß die betreffenden Personen „linkshirnige Sprecher" gewesen sind, daß die rhetorischen Leistungen derselben auf einer ganz besonderen Entwickelung des linksseitigen „Sprachzentrums", nämlich der dritten Stirnwindung und Reilschen Insel des linken Großhirns, beruht haben. Auch haben die Untersuchungen, welche Duval am Gehirne des großen Volksmannes und Redners Leon Gambetta vorgenommen hat,[12] sowie diejenigen, welche von Waldschmidt an zwei Taubstummengehirnen ausgeführt wurden,[13] den Broca-Rüdingerschen Satz, demzufolge die linksseitige dritte Stirnwindung und die angrenzende Reilsche Insel bei der überwiegenden Mehrzahl der Menschen den Sitz des Sprachvermögens darsten, vollkommen bestätigt. Bezüglich der soeben erwähnten Untersuchung Brocas bemerkt der französische Anthropologe Paul Topinard: „Broca, sich stützend auf die Beobachtung von 20 Fällen von Aphasie (d. i. durch Krankheitsprozesse im Gehirn erzeugte Sprachlosigkeit), sich ferner stützend auf die Ergebnisse der bei den betreffenden Individuen vorgenommenen Hirnsektionen, welche in 19 von diesen 20 Fällen das Vorhandensein eines Krankheitsprozesses in der dritten Stirnwindung des linken Großhirns ergeben haben, — hierauf sich stützend gelangte Broca zu dem Schluß, daß die linke

Hirnhälfte als die vorzugsweise thätige zu betrachten ist" (que c'est le côté gauche du cerveau, qui travaille de préférence).[14] Auch hat der soeben erwöhnte Schluß, betreffend die vorwiegende Thätigkeit des linken Großhirns, eine weitere Bestätigung erhalten durch jene Untersuchungen, welche der italienische Gelehrte Dr. Giuseppe zu Pisa bezüglich der „Agraphie" (d. i. jener Störung der Gehirnthätigkeit, wobei dem betroffenen Individuum die Fähigkeit zu schreiben abhanden kommt) vor wenigen Jahren angestellt hat. In einer im Archivio Italiano vom September 1890 veröffentlichten Abhandlung bemerkt nämlich der besagte italienische Forscher: „Sowohl die klinische Beobachtung, wie die pathologisch-anatomischen Untersuchungen deuten darauf hin, daß in der zweiten Stirnwindung des linken Großhirns ein Nervenapparat enthalten ist, dem die Aufgabe obliegt, durch Zusammenfassung gewisser Gedächtnißbilder mit solchen Nervenströmen, durch welche gewisse Muskelgruppen der rechten Hand in Thätigkeit versetzt werden, jenen komplizirten Vorgang, den wir als „Schreiben" bezeichnen, auszulösen." Die Zerstörung des besagten Nervenzentrums erzeugt, wie schon bemerkt, „Agraphie", d. h. der betreffenden Person geht die Fähigkeit verloren, die für das Schreiben erforderliche Koordination bestimmter Muskelgruppen zu bewerkstelligen. Auch unterliegt es nach Dr. Giuseppe keinem Zweifel, daß bei rechtshändigen Personen das „Schreibzentrum" ausnahmslos in der linken Großhirnhemisphäre enthalten ist. Andererseits muß allerdings mit Sicherheit angenommen werden, daß in solchen Fällen, wo der im linken Großhirn enthaltene Nervenapparat für das Schreiben durch Krankheitsprozesse in seiner Thätigkeit beeinträchtigt wird — daß in solchen Fällen ein Ersatz dadurch ermöglicht wird, daß

nunmehr im rechten Großhirn ein neues Zentrum für die komplizirte Thätigkeit des Schreibens durch die mit der linken Hand angestellten Schreibübungen zur Entwickelung gebracht wird. Nur auf diese Weise ist es erklärlich, daß ursprünglich rechtshändige Personen nach Verlust oder Lähmung der rechten Hand mit der Linken zu schreiben lernen, daß linkshändige Personen, obwohl bei ihnen die Tendenz zum vorwiegenden Gebrauch der linken Hand das linkshändige Schreiben als das naturgemäßere erscheinen läßt, doch durch den Zwang der Erziehung und des Schulunterrichtes dazu veranlaßt werden, mit der rechten Hand zu schreiben, oder mit anderen Worten: in ihrem linken Großhirn ein Schreibzentrum zur Entwickelung zu bringen. — Mit den zuletzt erwähnten Anschauungen steht auch dasjenige im Einklang, was N. Rüdinger[15] bezüglich der Entstehung des an dem Gehirne des Professors B. nachgewiesenen rechtsseitigen Sprachzentrums annimmt. Von jenen 19 Gehirnen geistig hervorragender Männer, die Professor Rüdinger untersucht hat, ist das B.'sche Gehirn das einzige, bei welchem die dritte Stirnwindung und die Reil'sche Insel des rechten Großhirns eine bedeutendere Entwickelung aufweisen, als die entsprechenden Theile des linken Großhirns, und die von Rüdinger für die ausnahmsweise Lokalisirung des Sprachvermögens in der dritten Stirnwindung des rechten Großhirns gegebene Erklärung hat in der That vieles für sich. Rüdinger hält es für wahrscheinlich, daß bei B. das von Jugend auf mit Vorliebe und Ausdauer gepflegte Violoncellospiel zu einer fortwährenden Uebung und hochgradigen Fingerfertigkeit der linken Hand die Veranlassung geboten und daß die auf solche Weise entwickelte Linkshändigkeit, insofern sie eine fortwährende Thätigkeit und Uebung des rechten Großhirns mit sich brachte, dem letzteren ein auch bei den Sprachfunktionen zur Geltung kommendes Uebergewicht verschafft hat.

Bezüglich des Uebergewichtes der linken Großhirnhemisphäre über die rechte — auf die ich, wie schon bemerkt, das Vorwiegen der Rechtshändigkeit zurückführen möchte —, bezüglich dieser Frage will ich hier noch erwähnen, daß nach den von französischen und englischen Anatomen ausgeführten Untersuchungen die rechte Hirnhälfte von der linken Hirnhälfte sowohl hinsichtlich des Volumens, wie auch insbesondere hinsichtlich des Gewichtes in der Regel übertroffen wird. Für ein solches Prädominiren der linken Hirnhälfte sprechen zunächst die Ergebnisse der von dem bereits erwähnten Paul Broca angestellten Untersuchungen. Die Wägungen, die derselbe an den Gehirnen von 264 Männern und 139 Frauen vorgenommen hat, ergaben zwar nur geringfügige Unterschiede, wenn die rechtsseitigen und linksseitigen Großhirnhemisphären als solche gewogen und miteinander verglichen wurden. Dagegen fand Broca, als er die einzelnen Hirnlappen voneinander trennte und separat wog, daß bei 258 männlichen Gehirnen der linke Stirnlappen im Mittel ein Uebergewicht von 2,5 g hatte, daß aber andererseits die Schläfen-, Scheitel-, sowie die Hinterhauptslappen des rechten Großhirns etwas schwerer waren, als die entsprechenden Partien des linken Großhirns.[16] Dr. Boyd[17] stellt als Ergebniß der Wägungen von 200 Gehirnen, wobei die beiden Großhirnhemisphären einzeln gewogen und hinsichtlich ihres Gewichtes miteinander verglichen wurden, den Satz auf, daß das rechte Großhirn hinter dem linken Großhirn hinsichtlich des Gewichtes nicht unerheblich zurückbleibt. Ogle, der eine beträchtliche Anzahl von menschlichen Gehirnen mit Bezug auf die Asymmetrie der Hirnwindungen geprüft hat, gelangt zu dem Schlusse, daß im großen und ganzen die Windungen des Stirnlappens linkerseits mehr entwickelt, die kleinen Windungszüge (gyri) linkerseits zahlreicher sind, als rechterseits, und daß im allgemeinen die linke Hirnhälfte nicht nur schwerer, sondern auch mehr entwickelt ist, als die rechte Hirnhälfte.[18]

Um aber auf die Beziehungen des linken Großhirns zur Rechtshändigkeit zurückzukommen, so ist ebensowohl die von Broca und Rüdinger übereinstimmend festgestellte Lokalisirung des Sprachvermögens in der dritten Stirnwindung des linken Großhirns, wie auch die zuvor erwähnten Untersuchungen Giuseppes, denen zufolge das Zentrum für das rechtshändige Schreiben ebenfalls im Stirnlappen des linken Großhirns enthalten ist — diese Forschungsergebnisse sind wohl geeignet, Licht zu verbreiten über die dem vorzugsweisen Gebrauche der rechten Hand zu Grunde liegenden Ursachen. Denn es muß, wenn die Annahme des letzterwähnten Gelehrten bezüglich des im linken Großhirn enthaltenen Nervenapparats für die Schreibthätigkeit sich als zutreffend erweisen sollte, doch von vornherein als sehr wahrscheinlich gelten, daß auch für andere manuelle Thätigkeiten die linke Großhirnhemisphäre über die rechte das Uebergewicht behauptet und daß dementsprechend, sobald nicht durch besondere Umstände eine Verschiebung der soeben erwähnten Verhältnisse bewirkt wird, die rechte Hand hinsichtlich ihres Gebrauches über die linke Hand prädominiren wird. Andererseits ist wohl kaum zu bezweifeln, daß auch jene Gesten, womit das Kind seine Sprechversuche begleitet, wesentlich dazu beitragen, jenes Uebergewicht des linken Großhirns über das rechte, wozu die Anlage dem Kinde jedenfalls angeboren ist, vollständig herauszubilden. Jene Bewegungen der Arme und Beine, welche der Säugling während der ersten sechs bis sieben Monate seines Lebens ausführt, dienen keinem bestimmten Zwecke und sind im wesentlichen wohl nur als „Reflexe“ (ohne Mitwirkung des Willens und häufig auch des Bewußtseins zu stande kommende automatische Bewegungen) aufzufassen; auch kann es unter solchen Umständen nicht unsere Verwunderung erregen, daß die obenerwähnten Baldwinschen

Beobachtungen und Versuche für jenen frühesten Abschnitt des kindlichen Daseins keine Bevorzugung der einen oder anderen Hand ergeben haben. Anders gestalten sich aber die Verhältnisse, sobald in den darauf folgenden Monaten das eigentliche Geistesleben des Kindes zu erwachen beginnt. Die im kindlichen Gehirne sich regenden Ideen und Neigungen ringen nach einem entsprechenden Ausdruck, und da die sich nur ganz allmählich entwickelnde Sprache — die Thätigkeit eines sehr komplizirten Mechanismus, der, um gut zu funktioniren, längere Uebung voraussetzt — nicht sofort allen an sie gestellten Anforderungen zu entsprechen vermag, so ist es ganz natürlich, daß das Kind die von ihm hervorgebrachten, zum Theil noch inartikulirten Laute mit Bewegungen begleitet, welche als Gesten dazu dienen, seinen Ideen und Neigungen einen deutlicheren Ausdruck zu verleihen. Vom siebenten Lebensmonate an tritt dann, wie Baldwin festgestellt hat (s. oben), das Prädominiren der rechten Hand über die linke immer mehr hervor, und es ist in der That leicht verständlich, daß solche Bewegungen, welche als Gesten die ersten Sprechübungen des Kindes begleiten, vorzugsweise mit der vom linken Gehirn aus in Bewegung versetzten, rechten Hand ausgeführt werden, daß jene ersten Sprechversuche und die sie als Gesten begleitenden Handbewegungen von einer und derselben Hirnhälfte ihren Ursprung nehmen.

Wenn aber, wie oben erwähnt, die Rechtshändigkeit auf dem Uebergewicht beruht, welches das linke Großhirn über das rechte Großhirn, oder, genauer gesagt, gewisse Partien des linken Großhirns über die entsprechenden Theile des rechten Großhirns behaupten — wenn diese Theorie sich als zutreffend erweisen sollte, so wäre es andererseits wohl gestattet, anzunehmen, daß die Linkshändigkeit auf einer Umkehrung der gewöhnlichen Verhältnisse, — nämlich auf dem Uebergewicht, welches in gewissen Ausnahmefällen die rechte

Großhirnhemisphäre über die linke, bezw. gewisse Theile derselben über die entsprechenden Partien der linken Hemisphäre behaupten — beruht. In der That liegen denn auch bereits gewisse, wenn auch nur ganz vereinzelte Beobachtungen vor, die zu Gunsten dieser Annahme sprechen. Was zunächst die Lokalisirung des Sprachvermögens bei Linkshändern anlangt, so hat der englische Arzt Dr. Pye Smith eine Anzahl von Krankheitsfällen zusammengestellt, wo bei linkshändigen Patienten neben Sprachstörungen (Aphasie) Lähmungen der linksseitigen Extremitäten zur Beobachtung kamen, — ein Thatbestand, welcher den Schluß nahe legt, daß bei den betreffenden Individuen neben den Nervenzentren für die Bewegung der linksseitigen Gliedmaßen auch das die Sprache beherrschende Nervenzentrum im rechten Großhirn enthalten war. Die Untersuchungen, welche der bereits erwähnte Dr. Ogle[19] in Gemeinschaft mit Dr. Broadbent an den Gehirnen von zwei linkshändigen Frauen angestellt hat, haben ergeben, daß bei beiden Gehirnen die rechtsseitigen Großhirnwindungen zahlreicher und mehr entwickelt waren, als die linksseitigen. Zu Gunsten jener Theorie, welche die Linkshändigkeit auf das Prädominiren des rechten Großhirns über das linke, bezw. gewisser Partien des rechten Großhirns über die entsprechenden Partien des linken Großhirns zurückführt, — zu Gunsten dieser Theorie kann auch ein Fall, über den Wilson[20] ausführlich berichtet, angeführt werden. Thomas Reilly, ein in Kanada lebender Irländer mit hochgradiger Linkshändigkeit — der Gebrauch der linken Hand war bei ihm ein so ausschließlicher, daß er beim Schießen das Gewehr auf die linke Schulter und an die linke Wange legte und mit der linken Hand abfeuerte, weshalb man es nöthig fand, ihm während seines Dienstes in der kanadischen Miliz den Posten des linken Flügelmannes anzuweisen —, dieser mit ganz besonders ausgesprochener

Linkshändigkeit behaftete Irländer wurde später geisteskrank und starb in der Irrenanstalt zu Toronto, woselbst die Gehirnsektion von Professor Ramsay Wright ausgeführt wurde. Obwohl das der Geistesstörung zu Grunde liegende Gehirnleiden gewisse pathologische Veränderungen im Gehirn hervorgerufen hatte, so war doch deutlich zu erkennen, daß bei diesem Linkshänder der Stirnlappen des rechten Großhirns erheblich mehr entwickelt war, als die entsprechende Partie des linken Großhirns; desgleichen ergaben die vorgenommenen Wägungen, daß das Gewicht des rechten Großhirns dasjenige des linken Großhirns in diesem Falle um ein Beträchtliches übertraf.

Werfen wir nunmehr die Frage auf: Auf welche Ursachen ist das Prädominiren des linken Großhirns über das rechte Großhirn (bezw. gewisser Partien des linken Großhirns über die entsprechenden Partien des rechten Großhirns), wie es für die Sprachbildung bereits erwiesen ist und als Grundlage der vorwiegenden Verwendung der rechten Hand mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden darf, zurückzuführen? Was diesen Punkt anlangt, so bin ich nur in der Lage, eine Vermuthung auszusprechen — eine Vermuthung, über deren Berechtigung oder Nichtberechtigung zukünftige Forschungen zu entscheiden haben werden. Daß die im Gehirn sich abspielenden Nervenprozesse, die wir als „Empfindung", „Bewußtsein" und „Willen" bezeichnen, auf gewissen in den Hirnganglien (Nervenzellen) vor sich gehenden physikalisch-chemischen Veränderungen beruhen, diese Anschauung ist gegenwärtig unbestritten; auch kann es wohl kaum bezweifelt werden, daß die Thätigkeit der Hirnganglien je nach der Ernährung derselben, d. i. je nach den verschiedenen Graden der Blutzufuhr eine mehr oder weniger lebhaftere und energischere sein wird. Wenn wir nun weiter die Frage aufwerfen, ob die Blutzufuhr zur linken Hirnhälfte mit derjenigen

zur rechten Hirnhälfte genau übereinstimmt, so drängt sich uns sofort die Wahrnehmung auf, daß zwischen der linksseitigen und rechtsseitigen Blutzufuhr nicht unerhebliche Unterschiede bestehen. Während linkerseits die das Gehirn mit Blut versorgende Schlagader (carotis communis) direkt aus dem als Fortsetzung des Herzens zu betrachtenden Aortenbogen entspringt, nimmt die rechtsseitige Carotis communis nicht direkt aus der

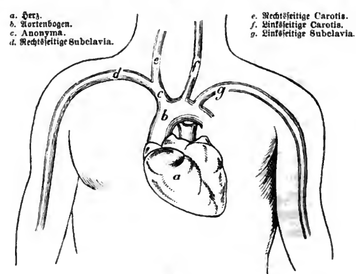


Fig 1.
Schematische Darstellung des Ursprunges der Arterien aus dem Aortenbogen.

Aorta, sondern vielmehr aus der Arteria anonyma, dem der rechtsseitigen Carotis und der rechtsseitigen Schlüsselbeinarterie (Arteria subclavia) gemeinschaftlichen Arterienstamm ihren Ursprung. (Vergl. Fig. 1.) Was folgt aber hieraus? Doch wohl nur, daß die vom linken Herzen kommende Blutwelle an der Stelle der Gabelung der Anonyma in Carotis und Subclavia anschlägt, daß mithin auch rechtsseitig der Reibungswiderstand der Arterienwandungen ein größerer sein

muß, als linksseitig, woraus sich dann ferner der Schluß ergiebt, daß dem linken Großhirn das Blut unter größerem Drucke zuströmt, als dem rechten Großhirn,[21] daß die Ernährungsverhältnisse für die linke Hirnhälfte sich im allgemeinen günstiger gestalten werden, als diejenigen für die rechte Hirnhälfte, und daß den günstigeren Verhältnissen der Blutzufuhr zum linken Großhirn ein gesteigerter Stoffwechsel und eine größere Energie des Nervenstromes entspricht. Auch darf eine dem Gebiete der Pathologie entlehnte Beobachtung, nämlich der Umstand, daß die sogenannten „Embolien" im linken Großhirn häufiger auftreten, als im rechten Großhirn,[22] wohl ebenfalls zu Gunsten der von mir befürworteten Theorie gedeutet werden. Würde das arterielle Blut dem linken Großhirn nicht auf direkterem Wege und unter größerem Drucke zuströmen, als dies im Bereiche der rechten Hirnhälfte der Fall ist, so wäre es kaum verständlich, daß jene von den erkrankten Herzklappen losgerissenen Faserstoffgerinnsel, die durch Verstopfung von Gehirnarterien eben jenen als „Embolie" bezeichneten Krankheitsprozeß hervorrufen und durch die auf solche Weise im Gehirn hervorgerufenen Ernährungsstörungen zur Hirnerweichung führen — es wäre, sage ich, ohne die von mir befürwortete Theorie kaum verständlich, daß jene Blutgerinnsel vorzugsweise der linken Hirnhälfte zugeführt werden. — Sollte meine Vermuthung sich aber als zutreffend erweisen, sollte der Ursprung der linksseitigen Kopfschlagader direkt aus dem Aortenbogen für die Blutzufuhr zum linken Großhirn und somit auch für die in demselben sich abspielenden Stoffwechselprozesse ein günstiges Moment darstellen, wodurch es sich dann ohne Schwierigkeit erklären würde, daß die vom linken Großhirn ausgehenden, die Muskeln des rechten Armes und der rechten Hand in Thätigkeit versetzenden Nervenströme eine energischere Wirkung entfalten, als die von den korrespondirenden Partien des rechten Großhirns ausgehenden Nerven-

ströme — sollte sich diese Erklärung für das Prädominiren des linken Großhirns über das rechte Großhirn und somit auch die von mir für das Vorherrschen der Rechtshändigkeit gegebene Erklärung als zutreffend erweisen, so würde die Vermuthung außerordentlich naheliegen, daß ein ursächlicher Zusammenhang besteht zwischen dem Auftreten der Linkshändigkeit und jenen Abnormitäten des Arterienursprunges aus der Aorta, deren Kenntniß wir dem bekannten Anatomen Joseph Hyrtl verdanken.[23] Ich kann auf diese Unregelmäßigkeiten hier nicht näher eingehen und will nur bemerken, daß neben anderen Abweichungen von der Norm der Fall durchaus nicht selten vorkommt, daß sowohl linksseitig, wie rechtsseitig die Carotis und Subclavia aus einem gemeinschaftlichen Arterienstamm entspringen (vergl. Fig. 2a) oder daß der Aortenbogen statt

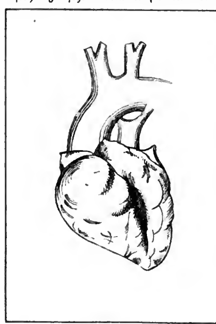


Fig. 2a.
Unregelmäßigkeiten des Ursprunges der Arterien aus dem Aortenbogen (nach J. Hyrtl).

dreier Aeste vier große Aeste abgiebt, mit anderen Worten, daß rechterseits, ebenso wie linkerseits, die Kopfschlagader (carotis communis) direkt aus der Aorta entspringt. (Vergl. Fig. 2b.) Weiterhin soll nach Hyrtl eine Verlegung des Ursprunges der rechten Schlüsselbeinschlagader (a. subclavia dextra) nach links, und zwar meistens bis jenseits des Ursprunges der linken

Schlüsselbeinarterie (a. subclavia sinistra) — dergestalt, daß sie als vierter Ast aus dem Aortenbogen entspringt (vergl. Fig. 2c), bei etwa 2% aller Menschen vorkommen. Schon Hyrtl ist auf den Gedanken verfallen, daß möglicherweise zwischen der letzterwähnten Abnormität und dem Auftreten der Linkshändigkeit ursächliche Beziehungen bestehen könnten; er hat aber nicht daran gedacht, daß durch dergleichen Unregelmäßigkeiten des Arterienursprunges die Ernährungsverhältnisse des linken und rechten Großhirns verändert werden könnten; er spricht vielmehr nur die Vermuthung aus, daß durch den weit nach links verlegten Ursprung der rechtsseitigen Schlüsselbeinarterie die Ernährung der Muskulatur des rechten Armes und der rechten Hand beeinträchtigt würde und daß unter solchen Umständen, indem nun der muskelkräftigere linke Arm vorwiegend zur Verwendung käme, Linkshändigkeit sich entwickeln müßte. Im Gegensatz zu der besagten Theorie Hyrtls möchte ich hier nur die Frage aufwerfen, ob nicht auch in diesen Fällen die Blutzufuhr zum Gehirn und die in demselben sich abspielenden, in der Form von Nerventhätigkeit in die Erscheinung tretenden Stoffwechselprozesse das ausschlaggebende

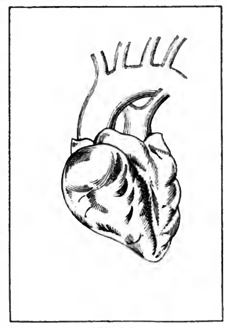


Fig. 2b.
Unregelmäßigkeiten des Ursprunges der Arterien aus dem Aortenbogen (nach J. Hyrtl).

Moment darstellen, ob nicht die Annahme ihre Berechtigung hat, daß beim direkten Ursprung der rechtsseitigen Kopfschlagader aus dem Aortenbogen die Verhältnisse der Blutzufuhr und Ernährung für das rechte Großhirn sich ausnahmsweise günstiger gestalten, als diejenigen des linken Großhirns, und daß demnach unter solchen Umständen das rechte Großhirn ausnahmsweise über das linke Großhirn prädominiren, mithin Linkshändigkeit auftreten wird.[24]



Fig. 2 c.
Unregelmäßigkeiten des Ursprunges der Arterien aus dem Aortenbogen (nach J. Hyrtl).

Ich begnüge mich mit diesen kurzen Andeutungen und möchte zum Schluß noch auf einen Punkt die Aufmerksamkeit lenken, nämlich auf die Frage, ob nicht auch bei Thieren die rechtsseitigen Extremitäten über die linksseitigen in der Regel das Uebergewicht behaupten. Daß Affen die rechte obere (vordere) Extremität häufiger verwenden, als die linke, ist wiederholt behauptet worden. Auch soll es nach den beim Trainiren von Pferden gemachten Beobachtungen bei weitem leichter sein, das Pferd auf eine Gangart einzuüben, wobei es mit dem rechten Vorderfuße antritt, als auf eine solche, wobei der linke Vorderfuß zuerst kommt. Papageien und andere

Vögel sollen, wenn sie nur einen von beiden Füßen zur Unterstützung des Körpers verwenden, regelmäßig dem rechten Fuße den Vorzug geben, mit den Krallen des rechten Fußes ihre Nahrung festhalten u. dergl. Während die Anatomen darüber zu entscheiden haben werden, ob, wie ich vermuthe, zwischen dem Ursprunge der linksseitigen und der rechtsseitigen Carotis und dem durch die Blutversorgung und Ernährung der beiden Hirnhälften bedingten Auftreten der Rechtshändigkeit, bezw. Linkshändigkeit wirklich ein ursächlicher Zusammenhang besteht, — während den Anatomen die Aufgabe obliegt, diese Frage zum endgültigen Austrag zu bringen,[25] ist es zugleich wünschenswerth, daß die Direktoren der zoologischen Gärten, sowie überhaupt alle Diejenigen, welche Gelegenheit haben, Säugethiere und Vögel zu beobachten, uns darüber Klarheit verschaffen, ob die mehrfach aufgestellte Behauptung, daß auch die besagten Thierordnungen den rechtsseitigen Extremitäten den Vorzug geben, begründet ist.

Anmerkungen.

[1] Daß es Naturvölker gäbe, bei denen die Linkshändigkeit ein weit häufigeres Vorkommniß sei, als bei den europäischen Kulturvölkern, daß bei den Eingeborenen des Punjab, bei gewissen Eingeborenenstämmen Südafrikas, sowie bei den Fidji-Insulanern die Linkshändigkeit relativ häufiger vorkomme, als in Europa, — diese und ähnliche Behauptungen sind von verschiedenen Seiten aufgestellt worden, ohne daß es jedoch bisher gelungen wäre, Beweise für dieselben zu liefern.

[2] Nur einige wenige jener in südfranzösischen und süddeutschen Knochenhöhlen aufgefundenen Zeichnungen und Gravirungen in Rennthierhorn und Mammuthelfenbein, wie z. B. die aus der im Thale der Vezère (Dordogne) befindlichen La Madeleine-Grotte zu Tage geförderte Darstellung zweier dickköpfigen Pferde, sowie die bekannte vielbewunderte Zeichnung eines weidenden Rennthieres, welche im Keßlerloche bei Thayngen (unweit Schaffhausen) aufgefunden wurde, weisen nach rechts gerichtete Thierkopfprofile auf und berechtigen somit zu dem Schlusse, daß, wenn auch

beim paläolithischen Menschen die Rechtshändigkeit vorherrschend war, es damals doch auch linkshändige Zeichner gegeben hat. Für die von ihm aufgestellte Behauptung, daß in der neolithischen Periode (jüngeren Steinzeit) die Linkshändigkeit ebenso häufig, bezw. häufiger als die Rechtshändigkeit gewesen sei, ist der französische Gelehrte de Mortillet den Beweis schuldig geblieben.

[3] Evans hat festgestellt, daß die Kanten jener Steinbeile in der Regel nicht in der nämlichen Ebene liegen, daß vielmehr der die Klinge bildende Theil des Werkzeuges dermaßen um seine Achse gedreht erscheint, daß eine Ebene, welche man durch die eine Kante des Werkzeuges bis zur Längsachse desselben sich gelegt denkt, mit einer durch die andere Kante des Instrumentes und ebenfalls bis zur Längsachse gelegten Ebene einen Winkel von wenigstens 45° bildet. Evans ist der Ansicht, daß jene Achsendrehung keineswegs absichtlich produzirt wurde und keinen besonderen Zwecken gedient hat, daß dieselbe vielmehr darauf zurückzuführen ist, daß bei Herstellung des Geräthes die regelmäßig mit einer und derselben Hand — nämlich der rechten Hand — geführten Schläge den Steinkern, aus welchem das Werkzeug durch Lossprengen von Steinsplittern allmählich hergestellt wurde, auf der einen Seite unter einem anderen Winkel getroffen haben, wie auf der entgegengesetzten Seite. — In der „jüngeren Steinzeit" (neolithischen Periode) ist nach Evans die Anfertigung der Steingeräthe meistens so bewerkstelligt worden, daß, während der Steinarbeiter mit der linken Hand das Rohmaterial festhielt, er mit der Rechten jenes Knochen- oder Hornwerkzeug handhabte, mit Hülfe dessen mehr durch Druck, als durch Schläge feine Splitter von dem Steinkern abgesprengt wurden — ein Verfahren, wie es noch heutzutage bei gewissen Naturvölkern (Eskimos, Azteken Mexikos, Shasta-Indianer Kaliforniens u. s. w.) gebräuchlich ist. Nach Wilson müßte man annehmen, daß in der „älteren Steinzeit" (paläolithische Periode) es zwar bereits Rechtshänder und Linkshänder gegeben hat und daß die Rechtshänder schon damals in der Majorität sich befunden haben. Immerhin hält W. es für wahrscheinlich, daß der scharfe Unterschied, wie er heutzutage besteht, damals noch nicht bestanden hat, daß vielmehr erst die Vereinigung einer Anzahl Menschen zu gemeinsamer Arbeit, sowie insbesondere jene Uebung und Kunstfertigkeit, wie sie das Herstellen von Steingeräthen erfordert, dazu beigetragen haben, die Prävalenz der rechten Hand, wofür die Grundlage in der körperlichen Organisation des Menschen gegeben ist, zur völligen Entwickelung zu bringen.

[4] Das Wort Tau, welches auf den Hawaischen Inseln „fertig", „bereit", auf Tahiti „recht", „geziemend", auf Neuseeland (Maorisprache) „erfahren", „geschickt" bedeutet, ist zugleich die gewöhnliche polynesische Bezeichnung für die rechte Hand. In der Sprache der Fitschi-Insulaner wird

die Hand im allgemeinen mit „linga“ bezeichnet; andererseits dient das Wort „daka“, welches ursprünglich „Hand eines Häuptlings“ bedeutet, als Bezeichnung für die Rechte, während für die linke Hand das Wort „sema“ eingeführt ist. Letztere Bezeichnung ist abgeleitet vom Zeitwort „se“, das bei den Eingeborenen des Fidschi-Archipels, der Samoa- und Tonga-Inseln, sowie bei den Maoris Neuseelands „sich im Irrthum befinden“ bedeutet. In der von den Eingeborenen des Kingsmill-Archipels gesprochenen Teravan-Sprache wird die linke Hand als bai maan, d. h. die schmutzige Hand (Hand, die nicht zum Essen gebraucht werden darf) bezeichnet. In der angelsächsischen Uebersetzung des neuen Testaments lautet die Bezeichnung für die rechte Hand „swythre“ (abgeleitet von „swyth“, welches „stark“, „mächtig“ bedeutet).

[5] Vergl. das vortreffliche Werk „The Right Hand and Left-handedness“ (Macmillan & Co., London und New York 1891), in welchem der unlängst verstorbene Sir Daniel Wilson, Professor der Anthropologie an der Universität Toronto (Kanada), die Ergebnisse der von ihm und Prof. Baldwin angestellten Untersuchungen niedergelegt hat.

[6] Handbuch der topographischen Anatomie und ihrer praktisch medizinisch-chirurgischen Anwendungen. 3. Auflage, Wien 1860.

[7] On dextral preeminence. Medico-Chirurgical Transactions, London 1871, Vol. XXXVI. Während nach Hyrtl etwa 2%, nach Ogle 4¼% der europäischen Menschheit Linkshänder sind, ergiebt die in der Bibel (Buch der Könige) enthaltene Angabe, derzufolge unter 26000 Kriegern aus dem Stamme Benjamin 700 linkshändige Steinschleuderer sich befunden haben, eine Durchschnittsziffer von 2¾% Linkshändern. Auch berechtigt die soeben erwähnte Angabe der Bibel wohl zu dem Schlusse, daß innerhalb der historischen Zeit das numerische Verhältniß der Linkshänder zur Zahl der Rechtshänder sich nicht wesentlich verändert hat.

[8] A. a. O. Ogle hat nicht weniger als 2000 Hospitalpatienten, nämlich 1000 Männer und ebensoviele Frauen, auf Rechtshändigkeit und Linkshändigkeit untersucht. Unter diesen 2000 Personen fanden sich 85 Linkshänder (4¼%), wovon 57 dem männlichen, dagegen nur 28 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Von diesen 85 Linkshändern hatten zwar nur 12 Personen linkshändige Eltern; doch erkannte Ogle sofort, daß die Linkshändigkeit nicht das Produkt der Erziehung oder späteren Gewöhnung sein könne, da einerseits Unterbrechungen in der Descendenz vorkommen und andererseits die Linkshändigen für gewöhnlich unter gleichen Bedingungen der Erziehung und Gewöhnung aufwachsen, wie die Rechtshändigen. Er untersuchte daraufhin die weitere Verwandtschaft und fand, daß bei 57 Linkshändern, die genügende Auskunft zu geben im stande waren, nicht weniger als 27 linkshändige Bluts-

verwandte sich fanden, wobei ja immer noch weitere linkshändige Blutsverwandte vorhanden sein konnten, die sich der Bekanntschaft und somit der Rechnung entzogen. Auch sind Fälle bekannt geworden, wo innerhalb einer und derselben Familie Linkshändigkeit in drei aufeinander folgenden Generationen aufgetreten ist.

[9] Vergl. Dr. Andrew Buchanans Abhandlung „Mechanical Theory of the predominance of the right hand over the left“ in den „Transactions of the Philosophical Society of Glasgow“ 1862, sowie die im Edinburgh Medical Journal von 1863 unter dem Titel: „On the relative weight of the viscera on the two sides of the body and on the consequent position of the centre of gravity to the right side“ veröffentlichten Untersuchungen des Dr. John Struthers. — In einer späteren Arbeit hat Buchanan seine Anschauungen insofern modifizirt, als er besonderes Gewicht darauf legt, ob der Schwerpunkt des menschlichen Körpers in, über oder unter einer Achse zu liegen kommt, die man sich horizontal und quer von rechts nach links genau in der halben Höhe des menschlichen Körpers durch denselben gelegt denkt. Da, wo der Schwerpunkt höher liegt, wie jene Transversalachse, würde sich nach Buchanan Rechtshändigkeit entwickeln; da, wo der Schwerpunkt in der Achse selbst zu liegen kommt, würde keine besondere Neigung weder zur Rechtshändigkeit, noch zur Linkshändigkeit vorhanden sein, und da, wo der Schwerpunkt tiefer liegt, wie jene Transversalachse, würde Neigung zur Linkshändigkeit vorhanden sein.

[10] Daß die von Buchanan und Struthers supponirte Verschiebung des Schwerpunktes nach rechts für die Muskelthätigkeit des Erwachsenen nicht von ausschlaggebender Bedeutung sein kann — dieser Schluß ergiebt sich noch aus einer anderen Beobachtung. Wäre dieses der Fall, so müßte man erwarten, daß beispielsweise Personen, welche schwere Lasten auf der Schulter tragen, sich zu diesem Zwecke der vom Schwerpunkte besser unterstützten rechten Schulter ausschließlich bedienen. Dies ist aber, wie man sich leicht überzeugen kann, keineswegs der Fall; vielmehr wird von einem Theile der Lastträger die rechte, von einem ebenso großen Theile derselben die linke Schulter zu dem besagten Zwecke benutzt.

[11] Vergl. N. Rüdinger, „Ein Beitrag zur Anatomie des Sprachzentrums“, Stuttgart, J. G. Cottas Verlag, 1882.

[12] Vergl. den Bericht P. Topinards in der Abhandlung: „Le cerveau des mammifères“, Paris 1891.

[13] Vergl. „Beiträge zur Anatomie des Taubstummengehirns“ von Dr. J. Waldschmidt in der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin, herausgegeben von Deutschlands Irrenärzten“, Bd. XLIII, Berlin 1887.

[14] Elements d'Anthropologie générale, Paris 1885. Vergl. ferner auch Pozzi, Mémoire sur le cerveau de l'homme par P. Broca, Paris 1888.

[15] A. a. O.

[16] Vergl. Topinard, a. a. O.

[17] Vergl. Philosophical Transactions, London 1862, Vol. CII, p. 241.

[18] Gegen die nicht unbeträchtliche Anzahl jener Forscher, welche für die bedeutendere Entwickelung, das größere Gewicht und damit für das Prädominiren der linken Großhirnhemisphäre über die rechte eingetreten sind, — gegen diese Forscher wendet sich der unlängst verstorbene Professor W. Braune in einer im „Archiv für Anatomie und Entwickelungsgeschichte", Jahrgang 1891, veröffentlichten Arbeit. Sich stützend auf die Ergebnisse von 100 zum Theil von ihm selbst, zum Theil von anderen deutschen Forschern ausgeführten Hirnwägungen spricht Braune seine Ansicht dahin aus, daß jene Untersuchungen, durch welche dem linken Großhirn ein größeres Gewicht zuerkannt wird, als dem rechten Großhirn, nicht ganz zuverlässig seien, daß bei den mannigfachen Fehlerquellen, welche die Ergebnisse der vergleichenden Wägungen beider Hirnhemisphären beeinträchtigen, die Frage, ob das linke oder das rechte Großhirn das schwerere sei, zur Zeit noch als eine offene bezeichnet werden müsse. Wie dem auch sei, selbst wenn Braune mit seiner Behauptung, daß bei gewissen Personen das linke Großhirn, bei einer nicht minder großen oder noch größeren Anzahl von Menschen das rechte Großhirn das schwerere ist, Recht behalten sollte, so wäre damit noch nichts bewiesen gegen die von mir befürwortete Theorie, derzufolge das Vorherrschen der Rechtshändigkeit auf das Uebergewicht zurückzuführen ist, welches das linke Großhirn über das rechte Großhirn, bezw. gewisse Theile des linken Großhirns über die entsprechenden Partien des rechten Großhirns behaupten. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß das Gehirn ein „gemischtes Organ" ist, daß in demselben ebensowohl Zentren für Sinnesempfindungen, wie motorische Zentren (Nervenzentren für Muskelthätigkeit) enthalten sind, und daß die gesteigerte Entwickelung und Gewichtszunahme in einer begrenzten Gehirnsphäre durch die entsprechend geringere Entwickelung in einer anderen Hirnpartie dergestalt wieder ausgeglichen werden kann, daß für die betreffende Großhirnhemisphäre als solche doch keine Präponderanz des Gewichtes resultirt.

[19] Vergl. Ogle, a. a. O.

[20] A. a. O., p. 214.

[21] Mit Bezug hierauf bemerkt L. Landois (Lehrbuch der Physiologie des Menschen, 10. Auflage, Wien und Leipzig 1891): „Sobald die Schlagadern unter Theilung eine erhebliche Verengerung erleiden, nimmt in ihnen der Blutdruck stark ab, weil die Triebkraft des Blutes durch die Ueberwindung hierdurch gesetzter Widerstände geschwächt werden muß."

[22] Mit Bezug hierauf sagt Dr. C. Wernicke (Lehrbuch der Gehirnkrankheiten für Aerzte und Studirende, Bd. II, p. 114, Cassel und Berlin 1881): „Es ist festgestellt, daß etwas häufiger die linke Carotis, als die rechte den Weg zur Embolie abgiebt.“

[23] Vergl. die Abhandlung: „Vermehrung der primitiven Aortenäste“ (Oesterreichische Zeitschrift für praktische Heilkunde, Jahrgang 1859), sowie Hyrtls „Lehrbuch der Anatomie des Menschen“, 3. Auflage, Wien 1853, S. 711.

[24] Daß zwischen einer verstärkten Blutzufuhr zum rechten Großhirn und dem Auftreten der Linkshändigkeit ursächliche Beziehungen bestehen, — zu Gunsten dieser Annahme scheint auch eine Beobachtung zu sprechen, die Dr. Ernst Schotten zu Cassel unlängst zu machen Gelegenheit hatte. Derselbe konstatirte bei einer an Myxödem leidenden linkshändigen Frau, daß der Puls in der rechten Kopfschlagader (die auch etwas weiter schien, als die linke Carotis) wesentlich stärker war, als derjenige der letzterwähnten Arterie, wobei es freilich einstweilen noch unentschieden bleiben muß, ob jener Befund als eine pathologische Erscheinung aufzufassen ist oder nicht. (Vergl. die Abhandlung „Ueber Myxödem u. s. w.“ in der „Münchener medizin. Wochenschrift“, Jahrgang 1893, Nr. 51 und 52.)

[25] Es wird sich vor allem darum handeln, folgende Fragen endgültig zu entscheiden:

a) ob bei Linkshändern das rechte Großhirn, bezw. der Stirnlappen desselben, hinsichtlich seines Gewichtes, Volumens und der Entwickelung seiner Windungen den entsprechenden Partien des linken Großhirns überlegen ist;

b) ob Sprachstörungen in Verbindung mit Lähmung des linken Armes oder beider linksseitiger Extremitäten vorzugsweise bei Linkshändern vorkommen;

c) ob jene zuvorerwähnten Unregelmäßigkeiten des Arterienursprunges aus dem Aortenbogen vorzugsweise oder ausschließlich bei Linkshändern sich nachweisen lassen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Der Hypnotismus
und die verwandten Zustände
vom Standpunkte der gerichtlichen Medizin

von

Dr. Gilles de la Tourette

et de maladies du système nerveux à la Salpêtrière, ancien préparateur du cours de médecine légale à la Faculté de Paris.

Autorisirte deutsche Uebersetzung.

Mit einem Vorwort von Professor J. M. Charcot (de l'Institut).

Gr. 8° (IV. u. 546 S.). Preis 9 Mk. geh., 11 Mk. eleg. geb.

Inhalt:

I. Die hypnotischen Zustände.

Von Meßmer bis Braid. — Braid und Charcot. Die verschiedenen hypnotischen Zustände. — Die hypnotischen Suggestionen.

II. Die dem Hypnotismus verwandten Zustände.

Der natürliche Somnambulismus. — Der pathologische Somnambulismus, soweit es sich nicht um Hysterie handelt. — Erscheinungen der Hysterie. — Der zweite Zustand.

III. Nutzen und Gefahren des Hypnotismus.

Anwendung des Hypnotismus zu Heilzwecken. — Gefahren des Hypnotismus.

IV. Der Hypnotismus vor dem Gesetz.

Der Hypnotismus bei Ausführung von Verbrechen und Vergehen. — Die Ausbeutung des Magnetismus. — Der Magnetismus als Gewerbe und das Gesetz. — Das gerichtliche Gutachten in Fällen, wo es sich um Hypnotismus und verwandte Zustände handelt.

Urtheil der Presse.

Dr. Gilles de la Taurette, ein Schüler Charcats, hat in dem uns varliegenden Werke die in dem Titel angedeuteten Zustände vom gerichtsärztlichen Standpunkte einer sehr genauen und ausführlichen Betrachtung unterwarfen, und die Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg vermittelt uns diese Arbeit in deutscher Uebersetzung, die, wie wir dier gleich anfügen wollen, dem ananymen Uebersetzer vollständig getungen ist. Prof Charcat giebt in einem kurzen Vorwarte der Arbeit seines Schülers eine gewichtige Empfehlung mit auf den Weg, und man muß gestehen, daß diese Empfehluug vallberechtigt ist. Das Werk van Gilles de la Taurette ist eine überaus fleißige Studie, die mit Benützung der gesamten, sehr umfangreichen Litteratur über den fraglichen Gegenstand eine erschöpfende Darstellung der Einzelheiten des Hypnatismus liefert. (Bohemia.)

Die Grenzen des Irreseins.

Von Dr. A. Cullerre.

Ins Deutsche übertragen

von Dr. med. **Otto Dornblüth,**

zweitem Arzt der Pravinzial-Irrenanstalt Kreuzburg O.-Sch.

Gr. 8° (VIII und 272 S.). Preis M. 5.— eleg. geh., M. 6.— eleg. geb.

In diesem Werke werden die interessanten Uebergangszustände van der geistigen Gesundheit zum Irresein (Zweifelsucht, Selbstmord, Brandstiftungstriebe, Erfinder, Querulanten, Mystiker, hysterische Lügner u. s. w.) in fesselnder Weise behandelt. Wenn es dem Buche gelingt, in weitere Kreise zu bringen, wird es manchen Nutzen stiften können.

(Dr. Jab. v. Buschmann in Med.-Chir. Rundschau, Wien.)

Das recht gut ausgestattete Buch sei hiermit auf das wärmste empfahlen.

(Deutsche Medicinal-Zeitung 21. 3. 1891.)

Nicht blaß der Arzt und der Psychaloge, sondern jeder Gebildete wird in dieser Arbeit des französischen Gelehrten mancherlei Anregendes und Belehrendes finden. (Voss. Zeitung 24. 8. 1891.)

Das ganze Werk ist äußerst gewandt geschrieben und birgt bei Benutzung der varzüglichsten Quellen einen Schatz von Wissen, der für Aerzte wie für Laien in gleichem Grade van Interesse ist.

(Schlesische Zeitung 27. 6. 1891.)

Ein Abschnitt über das Irresein in der Geschichte, Litteratur und Kunst vervollständigt das Werk, das, in leicht verständlicher Weise geschrieben, zur Orientirung über diese Fragen empfohlen werden kann. (Archiv für Strafrecht.)

Rechtshändigkeit und Linkshändigkeit
sowie deren muthmaßliche Ursachen.

Von

Dr. M. Alsberg
in Kassel.

Mit 4 Abbildungen.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 206.

Athen
im Spiegel der aristophanischen Komödie.

Von

Dr. Eduard Lange
in Greifswald.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

In der „**Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge**" ist erschienen:

Ueber Kulturgeschichte und Alterthumswissenschaft.

(99 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf = 49,50 Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.

Alsberg, Die Anfänge der Eisenkultur. (476/477) ℳ 1.50
— Rassenmischung im Judenthum. (Mit Abbildungen.) (N. F. 116) „ —.80
Angerstein, W., Volkstänze im deutschen Mittelalter. 2. Aufl. (58) „ —.75
Bayer, Die Entstehung der deutschen Burschenschaft. (412) „ 1.—
Buchner, Der Rhein, der Deutschen Lieblingsstrom. (250) „ —.75
Buschan, Leben und Treiben der deutschen Frau in der Urzeit. (N. F. 186) „ —.60
Bußler, Frauencharaktere aus der Tragödie des Euripides. (N. F. 158) „ —.80
Cornill, Entstehung des Volkes Israel. (N. F. 60) „ —.60
Deckert, Die civilisatorische Mission der Europäer unter den wilden Völkern. (364) „ —.75
Dierks, Die arabische Kultur im mittelalterlichen Spanien. (N. F. 32) —.80
Diestel, Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums. 2. Aufl. (137) „ —.75
Doehler, Die Orakel. (150) „ —.60
Dondorff, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte. (N. F. 71) „ —.80
Eyssenhardt, Aus dem geselligen Leben des siebenzehnten Jahrhunderts (469) „ —.80
Flach, Der Tanz bei den Griechen. (360) „ —.75
Fleischner, Zur Geschichte des englischen Bildungswesens. (N. F. 175) „ —.80
Fraas, Die alten Höhlenbewohner. (168) „ —.60
Frey, Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter. (274) „ 1.—
Friedel, Aus der Vorzeit der Fischerei. (441/442) „ 1.20
Gerland, Die Dampfmaschine im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland. Mit 5 Holzschnitten. (N. F. 46) „ 1.—
Gmelin, Christensklaverei und Renegatenthum unter den Völkern des Islam. (190) „ —.60
Goetz, Altnordisches Kleinleben und die Renaissance. (N. F. 8) „ —.80
— Das nordische Wohnhaus. (N. F. 131) „ —.60
Gravenhorst, Die Entwickelungsphasen des religiösen Lebens im hellenischen Alterthum. (370) —.60

Athen
im Spiegel der aristophanischen Komödie.

Von

Dr. Edmund Lange
in Greifswald.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Unserer Zeit wird Niemand den Vorwurf blinder Schwärmerei für die Antike machen. Viele der Ideale, die noch unsern Vätern und Großvätern bei dem Gedanken an sie vor der Seele aufstiegen, sind uns zerflattert; aber was echt ist an ihrem Zauber, das wirkt auch heute noch. Die alte Romantik und die neue Pracht von Paris oder Wien, das großartige Völkergewimmel von London, New York oder Chicago, der stille Geistesglanz Weimars, ja selbst die ewige Herrlichkeit der einst weltbeherrschenden Roma üben auf Den, der untergetaucht ist in den stärkenden Fluthen der alten Klassiker, einen geringeren Zauber, als der Name des veilchenbekränzten, parthenongekrönten Athen. Die Stadt des Perikles steht noch heute vor unserm Geist als die glänzendste Vereinigung von Volksfreiheit und litterarisch-künstlerischer Blüthe mit bedeutender politischer Macht. Die von tiefster Herzensbegeisterung für die Größe Athens zeugenden Worte, die wir in des Thukydides peloponnesischer Kriegsgeschichte als schönste Todtenhuldigung aus des Perikles Munde vernehmen, die zauberische, schönheitsvolle Anmuth und der verschwenderische Geistesreichthum in den Tischreden des platonischen Symposions — sie packen uns noch heute mit überwältigender Stärke. Der Parthenon und die Athena Promachos, die Namen eines Pheidias und Praxiteles, eines Aischylos, Sophokles und Aristophanes, eines Sokrates und Plato, eines

Themistokles und Perikles in ihrem Verein zaubern noch immer ein entzückendes und zugleich großartiges Bild vor unsre Augen.

Aber beweisen denn nicht die Komödien des Aristophanes, der doch einer von den freiesten Geistern jener Stadt war, daß dies Bild keineswegs der Wahrheit entspricht? In der That erscheinen hier die leitenden Männer als großprahlerische, bestechliche, aller Moral bare Menschen; in der Volksversammlung drängt sich eine urtheilslose, den eignen Launen oder den verführerischen Worten eines beliebigen Demagogen blind gehorchende Menge; die Mitglieder des Raths laufen aus den wichtigsten Berathungen weg, wenn eine billige Sendung frischer Fische ankommt; die Heliasten sehen in ihrer Thätigkeit nur eine bequeme, zugleich ihrer Eitelkeit schmeichelnde Erwerbsquelle; kriegerischen Ruhm gewinnen nicht die wirklich verdienten Feldherren, sondern Leute, die mit geschickter Verschmitztheit ihnen „den Kuchen zu stehlen" verstehen, wie Kleon dem Demosthenes gegenüber; eine ungemessene Sucht nach Eroberungen beherrscht die Menge, nicht nur nach Sizilien, nein, auch nach Karthago schweifen ihre begehrlichen Blicke; an den Gottheiten des Olymps übt sie ihren frivolen Spott, dagegen den Lügenpropheten und den berufsmäßigen Orakelverkündern lauscht sie gläubig. Die philosophisch denkenden Köpfe ergeben sich nutzlosen und thörichten Grübeleien oder setzen ihren Stolz darein, durch kunstvolle Trugschlüsse die Relativität aller Begriffe von Gut und Böse zu erweisen, die schlechtere Sache zur bessern zu machen; Männer wie Frauen sind einer tiefen Sittenverderbniß verfallen; die letzteren treten aus den Schranken ihres Geschlechts heraus, um den Frieden herbeizuführen, den die verblendeten Männer nicht schließen wollen, oder gar um, von den beschränkenden Banden der Ehe frei, sich einer zügellosen Sinnlichkeit hingeben zu können; selbst die litterarisch-künstlerische Blüthe beginnt zu schwinden: die großen Dichter sterben dahin oder werden verachtet, das Volk jubelt

unbedeutenden, manirirten Nachfolgern zu; die alten edlen Geschlechter haben jetzt, wo man die Stimmen nur zählt und nicht wägt, den gebührenden Einfluß eingebüßt, und ihre Vertreter sind so jämmerliche Gesellen, daß man sich darüber kaum wundern kann; die reichen Emporkömmlinge ergeben sich einem unwürdigen Schwelgerleben; der Bürger von altem Schrot und Korn und der brave, arbeitsame Bauer vermögen kaum den nothdürftigen Lebensunterhalt zu gewinnen — ein trübes Bild, nur von einigen heitern Lichtblicken überhuscht, ein Bild, bei dessen Anschauen wir begreifen, daß Euelpides und Peisthetairos es nicht mehr in der Vaterstadt aushalten und sich im Reiche der Vögel eine neue Heimath suchen.

Aber giebt denn dieses Bild die Wahrheit oder will es auch nur dafür genommen sein? Im vollen Umfange hat das nie Jemand geglaubt. Ernst Curtius vertritt zwar noch in der 6. Auflage seiner griechischen Geschichte theoretisch einen ähnlichen Standpunkt, indem er die kühne Behauptung wagt, im ganzen sei die Ueberzeugungstreue des Dichters unverkennbar, und wir müßten ihn „für einen gewissenlosen Menschen halten, wenn nicht seiner Darstellung volle Wahrheit zu Grunde läge". Aber durchgeführt hat auch er ihn nur, wo seine sonstigen Anschauungen dem nicht widersprechen. Die volle Durchführung würde eben nichts Geringeres bedeuten, als eine Zurücksetzung der Historiker hinter den Komiker, als eine völlige Umstürzung der allgemein herrschenden Anschauung z. B. über Perikles, als die Annahme, die Athener hätten sich in der Zeit des peloponnesischen Kriegs in einem Zustand der äußersten Verblendung und Verderbtheit befunden, der die nachhaltige Kraft ihres Widerstandes gegen Sparta völlig unbegreiflich erscheinen ließe. Aber die Komiker aller Zeiten und Völker haben von dem Rechte der Uebertreibung den umfassendsten Gebrauch gemacht. Sie wollen gar keinen buchstäblichen Glauben; sie setzen Personen

und Verhältnisse in die Beleuchtung, die einerseits ihren Parteiansichten, andererseits aber und vor allem ihren poetischen Interessen entspricht. Die Grenzen, die sie sich dabei ziehen, werden nicht durch die Rücksicht auf die objektive Wahrheit bestimmt, sondern nur durch das Bedürfniß, daß in der Karrikatur das Original noch erkennbar bleibe. Wohl sind des Aristophanes Komödien ein Zeitspiegel, aber dieser giebt kein unverfälschtes, sondern ein stark verzerrtes Bild der Dinge und Personen. Wären die Zustände in Athen auch nur annähernd so schlimm gewesen, wie sie bei Aristophanes erscheinen, er hätte offenbar keinen dringenderen Wunsch haben müssen, als aus dieser ganz verderbten und entnervten Stadt hinwegzukommen. Aber sicherlich lebte er in der ganzen weiten Welt nirgends so gern, wie in dem scheinbar mit so düstern Farben geschilderten Athen; sicherlich hätte er an keinem andern Orte ein gleiches Verständniß für das geistreiche Spiel seiner Witze und eine gleiche Freiheit für die zügellosesten persönlichen Angriffe gefunden. Sucht man nach einer modernen Parallele für die Art, wie er die Verhältnisse und Persönlichkeiten seiner Zeit widergespiegelt hat, so kann man sie am ersten am „Kladderadatsch" finden. Wollte sich indes das Berliner Witzblatt auch nur einigermaßen das an Verdächtigungen gegen die leitenden Persönlichkeiten gestatten, was Aristophanes sich ungestraft — denn Kleons Versuche, ihn dafür zu belangen, scheinen erfolglos geblieben zu sein — erlaubte, es würde sich unaufhörlichen Beschlagnahmen und Chikanen aussetzen und bald zu existiren aufgehört haben. Es ist nothgedrungen weit maßvoller und bleibt dementsprechend der Wahrheit treuer, als Aristophanes, und doch würde Jemand, der den Versuch machen wollte, eine Geschichte unserer öffentlichen Zustände wesentlich auf Grundlage des „Kladderadatsch" zu schreiben, sich nur lächerlich machen, vor allem auch vor den Gelehrten dieses Witzblattes selbst. Sie verlangen eben nicht

Glauben; sondern sie wollen vor allem ihr Publikum auf Kosten der Angegriffenen erheitern, haben dabei übrigens gar nichts dagegen, wenn diese selbst ihre Freude an dem geistreichen Spiel des Witzes haben. Genau so liegt die Sache — und damit komme ich auf meinen Ausgangspunkt zurück — bei Aristophanes. Er dachte nicht daran, mit allen den Männern, die die Hauptzielpunkte seiner boshaften Witze waren, in unerbittlicher Feindschaft zu leben. Kleon zwar und die Hauptanhänger seiner Richtung beehrten ihn gewiß mit einem recht ernsthaften Haß, und er wird ihn mit der ganzen Kraft seiner Natur erwidert haben; aber ganz anders steht es mit seinen litterarisch-philosophischen Gegnern. Den Sokrates z. B. hat er in jeder Weise lächerlich zu machen gesucht, und doch tritt er bei Plato als Mitglied des Symposions auf — ein deutlicher Beweis, daß Beide in gesellschaftlicher Beziehung zu einander standen; der überlegene Geist des Philosophen hatte gewiß seine Freude an der geistvollen Karrikatur, die der Komiker in den „Wolken" von ihm entwarf. Eine Quelle historischer Wahrheit im gewöhnlichen Sinne ist also Aristophanes nicht; wohl aber giebt er uns die werthvollsten geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Aufschlüsse — es kommt nur darauf an, ihn auf die rechte Art und Weise zu benutzen. Er ist schon darum unentbehrlich, weil er für viele Seiten des antiken Lebens fast unsre einzige Quelle ist. Die alten Geschichtsschreiber stellten die historischen Ereignisse im engern Sinn durchaus in den Vordergrund: Sitten, Gebräuche, überhaupt alles, was die Kulturzustände angeht, berührten sie durchschnittlich viel weniger, als es heutzutage der Fall zu sein pflegt, und vollends Thukydides wollte nur Kriegsgeschichte schreiben; auf das Kleinleben seiner Zeit kommt er nie zu sprechen, und nicht einmal die litterarisch-philosophisch und überhaupt kulturhistorisch wichtigsten Persönlichkeiten jener Zeit, einen Sophokles, Euripides oder Aristophanes, einen Pheidias

oder Sokrates erwähnt er auch nur. Selbst die innere **Politik** Athens berührt er nur so weit, wie es zum Verständniß der Kriegsereignisse erforderlich scheint, und wir empfinden sein Schweigen gar oft nur allzu schmerzlich. Unter solchen Umständen ist ein Ersatz, wie ihn Aristophanes bietet, doppelt werthvoll. Die besten Winke über die richtige Art, ihn zu benutzen, haben vor allem W. Vischer in seinem Aufsatz „Ueber die alte Komödie als historische Quelle" und Müller-Strübing in dem anregenden Werke „Aristophanes und die historische Kritik" gegeben; eine geschmackvolle und doch durchaus nicht oberflächliche Gesamtbetrachtung aller einschlagenden Fragen bietet jetzt Couat, Aristophane et l'ancienne comédie attique. Zunächst müssen wir uns stets bewußt bleiben, daß wir fast keiner seiner Angaben ohne weiteres und in der Form, wie wir sie vorfinden, glauben dürfen, wenn auch die meisten irgend einen historischen Kern — bald größer, bald geringer — bergen. Wo Aristophanes das politische Gebiet betritt, urtheilt er fast überall vom ausgeprägtesten oligarchischen Parteistandpunkte aus; das zeigt sich schon äußerlich zwar keineswegs in besonderen Lobeserhebungen für die Oligarchen — dergleichen *liebt* er überhaupt nicht — aber doch in einem rücksichtsvollen Schweigen ihnen gegenüber; seine Stärke liegt wie bei aller Satire und Komik in der Opposition. Die Glaubwürdigkeit seiner Behauptungen anfechten, heißt daher durchaus nicht seinem Charakter zu nahe treten. Freilich vermag ich ihn nicht als ernsten Moralisten zu fassen; ich denke ihn mir als fröhlichen, gutmüthig-frivolen, aber dabei wirklich patriotischen Gesellen. Auch seine stärksten Angriffe gegen politische oder litterarische Gegner sollten wohl keine bewußten Verleumdungen sein; er war zufrieden, wenn er seine dichterischen Zwecke erreichte und das homerische Gelächter seiner Zuhörer erregte.

Er kommt nach verschiedenen Richtungen als geschichtliche

Quelle für uns in Betracht. Vor allem klärt er uns auf über viele Sitten und Gebräuche, über mancherlei Glauben und Aberglauben des Volkes, überhaupt über die gesamten Kulturzustände. Weiter thun wir durch ihn lehrreiche Blicke in die herrschende Volksstimmung, für deren Beurtheilung auch der Stadtklatsch Bedeutung hat, und in die allgemeine politische Lage, besonders im Innern; ferner unterrichtet er uns über das Aeußere vieler zeitgenössischen Persönlichkeiten, über ihre Stellung in Athen und ihre Geltung beim Volke; er belehrt uns endlich über viele einzelne historische und kulturhistorische Dinge. Für die Art, wie wir uns seinen Behauptungen gegenüber zu verhalten haben, lassen sich wenigstens einige allgemeine Grundsätze aufstellen, die geeignet sind, uns vor Irrthümern und Fehlschlüssen nach Möglichkeit zu bewahren. 1. Je allgemeiner des Aristophanes Behauptungen sind, desto geringer pflegt ihr geschichtlicher Werth zu sein. 2. Geschichtchen aus dem Leben und Treiben der Stadt oder einzelner Persönlichkeiten sind um so weniger glaubwürdig, je ausführlicher sie vorgetragen werden. 3. Am zuverlässigsten bleiben hier bloße Andeutungen, da diese ohne Wahrheitskern eben für die Hörer hätten unverständlich bleiben müssen. 4. Glauben verdient der Dichter, wo wir aus ihm Günstiges über seine Gegner oder Ungünstiges über seine Parteigenossen erschließen können.

Sein historischer Werth bleibt also jedenfalls ein sehr beträchtlicher. Wie thöricht aber Der handeln würde, der ihm blindlings folgen wollte, will ich wenigstens an zwei Beispielen kurz zeigen; ich will die Bilder des Kleon und des Sokrates nach der aristophanischen Komödie in den Hauptzügen entwerfen. Den Kleon schildert uns der Dichter als einen Mann, der das Volk besonders nach seinen schwachen Seiten vortrefflich kennt und deshalb einen ganz außerordentlichen Einfluß auf dasselbe ausübt. Dieser Einfluß beruht nicht sowohl auf

einer amtlichen Grundlage, die freilich zeitweise auch vorhanden war, als darauf, daß er die Stellung des leitenden Demagogen einnahm. Er mischt sich in alles, gleichviel ob er etwas davon versteht oder nicht; er zeigt gegen Privatinteressen die größte Rücksichtslosigkeit; er spürt unerbittlich allen oligarchischen Umtrieben nach; er hat sich dadurch bei Vielen aufs äußerste verhaßt gemacht; er ist ein entschiedener Gegner des Friedens. Er hat die Erhöhung des Heliastensoldes durchgesetzt; er zuerst versuchte Argos ganz auf die Seite Athens zu ziehen. Alle diese Dinge sind historisch wahrscheinlich oder sicher, wenn sie auch z. Th. in sehr übertriebener Form vorgebracht werden. Anders aber steht es mit den übrigen Zügen. Da soll er ein Bösewicht gewesen sein; er schreckt auch vor wissentlichen Verleumdungen und falschen Anklagen nicht zurück; er befleckt sich mit Erpressungen und läßt sich von Feinden oder von abgefallenen Bundesgenossen bestechen (während doch feststeht, daß er niemals wegen solcher Dinge verurtheilt worden ist); er tritt dem Volke mit niedrigen Schmeicheleien gegenüber (bei Thukydides sagt er ihm sehr bittere Wahrheiten); er fröhnt einem unzüchtigen Leben, ist der Trunksucht verfallen und entzieht sich in feiger Weise dem Kriegsdienst. Er maßt sich fremde Verdienste an; er behauptet seinen Einfluß dadurch, daß er überall Unordnung und Verwirrung stiftet; er konspirirt zur Befreiung der Gefangenen von Sphakteria (!); er betrügt endlich auch als Geschäftsmann, indem er schlechte Schuhe verkauft.

So beschaffen war nach Aristophanes der Mann, der fast unmittelbar nach Perikles die leitende Stellung im athenischen Staate gewann und wenn auch bei weitem nicht mit der Autorität wie dieser ununterbrochen 5—6 Jahre lang behauptete. Offenbar müßten die Athener bodenlos verderbt und dazu noch völlig unsinnig gewesen sein, wenn sie sich dergleichen hätten bieten lassen. Und doch vermochte dasselbe Volk nach der ent-

setzlichen sizilischen Katastrophe noch 9 Jahre lang den an Zahl und Bedeutung gewachsenen Feinden mit wahrem Heldenmuth zu widerstehen. Wenn bei dieser Sachlage trotzdem vor allem früher ein viel zu großer Theil von der Schilderung des Aristophanes Glauben zu finden pflegte, so wird das nur dadurch erklärlich, daß auch Thukydides ein entschieden ungünstiges Urtheil über Kleon fällt. — In dieser Hinsicht steht es mit Sokrates anders. Hier genügen Plato und Xenophon, uns gegen das in des Aristophanes „Wolken" entworfene Bild mißtrauisch zu machen. Des Sokrates Aeußeres freilich in seiner grotesken Häßlichkeit wird mit der Treue einer guten Karrikatur wiedergegeben. Der Wahrheit entspricht ferner, was über seine abgehärtete Lebensweise gesagt wird. Dagegen fiel es ihm nicht ein, sich vom Baden und von den Gymnasien fern zu halten oder gar den Wein zu verschmähen. Die dialektische Methode, das Werthlegen auf ein gutes Gedächtniß und auf leichte Fassungskraft und die Forderung der Selbsterkenntniß sind richtig hervorgehoben; ganz unhistorisch aber ist es, daß wir ihn als Haupt einer geschlossenen Schule — noch dazu mit mystischen Aufnahmeceremonien — sehen, und daß ihm eine eifrige Beschäftigung mit Meteorologie und Naturphilosophie zugeschrieben wird. Und wenn er gleich den eigentlichen Sophisten der Ueberlieferung kritisch gegenüberstand, so that er es nicht, um die Relativität aller Rechts- und Tugendbegriffe nachzuweisen, sondern um sie auf eine neue und festere Basis zu stellen; nichts lag ihm ferner, als die schlechtere Sache zur besseren machen zu wollen. Dafür, daß viele seiner Schüler ganz ins sophistische Fahrwasser gerathen sind, darf man ihn ebensowenig verantwortlich machen, wie etwa Hegel für alle Lehren der Junghegelianer. Auch wirkten bei den edelsten Sokratikern, vor allem bei Plato, seine ethischen Anregungen aufs befruchtendste weiter. Wohl theilte Sokrates nicht den naiven Glauben an die Götter der Volks-

religion, aber er war weit entfernt, ihn mit den Waffen des Spottes zu bekämpfen oder gar durch ein so thörichtes naturwissenschaftlich-mystisches System ersetzen zu wollen, wie sein karrikirtes Ebenbild in den „Wolken". Aristophanes zeigt uns einen Sonderling, der mehr Charlatan als Philosoph ist, statt eines Mannes, der bei manchen Zügen eines Sonderlings dem inneren Werth nach auf jeden Fall eine der edelsten Persönlichkeiten des hellenischen Alterthums genannt werden muß.

Es ist nicht nöthig, die Probe, die wir mit zwei aristophanischen Persönlichkeiten gemacht haben, mit anderen zu wiederholen. Wir können jetzt daran gehen, eine allseitige Schilderung des Spiegelbildes zu geben, das wir durch den großen Komiker von dem Athen seiner Zeit erhalten — natürlich so, daß wir zugleich versuchen, die dichterische Karrikatur unter Anwendung aller uns zu Gebote stehenden Berichtigungsmittel auf ihre richtigen Linien zurückzuführen.

Wir fassen dabei nicht nur die rein politischen Ereignisse und die maßgebenden politischen Persönlichkeiten ins Auge, sondern ebensogut die sozialen, die sittlichen, die religiösen und die litterarisch-künstlerischen Zustände. Aber die Betrachtung der politischen Gesamtzustände stellen wir billigerweise an die Spitze, schon deshalb, weil die aristophanische Komödie in erster Linie eine politische ist. Durch alle diese Stücke, die letzten ausgenommen, weht eine scharfe politische Luft; man merkt deutlich, daß sie in einer Stadt entstanden und aufgeführt worden sind, die sich des regsten staatlichen Lebens und der größten Freiheit der Bewegung erfreute. Schon eine flüchtige Bekanntschaft damit lehrt uns, daß damals jene Zeit, wo die konservativen Elemente des Areopags, der alten Geschlechter, der höheren Stände den leitenden Einfluß im Staate genossen, unwiederbringlich dahin, daß die Epoche der vollen, fast schrankenlosen Demokratie — wenigstens wenn wir allein die Formen

der Verfassung ins Auge fassen — gekommen war. Und weil es so stand, mußte die ihrer Natur nach oppositionelle Komödie als Verfechterin der alten Zeiten, als Bekämpferin der Demokratie auftreten: diese spiegelt sich in ihr als wüste Pöbelherrschaft, als Tummelplatz der skrupellosesten und redebegabtesten Talente. Aristophanes insbesondere, von dem allein uns ein neidisches Schicksal vollständige Stücke — es sind ihrer bekanntlich elf — gegönnt hat, wagte sich schon mit seinen frühesten uns verlornen Komödien — wenn auch, seiner Jugend wegen, noch unter fremdem Namen — in die politische Arena. Das brachte ihm mancherlei Gefahren und Anfechtungen; doch diese empfand er weit eher als Sporn, denn als Abschreckung. In den „Acharnern" (425) schritt er kühn auf der betretenen Bahn weiter und verfolgte sie dann in stolzem Siegeslaufe — wenn auch bisweilen, wie in den „Wolken", auf andere Gebiete überspringend — bis zur „Lysistrata" (411). Und wenn er in den letzten Stücken die sozialen oder litterarischen Verhältnisse in den Vordergrund rückte, so geschah dies nicht etwa, weil ihm der Muth zum politischen Kampfe geschwunden, sondern weil eben Athens politische Größe dahin war. Einfach und klar sind die Zielpunkte seines politischen Kampfes. Er preist immer und überall die dahingeschwundene marathonische Zeit (Ritter 568 ff.; Wolken 965 ff.; Wespen 1092 ff. in Droysens Uebersetzung); er will die Größe Athens, aber im Kampf gegen Persien und womöglich in Eintracht mit Sparta. Wohl versichert er gelegentlich seinen Haß gegen diese unbequeme Rivalin; aber viel mehr haßt er jedenfalls die hämischen Demagogen, die den Krieg herbeigeführt haben und kein Ende finden lassen. Doch sein Kämpfen und Ringen ist vergeblich; höchstens vorübergehende Erfolge, wie den Nikiasfrieden, vermag seine Partei zu erringen. Im allgemeinen behauptet die demokratische Kriegspartei das Feld, und das kann uns gerade nach des Dichters

Schilderungen nicht wunder nehmen. Sie repräsentirt ja die Menge. Diese aber hat in den Volksversammlungen und in den Gerichten den Haupteinfluß. Die Aussicht auf immer weitere Ausdehnung der athenischen Seeherrschaft mindestens über Sizilien, womöglich auch über Karthago, und dazu die trügerische Hoffnung, zu Lande nicht nur in Mittelgriechenland, sondern, wenn es gut geht, auch in der Peloponnes, z. B. in Arkadien, die Herrschaft zu gewinnen, wirken verwirrend und berauschend auf die unklaren Köpfe. Im schlimmsten Falle haben diese Leute nicht viel zu verlieren; denn Grundbesitz fehlt ihnen natürlich; die Kriegskosten müssen von den Reichen durch Leiturgien oder außerordentliche Vermögenssteuern aufgebracht werden. Im besten Falle aber winkt ihrem Herrscherstolz die höchste Befriedigung; sie werden noch aus viel weiterer Ferne, als jetzt schon, die Vertreter der unterthänigen Gemeinden herbeiströmen sehen, um die Tribute zu überbringen, die es gestatteten, Athen zur herrlichsten Stadt von Hellas zu machen, die den Glanz seiner Feste, die reichliche Bezahlung aller öffentlichen Dienste, die Vertheilung der Festgelder ermöglichten, und um von dem athenischen Kleinbürger Urtheil und Recht — gar oft wohl auch Unrecht — zu empfangen. Sie werden vielleicht auch ein Landlos in irgend einer der neuen Kolonien angewiesen bekommen; sie werden dann entweder dahin wandern oder, falls es ihnen nicht paßt, sich von den Behaglichkeiten und Genüssen der Heimath zu trennen, werden sie den bisherigen Eigenthümer als gedrückten Pächter auf dem Grundstück sitzen lassen und die Pachtsumme gemächlich in der Heimath verzehren; sie wird ihnen eine angenehme Zugabe zu dem Ertrage der Gerichtsgelder und den Einnahmen ihres kleinen Geschäfts bieten; vielleicht wird sich gar die lockende Aussicht erfüllen (Wespen 726 ff.), daß jeder Unterthanenstadt die Unterhaltung von 20 athenischen Bürgern aufgelegt wird. Und das Leben

in der Heimath ist nicht nur bequem und anregend, es schmeichelt auch dem Stolze eines Mannes, der von Geburt nichts ist und doch viel sein möchte. Mit Hochgefühl darf er sich als ein Glied der herrschenden Gemeinde empfinden; er hat dies Bewußtsein nicht nur als Richter über einheimische und fremde Angeklagte, nicht nur wegen seines Mitentscheidungsrechtes über alle wichtigeren Angelegenheiten in der Volksversammlung, vielleicht auch, wenn das Glück des Looses ihm hold ist, als Mitglied des Raths; er fühlt sich auch als Herrn über das Schicksal der leitenden Männer. Wenn der Redner, dessen schmeichlerischen oder kräftig dröhnenden Worten er vielleicht jahrelang blind gefolgt ist, der souveränen Volksversammlung nicht mehr gefällt, so genügt ein einfacher Beschluß, und es ist zu Ende mit seiner Macht; wenn ein verdienter Feldherr den Erwartungen der Menge nicht mehr entspricht, dann findet sich leicht ein Neider bereit, ihn des Verraths oder der Feigheit anzuklagen, und das Volk kann seine Vaterlandsliebe beweisen, indem es ihn mit katonischer Strenge verurtheilt. — Mußten schon alle diese Lockungen, verbunden mit dem Heliastensold, den atheuischen Durchschnitts-Bürger stark zur Thätigkeit in den Volksgerichten hinziehen, gewisse angeborene Eigenthümlichkeiten des attischen Wesens, die sich allmählich immer schärfer ausgeprägt hatten, wirkten außerdem mächtig in gleicher Richtung: am mächtigsten vielleicht jene Lust an lebhafter Diskussion, an scharfer, wohl auch haarspaltender Erörterung der verschiedensten Begriffe und Verhältnisse, der die Gerichtsredner nur allzusehr entgegen kamen. Wohl mochte sich unter solchen Verhältnissen bei einem Theile der Bürgerschaft geradezu eine Art Richterwuth ausbilden, als deren typischen Vertreter uns der Dichter den Philokleon der „Wespen“ vorgeführt hat. Dieser geht thatsächlich mit allen seinen Interessen im Rechtsprechen auf. Daß ihn sein Sohn einsperrt, um ihn am Gang zur Gerichts-

sitzung zu hindern, empfindet er als die schwerste Kränkung. Mit List, ja selbst unter Lebensgefahr sucht er sich unter den ermunternden Zurufen seiner von der gleichen Krankheit befallenen Genossen der Gefangenschaft im eigenen Hause zu entziehen. Und da es ihm versagt bleibt, über Menschen zu Gericht zu sitzen, nimmt er fürlieb mit dem Richteramt über den Hund Labes, d. h. den Feldherrn Laches. Wenn der närrische Alte zuletzt in seliger Trunkenheit vom Richten nichts mehr wissen will, so ist das eben nur eine Bekehrung auf dem Felde der Komödie — in Wahrheit ist Philokleon von unheilbarer Richterwuth befallen. Daß ein Gerichtsverfahren wie das athenische keine Bürgschaft für gerechte Entscheidungen gab, daß dabei persönliche Motive, sowie politische Sympathien und Antipaihien in ganz unerlaubt hohem Grade ins Spiel kamen, ist selbstverständlich; aber die Klagen über ungerechte Verurtheilung politischer Gegner, die in der gesamten oppositionellen Litteratur und besonders bei Aristophanes eine so große Rolle spielen, sind doch vielfach ungerecht. Jener Laches z. B. war nach der ganzen Art, wie uns der Hund Labes vorgeführt wird, zu urtheilen, gewiß schuldig. Selbst in den Entscheidungen über bundesgenössische Angelegenheiten scheint mehr Gerechtigkeit gewaltet zu haben, als man zunächst annehmen möchte; jedenfalls würde eigene Gerichtsbarkeit diesen kleinen Inseln und Städten schwerlich größere Gewähr für gerechte Urtheile geboten haben. Das athenische Gerichtsverfahren hatte in verstärktem Maße die Nachtheile unserer Geschworenengerichte; aber es war durchaus nicht so schlecht, wie uns der Dichter glauben machen will. Denn der durchschnittliche Bildungsstandpunkt der athenischen Bürger war höher, als der der erwachsenen Männer in einem modernen Staat — auf diesen Punkt wird noch zurückzukommen sein —, jedenfalls aber hatten sie einen ausgebildeteren politischen Sinn und mehr Gewandtheit im Erfassen von Rechtsfragen:

zu einer großen natürlichen Begabung kam eben die fortwährende Uebung. Aristophanes zeigt uns wieder nur die eine Seite der Medaille.

Gleich urtheilslos wie bei der Richterthätigkeit zeigt sich, wenn wir ihm glauben, die Volksmenge auch sonst. Vor allem setzt sie den Bestrebungen verdienstvoller Friedensfreunde einen ebenso unvernünftigen wie beharrlichen Widerstand entgegen. Mag der Wohlstand der Bauern durch die feindlichen Einfälle zu Grunde gehen, was kümmert dies die städtische Menge! Begreiflich deshalb, daß der brave Dikaiopolis zuletzt auf eigne Hand mit den Feinden Frieden schließt, und zwar gleich auf 30 Jahre. In dem umfriedeten Bezirk seines Hauses und Hofes lebt er dann in Freude und Wonne, bei reichlichem Mahl, in höchster Lust zwei vollbrüstige, rothwangige Dirnen an sein Herz drückend, während Lamachos mit einer schmerzenden Wunde aus dem Kampf zurückkehrt und vergebens den glücklichen Bauern um einigen Antheil an seinen Genüssen anfleht. Die „Acharner", nach denen dies Bild gezeichnet ist, geben zweifellos ohne allzustarke Karrikirung die Stimmungen in Athen einige Jahre vor dem Nikiasfrieden wieder. Der Dichter leugnet gar nicht, daß die Mehrzahl der Bürger — bei ihm vertreten durch den Chor der kriegserprobten Acharner — kriegerisch gesinnt sei. Daß die Stimmung zuletzt umschlägt, entspricht mehr der Tendenz des Stückes, als den wirklichen Verhältnissen. Im „Frieden" dagegen befinden wir uns wirklich einer veränderten Lage gegenüber. Wenn der eigenartige Himmelsstürmer Trygaios, der auf einem Mistkäfer zum Olymp emporgestiegen ist, mit Hülfe anderer Bauern die Friedensgöttin aus dem tiefen Brunnen, in den sie Kleon gestürzt hat, befreit und sie unter allgemeinem Jubel den Menschen wieder zuführt, so spiegelt sich darin die Stimmung ab, die in Athen nach den schweren Unglücksschlägen in Böotien und Thrakien und nach dem Tode des Kleon vorüber-

gehend herrschend wurde. Wieder vergeht mehr als ein Jahrzehnt; das stolze Gebäude der athenischen Macht ist ins Wanken gerathen; die überschwenglichen Hoffnungen, die man auf den glänzenden Zug gegen Syrakus setzte, haben sich als eitel erwiesen. Zwar hat Athen die erste Zeit dumpfer Verzweiflung rasch wieder überwunden, aber kaum zeigt sich schon ein Hoffnungsschimmer; der Stern des Alkibiades ist noch nicht wieder aufgegangen. Trotzdem kann sich das Volk nicht zu einem Frieden entschließen, der den Verzicht auf alle die stolzen Pläne einer erweiterten Herrschaft, ja auf einen großen Teil der von den Vätern ererbten Macht bedeuten würde: da tritt der Dichter zum dritten Mal als Anwalt des Friedens auf — diesmal aber sind es die Frauen, die er sich als beredte und energische Vertreterinnen seiner Ansichten erwählt hat. Auf Betreiben der entschlossenen und redegewandten Lysistrata beschließen Repräsentantinnen verschiedener Hellenenstämme, den Männern solange die Erfüllung ihrer ehelichen Pflichten zu versagen, wie sie sich weigern würden, Frieden zu machen. Zwar droht der kühnen Führerin mehrfach Abfall im eignen Lager; denn die weibliche Natur regt sich in einigen ihrer Gefährtinnen gar stark; aber wachsam und thatkräftig weiß sie die Durchführung aller solcher Gelüste zu vereiteln und zeigt durch ihr eignes Verhalten, wie man die Männer willfährig machen müsse. In ihrem Gatten erweckt sie die süße Hoffnung auf Befriedigung seines Liebestriebes; in raffinirter Weise steigert sie sein Verlangen auf den höchsten Grad; im letzten Moment aber entschlüpft sie ihm und trägt so nicht wenig dazu bei, daß die Männer sich schließlich zum Frieden bequemen. In dieser Komödie sind die Anknüpfungen an die Wirklichkeit selbstverständlich viel schwächer, als in den früher besprochenen. Freilich werden die athenischen Frauen in ihrer Mehrheit für den Frieden gewesen sein; auch ist es wohl Thatsache, daß damals in Athen das weibliche Geschlecht etwas

aus seiner herkömmlichen Zurückhaltung herauszutreten anfing; aber was uns der Dichter bietet, das liegt natürlich ganz außerhalb der Grenzen geschichtlicher Möglichkeit. Es ist trotz der keck realistischen Durchführung nur ein Trugbild, wie es in den Köpfen einzelner Frauen und in den Phantasien mancher Friedensfreunde auftauchen mochte; ein Trugbild, das aber immerhin sein Theil dazu beitragen konnte, die Friedensbestrebungen der athenischen Konservativen zu unterstützen. Wenn aber der Dichter damals in solcher Weise die Frauen zur Unterstützung seiner Friedenswünsche aufrief, so dürfen wir annehmen, daß er keine Aussicht sah, sie mit Hülfe der Männer durchzuführen, daß die Volksstimmung in Athen trotz oder vielleicht auch wegen der letzten Schicksalsschläge eine entschieden kriegerische war. Nur sollten wir nicht verkennen, daß diese Stimmung keineswegs aus bloßer Herrschsucht und Ruhmbegier, sondern mindestens ebensosehr aus echtem Patriotismus hervorging. Die Athener als ein Volk, dessen bedeutendste Erwerbszweige Handel und Schiffahrt waren, konnten unmöglich den Krieg um des Krieges willen wünschen; aber neben dem Handelsgeist lebte in ihnen ein stolzes Großmachtsbewußtsein und aus diesem heraus sahen sie — mit Recht — in der Fortführung des Kriegs eine moralische Nothwendigkeit. Gewiß haben sie schließlich noch viel mehr opfern müssen, als damals zur Erlangung des Friedens nöthig gewesen wäre; aber das ließ sich nicht voraussehen, und hätten sie sich auf der Höhe, die sie bald nach Aufführung der „Lysistrata" wieder erreichten, behauptet, dann hätten sie wahrlich Veranlassung gehabt, das muthvolle Ausharren zu segnen. Aehnliche Erwägungen lagen vielleicht selbst dem Aristophanes nicht ganz fern; aber um seiner oligarchischen Freunde willen durfte er sie keinesfalls in den Vordergrund schieben, und so ergab sich ein verzerrtes und getrübtes Bild von dem Kampf der Kriegs- und der Friedenspartei. Er selbst aber war doch

ein viel zu guter Athener und viel zu wenig verblendeter Parteimann, als daß er wirklich nur mit den Augen seiner Parteigenossen gesehen hätte.

Bei der Stellung indes, die er einmal eingenommen hatte, begnügt er sich nicht damit, die Frage: „Ob Krieg oder Frieden“ mit aller Schärfe in dem dadurch gegebenen Sinne zu beleuchten, sondern er sucht auch dadurch für den Frieden zu wirken, daß er den Krieg aus ganz nichtigen und verwerflichen Ursachen entstanden sein läßt und die Leiden, die dadurch über das Volk kommen, in den schwärzesten Farben malt. Er bleibt noch einigermaßen der Wahrheit getreu, wenn er das ganze Kriegsunheil auf des Perikles hartnäckiges Festhalten an der Grenzsperre gegen Megara zurückführt (Frieden 596 ff.); denn vielleicht wäre in der That der Ausbruch des Krieges durch Nachgiebigkeit in diesem Punkte zunächst verhindert worden. Aber auf jeden Fall übersieht er — und wohl mit Absicht — daß die Ursachen des Krieges viel tiefer lagen, eben in der natürlichen Rivalität der beiden hellenischen Großmächte Athen und Sparta, und daß ein Entscheidungskampf früher oder später unvermeidlich war. Mußte aber der Krieg kommen, so konnte er dem Perikles gerade damals, wo er ihn aus inneren Schwierigkeiten befreite, nur gelegen sein. — Indes Aristophanes weiß in den „Acharnern“ (521 ff.) noch von einer andern Kriegsursache zu berichten. Athenische Jünglinge haben aus Megara die Dirne Simaitha geraubt; die Megarenser aber haben sich dafür gerächt, indem sie zwei Dirnen der Aspasia, die danach also wie eine gewöhnliche Kupplerin erscheint, hinwegführten: um diese Beleidigung zu rächen, hat dann Perikles den Krieg entflammt. Glauben hat der Dichter gewiß für diese Erzählung selbst nicht erwartet; aber er knüpfte damit an die populäre Vorstellung an, Aspasia sei mindestens ursprünglich eine gewöhnliche Hetäre gewesen.

Das Elend, das der so leichtsinnig entfesselte Krieg vor allem über die Landbewohner gebracht hat, während der städtische Pöbel keinen Schaden, ja vielleicht gar Vortheile davon hatte, malt der Dichter in lebhaften Farben. Eine solche Stelle, die, natürlich mit starker Uebertreibung, doch immerhin an historische Thatsachen anknüpft, finden wir z. B. „Frieden" 622 ff. — Erst als der Krieg zu Ende ist, kann der Chor sich wieder an den früheren ländlichen Freuden ergötzen, die uns mit derber Anschaulichkeit geschildert werden (ebd. 1120 ff.); aber während auch die meisten Handwerker mit dieser Wendung sehr einverstanden sind, machen andere, wie die Helm- und Schwerthändler, dem Trygaios die bittersten Vorwürfe (1179 ff.). Mit noch stärkern Farben wird uns das Elend des Krieges einige Jahre früher, also als noch keine Friedensaussicht war, in den „Acharnern" vorgeführt. Der unglückliche megarische Bauer verkauft hier seine zwei kleinen Mädchen als Schweinchen (724 ff.), um von dem kärglichen Erlös seinen Hunger zu stillen. Die ungeheuerliche Uebertreibung liegt klar zu Tage; aber wohl mögen die Megarenser durch die Grenzsperre in bittere Noth gekommen sein.

Nicht minder unfähig wie in der Rechtspflege und in der auswärtigen Politik zeigt sich der athenische Demos, wenn uns Aristophanes ein wahrhaftes Spiegelbild von ihm gegeben hat, auf den übrigen Gebieten des öffentlichen Lebens. Er lebt in fortwährender thörichter Furcht vor Wiederaufrichtung einer Tyrannis und vor oligarchischen Verschwörungen (Ritter 478 ff.; Wespen 506 ff.); die Unterdrückung der Hetärien ist der erste Vortheil, den die Frauen, wenn sie zur Herrschaft gelangt seien, in Aussicht stellen (Lysistrata 570 ff.). Und dasselbe Volk folgt doch der Leitung gerade der Männer, die seiner Freiheit am ersten gefährlich werden können, wenn sie ihm nur nach dem Munde zu reden verstehen. Wer ihm recht augenfällige, grob materielle Vortheile zu bieten oder auch nur mit Wahr-

scheinlichkeit in Aussicht zu stellen im stande ist, den überhäuft es mit allen möglichen Ehren, dem gewährt es die Speisung im Prytaneion und wäre er auch ein so ungebildeter und verworfener Patron, wie der „Gerber“ Kleon. Einzeln genommen sind die Athener ganz vernünftig; aber wenn sie in der Volksversammlung in Menge zusammensitzen, da gewinnt in jedem die Thorheit das Uebergewicht. Dies Volk in seiner Gesamtheit hat Aristophanes mit nie übertroffener Keckheit in den „Rittern“ unter dem Bilde eines völlig kindisch gewordenen Greises darzustellen gewagt. Der alte Herr Demos entbehrt jeglichen gesunden Urtheils; den thörichtsten Versprechungen und Lügenorakeln wird er zur leichten Beute; die gröbsten Schmeicheleien wirken bei ihm am sichersten. Der plumpe und rohe Kleon kann nur durch einen Menschen überwunden werden, der noch ungebildeter und verworfener ist, durch den Wursthändler. Verhältnißmäßig leicht kommt dieser ans Ziel, und nun wäre das absolute Chaos, der völlige Untergang des unglücklichen alten Mannes, d. h. des Staates, gewiß, wenn nicht der Wursthändler sich plötzlich in den edeln Staatsretter metamorphosirte und den alt und kindisch gewordenen Demos durch *Aufkochen* verjüngte. Nun ist dieser wieder ein verständiger, zu allem Guten brauchbarer Mann im besten Alter; die alte gute Zeit ist zurückgekehrt. Dieser Schluß ist offenbar gewaltsam und ebenso liegt zu Tage, daß jenes Athen, das in jedem Jahrzehnt mehrere hervorragende Geister auf dem Gebiete des Staatslebens, der Philosophie, der Litteratur und der bildenden Kunst erzeugte, völlig verschieden gewesen sein muß von dem faselnden Greise der „Ritter“. Einzelne Schwächen der Volksmenge, ihre Empfänglichkeit für Schmeicheleien, ihr Verlangen nach grobsinnlichen Genüssen, ihre Leichtgläubigkeit, ihre kühnen Träume von einer weit über die bisherigen Grenzen erweiterten Machtstellung sind mit andern völlig erdichteten Zügen zu einem

Gesamtbild von ungeheurer komischer Wirkung, aber im ganzen geringer historischer Wahrheit verschmolzen.

Gewiß können wir aus Aristophanes die allgemeinen politischen Verhältnisse Athens kennen lernen; aber vor schweren Irrthümern werden wir uns dabei nur dann bewahren, wenn wir ihm mit großer Vorsicht gegenüber treten. Etwas besser steht es mit einzelnen Vorgängen, die er als Thatsachen erwähnt; doch ein blinder Glaube wäre auch auf diesem Gebiete, wie wir schon gelegentlich gesehen haben, so unangebracht wie möglich. Es ist hier nicht der Ort, auch nur die Mehrzahl dieser geschichtlichen Anspielungen auf ihren Wahrheitskern zu untersuchen. Nach welchen allgemeinen Grundsätzen bei solchen Ermittelungen verfahren werden muß, habe ich schon oben angedeutet. Jetzt sollen diese Bemerkungen noch durch einzelne Beispiele erläutert werden. Wenn in den „Acharnern" (62 ff.) von einer aus dem Perserreich zurückkehrenden Gesandtschaft die Rede ist, so dürfen wir daraus mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß eine solche — von der wir sonst freilich nichts wissen — in jenen Jahren abgegangen war; alle weitere Folgerungen aber unterläßt man am besten. — Daß sich aus jener Stelle der „Ritter", wo behauptet wird, die Verhandlungen des Kleon mit Argos seien in Wirklichkeit zu dem Zwecke angesponnen, zur Befreiung der Gefangenen von Sphakteria zu konspiriren (468 ff.), mit Sicherheit die Thatsächlichkeit jener Verhandlungen ergiebt, habe ich schon angedeutet, und es ist klar, daß hier ein sehr deutlicher Beweis von des Kleon verständiger Politik vorliegt. Er zeigt sich durch diesen Schritt als Vorgänger des Alkibiades, der einige Jahre später bei ähnlichen Verhandlungen so bedeutende Erfolge erreichte. Wie in diesem Falle, so sind auch sonst meist die Thatsachen, die wir erfahren, wichtig zur Charakterisirung irgendwelcher historischer Persönlichkeiten, und so bildet Aristophanes richtig benutzt zur Beurtheilung seiner bedeutenderen Zeit-

genossen eine sehr wichtige Quelle. Für Kleon und Sokrates haben wir das schon gesehen; wir wenden uns jetzt einigen weiteren Beispielen zu. Da treten in den „Rittern" als Feinde des Kleon Nikias und Demosthenes auf. Diese Rolle paßt in Wirklichkeit wohl nur für Nikias. Denn bleibt es auch denkbar, daß nach dem Erfolge von Sphakteria zwischen dem tapferen Feldherrn Demosthenes und dem herrschenden Demagogen — etwa durch allzugroße Prahlerei des letzteren mit seinem Verdienste dabei — eine gewisse Entfremdung eintrat, so wissen wir davon doch gar nichts. Dagegen die allgemeinen Züge im Charakter des Feldherrn: Tapferkeit und kühne Entschlossenheit spiegeln sich sehr richtig in der Rolle wieder, die er in den „Rittern" spielt; richtiger wo möglich noch das unentschlossene Zaudern des Nikias. Ganz prächtig ist ferner, vor allem in den „Acharnern", der kühne Haudegen Lamachos geschildert. — Anders aber steht es z. B. mit dem immer wiederkehrenden Schelten über die Schuftigkeit des Hyperbolos. Da der Dichter nämlich nirgends einen thatsächlichen Beleg dafür vorzubringen weiß, so ist das größte Mißtrauen gegen seine Behauptungen am Platze; dagegen machen es einige Stellen wahrscheinlich, daß dem gleichfalls sehr häufigen Spott über die Feigheit des unförmlichen dicken (Acharner 88) Kleonymos eine, gewiß stark aufgebauschte, Thatsache zu Grunde liegt. In den „Wespen" lernen wir sowohl einige Parteigänger des Kleon, die sich zu einem Gelage versammelt haben (1250 ff.), als auch eine oligarchische Zechgesellschaft (1329 ff.), an der von bekannten Männern u. a. Antiphon und Phrynichos betheiligt sind, kennen. Im allgemeinen sind Anspielungen auf Leute dieser Parteirichtung selten. Aristophanes hütet sich, von den Oligarchen mit besonderer Anerkennung zu sprechen; er hätte dadurch nur Mißtrauen erregt, und man darf auch zweifeln, ob sein eignes Herz ihn sehr dazu trieb, aber Angriffe gegen sie vermeidet er natürlich im all-

gemeinen erst recht. Den Theramenes freilich verspottet er als einen Menschen, der den Mantel nach dem Winde hängt und sich stets zu retten weiß (Frösche 545 ff.; 996 ff.); ihn betrachtete er aber auch als einen Abtrünnigen. Und wenn er den Phrynichos nach seinem Tode sehr hart verurtheilt (ebd. 712 ff.), so geschieht das wohl nur, um das Volk für die übrigen Oligarchen, als durch ihn Verführte, desto milder zu stimmen. Der Spott gegen Nikias bleibt maßvoll und richtet sich nur gegen allgemein bekannte Schwächen dieses Mannes. Besonders schonend verfährt er dem Alkibiades gegenüber, in dem er eine wahlverwandte Natur erkannt haben mag. Wir finden diesen Mann, der doch für die damalige athenische Jugend typisch ist, ganz selten erwähnt. Bezeichnend ist eigentlich nur jene bekannte Stelle der Frösche (1462 ff.), die den Beweis liefert, daß der Dichter in der That im höhern Alter, durch schwere Erfahrungen belehrt, eine Stufe des politischen Urtheils gewann, die ihm in der stürmischen Jugend fehlte. Denn die Mahnung des Aischylos (1471, 72):

„Ein Löwen-Junges zieh' man nimmer auf im Staat;
Ist's aufgezogen, so gehorch' man seiner Art!"

die gewiß des Aristophanes eigne Ansicht wiedergiebt, enthält das Beste, was sich damals über diese Frage sagen ließ, und die Athener hätten nicht patriotischer und klüger handeln können, als wenn sie den weisen Rath befolgt hätten.

Noch haben wir eine Seite des Staatslebens nicht erwähnt, die heutzutage einen breiten Raum einnehmen würde: Heer und Flotte. Man könnte zunächst meinen, daß auch Aristophanes sich viel damit beschäftigen müßte, zumal da er in Kriegszeiten schreibt. Aber einmal kannten die Athener den Begriff des stehenden Heeres in unserm Sinne nur sehr unvollkommen; ein Offiziercorps als Berufsstand hatten sie gar nicht, und dann legt sich der Dichter aus gewichtigen Gründen diesen Dingen

gegenüber eine bei ihm ungewöhnliche Reserve auf. Ueber die einzelnen Strategen freilich urtheilt er mit seiner ganzen Unverfrorenheit, aber anders stellt er sich zum Heer als solchem und vor allem zur Flotte. Natürlich nimmt er nicht selten auf kriegerische Vorgänge Bezug, aber fast stets nur dann, wenn es gilt, einzelnen Männern etwas am Zeuge zu flicken. Sonst herrscht hier im ganzen ein achtungsvolles Schweigen; nur die Verdienste der in ihrer Mehrheit oligarchischen Ritter werden mit großer Wärme hervorgehoben (Ritter 598 ff.), während z. B. die viel wichtigeren Kämpfe um Sphakteria ihm lediglich Material gegen Kleon liefern. Natürlich geht des Dichters Enthaltsamkeit nicht so weit, sich alle nicht geradezu persönlichen Angriffe zu versagen — er geißelt z. B. scharf Ungerechtigkeiten bei der Aushebung (Frieden 1153 ff.) —, aber gegen die kriegerischen Unternehmungen als solche richtet er sie nur dann, wenn sie ins politische Gebiet hinüberspielen, wie die angeblichen Eroberungspläne gegen Karthago, die er aber vor allem benutzt, um seinem Groll gegen Hyperbolos Luft zu machen (Ritter 1301 ff.). Angriffe gegen die Flotte vollends fehlen überhaupt. Sie war eben das Palladium der athenischen Größe, und so verstummte ihr gegenüber selbst der Spott des Aristophanes. Nur vereinzelt findet sich eine Andeutung, daß der alte strenge Gehorsam jetzt auch hier einem Geist der zuchtlosen Kritik Platz gemacht habe. Dies Verhalten des Dichters ist ein Beweis für seinen Patriotismus, der überdies mehrfach in begeisterten Lobliedern für die Vaterstadt direkt zum Durchbruch kommt. Wohl kämpft er gegen die Eroberungspolitik; aber es freut ihn doch — mit starker Uebertreibung — von den 1000 Unterthanenstädten Athens reden zu können (Wespen 727 ff.). — Und widmet er jene Loblieder auch meist der vergangenen Zeit (vergl. die schon erwähnte Stelle Ritter 568 ff.), so finden sich doch auch Mahnungen zur Versöhnlichkeit in der Gegenwart, wie die schönen Worte Frösche 712 ff.

Am Schluß dieses Abschnittes findet ein kurzes Wort der Mahnung zur Vorsicht den Anspielungen des Dichters gegenüber am besten Platz; es liegt auf der Hand, wie leicht wir dabei Irrthümern verfallen können. Wenn z. B. Acharner 698 ff. (vergl. auch Wespen 976 ff.) von einer Anklage gegen den „krummen Alten" Thukydides gesprochen wird, so liegt es nahe, dabei an den Sohn des Melesias oder vielleicht auch an den Historiker zu denken; indessen Müller-Strübing hat überzeugend nachgewiesen, daß dies offenbar falsch wäre. Ueber diese negative Erkenntniß freilich können wir hier und in vielen andern Fällen, wo die Athener sofort wußten, woran sie waren, nicht hinauskommen. Auch Müller-Strübing selbst hat sich übrigens wiederholt verleiten lassen, zuviel wissen zu wollen. So behauptet er z. B., die Stellung Kleons in den „Rittern" erkläre sich daraus, daß er Staatsschatzmeister gewesen sei. In Wirklichkeit existirte ein solcher damals noch gar nicht, und damit fallen die umfangreichen Folgerungen, die jener Gelehrte mit großem Scharfsinn aus seiner Annahme zieht, in nichts zusammen.

Nehmen auch politische Fragen und politische Persönlichkeiten den breitesten Raum in des Aristophanes Komödien ein, so sind doch die Aufschlüsse, die wir über andere Lebensgebiete erhalten, zum Theil noch bedeutsamer, einfach deshalb, weil er diesen unbefangener gegenüberstand. Dies gilt besonders für alle Fragen des sozialen und wirthschaftlichen Lebens, einschließlich des ganzen Gebietes der Volkssitte. Der Dichter stand mitten im Volksleben. Sich selbst sollten die Athener in dem Spiegel erkennen, den er ihnen vorhielt, und so sind seine Komödien durchtränkt vom attischen Volksgeist. Das Bild, das wir aus des Dichters Stücken von den sozialen Verhältnissen in Athen bekommen, ist weit weniger trüb — weil weniger absichtlich getrübt — als das der politischen Zustände. Allerdings müssen

wir uns, um gerecht zu urtheilen, auf den Boden der hellenischen und nicht der christlich-germanischen Anschauung stellen. Dann werden wir an dem ungescheuten Verkehr auch älterer verheiratheter Leute, wie des einfachen Bauern Dikaiopolis, mit Dirnen keinen Anstoß nehmen; wir werden überhaupt eine Heilighaltung der Ehe, wie sie bei uns wenigstens theoretisch gefordert wird, nicht erwarten; wir werden es selbstverständlich finden, daß eigentliche Liebesscenen zwischen jungen Männern und jungen Mädchen bei Aristophanes gar nicht vorkommen; wir werden uns über die laxe Anschauung von der Knabenliebe, die als eine wenigstens von den Vornehmen allgemein geübte Unsitte erscheint (vergl. vor allem Wolken 1090 ff.) nicht wundern. Wenn das Familienleben ganz außerordentlich zurücktritt, so ist das begreiflich, nicht nur wegen der thatsächlichen griechischen Verhältnisse, sondern auch, weil der Dichter im wesentlichen nur den in der Oeffentlichkeit sich abspielenden Theil des Lebens — das war ja freilich weit mehr als heutzutage und in unserm Klima — vorführt.

Die Leute aus dem Volke sind bei ihm selbstverständlich keine Musterbilder von Edelmuth und moralischer Haltung, aber sie machen doch meist einen erfreulichen Eindruck durch die harmlos-natürliche Fröhlichkeit, die ihnen — wenn auch theilweise durch die Kriegsnoth zurückgedrängt — eigen ist (vergl. ihren kindlich-naiven Jubel, Frieden 315 ff.). Kopfhängerisches Wesen liegt diesen Leuten so fern wie möglich; mit starker Lebensfreudigkeit genießen sie, was ihnen das Leben bietet; wenn sie nicht mehr haben können, sind sie für die einfachsten Speisen dankbar und vermögen dabei fröhlich und vergnügt zu bleiben. Wirklich drückende Armuth war offenbar unter normalen Verhältnissen im athenischen Bürgerstand selten; die staatlichen Einrichtungen, die die ganze Steuerlast auf die Bundesgenossen und auf die wohlhabenden Bürger abwälzten, und die außerdem

durch Kriegs- und Heliastensold, sowie durch die verschiedenen Festgelder den Aermeren einen zur Noth ausreichenden Lebensunterhalt und einigen Antheil an den Vergnügungen sicherten, trugen dazu ebensoviel bei, wie das milde Klima und die herkömmliche Bedürfnißlosigkeit. Nichts spricht dafür, daß die heutige Bettlerplage der südlichen Länder schon im damaligen Athen bekannt war. Etwas bedrängter wird die Lage der ärmeren Metöken gewesen sein: aber geradezu Mangel scheinen, nach Aristophanes zu urtheilen, auch unter ihnen nicht viele gelitten zu haben, und andererseits befanden sich gerade unter dieser Bevölkerungsklasse viele wohlhabende, ja reiche Leute. Die Sklaven hatten gewiß in den verschiedenen Häusern ein sehr verschiedenes Loos; aber auch die Bedrücktesten unter ihnen werden sich beträchtlich wohler befunden haben, als viele Fabrikarbeiter in einem modernen Grosstaat. Natürlich waren sie gegen schlechte Behandlung, soweit sie gewisse Grenzen nicht überschritt, formell wehrlos; aber die milde Volkssitte schützte sie besser, als ein Gesetz es vermocht hätte. Auch lag es gerade in den damaligen Kriegszeiten im eigenen Interesse der Herren, sie gut zu behandeln, weil sie sonst leicht über die Landesgrenze zu den Feinden fliehen konnten (Wolken 7). Ein Blick auf die Rolle, die Xanthias und Sosias in den „Wespen" und ein zweiter Xanthias in den „Fröschen" spielen, beweist, daß die Sklaven durchschnittlich von bleicher Furcht weit entfernt waren. Natürlich hat Aristophanes auch hier etwas stark aufgetragen. Der Xanthias der „Frösche" erscheint nicht eigentlich als der Untergebene, sondern als der etwas niedriger stehende Spießgeselle des Dionysos. Ein Sklave endlich ganz nach der Art der mittleren und neueren Komödie tritt uns in dem Karion des „Plutos" entgegen. Er mischt sich unaufhörlich in die Familienangelegenheiten und zeigt dabei eine große Keckheit der Sprache. — Ganz zweifellos waren damals die sozialen Gegensätze nicht

entfernt so schroff wie heutzutage. Selbst die vornehmsten und reichsten Männer standen in lebendiger Fühlung mit dem Volk; der demokratische Grundzug des Staatswesens legte es ihnen von vornherein nahe, sich mit ihren ärmeren Mitbürgern gut zu stellen. Scheue Angst der Armen vor den Reichen und demüthig-kriecherisches Wesen waren im großen und ganzen im damaligen Athen selten; mochten sich auch immerhin mancherlei Abhängigkeitsverhältnisse herausbilden, mochte namentlich das allgewaltige Geld als Bestechungsmittel gar oft seine Kraft erproben, jedenfalls hatte es auch der ärmste Bürger in der Hand, sich das Gefühl menschlicher Würde zu bewahren. Gab er diese preis, so fand er dafür in den Verhältnissen weit weniger als vielfach heutzutage eine Entschuldigung. Dementsprechend verkehren bei Aristophanes alle Bürger untereinander mit der größten Unbefangenheit und man darf dies gewiß nur theilweise auf die Freiheit der Komödie zurückführen. Wäre nicht wirklich ein starkes Unabhängigkeitsgefühl weit verbreitet gewesen, so hätte sich das Volk als ganzes auch nach außen nicht jenes Gefühl staatlichen Stolzes und jene Widerstandskraft bewahren können, die es in den letzten Kriegsjahren in so bewundernswerther Weise gezeigt hat.

Neben der gleichmäßigeren wirthschaftlichen Lage wirkten auch noch andere Dinge auf eine Milderung der sozialen Gegensätze hin. So groß auch der Abstand war zwischen einem vornehmen Athener, der wie Perikles mit allen Elementen der damaligen höhern Bildung durchtränkt war, und einem athenischen Kleinbürger oder Bauern — immerhin standen sie sich auch nach dieser Richtung hin näher, als heutzutage der gelehrte Spezialist oder auch der feine Litteratur- und Kunstkenner auf der einen und der gewöhnliche Fabrikarbeiter oder Bauernknecht auf der andern Seite. Allerdings gab's in Athen keinerlei Schulzwang, und viele Bürger mochten selbst von den Elementen

der heutigen Schulbildung wenig oder nichts wissen; dafür aber boten die sonstigen Verhältnisse einen mehr als ausreichenden Ersatz. Auf die Stufe, auf die heute der Unterricht der gewöhnlichen Volks- oder Dorfschule emporhebt, gelangte nach damaligen Verhältnissen der Athener gewissermaßen von selbst durch alle die bildenden Anschauungen, die sich ihm von frühester Jugend an aufdrängten. Bildende Kunst und Litteratur traten ihm sehr bald nahe; die herrlichen Tempel und sonstigen öffentlichen Bauwerke schaute er schon als Kind mit ahnungsvollem Sinn. Reifte er zum Jüngling heran, so konnte er sich im Theater an den Tragödien des Sophokles und Euripides, an den Komödien des Aristophanes und Eupolis erfreuen, und bald kam die Zeit, wo er seinen Platz in der Volksversammlung und dann auch unter den Heliasten einnahm. Der Kriegsdienst im Landheer oder auf der Flotte vermittelte ihm die Bekanntschaft mit fremden Ländern — so gewann er durch eigene Erfahrung eine gewisse Weite des Blickes und erwarb sich eine politische und litterarische, bis zu einem gewissen Grade auch eine juristische Urtheilsfähigkeit, die über das Maß des unseren heutigen ärmeren Klassen Erreichbaren unstreitig hinausging. Zwar hat man noch ganz neuerdings behauptet, der Durchschnitt der allgemeinen Bildung sei im damaligen Athen niedriger gewesen, als heute etwa in Deutschland; aber das ist nur möglich, wenn man jene ohne weiteres in dem heutigen Sinne nimmt, ohne den gewaltigen Unterschied der Zeiten und Verhältnisse zu bedenken. Wer seinen Aristophanes kennt, der wird solchen Anschauungen entschieden widersprechen. Gewiß wimmelt es in dessen Komödien von Stellen, die hauptsächlich auf den Geschmack des großen Haufens berechnet sind. Dahin gehört namentlich ein großer Theil der Obscönitäten, an denen freilich auch viele Angehörige der höheren Klassen Gefallen gefunden haben werden. Aber daneben stehen Anspielungen der

verschiedensten Art, die doch in solcher Ausdehnung nur dann begreiflich sind, wenn sie im allgemeinen auch beim „Volk" auf Verständniß rechnen durften. Hierher gehören zunächst die spöttischen Bemerkungen über das Privatleben wie über die öffentliche Thätigkeit der verschiedensten politischen Persönlichkeiten. Soweit es sich dabei um Stadtklatsch handelt, dürfte ein Komiker wohl auch heute auf allgemeines Verständniß rechnen. Aber viele Scherze reichen doch weit über dies Gebiet hinaus. Noch beweiskräftiger für das allgemeine Interesse an geistigen Fragen sind die zahlreichen Anspielungen auf die Lehren der Sophisten und auf die Werke der verschiedensten Dichter, namentlich der Tragiker und Komiker. Ein Blick in des Aristophanes „Wolken" oder „Frösche" belehrt uns, welche Ausdehnung dergleichen oft gewann. Gewiß waren nicht alle Anspielungen für jeden Zuschauer verständlich; aber wenn der Dichter nicht im ganzen auf ein ausreichendes Verständniß hätte rechnen dürfen, so wäre z. B. bei den „Fröschen" ein großer Theil der Wirkung verloren gegangen. In Wirklichkeit erhielten sie den ersten Preis, und doch haben wir darin geradezu ein Repertoire von Stellen der verschiedensten Dramen des Aischylos, also gerade desjenigen Tragikers, der dem damaligen Durchschnittsathener am fernsten lag, vor uns. Wie unbedeutend ist solchen Stücken gegenüber der geistige Gehalt der Lustspiele und Possen, die heute die großen durchschlagenden Erfolge — wenn auch nur vorübergehend — zu erringen pflegen! Wahrlich die Moser, Blumenthal und Mannstädt verlangen nicht den vierten Theil des Verständnisses, das für den einigermaßen adäquaten Genuß einer aristophanischen Komödie erforderlich war. Und noch eine andere Parallele liegt nahe. Die harmlosen Scherze der „Fliegenden Blätter" sind im allgemeinen auch für den gewöhnlichen Mann von einigem Mutterwitz verständlich; die politisch-sozial-ästhetische Satire des „Kladderadatsch"

dagegen ist es nur für den höher Gebildeten. Und doch erinnern die aristophanischen Komödien viel mehr an das Berliner als an das Münchener Witzblatt. Die zunächst auffallende Erscheinung, daß Anspielungen auf Werke der bildenden Kunst bei unserem Komiker so selten sind, erklärt sich gewiß daraus, daß sie wenig Gelegenheit bieten konnten, persönliche Spitzen — das Lebenselement dieses Dichters — anzubringen. Uebrigens wird die vorgetragene Anschauung von dem hohem Grad allgemeinen Verständnisses, natürlicher Bildung in Athen meiner Meinung nach überzeugend unterstützt durch den Charakter z. B. der perikleischen Reden des Thukydides. Die Leichenrede vor allem, nach meinem Geschmack das Großartigste, was auf diesem Gebiete überhaupt geleistet worden ist, mag immerhin in Wirklichkeit etwas einfacher und populärer gehalten gewesen sein; auf keinen Fall haben wir Grund, die hohen und stolzen Gedanken, die sie erfüllen, dem Perikles abzusprechen, und wenn der Leiter des Staats solche bei einer öffentlichen Feier, die doch Eindruck aufs Volk machen, seinen patriotischen Opfermuth anspornen sollte, vorzubringen für richtig hielt, so mußte er überzeugt sein, daß sie auch fürs Volk mehr als hohler Klang schöner Worte sein würden, daß er wenigstens ein fühlendes Verständniß dafür finden und ihre Geister und Herzen innerlich ergreifen werde. Eine gleiche Voraussetzung wäre bei einer heutigen ganz allgemeinen Feier, etwa bei der Enthüllung eines Siegesdenkmals, offenbar nicht berechtigt.

In kürzeren Worten läßt sich ein Bild von der Art geben, wie sich die Stellung des weiblichen Geschlechts bei Aristophanes wiederspiegelt. Die Hetären, die einzigen Frauen, denen es nach athenischer Sitte erlaubt war, in die Oeffentlichkeit herauszutreten, spielen, entsprechend dem politischen Grundcharakter der alten Komödie, noch nicht entfernt die Rolle, die ihnen in der mittleren und neueren zufiel: offenbar traten sie auch thatsächlich

damals noch nicht so in den Vordergrund. Die wenigen Züge ihres Wesens, die bei unserm Dichter sich finden, lassen sich aus anderen Quellen besser und genauer entnehmen; nur wenige berüchtigte Hetären werden wiederholt verspottet; die einzige bedeutende Frau, die mehrfach der Satire des Dichters zum Opfer fällt, ist Aspasia. Daß ihr Bild dabei in der Beleuchtung erscheint, die es durch den Stadtklatsch erhalten hatte, kann uns nicht wundernehmen. Die ganze Art, wie ihr Aristophanes mitspielt, zeigt deutlich, wie stark Perikles durch den Bruch mit der überlieferten Sitte, dessen er sich durch die Vermählung mit ihr schuldig machte, die öffentliche Meinung Athens verletzt hatte. — Bezeichnend für die attischen Verhältnisse ist es, daß in den älteren Komödien überhaupt keine Frauen auftreten. Sie konnten es eben kaum anders, als wenn sie im Widerspruch mit der selbst in des Perikles Leichenrede wiederkehrenden Anschauung aus dem Kreise des Hauses heraustraten. Diesen Schritt thun sie denn auch in dreien von den späteren Stücken, in der „Lysistrata", den „Thesmophoriazusen" und den „Ekklesiazusen", in denen die Frauen geradezu die Hauptträger der Handlung sind. Aber der Volkssitte entspricht diese ihre Rolle nur in dem mittleren der genannten Stücke; denn die Thesmophorienfeier war in der That ein ausschließliches Frauenfest, und der Konflikt entsteht hier gerade dadurch, daß sich Mnesilochos als Frau verkleidet dabei einschleicht, um seinen Freund Euripides vertheidigen zu können. Von der „Lysistrata" ist schon die Rede gewesen; die „Ekklesiazusen" endlich enthalten eine Parodie der Emanzipationsgelüste, wie sie damals mannigfach auftauchen mochten. Die Frauen reißen die Herrschaft an sich, da die Männer sich als unfähig und unwürdig dazu erwiesen haben. Die Aufhebung der Ehe, die Durchführung der Weibergemeinschaft, die als das am meisten in die Augen fallende Ergebniß ihres Staatsstreiches erscheint, enthält eine Ver-

spottung von Ideen der Art, wie sie in Platos „Staat" niedergelegt sind. Daß die thatsächliche Grundlage hier ebenso gering ist, wie in der „Lysistrata" bedarf keines Beweises. Die Frau im Haus und in der Familie sehen wir nur im „Plutos" auftreten, der ja überhaupt im ganzen den Charakter der mittleren Komödie trägt; aber besonders charakteristische Züge lassen sich aus diesem Stück nicht erschließen. Anders steht es mit den schon erwähnten drei anderen Komödien. Wenn in dem natürlich karrikirten Bild, das sie von der athenischen Bürgerin jener Zeit liefern, die Schatten stark überwiegen, so darf uns dies bei der ganzen Tendenz des Aristophanes nicht wundernehmen; wir wissen schon, daß wir dem Dichter nur mit großer Vorsicht folgen dürfen. — Natürlich haben die Frauen die Vorräthe des Hauses unter sich, und eben weil sie sich darin bewährt haben, meint Lysistrata, könnten sie gar wohl auch den Staatsschatz verwalten (Lysistrata 490 ff.). Freilich haben die Verleumdungen des Euripides bewirkt, daß einige Männer sogar die Wirthschaftsvorräthe unter Verschluß genommen haben und daß es auch nicht mehr so leicht ist wie früher, sich Nachschlüssel dazu machen zu lassen. Auch wachen jene ängstlich darüber, daß die Frauen sich kein Kind mehr unterschieben und keinen Freund zu sich einlassen; um letzteres zu verhindern, halten sie sich sogar große Molosserhunde (Thesmophoriazusen 386 ff.). Und diese Vorsichtsmaßregeln wären sehr gerechtfertigt, wenn die Geschichtchen, die Mnesilochos in Durchführung seiner Frauenrolle von sich und seinen Gefährtinnen erzählt (461 ff.) auch nur einigermaßen die wirklichen Zustände widerspiegelten. Die Frauen zeigen danach die äußerste Gewandtheit und Frechheit im Hintergehen der Ehemänner, und ihre Unsittlichkeit geht dabei angeblich z. Th. auf ein sehr frühes Mädchenalter zurück. In Wahrheit mögen ähnliche Dinge, wie die hier erzählten, auch damals wie zu allen Zeiten vorgekommen sein, aber eben

nur ausnahmsweise. Bei Aristophanes freilich erscheinen sie als etwas fast Alltägliches. Die Frauen wagen die Richtigkeit des ihnen vorgeführten erbaulichen Sittenbildes nicht ernstlich zu bestreiten. Aber kaum Jemand wird doch glauben, daß z. B. die Trunksucht ein unter ihnen weit verbreitetes Laster war. Und doch wird gerade darüber mehrfach gespottet. So erweist sich in einer der gelungensten Scenen der „Thesmophoriazusen" ein angebliches Kind, das das eine der Weiber mit in die Versammlung gebracht hat, als ein Weinschlauch von beträchtlicher Größe (725 ff.). Unschuldigere Schwächen der Frauen geißelt das 320. Fragment der 2. Thesmophoriazusen, in dem wir eine sehr genaue Schilderung antiker Toilettenkünste erhalten. — Nach dem Gesamtbild, das uns Aristophanes giebt, müßten die Männer — darin hat die Chorführerin der „Thesmophoriazusen" (780 ff.) ganz recht — recht froh sein, wenn sie die Weiber, diesen Fluch ihres Daseins, loswerden könnten. Und doch, so führt sie in anmuthiger Weise aus, ist das Gegentheil der Fall. Ist die Frau einmal ausgegangen, dann sucht sie ihr Gatte eifrig; schaut irgendwo eine zum Fenster heraus, so spähen die Männer eifrig und verliebt nach ihnen u. s. w. — Gewinnen wir aus Aristophanes auch nur einzelne Züge aus dem athenischen Frauenleben, immerhin gewährt er uns einen Einblick in die Verhältnisse, die in unseren sonstigen Quellen aus dem Alterthum nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen.

Das Gebiet der Erziehung will ich an dieser Stelle ganz übergehen; es wird am besten in dem Abschnitt behandelt, der der Litteratur und Philosophie gewidmet sein soll. Dagegen finden einige Bemerkungen über Sitte und Art des Volkes, sowie sie sich in der aristophanischen Komödie wiederspiegeln, hier einen geeigneten Platz. Auf diesem Gebiet können wir dem Dichter mit dem größten Vertrauen folgen; denn hier hätte er durch wirkliche Fälschungen geradezu seiner eignen Absicht entgegen-

gearbeitet; nur auf eine gewisse Vergröberung der Wahrheit müssen wir uns allerdings gefaßt machen. Das Hauptvergnügen der Aermeren besteht, wenn wir von öffentlichen Schaustellungen absehen, nach dem Dichter im geschlechtlichen Genuß — welche Freiheiten sich dabei die Männer gestatteten, ist schon besprochen — und im reichlichen, ja übermäßigen Essen und Trinken. Gefräßigkeit und Trunksucht erscheint in der Komödie bei öffentlichen Charakteren als ein schwerer Vorwurf; von ihnen wird — das ist noch heute der Standpunkt des Volks — als Aequivalent für ihre einflußreiche Stellung eine auch in allen äußern Dingen würdige Haltung verlangt. Aber dieselben Dinge schildert der Dichter bei den Leuten aus dem Volk, bei einem Dikaiopolis und Trygaios mit sichtlichem Behagen. Zum eigentlichen Typus populärer Gefräßigkeit hat sich in der Komödie merkwürdigerweise der gewaltige Herakles herausgebildet. Die Gefühle, die ihn in den „Vögeln" beschleichen, als er den süßen Duft des Bratens und der andern herrlichen Speisen riecht, waren dem Volke so recht verständlich; es begriff, daß er zur Nachgiebigkeit gegen die Vögel bereit ist, nur um möglichst bald zum Genuß dieser schönen Dinge zu kommen. — Und wie anschaulich schildert Strepsiades (Wolken 43 ff.) das behagliche, freilich auch recht unfeine Landleben

„Auf eignem Miste, wohlbehaglich, schlecht und recht",

das er aufgegeben hat, um eine stolze und putzsüchtige Stadtfrau zu heirathen. Wie beweglich beklagt der Alte die Schulden, in die ihn des Sohnes Pferdenarrheit, das Erbtheil der adligen Mutter, gestürzt hat! Und wenn hier das reichliche Leben auf dem Lande nur kurz gezeichnet wird, so finden wir eine ausgeführte anmuthige Schilderung seiner Freuden im „Frieden" 1120 ff. Auch die üppigen Gelage der Vornehmen werden uns verschiedentlich vorgeführt, besonders in den „Wespen", und in

demselben Stück (1161 ff.) sehen wir in einer ergötzlichen Scene, wie Bdelykleon seinen Vater Philokleon, allerdings mit mangelhaftem Erfolg, darin unterweist, sich nach modischer Art zu amüsiren: das einzige greifbare Ergebniß ist eine ganz gehörige Betrunkenheit des Alten. — Eine karrikirte Darstellung des bunten athenischen Straßenlebens dürfen wir in jener Scene der „Vögel" erkennen, wo sich in dem eben gegründeten Wolkenkuckucksheim Wahrsager, Gesetzeshändler, Sykophanten und andere Charlatane und Quacksalber der verschiedensten Art einfinden, um ihre Dienste anzubieten. Freilich müssen sie mit Schimpf und Schande abziehen; denn die beiden Athener haben ihre Heimath nicht verlassen, um in dem neuen Wohnsitz die alten Plagen wiederzufinden.

Daß das ganze Leben und Treiben den Charakter einer heute unwiederbringlich verlorenen Ungezwungenheit und Natürlichkeit trug, wurde schon früher erwähnt. Die Stücke des Aristophanes sind dafür ein sprechender Beweis. Selbst von den natürlichen Vorgängen der Verdauung und ähnlichen Dingen, die heutzutage nur ausnahmsweise besprochen werden, reden die Personen des Dichters, wenigstens soweit sie den gewöhnlicheren Kreisen angehören, ganz öffentlich und offenbar gern; auch die außerordentlich zahlreichen Obscönitäten dürfen wir bei weitem nicht in dem Maße als Zeichen von Unsittlichkeit des Volks auffassen, wie wir dies heute thun müßten. Die Athener ähnelten in dieser Hinsicht wirklich noch großen Kindern; das Raffinement der Zote spielte vielleicht damals eine geringere Rolle, als heutzutage. — Selbst ins Gebiet der eigentlichen Volkslitteratur thun wir durch Aristophanes gelegentlich einen Blick. Wenn Philokleon sich zweimal auf äsopische Fabeln beruft, so müssen diese damals noch lebendiges Besitzthum des Volks gewesen sein.

Noch zwei Gebiete des athenischen Lebens haben wir zu betrachten: die litterarischen Zustände im weitesten Sinne, d. h.

einschließlich der philosophischen und rhetorischen Bestrebungen, der Musik und des ganzen Gebietes der Erziehung, und endlich den Glauben und Aberglauben des Volkes. Nach beiden Richtungen bietet der Dichter reichliches Material. Seine Zeit ist auch auf dem Gebiete der höhern Bildung eine Epoche der Unruhe und des Emporstrebens neuer Richtungen. Aristophanes kämpft auch hier anscheinend für das Alte; aber in Wirklichkeit ist er gerade in dieser Beziehung durchtränkt von den neuen, eben die Herrschaft über die Geister gewinnenden Anschauungen. Die damals einflußreichste philosophische Richtung, die der Sophisten, bekämpft er während seiner ganzen Dichterlaufbahn mit gleicher Entschiedenheit. Ebenso hat er für die Forschungen eines Anaxagoras und Protagoras nur Spott. Die Sophisten trugen, wenn wir ihn hören, die Hauptschuld an der einreißenden sittlichen Verwilderung; sie verwischen alle Grenzen von Gut und Böse; sie haben es zu verantworten, wenn den Kindern jede Pietät gegen die Eltern abhanden gekommen ist. Pheidippides zeigt, schon bevor er Schüler des Sokrates wird, herzlich wenig kindliche Gesinnung; dieser raubt ihm noch den letzten Rest davon; er entblödet sich nicht, seinen Vater zu schlagen, und beweist ihm noch dazu, daß er damit recht handle; ja auch seiner Mutter gegenüber ist er entschlossen, dasselbe Recht in Anspruch zu nehmen. Nicht viel besser benimmt sich freilich Bdelykleon, der doch ein Anhänger des Alten sein will, und seine Entschuldigung liegt höchstens darin, daß sein Vater wirklich als ein kindisch gewordener Greis erscheint. — Genau so verderblich sind nach Aristophanes die Lehren der Sophisten dem religiösen Glauben des Volkes geworden; diese Männer verkünden ja laut, daß Zeus und die andern Götter nur Erfindungen der Priester sind; sie wissen für alle Naturvorgänge natürliche Erklärungen zu finden. Das Musterbild dieser Art, der aristophanische Sokrates, ist uns schon bekannt geworden.

Noch bleibt aber die Frage zu beantworten, ob das vom Dichter entworfene Bild wenigstens für die Sophisten im engern Sinne der Wahrheit entspricht. Darauf läßt sich nicht mit einem einfachen Ja oder Nein antworten. Unstreitig hatten diese Lehren schon durch den kritischen Geist, der sie durchwehte, zunächst eine zersetzende Kraft; sie haben als Ziel einer Entwickelung aufgefaßt nichts Erfreuliches, und als solches erschienen sie dem Dichter und vielleicht auch vielen ihrer wärmsten Anhänger. Aber in der That waren sie nur der Durchgangspunkt zu einer neuen, positiveren Anschauung, als deren Hauptvertreter wir Plato, der alle durch Sokrates gegebenen positiven Anregungen am konsequentesten verwerthete, zu fassen haben. Die Sophisten hatten die nicht sehr erfreuliche, aber nothwendige Aufgabe, zunächst einzureißen, was unhaltbar geworden war; sie mußten also selbstverständlich den Zorn aller Vertheidiger des Alten erwecken, und vor allem eine so frische Kraft wie Aristophanes mußte sich gereizt fühlen, mit allen Waffen des Spottes und Hohns gegen die Jugendverderber anzukämpfen. Er übersah dabei zunächst, daß die Sophisten viel mehr der deutlichste Ausdruck einer sich emporringenden neuen Zeitrichtung, als die Ursache davon waren. Der einleuchtendste Beweis dafür liegt eben in der merkwürdigen Thatsache, daß dieser ihr streitbarster Gegner selbst durchtränkt ist von dem Gift, das er bekämpft; in vielen seiner Dialoge bewundern wir die volle Kraft sophistischer Dialektik, und kommt sie auch äußerlich stets den Widersachern des Neuen zu Gute, in Wirklichkeit haben wir wiederholt den Eindruck, daß der scheinbar Besiegte auch eine berechtigte Sache vertritt; ein Blick auf den Streit der beiden Redner in den „Wolken" genügt, um das zu erkennen. Gewiß sind die Grundsätze des gerechten die edleren; gewiß ist das Gemälde, das er von der alten guten Zeit entwirft, sehr erfreulich; aber der ungerechte verläßt doch als stolzer Sieger den Kampfplatz und

vor allem kann er mit Genugthuung darauf hinweisen, daß eigentlich alle Zuschauer nach seinen Grundsätzen handeln. Das heißt doch zugeben, daß die alte Zeit unwiderbringlich vorbei war und daß nur ein moralischer Don Quixote hoffen konnte, sie werde wiederkehren: Unser Dichter hatte zu einem solchen keinerlei Anlage, ja man darf zweifeln, ob er ein solche Wiederkehr ernstlich wünschte. Die zersetzende Thätigkeit der Sophisten zeigt sich natürlich am deutlichsten bei dem Einfluß, den sie durch den Unterricht in der Rhetorik und in den verwandten Fächern, überhaupt in praktischer Lebensweisheit, auf die Jugend übten. Strepsiades und Pheidippides in ihrem Gegensatz sind nur ein getreues Abbild ihrer beiden Generationen. Als Strepsiades jung war, befand sich die aufklärerische Bewegung erst in den Anfängen; nur die geistigen Spitzen des Volks waren schon damals in sie hineingezogen; selbst viele Gebildete hatten erst eine unbestimmte, mit scheuer Furcht gemischte Ahnung davon. Strepsiades als rechter Bauer hat davon nur gehört, daß die Sophisten die schlechtere Sache zur bessern machen könnten; er will ein Redner werden allein, um dadurch von seinen Schulden loszukommen; aber begreiflicherweise reicht seine Fassungskraft nicht aus; der Sohn muß für ihn eintreten, und dieser, wenngleich nicht etwa gründlich gebildet, geht doch von vornherein mit innerem Verständniß an die Sache heran; er faßt die Lehren des Sokrates leicht auf und begnügt sich nicht mit dem beschränkten Vortheil, den sein Vater davon erhofft hatte. Er kehrt aus dem gefährlichen Lehrkursus als ein völlig vom neuen Geiste der Kritik und der Pietätlosigkeit durchdrungener Mensch zum Vater zurück und nachdem der nächste Zweck, die Ableugnung der Schulden, erreicht ist, wendet er die kaum erworbene Kunst sogleich gegen den Vater und bekehrt ihn dadurch völlig von seiner Schwärmerei für Sokrates. Indem nun der Alte dessen Denkerbude in Brand steckt, wird der für die Komödie erwünschte

Ausgang in drastischer Weise erreicht; aber dem Geiste nach ist der Sophismus entschieden als Sieger aus dem ganzen Kampfe hervorgegangen.

Ebenso bezeichnend wie die Art seines Kampfes gegen die Sophisten ist für Aristophanes sein Verhalten zu den drei großen Tragikern. Glauben wir allein seinen Worten, so bleibt kein Zweifel, daß er Aischylos und Sophokles aufs höchste bewunderte — nur darüber kann man streiten, wer ihm von diesen Beiden höher steht —, daß er dagegen in Euripides einen der gefährlichsten Vertreter des neuen Geistes haßte und ihn noch dazu für einen recht unbedeutenden Dichter hielt. Den Kampf gegen diesen Tragiker führt er gleichfalls während seiner ganzen Dichterlaufbahn fort; er bildet in zweien der uns erhaltenen Komödien den Hauptnerv: nach einer bestimmten Richtung in den „Thesmophoriazusen"; in grundsätzlicher und allgemeiner Weise in den „Fröschen". Jenes Stück bietet zur Beleuchtung des Gegensatzes zwischen dem Tragiker und dem Komiker verhältnißmäßig wenig Material. Direkt polemisch ist darin — außer dem Versuche, ihn bei den Frauen noch mehr zu verdächtigen — in der Hauptsache nur der Anfang, der die spitzfindig-sophistischen Wendungen des Euripides in der geschicktesten Weise geißelt. Im übrigen dient es zum Beweis, wie bekannt damals seine Tragödien gewesen sein müssen. Dagegen die „Frösche" haben gar keine andere Tendenz, als die Kunst der beiden älteren Meister der Tragödie gegenüber der des damals eben verstorbenen jüngeren Rivalen zu erheben. Eine direkte Entscheidung für Aischylos oder Sophokles vermeidet Aristophanes in recht geschickter Weise dadurch, daß er den letzteren in edler Bescheidenheit freiwillig vor dem älteren Kunstgenossen zurücktreten läßt und so beiden Dichtern ein liebenswürdiges Kompliment macht. Sophokles behält sich nur für den Fall vor, mit Euripides in den Kampf einzutreten, daß Aischylos wider Er-

warten im Wettstreit mit diesem unterliegen sollte. Als aber der ehrwürdige Mann gesiegt hat und dementsprechend in die Oberwelt zurückkehrt, überträgt er dem Sophokles den tragischen Thron. Welches sind nun die Schwächen, um derentwillen Euripides unterliegt? Es sind selbstverständlich Dinge, über die wir auch heute noch hinreichend urtheilen können. Die Kritik des Komikers liefert uns also in diesem Falle in der Hauptsache kein neues Material; ihr Hauptinteresse liegt darin, wie er seine Aufgabe anfaßt und dann in dem Umstand, daß wir durch ihn einen Ueberblick über alle die Vorwürfe erhalten, die dem Euripides damals von seinen Gegnern gemacht wurden. Natürlich fehlt ihnen nirgends ganz die Begründung. Die Sprache dieses Tragikers verfällt in der That vielfach ins Flache und Spitzfindige; es zeigt sich darin nicht selten eine „elende Zungengewandtheit“, die an Geschwätzigkeit grenzt; er ist oft mehr Redner und Sentenzendrechsler, als Dramatiker, und seine Sentenzen fügen sich durchaus nicht immer zwanglos in den Zusammenhang. An Kraft und Würde steht die Sprache des Aischylos unstreitig höher; aber sie vermeidet dafür nicht immer schwülstige Unklarheit und Bombast. Wohl ist sie der Ausdruck einer kräftigen Zeit; die kriegerische Thatkraft der „Perser“ oder der „Sieben vor Theben“ ist dem Euripides fremd. Aischylos bewahrt seinen Personen eine übermenschliche Würde und Größe, während sie Euripides aus solcher einsamen Höhe in die gewöhnliche menschliche Schwachheit herabzieht und sich nicht scheut, auch Könige jammervoll klagend, als Bettler und in Lumpen gehüllt, vorzuführen. Gewiß sind dieses Dichters lyrische Partien oft inhaltlich seicht und allzulose mit der Handlung verknüpft; man merkt bisweilen, daß er sie nur noch beibehielt, weil dies die Ueberlieferung gebieterisch forderte. Gewiß ist endlich die Art der Exposition in seinen Prologen meist ermüdend, kunstlos und einförmig und eben deshalb boten

sie dem Aristophanes eine so passende Gelegenheit, stets dem 2. oder 3. Verse seine „alte Leier“ anzuhängen (1229 ff.). Aber daß dieses bei aller komischen Wirkung doch etwas wohlfeile Mittel zusammen mit dem Abwiegen der Worte beider Dichter nach ihrer Schwere, wovon das Gleiche gilt, den Wettkampf zu Gunsten des Aischylos entscheidet, ist zwar durchaus im Geiste der Komödie und entfesselte gewiß ein stürmisches Gelächter unter den Zuschauern; indes für eine ästhetische Beurtheilung wird damit offenbar keine genügende Grundlage gewonnen. Das wußte Aristophanes gewiß selbst am besten; er wollte eben gar keine erschöpfende litterarische Kritik geben, sondern nur mit echt komischen Mitteln Stimmung machen mehr gegen Euripides, als für Aischylos: der Schwerpunkt liegt wieder in der Opposition gegen die herrschende Zeitrichtung. Couat sagt mit Recht, daß alle Schwächen, die bei Euripides hervorgehoben werden, nur die Kehrseite nicht erwähnter Vorzüge sind. Für den Mangel an Würde und Erhabenheit entschädigt er durch viel größere menschliche Natürlichkeit seiner Personen. Daß er uns mehrfach in die gewöhnliche Häuslichkeit einführt, war freilich eine Abweichung von dem Herkömmlichen; aber es war nach andrer Richtung hin auch wieder ein Fortschritt. Das Zurücktreten der lyrischen Partien ermöglichte eine viel reichere und feinere psychologische Ausgestaltung der dramatischen Persönlichkeiten, und wenn bei ihm zuerst die Liebe zwischen Mann und Weib als Privatempfindung eine größere Rolle spielt, so können wir darin nicht wie Aischylos einen Fehler sehen, wir müssen das vielmehr als einen entschiedenen Fortschritt anerkennen. In allen diesen Dingen, vor allem auch in seiner klaren, aber freilich oft sophistischen und gedrechselten Sprache ist Euripides endlich — und das bleibt die Hauptsache — der getreue Ausdruck seiner Zeit. Aristophanes behandelt, um noch einmal Couat zu citiren, den Sophokles mit ruhiger Hochachtung, den Aischylos

mit, bisweilen ironischer, Verehrung, den Euripides mit unbarmherziger Grausamkeit. Aber nichtsdestoweniger steht er diesem so bitter bekämpften Gegner näher, als dem Tragiker aus der Zeit der Perserkämpfe. So kann es uns denn auch nicht wundernehmen, daß sein Aischylos auf einige Vorwürfe des Euripides kaum eine Entgegnung hat. Aristophanes und Euripides sind vor allem darin verwandt, daß in beiden der gleiche Geist der Kritik und der Diskussion lebt, und wenn Aischylos dem gewöhnlichen Leben fernsteht, so wagt sich Aristophanes, schon weil er Komiker ist, noch weit mehr als Euripides in den Streit und Kampf desselben. Sein Haß gegen diesen erklärt sich zum Theil aus des Euripides Eintreten für die sophistische Aufklärung, während die politische Richtung der Beiden nicht allzu verschieden war; der Hauptgrund dafür aber lag darin — das ist eine Thatsache, die freilich Denen, die den Aristophanes womöglich auf einsamer Tugendhöhe sehen möchten, wenig passen wird —, daß Euripides der gefährlichste Rivale des großen Komikers in der Gunst des Publikums war; denn offenbar giebt die nur geringe Zahl seiner tragischen Siege nicht den richtigen Maßstab für seine Beliebtheit beim Publikum. Wären seine Stücke nicht ganz ungewöhnlich bekannt gewesen, dann hätte Aristophanes z. B. nicht Verse aus einzelnen noch etwa 20 Jahre nach ihrer ersten Aufführung anführen können. Auf die zahlreichen mehr oder minder boshaften Anspielungen des Aristophanes auf Stücke der unbedeutenderen Tragiker und auf alle seine Konkurrenten auf dem Gebiete der Komödie, namentlich auf den bedeutendsten unter ihnen, den Eupolis, kann ich hier nur hinweisen; besondere Erwähnung aber verdient die schöne Stelle „Ritter" 519 ff., in der der Dichter einen von feinstem Urtheil zeigenden Rückblick auf die Hauptvertreter der alten Komödie wirft.

Die Stellung, die er der neuen Musik gegenüber einnimmt, ist mit seiner Opposition gegen die herrschende Richtung im

Drama eigentlich von selbst gegeben. Er giebt sich auch hier durchaus als Anhänger der alten Einfachheit; aber es ist eine Thatsache, daß er durchaus nicht nach seinen Forderungen gehandelt hat. Trotz unsrer mangelhaften Kenntniß der alten Musik können wir mit Sicherheit sagen, daß die Gestaltung seiner lyrischen Partien zunächst immer kunstvoller wird; man braucht, um das zu erkennen, nur die „Acharner" oder „Ritter" mit den „Vögeln" oder „Fröschen" zu vergleichen. Die Berufung auf den Stoff ist wenigstens bei dem letzteren Stück, wo eine Beschränkung der lyrischen Partien sehr wohl möglich gewesen wäre, nicht ausreichend. Und wenn die Chöre in den letzten Stücken mehr und mehr zurücktreten und endlich ganz verschwinden, so erklärt sich das einzig und allein aus den Zeitverhältnissen, die eine möglichste Einschränkung der Kosten gebieterisch verlangten.

Das Gebiet der eigentlichen Wissenschaft lag dem durchaus volksthümlichen Komiker fern; aber gelegentlich fallen auch darauf Streiflichter; man denke an die mehrfachen Erwähnungen des Astronomen Meton, der z. B. in den „Vögeln" (989 ff.) sofort mit Instrumenten zur Vermessung der neuen Stadt erscheint, und an das Schelten über die Verwirrung, die durch Einführung des neuen Kalenders in den athenischen Festfeiern einriß (Wolken 609 ff.).

Endlich bleibt uns noch das Gebiet der Religion und des Kultus zu besprechen. Die Zweiseitigkeit im Wesen des Aristophanes zeigt sich in der Art, wie er diesen Dingen gegenübersteht, vielleicht am allerdeutlichsten. Natürlich giebt er sich als Anwalt des überlieferten Volksglaubens, und doch ist es ganz unmöglich, ihn wirklich zu der offenbar nur noch geringen Zahl der Altgläubigen unter den gebildeten Athenern zu rechnen. Der Ton, den er gegen Götter und Priester, gegen Opfer und Wahrsagungen anschlägt, spricht gegen jeden solchen Versuch ein gebieterisches Nein. Er ist von einer Ungeniertheit, die heute

geradezu als Frechheit erscheint, die sich aber erklärt, wenn man die menschlich-unbefangenere Stellung der alten Hellenen ihren Göttern gegenüber bedenkt, wie sie schon in einer allerdings spätern Partie der Odyssee, im Liebesabenteuer des Ares und der Aphrodite zum Durchbruch kommt. Aber die Freiheiten, die sich Aristophanes den Göttern gegenüber gestattet, bleiben auch für einen Hellenen noch sehr stark, und sie allein genügen, uns zu überzeugen, daß die Zeit der eigentlichen religiösen Wärme damals für die Athener der Vergangenheit angehörte. Die Volksmenge war wohl nicht geradezu ungläubig; aber der Aberglaube überwog jedenfalls den Glauben, und die Gefahr, die den antiken Religionen besonders nahe lag, das Ueberhandnehmen der Anschauung, daß es hauptsächlich darauf ankomme, die Götter durch Einhaltung der äußeren Kultvorschriften bei günstiger Stimmung zu erhalten, trat damals offenbar besonders stark hervor. Diese Art von Religion durchzog ja das ganze Leben der Athener; ihre Spuren treffen wir auch bei Aristophanes immer wieder. Wir dürfen außerdem aus seinen Komödien schließen, daß das Volk nicht allen Göttern in gleicher Weise gegenüberstand; denn er selbst schlägt gegen die einzelnen einen merkwürdig verschiedenen Ton an. Von den großen Gottheiten werden Latona, Apollo, Diana und die Götter der Unterwelt gar nicht verspottet; auch die Scherze der „Wolken", in denen der Name der Athene vorkommt, sind sehr unschuldig. Poseidon dagegen muß sich wenigstens in den „Vögeln" eine ziemliche Thorenrolle aufbürden lassen, und Zeus ist der Gegenstand der mannigfachsten Scherze. Er war nicht wie Pluto von der Majestät des Todes umkleidet; sein Kult war nicht lokalisirt, und vor allem mußten die vielen Liebes- und Verwandlungsgeschichten, die über ihn im Volksmunde lebten, die Spottlust und gute Laune der Komiker unbedingt herausfordern. Aber am schlimmsten unter den bedeutenderen Göttern ergeht es dem

Dionysos. Er war eben nicht nur der furchtbar-majestätische Gott, als der er uns z. B. in des Euripides „Bakchen" entgegentritt, sondern auch der Vertreter heiterer Lebensfreude, und diese Seite seines Wesens lag den Komikern natürlich am nächsten. Deshalb fanden offenbar die Athener nichts Unpassendes darin, ihn z. B. in den „Fröschen" in die Sphäre der gewöhnlichsten Menschlichkeit herabgezogen, als einen feigen Prahler geschildert zu sehen. Unter den Halbgöttern erfährt Herakles eine womöglich noch schlechtere Behandlung. Zwar seine rohe Heldenkraft bewahrt er auch in der Komödie; aber sein Verstand ist minimal, dagegen seine Gefräßigkeit enorm; um ein gutes Diner giebt er, wie wir schon sahen, in den „Vögeln" die Herrschaft der Götter dahin. Man erkennt aus diesen Proben, daß die Athener den Begriff der Gotteslästerung in unserm Sinne kaum kannten, daß sie sich das Stärkste bieten ließen, wenn nur ihre Sinnlichkeit gekitzelt und ihre Lachlust befriedigt wurde. Aber gewisse Grenzen gab es doch auch für sie: während man die freiesten Scherze der Komödie ungestraft hingehen ließ, bietet bekanntlich die athenische Geschichte von Anaxagoras bis auf Sokrates immerhin einige Beispiele religiöser Verfolgung. Und daß daselbst die Komiker sich nicht alles gestatten durften, zeigt nicht nur des Aristophanes Zurückhaltung gegenüber den meisten großen Göttern, sondern noch mehr sein ehrfurchtsvolles Schweigen gegenüber dem Todtenkult und gegenüber den Mysterien, in denen die Religion der Hoffnung personifizirt war. Ja, dieser Seite des Kultus bringt er in dem feierlich-schönen Chor der „Geweihten" (Frösche 328 ff.) sogar seine Huldigung dar. Auch in der Behandlung der Thesmophorienfeier sucht er eine Verletzung des gläubigen Gefühls zu vermeiden; er schließt das Stück mit einem religiösen Gesang. Ueberhaupt lernen wir aus seinen Scherzen über die Götter doch nur die eine, wenn auch die hervorstechendste, Seite seines widerspruchsvollen Wesens

kennen. Daneben finden sich bei ihm auch Stellen, wo er dieselben Götter mit weihevollem Ernst feiert, so in den „Wolken“, die sonst trotz ihrer gegen die sophistische Aufklärung gerichteten Tendenz so vielfach im Sinn der Untergrabung des naiven Glaubens wirken mußten, die schönen Verse 563 ff.

Dagegen ganz ungescheut läßt der Dichter gegen die Priester und Orakelverkünder wie gegen die Aeußerlichkeiten des Kultus seiner Spottlust die Zügel schießen. Im „Plutos“ sehen wir den Hauptpriester des Zeus den Tempel seines Gottes verlassen, sobald das Volk sich aus ihm wegwendet, und sich statt dessen nach dem des Plutos begeben, wo er auf reiche Opfergaben zur Befriedigung seiner Habsucht rechnen kann. Die bekanntesten Orakeldeuter, einen Lampon und Hierokles, verfolgt er immer wieder mit seinem Spott; die Lügenorakel, die der Paphlagonier und der Wursthändler in den „Rittern“ gegen einander ausspielen, enthalten eine blutige Satire auf den Unfug, der damit dem leichtgläubigen Volk gegenüber getrieben wurde; in den „Vögeln“ vertreibt Peisthetairos die Propheten und ähnliches Gelichter eilig wieder aus dem neubegründeten Wolkenkuckucksheim. Die Hochzeit der Basileia (ebd. 1704 ff.), die Vermählung des Trygaios mit der Theoria (Frieden 1295 ff.), das Hekatombenopfer der „Ritter“ (655 ff.) enthalten eine Verspottung der Kultusgebräuche. So sind denn die Stellen, in denen der Dichter — absichtlich oder unabsichtlich — religiös zersetzend auf seine Hörer wirkte, weit zahlreicher, als die, durch welche ein wirklich religiöser Hauch weht. Die letzteren decken sich — und das ist sehr bezeichnend für sein echtes Athenerthum — fast durchaus mit denen, worin er die so viel geschmähte und doch so heiß geliebte Vaterstadt preist. Eine positive Seite seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Religion liegt übrigens auch in seinem Kampfe gegen die orientalischen Kulte, und dieser Kampf ist gleichfalls ein Ausfluß seines echt athenischen und echt

hellenischen Wesens: damit war ein Gebiet gefunden, worauf er zugleich satirisch und patriotisch sein konnte: gegen diese Kulte und nicht etwa gegen die Mysterien richtet sich auch der Spott über die mystische Weise, in der Sokrates angeblich seine Schüler aufnahm.

Ich bin zu Ende. Nach allen Hauptrichtungen habe ich ein Bild des Athens der blühendsten Zeit, wie es sich in den Komödien des Aristophanes abspiegelt, zu entwerfen versucht. Die politischen Verhältnisse wurden dabei ebensogut berücksichtigt, wie die wirthschaftlich-sozialen, Erziehung und Bildung nicht minder, als Glaube und Sitte. Zugleich erkannten wir, daß der große Komiker gerade deshalb so unvergleichlich geeignet ist, uns richtig benutzt einen tiefen Blick in das so vielgestaltige und scheinbar so widerspruchsvolle Leben und Treiben seiner Vaterstadt zu ermöglichen, weil er nicht nur ein echter Dichter, sondern auch ein echter Athener aus jener Zeit der Gärung und des Uebergangs war, vollsaftig und lebensfreudig, *mit* wahrer Liebe an der herrlichen Stadt der Athene hängend und doch skeptisch und spottlustig im höchsten Grade; ein *Mensch*, der, wenn sein Zorn gereizt war oder wenn ein komischer Gedanke in ihm aufstieg, kaum eine Schranke für seinen zügellosen Spott kannte.

(Fortsetzung von der 2. Seite dieses Umschlages.)

Hagen, Ueber elementare Ereignisse im Alterthum. (454) .... ℳ 1.—
Hagmann, Die kulturhistorische Bedeutung Voltaires. (N. F. 123) . —.80
Haupt, Staat und Kirche vor 800 Jahren. (292) .... —.75
Hetzel, Leiden und Thaten der Frauen im Kriege. (N. F. 59).... . —.60
Heyer, Die Ausbildung der Priesterherrschaft und die Inquisition. (280) . 1.—
Hoffmann, Aus der Kulturgeschichte Europas [Pflanzen u. Thiere.](348) . 1.—
— Der Einfluß d. Natur auf d. Kulturentwickelung d. Menschen. (464) . —.75
Holtzmann, Die Ansiedelung des Christenthums in Rom. (198)... . —.75
von Huber-Liebenau, Das deutsche Zunftwesen im Mittelalter. (312) . —.75
— Das deutsche Haus zur Zeit der Renaissance. (386) .... —.60
Jordan, Die Kaiserpaläste in Rom. 2. Abz. (65)............. . —.60
Keller, Die cyprischen Alterthumsfunde. (363)................ . —.60
Kinkel, Englische Zustände in der Mitte des achtzehnten Jahrh. (365) . —.75
Mandl, Das Sklavenrecht des alten Testamentes. (N. F. 23) .... . —.80
Mannhardt, Klytia. (239) .... 1.—
Marggraff, Die Vorfahren der Eisenbahnen und Dampfwagen. Mit 20 in den Text gedruckten Abbildungen. (435/36)............ . 1.60
Mehlis, Der Rhein und der Strom der Kultur in Kelten- und Römerzeit. Mit einer Karte des Rheinthales. (259)....... . 1.40
— Der Rhein und der Strom der Kultur im Mittelalter. Mit einer Karte des Rheinthales (um 1300). (286/87)........... . 1.60
— Der Rhein und der Strom der Kultur in der Neuzeit. (328) . 1.—
Meyer, Chr., Adel u. Ritterschaft im deutschen Mittelalter (N. F. 103) . —.80
— Eine deutsche Stadt im Zeitalter des Humanismus und der Renaissance. (N. F. 122) .... —.80
— Stadt und Stift Köln im Zeitalter der Reformation. (N. F. 153) . —.80
Meyer, J. B., Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte. 3. Aufl. (14)........ .... 1.—
Meyer, L., Die römischen Katakomben. (387/88) 1.20
— Tibur. Eine römische Studie. (413/14) ....; 1.40
Möller, Ueber das Salz in seiner kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. (206)........................ . —.75
Moser, Die Stenographie. Nach Geschichte und Wesen. (N. F. 26) . 1.—
Müller, Ueber die Volksdichtung der Römer (N. F. 130)........ . —.60
Nippold, Aegyptens Stellung in der Religions- und Kulturgeschichte. 2. Aufl. (82) .... —.60
Nissen, Pompeji, 3. verbesserte Aufl. (37).................... . —.75
Nover, Bedeutung und Nachwirkung germanischer Mythologie. (354) . —.60
Oppenheimer, Ueber den Einfluß des Klimas auf den Menschen. 2. Aufl. (30) .... —.75
Osenbrüggen, Land und Leute der Urschweiz. 2. Aufl. (6) .... —.75
— Die Schweiz in den Wandlungen der Neuzeit. (252) .... —.75
Petersen, Das Zwölfgöttersystem der Griechen und Römer nach seiner Bedeutung, künstlerischen Darstellung und historischen Entwickelung. (99) .... —.60
Pfotenhauer, Die Gifte als bezaubernde Macht in der Hand des Laien (209).. . 1.—
Poelchau, Das Bücherwesen im Mittelalter. (377) .... —75
Reinsch, Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter. (399) . —.75
Richter, Wahrheit und Dichtung in Platon's Leben. (N. F. 15).. . —.60
v. Rittershain, Die Reichspost der römischen Kaiser. (339)....... . —.60
Saalfeld, Küche und Keller in Alt-Rom. (417) .... 1.—
Schasler, Das Reich der Ironie in kulturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung. (332/333) 1.80

Fortsetzung siehe vollständiges Verzeichniß der in der „Sammlung“ erschienenen Hefte.

Athen
im Spiegel der aristophanischen Komödie.

Von

Dr. Eduard Lange
in Greifswald.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.



Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 207.

Ueber Nervosität.

Von

Professor Dr. F. Martius
in Rostock.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.





Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Ueber Nervosität.

Akademischer Vortrag,
gehalten in der Aula der Universität Rostock
am 22. Januar 1894.

Von

Friedrich

Professor Dr. F. Martius.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Was ist Nervosität? Leider will es mir nicht gelingen, dieses Ihnen allen so geläufige Fremdwort kurz und klar in unser geliebtes Deutsch zu übersetzen. Ich sagte „leider!" Besser wäre vielleicht „glücklicherweise". Denn sollte diese Thatsache vielleicht auch einen neuen Riccaut de la Marlinière wiederum zu dem verächtlichen Ausrufe veranlassen: „O, was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!" — uns soll das wenig kümmern. Ersehen wir doch aus diesem sprachlichen Mangel wenigstens so viel, daß die Nervosität jedenfalls keine deutsche Erfindung ist.

Aber darum sind wir doch nichts weniger als frei davon. Es dürfte kaum auf ernstlichen Widerspruch stoßen, wenn ich sage, die Nervosität ist ein in wahrhaft erschreckender Weise unter uns verbreitetes Uebel, sie ist das Leiden unserer Zeit, sie ist, um den Modeausdruck zu gebrauchen, die wahre Krankheit fin de siècle. Wenigstens ist das die allgemein verbreitete Vorstellung, die in Dutzenden von wissenschaftlichen Arbeiten und populären Vorträgen in letzter Zeit zum Ausdruck kam. Und doch würde selbst mancher Gebildete in nicht geringe Verlegenheit gerathen, wenn er sagen sollte, worin die Nervosität eigentlich besteht.

Wenn Jemand — etwas renommistisch — seine völlige geistige und körperliche Gesundheit und Leistungsfähigkeit hervorheben will, so sagt er: „Ich weiß gar nicht, was Nerven sind",

und von seinem ebenso vortrefflichen Freunde behauptet er sogar: „Der Mensch hat überhaupt keine Nerven." Dagegen zweifelt er — durch Erfahrung klug gemacht — durchaus nicht an der Nervosität seiner Frau, nur daß ihm für deren vielfache Klagen und wechselvolle Leiden absolut jedes Verständniß fehlt. Er hält das alles für Einbildung und meint, sie solle nur ordentlich „gegen angehn", wie hier zu Lande der in solchen Fällen übliche technische Ausdruck lautet. Die arme Frau aber weiß nur zu gut, daß sie das eben nicht kann, daß gerade in dem nicht zu überwindenden Gefühl der Kraftlosigkeit und Leistungsunfähigkeit ein wesentlicher Theil ihrer Krankheit besteht.

Und dennoch — wunderlicher Widerspruch der menschlichen Natur — ist sie durchaus nicht abgeneigt, ihrerseits eben diese Schwäche als eine starke Waffe im ehelichen Kampfe ums Recht auszunutzen. Ebenso ungalant, wie etwas zu sehr verallgemeinernd sagt schon Mirza Schaffy:

> Logik giebt's bei keiner Frau;
> Sie kennt keine andern Schlüsse.
> Als Krämpfe, Thränen und Küsse.

So soll es denn vorkommen, daß wohl einmal dem Manne die Nerven seiner Frau wie ein unheimliches Schreckgespenst erscheinen, mit dem er den Kampf nicht gerne aufnimmt.

Verzeihen Sie diese Ihnen vielleicht zu drastisch erscheinende Schilderung. Sie soll nur dazu dienen, zunächst die Thatsache in ein scharfes Licht zu setzen, daß hier mit recht unklaren Begriffen gearbeitet wird. „Nerven" im wissenschaftlichen Sinne sind sicht- und fühlbare Theile des menschlichen und thierischen Körpers, die demselben nothwendig zukommen. Ebensowenig, wie es einen Menschen ohne Herz und Blutgefäße, kann es einen solchen ohne Gehirn, Rückenmark und Nerven geben. Während die feinsten Nervenzweige und Nervenendigungen allerdings nur mit Hülfe starker Vergrößerungen unter dem Mikroskop gesehen

werden können, erreichen die stärksten Nervenstämme die Dicke etwa des kleinen Fingers. Es ist ein beschämendes Zeugniß für die Mangelhaftigkeit unseres Unterrichts in naturwissenschaftlichen Dingen, daß der Gebildete glaubt, man wolle sich einen Scherz mit ihm erlauben, wenn man ihm sagt, daß er Nerven von der Dicke etwa einer gewöhnlichen Waschleine habe.

Aber, wie gesagt, die einzelnen Nervenfasern, aus denen die Nervenstämme sich zusammensetzen, sind äußerst zarte, mikroskopisch feine Gebilde, eine Art von Fäden, die irgend einen Körpertheil mit Gehirn und Rückenmark in Verbindung setzen. Alle Nerven des Körpers gehen von Gehirn und Rückenmark aus oder führen zu diesen hin. Gehirn und Rückenmark werden daher als das Centralnervensystem bezeichnet. Untersucht man dieses selbst, so zeigt sich, daß es ebenfalls unzählige Nervenfasern birgt, die seine weiße Substanz ausmachen. Außerdem aber finden wir in den Anhäufungen grauer Substanz dieser Theile mikroskopisch kleine, mehr oder weniger kuglige Gebilde, die sogenannten Ganglienzellen, mit denen die Nervenfasern in theils fester, theils mehr lockerer Verbindung stehen.

Unser ganzes Nervensystem, das centrale und das peripherische, baut sich also nur aus Ganglienzellen und Nervenfasern auf, von denen die ersteren, die Zellen, die eigentlichen Träger der Funktion sind, während den letzteren, den Nervenfasern, nur die Aufgabe zufällt, jene Gehirn- und Rückenmarkszellen sowohl untereinander, wie mit den verschiedenen Organen des Körpers in Verbindung zu setzen. Jede Muskelfaser des Körpers, jede Drüsenzelle steht durch eine Nervenfaser irgendwie mit ganglienzellenhaltiger, grauer Substanz in Verbindung. Ebenso gehen von jedem kleinsten Stück der empfindenden Hautoberfläche, vom Innern der höheren Sinnesorgane, der Augen, der Ohren u. s. w. zahllose Nervenfasern zum Centralnervensystem hin.

Schwerlich können Sie sich einen richtigen Begriff davon machen, welch ungeheure Zahl von Nervenfasern unseren Körper durchzieht, derart, daß alle Elementartheile (Zellen) des Körpers mit dem Centralnervensystem und durch dieses indirekt untereinander in Verbindung stehen. Es ist eben — viel eigentlicher noch, als die Goethesche Gedankenfabrik — unser Nervensystem ein Weber-Meisterstück,

> Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
> Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
> Die Fäden ungesehen fließen,
> Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Und in dieses Chaos, diesen anscheinend unentwirrbaren Knäuel bringt unser ordnendes Denken Licht und Klarheit. Die Anatomie lehrt uns, wie die einzelnen Nervenfasern zu immer stärker werdenden Stämmchen und Stämmen zusammentreten, wo und wie sie im Centralnervensystem endigen. Durch die physiologische Forschung erfahren wir die Bedeutung und die funktionelle Aufgabe der einzelnen centralen Faserzüge und der peripherischen Faserbündel. Ein leicht zu verstehendes allgemeines Gesetz ist es, das die physiologische Bedeutung und Werthigkeit der einzelnen Nervenfasern und Bündel festlegt und erkennen läßt. Ein Beispiel mag dasselbe erläutern. Mag man metaphysisch den Willen definiren, wie immer, sicher ist so viel, daß der Wille sich äußern kann lediglich und ausschließlich durch Bewegung und Bewegungshemmung. Jede durch den Willen bewirkte Bewegung besteht in Zusammenziehung von Muskulatur. Irgendwo im Centralnervensystem muß der Wille angreifen, einen materiellen Vorgang auslösen, dessen Enderfolg eben die gewollte Bewegung ist. Die Partien des Gehirns, in denen dies geschieht, sind uns jetzt genau bekannt. Es sind die sogenannten Centralwindungen der Großhirnrinde. Wenn man bei einem narkotisirten Versuchsthiere eine bestimmte, sehr kleine

Stelle dieses Bereiches der Großhirnrinde elektrisch reizt, so erfolgt unabänderlich eine bestimmte Bewegung, z. B. Beugung des Daumens der entgegengesetzten Körperhälfte. Der künstliche Reiz vertritt den Willen. Damit aber bei Reizung einer kleinen Hirnstelle eine Daumenbewegung erfolgen kann, muß eben diese Hirnstelle anatomisch mit der den Daumen bewegenden Muskulatur in Verbindung stehen. Und diese den Reiz vom Gehirn zur Muskulatur fortleitenden Verbindungswege sind eben nichts anderes, als Nervenfasern. Man nennt nun alle diejenigen Nervenfasern, die die Centralwindungen des Gehirns (eben die Partien der Hirnrinde, in denen die Willkürimpulse angreifen) mit der Körpermuskulatur verbinden, motorische oder Bewegungsnerven.

Ein anderes Beispiel. Sie wissen, daß wir mit den Augen sehen. Dabei liegt jedoch die Sache keineswegs so, daß eine Erregung der Nervenendigungen in der Netzhaut durch die in das Innere des Auges eindringenden Lichtstrahlen genügt, um eine Lichtempfindung zu erzeugen. Die Erregung der Netzhaut an sich ist empfindungslos. Die Empfindung entsteht erst in einer bestimmten Partie der Großhirnrinde, und zwar in den Hinterhauptswindnngen, wohin die Erregung durch die Fasern des Sehnerven geleitet wird. Das, was den Sehnerven also zum Sehnerven macht, ist nicht eine spezifische Eigenschaft seiner Fasern, sondern lediglich seine centrale und peripherische Verknüpfung. In der Peripherie hängt er zusammen mit den durch Licht erregbaren Stäbchen und Zapfen der Netzhaut, im Centrum mit denjenigen Zellen der Rinde, deren Erregung in uns eine Empfindung erzeugt, die wir als Licht oder Farbenempfindung bezeichnen. Das ist die Bedeutung des viel diskutirten Johannes Müllerschen Gesetzes von den spezifischen Sinnesenergien.

Mit den Gehörnerven, den Geschmacks- und Geruchsnerven, den verschiedenen Hautsinnesnerven ist es ebenso. Ihre besondere

Stellung und Benennung ist lediglich die Folge ihrer besonderen peripherischen und centralen Verknüpfung.

Das ist das allgemeine Gesetz, von dem ich sprach. Die peripherischen Nerven, an die zunächst immer gedacht wird, wenn von Nerven und nervös die Rede ist, sind lediglich Leitungsfasern, deren besondere Bedeutung nur in ihrer verschiedenen peripherischen und centralen Verbindung liegt. Danach ist die physiologische Eintheilung der Nervenfasern eine gegebene. Es giebt deren zwei große Klassen, einmal solche, die peripherisch einwirkende Reize zum Centrum hinleiten, und zweitens solche, die central entstehende Impulse nach der Peripherie führen. Der ersteren Art muß es so viel Unterarten geben, als es verschiedene Sinnesempfindungen giebt, der zweiten so viel, als peripherische Erfolgsorgane existiren.

Von den letzteren, den peripherischen Erfolgsorganen, giebt es aber nun eigentlich nur zwei: die Muskelfaser und die Drüsenzelle. Bewegung (willkürlich oder unwillkürlich) und Absonderung, das sind die einzigen „Aeußerungen", d. h. die nach außen hervortretenden Zeichen des Lebens. Viel größer dagegen ist die Zahl der nur innerlich (subjektiv) ablaufenden Lebensvorgänge, der Empfindungen. Außer den höheren Sinnesorganen kommen die zahlreichen Empfindungen in Frage, die die Haut vermittelt, ferner die Sensibilität der Muskeln und Gelenke, endlich die große Schar der schwer definirbaren Allgemeingefühle, d. h. der Empfindungen, die bald mehr, bald weniger ausgesprochen die vegetativen Vorgänge des Lebens, wie z. B. die Verdauung, die Athmung u. s. w., begleiten. Gerade die letzteren hebe ich besonders hervor, weil sie eine große und noch nicht genügend gewürdigte Rolle im Krankheitsbilde der Nervosität oder besser der Neurasthenie spielen.

Aber diese beiden Seiten der mit Hülfe des Nervensystems sich ergebenden Lebensvorgänge, einerseits die nur subjektiv

vorhandenen Empfindungen und andererseits die objektiv sich äußernden Bewegungen, sie verlaufen nicht isolirt und unabhängig voneinander. Im Gegentheil. Die Empfindungen haben die stete Tendenz, sich in Bewegungen umzusetzen, und alle Bewegungen sind eine stete Quelle wichtiger Empfindungen, durch welche die Außenwelt sich uns offenbart. Die Möglichkeit dieser steten und unaufhörlichen Wechselbeziehung ist durch das Centralnervensystem gegeben, in dem ja beide Nervenarten, die centralwärts und die peripheriewärts leitenden, gemeinsam endigen, bezw. entspringen, in dem sie, mit anderen Worten, ihre centrale Verknüpfung finden.

Die auf dem Nervenwege sich vollziehende unmittelbare Umsetzung einer (bewußten oder unbewußten) Empfindung in Bewegung nennt man eine Reflexaktion. Schier unübersehbar ist die Zahl der fortwährend in und an uns sich abspielenden Reflexvorgänge. Das Beispiel des unwillkürlichen Augenschlusses bei drohender Annäherung eines spitzen Gegenstandes an das Auge brauchte schon Descartes vor mehr als 200 Jahren. Als weitere Beispiele mögen das Niesen bei Reizung der Nasenschleimhaut, das Husten bei Reizung der Kehlkopfschleimhaut, die Zusammenziehung der Pupillen auf Lichtreiz dienen. Früher wenig beachtet oder wenig gekannt sind viele derartige Reflexe äußerst wichtig bei der Krankenuntersuchung geworden, insofern als in der Störung derartiger Reflexe manch ein schweres, sonst noch latentes Leiden frühzeitig sich verräth und erkennen läßt. Dahin gehört der Ausfall der Irisbewegung auf Lichtreiz, der Ausfall des Kniephänomens u. dergl. mehr.

Aber die Reflexakte sind nicht alle so einfacher Art. Schon wenn wir den Ablauf der Athmung genauer zergliedern, so enthüllt sich uns derselbe als ein reflektorisch vermittelter Vorgang von äußerst komplizirter Natur. Immerhin jedoch handelt es sich hier noch um niedere vegetative Vorgänge, die unterhalb

der Schwelle des Bewußtseins verlaufen. Wir können die Athmung wohl willkürlich eine Weile anhalten. Aber auch ohne unser Zuthun läuft, genau periodisch sich wiederholend, dieser wichtige, lebenerhaltende Vorgang in typischer Weise ab, meist ohne daß wir überhaupt etwas von ihm gewahr werden.

Wichtig ist es dagegen, sich klar zu machen, daß auch in unser bewußtes Geistesleben hinein die Reflexe spielen und welch wichtige Rolle ihnen auch hier zufällt.

Beobachten Sie in einem Konzertsaal die aufmerksam lauschenden Zuhörer, wenn nach einer Beethovenschen Symphonie plötzlich ein Straußscher Walzer ertönt. Alle Mienen hellen sich auf, hier gerathen die Köpfe in schaukelnde Bewegung, dort schlagen die Füße den Takt mit. Ist das eine Folge der bewußten Ueberlegung, jetzt kommt Strauß? Gewiß nicht. Es ist lediglich psychischer Reflex. Und Mancher, der sich plötzlich bewußt wird, wie lächerlich dies unwillkürliche Schaukeln und Grinsen eigentlich ist, giebt mit mühsamer Anstrengung seinem Gesicht einen gleichgültigen oder ehrsamen Ausdruck und hält die Füße still, um, sowie diese bewußte reflexhemmende Willensanstrengung wieder verflogen ist, sofort von neuem nach dem unwiderstehlichen Takte der Musik ins Schaukeln zu gerathen. Wir können unsere Reflexe bis zu einem gewissen Grade willkürlich unterdrücken, sie selbst aber laufen ohne unser Zuthun unwillkürlich ab.

Wenn der eine auf ein Schimpfwort unmittelbar mit dem Schlag ins Gesicht seines Gegners „reagirt", so ist das ein psychischer Reflex, und wenn der andere beim ersten Schusse Kehrt macht und davonläuft, so ist das nichts anderes. Wir streifen damit schon hart das ethische Gebiet. Was macht den Menschen sittlich frei? Zügelung der Begierden. Gewiß. Aber, wie geht das vor sich? Nun, das ist zum großen Theile nichts anderes, als willkürliche Hemmung derartiger psychischer Reflexe.

Ich kann heute gerade diese Seite der Sache, so interessant sie ist, nicht weiter verfolgen. Nur kurz angedeutet sollte werden, welche beherrschende Rolle der Mechanik unseres Nervensystems in unserem ganzen Dasein zufällt. Aber nicht diejenigen Störungen dieses Mechanismus, die als unethisch, sondern die, welche als krankhaft empfunden werden, sind der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung. Wer beim ersten Schusse davonläuft, weil der Reflex stärker ist, als die Hemmung, den nennen wir nicht krank, sondern feige. Wer dagegen schnell und mühsam athmet, weil in der Kette der Reflexvorgänge, die den Athmungsmechanismus beherrschen, irgendwo ein Glied ausgebrochen ist oder schlecht funktionirt, der ist als ein kranker Mann unseres Mitleids sicher.

Kehren wir also zur Betrachtung derjenigen nervösen Mechanismen zurück, die den Ablauf der vegetativen Funktionen regeln.

Daß, ebenso wie die Muskulatur, auch die Drüsenthätigkeit unter Nerveneinfluß steht, läßt sich leicht mit Erfahrungen des täglichen Lebens belegen. Wenn Sie eine saftige Pfirsich essen sehen, so läuft Ihnen das Wasser im Munde zusammen. Ja, schon die bloße Vorstellung des Pfirsichgenusses kann die Speichelsekretion reflektorisch anregen. Der verdauende Magensaft wird normalerweise nur abgesondert, wenn die Magenschleimhaut chemisch oder mechanisch gereizt wird. Das ist längst bekannt. Sehr merkwürdig ist aber die erst neuerdings aufgedeckte gesetzmäßige Beziehung zwischen der Menge der eingeführten Nahrung und der Menge des abgesonderten Magensaftes. Ein wesentlicher Bestandtheil des von den Magendrüsen abgesonderten und zur Verdauung der Eiweißkörper dienenden Magensaftes ist die Salzsäure. Die Salzsäure ist eine mineralische, im konzentrirten Zustande stark ätzende Säure. Es hat von jeher die höchste Verwunderung der Physiologen und Aerzte

erregt, daß der thierische Organismus eine so gefährliche Substanz selbst produzirt. Die Gefahr der Anätzung der Magenschleimhaut ist aber deswegen nicht so groß, weil die Salzsäure im Momente ihrer Abscheidung in das Mageninnere von den Eiweißkörpern der Nahrung mit Beschlag belegt, gebunden und dadurch unschädlich gemacht wird. Genaue Versuche lehren nun, daß jedesmal so viel Salzsäure abgesondert wird, als Eiweißkörper zur Bindung in der gereichten Nahrung vorhanden sind. Besteht die Nahrung in nur einer Semmel, so ist nur sehr wenig Salzsäure nöthig. Die Salzsäuresekretion hört in der Regel nach etwa einer Stunde auf. Wird dagegen eine reichliche, stark eiweißhaltige Nahrung, etwa ein Beefsteak von $1/2$ Pfund Fleisch, genossen, so ist zur Absättigung vielleicht das 20- bis 50fache von Salzsäure erforderlich. Und das leisten die Magendrüsen prompt. Die Salzsäureproduktion ist dann eine viel intensivere und dabei dauert sie viel länger; nicht nur eine, sondern bis zu 6 oder 7 Stunden. Und sowie das Ziel der Eiweißsättigung erreicht ist, aber auch erst dann, hört die Sekretion auf.

Wie kommt das zu stande? Woher weiß der Magen, daß in dem einen Falle viel, in dem anderen wenig Salzsäure erfordert wird? Die einzig mögliche Erklärung liegt wohl in der Annahme einer Art reflektorischer Selbststeuerung, wie eine solche für die Athmung längst bekannt ist. Ich habe mir folgende Vorstellung von diesem reflektorischen Mechanismus gebildet.

Sobald alle gerade vorhandenen Eiweißaffinitäten der Nahrung mit Salzsäure gesättigt sind, bleibt die nunmehr weiter abgesonderte Salzsäure frei. Das chemisch leicht nachweisbare Auftreten von freier Salzsäure giebt also die Marke ab für den Zeitpunkt, in dem die Magenverdauung, soweit die Salzsäure betheiligt ist, ihr Ende erreicht hat. Diese nunmehr auftretende freie Salzsäure wirkt reflektorisch hemmend auf die

im Gang befindliche Salzsäuresekretion ein und diese versiegt. Und so wird die unnöthige Anhäufung freier Salzsäure und damit die Gefahr der Anätzung der Magenwandung prompt vermieden.

Wie Sie sehen, ist es wohl möglich, für diesen Fall eine, wenn auch nur hypothetische, so doch durchaus verständliche Erklärung des reflektorischen Mechanismus zu geben. Es wird für Sie von Interesse sein, zu hören, daß gerade im Gebiete der Verdauung und des Stoffwechsels weitere Regulationsvorgänge thätig sind, deren Vorhandensein wir wohl feststellen können, deren Mechanismus uns aber noch ein völliges Räthsel ist, ich meine in erster Linie die Erhaltung des normalen Körpergewichtes mit Hülfe des sogenannten Appetits. Es ist Thatsache, daß der gesunde, erwachsene Mensch sich durch Jahr und Tag mit nur geringen Schwankungen auf demselben Körpergewichte erhalten kann. So selbstverständlich Ihnen das von vornherein erscheinen mag, so räthselhaft ist es thatsächlich bei genauerem Zusehen.

Auch hier muß ich zum Verständniß etwas weiter ausholen.

Die Nahrung, die wir zu uns nehmen, wird im Körper verbrannt, genau wie die Kohle in der Dampfmaschine. Das Produkt dieses Verbrennungsprozesses ist, hier wie dort, Wärme und Energie; die letztere umgesetzt in Bewegung. Die erzeugte Wärme und die produzirte Arbeit sind zusammen äquivalent dem Verbrennungswerthe der zugeführten Nahrung. Das heißt, ebenso, wie eine stärker arbeitende Maschine mehr Kohlen verbraucht, wie eine schwach arbeitende, ebenso bedarf — unter sonst gleichen Umständen — der Mensch zu Zeiten angestrengter, körperlicher Arbeit einer größeren Nahrungsmenge, wie bei dauernder Körperruhe. Daß dem so ist, lehrt die tägliche Erfahrung und ist wissenschaftlich längst festgestellt Ebenso ist leicht einzusehen, daß ein großer Mensch ein stärkeres Nahrungs-

bedürfniß hat, wie ein kleiner. Man bezieht daher das letztere auf die Gewichtseinheit und sagt, pro Kilo Körpergewicht ist so und so viel Nahrung nothwendig. Die Einheit des Nahrungswerthes (der von den meisten Nahrungsmitteln bekannt ist), bezeichnet man aus hier nicht weiter zu erörternden Gründen als Calorie. So wird Ihnen denn der Satz verständlich werden, daß der mäßig arbeitende Mensch pro Kilo Körpergewicht 40 Calorien Nahrungswerth beansprucht, während der ruhende nur 34 Calorien pro Kilo Körpergewicht nöthig hat. Soweit gleicht der Mensch völlig der Dampfmaschine. Andererseits aber besteht doch ein wesentlicher Unterschied. Was geschieht, wenn der Calorienwerth der Nahrung das Bedürfniß überschreitet oder unterhalb desselben bleibt? Die Dampfmaschine geht im letzteren Falle aus, im ersteren produzirt sie überflüssige Wärme, die verloren geht. Anders der menschliche und thierische Organismus. Im ersteren Falle — bei unzureichender Nahrung — zehrt er noch lange, ehe etwa das Leben erlischt, von seinem eigenen Fett, er bestreitet das Plus seines Wärme- und Kraftbedarfs von seiner eigenen Substanz. Im anderen Falle, wenn der Werth der zugeführten Nahrung das Calorienbedürfniß überschreitet, setzt der menschliche Körper Substanz an, er wird stärker.

Aus alledem geht hervor, daß es, theoretisch genommen, gar keine so einfache Sache ist, sein Körpergewicht auf demselben gesundsheitsgemäßen Niveau zu erhalten. Der große und dicke muß mehr essen, als der kleine und leichte Mensch, und bei beiden wieder muß die Nahrungsmenge variiren, je nach der wechselnden, körperlich mehr oder weniger anstrengenden Lebensweise. Thatsächlich erhalten sich beide oft lange Zeit auf ihrem Normalgewicht. Woher wissen sie, wieviel Nahrung dazu erforderlich ist, bezw. daß gerade soviel Nahrung dazu gehört, als sie genießen, nicht mehr und nicht weniger?

Zieht Jeder seine eigene Erfahrung zu Rathe, so lautet die Antwort: der Gesunde ißt so viel, als er Appetit hat. Mit anderen Worten: Der Appetit ist das Regulationsmittel, durch welches der Organismus die Nahrungsaufnahme dem Nahrungsbedürfniß anpaßt. Der Appetit sagt uns, wieviel wir essen müssen, um genau das zu ersetzen, was wir verbrennen. Aber wie, auf welchem Wege? Das ist völlig dunkel. Wie fangen, nach einem Ausdruck v. Noordens, die Zellen des Körpers es an, die Kenntniß ihres Stoffbedarfs der Psyche zu übermitteln? Nur so viel wissen wir, daß es sich auch hier wieder um einen nervösen Mechanismus handeln muß, der, wiederum nach einem Ausdruck v. Noordens, durch den Magen führt. Aber wieviel komplizirter muß dieser Mechanismus sein, als der, welcher nach unserem vorigen Beispiele die Säuresekretion des Magens regelt!

Mit Absicht habe ich die letzten Beispiele gerade aus der Physiologie der Verdauung gewählt. Man denkt bei der Lehre von der Verdauung leicht zu ausschließlich oder zu vorwiegend an den Chemismus derselben, ohne die fundamentale Rolle zu beachten, die auch hier gerade das Nervensystem spielt.

Wenn man neuerdings der letzteren mehr Rechnung trägt, so geschieht das wesentlich auf Grund pathologischer Erfahrungen. Gegenüber der lange Zeit die wissenschaftliche Medizin beherrschenden, rein pathologisch-anatomischen Richtung, die für derlei Fragen kein Verständniß hat und haben kann, ist es ein großer, klinischer Fortschritt unserer Zeit, daß die Aerzte wieder anfangen, die funktionellen Störungen derartiger nervöser Mechanismen, wie ich sie eben geschildert habe, nicht mehr vornehm zu ignoriren, sondern auch als Krankheiten gelten zu lassen.

Und damit treten wir mitten hinein in das Gebiet derjenigen Gesundheitsstörungen, die man als Nervosismus, Nervosität, Neurasthenie bezeichnet.

Zunächst jedoch gestatten Sie mir einige Worte über die Erkrankungen des Nervensystems im allgemeinen.

Wie wir sahen, giebt es kein Organ des Körpers ohne Nerven, keine Organfunktion, die nicht unter Nerveneinfluß stände. Daraus folgt, daß es auch keine Organerkrankung ohne Betheiligung des Nervensystems geben kann. In den meisten Fällen äußert sich dieselbe durch den Schmerz. Entzündete, mechanisch verletzte oder sonstwie krankhaft veränderte Organe schmerzen, weil der abnorme Reiz die Nervenendigungen in den Organen trifft. Das einfachste Beispiel ist der heftige Schmerz bei Verbrennungen oder Verbrühungen der Haut. Daß beim Magengeschwür heftige Schmerzparoxysmen nie, beim Magenkrebs selten fehlen, ist begreiflich. Diese Organschmerzen pflegt man nun nicht als nervös zu bezeichnen. Ich habe starke, willenskräftige Männer in einem Anfall von Bleikolik oder bei sogenannten gastrischen Krisen laut weinend und stöhnend sich im Bett umherwälzen, sich wie rasend geberden sehen. Niemand fiel es ein, sie deswegen für besonders nervös oder gar hysterisch zu halten.

Trifft der abnorme Reiz nicht die Nervenendigungen eines Organs, sondern die Fasern eines sensiblen Nervenstammes, so bezeichnet man die entstehenden Schmerzen als Neuralgie, Nervenschmerz im engeren Sinne des Wortes. So kann beispielsweise der sogenannte Tic douloureux, der äußerst quälende Gesichtsschmerz, dadurch entstehen, daß der fünfte Hirnnerv, der der Träger dieses oft ebenso hartnäckigen, wie qualvollen Leidens ist, bei seinem Durchtritt durch die engen Kanäle und Spalten der Gesichtsknochen durch eine entzündliche Ausschwitzung oder dergl. gedrückt wird. Auch dieser Schmerz fällt nicht unter den Begriff der Nervosität. Wenn wir von nervösen Schmerzen reden, so meinen wir damit Schmerzen, bei denen als Ursache weder eine Organerkrankung, noch eine materielle Schädigung

der Nerven selbst nachgewiesen werden kann. Bekannt sind die nicht sehr seltenen nervösen Gelenkschmerzen, bei denen die genaueste Untersuchung das betroffene Gelenk selbst ebenso gesund findet, wie die zu demselben führenden sensibeln Nerven.

Dieser Unterschied läßt sich nun aber ohne weiteres verallgemeinern. Wir stellen den organischen Nervenerkrankungen, bei denen immer eine materielle Schädigung der Nervensubstanz irgendwo, peripherisch oder central, sich nachweisen läßt, die funktionellen Nervenkrankheiten oder Neurosen gegenüber, bei denen eine solche fehlt. Ich sage ausdrücklich, bei denen eine anatomische Veränderung der Nervensubstanz „fehlt“. Vielfach findet man die Sache so dargestellt, als ob bei den rein funktionellen Neurosen die anatomischen Veränderungen zwar vorauszusetzen, aber mit unseren Hülfsmitteln nicht nachweisbar seien. Ich halte das für falsch. Da, wo überhaupt materielle Veränderungen, wenn auch feinster, für unsere Untersuchungsmethoden nicht nachweisbarer Art, vorausgesetzt werden müssen, haben wir kein Recht, von rein funktionellen Neurosen zu sprechen. Möbius macht mit Recht, um diese Verhältnisse klarzulegen, auf gewisse Vergiftungen aufmerksam, die durch Einwirkungen auf das Nervensystem tödten, ohne für uns erkennbare Spuren an demselben zu hinterlassen. Trotzdem wird man nicht sagen können, der betreffende Mensch sei an einer funktionellen Neurose gestorben.

Daß aber schwere Störungen bei völliger Intaktheit des Nervensystems vorkommen können, lehren am besten die sogenannten hysterischen Lähmungen und Anästhesien.

Echte Lähmungen bestehen im Verlust der willkürlichen Beweglichkeit. Sie entstehen, wenn die Muskulatur selbst oder die zugehörige Nervenbahn geschädigt wird. Wie ich schon eingangs hervorhob, kennen wir die motorische Willkürbahn genau von der Hirnrinde an bis zu den betreffenden Muskeln.

Sind die motorischen Rindenzellen zerstört, oder ist die motorische Bahn irgendwo unterbrochen, so fehlt der Seele die Möglichkeit, die Willkürimpulse an die betreffende Muskulatur gelangen zu lassen. Dauernde Lähmung ist die nothwendige Folge. Wenn auf einer Telegraphenstation der Aufnahmeapparat zerstört oder draußen der Leitungsdraht zerschnitten ist, so hört die Möglichkeit, zu telegraphiren, auf. Der Endapparat der Leitung auf der Empfangsstation ist „gelähmt". Aber noch ein anderer Fall der Betriebsstörung ist denkbar. Trotz völligster Intaktheit des ganzen Telegraphenapparates wird die Beförderung der Depesche zur Unmöglichkeit, wenn kein Beamter da ist, der zu telegraphiren versteht. Es ist das nur ein Bild, aber das Bild macht die Sache verständlich. Es giebt Lähmungen, bei denen der ganze Nervmuskelapparat von der Hirnrinde an bis zur Muskulatur vollkommen gesund und leistungsfähig ist. Gestört oder aufgehoben ist lediglich die Fähigkeit des Willens, diesen Apparat in Thätigkeit zu setzen, funktioniren zu lassen. Man kann derartige Lähmungen daher passenderweise auch als Willenslähmungen bezeichnen, um sie von den organisch bedingten zu unterscheiden. Die häufigste und bekannteste Form einer derartigen Willenslähmung ist die sogenannte hysterische Aphonie oder Stimmlosigkeit. Woher weiß man nun, so werden Sie fragen, daß in solchen Fällen das Nervmuskelsystem intakt ist? Nun, der bereits angewandte Vergleich wird Ihnen das verständlich machen. Bei Betriebsstörungen des Telegraphendienstes durch Läsion des Apparates vergeht stets eine gewisse Zeit, bis die Sache wieder in Ordnung kommt. Der Morseapparat muß reparirt, der zerschnittene Draht wieder zusammengeflickt werden. Der intakte Apparat ist in jedem Moment funktionsfähig, sobald Jemand sich findet, der ihn in Bewegung setzen kann.

Wenn Jemandem bei einer Rauferei durch einen unglücklichen Stich der Nerv durchschnitten wird, der die Streck-

bewegung der Hand vermittelt, so hängt dieselbe kraftlos herab, und keine Macht der Erde kann den Kranken befähigen, die Hand zu heben. Allerdings ist eine Heilung möglich. Die Enden des durchschnittenen Nerven wachsen zusammen, die Leitung wird wiederhergestellt, und die gelähmten Muskeln werden dem Einfluß des Willens wieder zugängig. Aber dazu gehört eine nicht unbeträchtliche Zeit. Nebenbei besteht ein wichtiger und interessanter Unterschied in der Heilbarkeit organischer Lähmungen, je nachdem die Leitungsfasern im peripherischen Nerven oder im Gehirn- und Rückenmark zerstört werden. Während die ersteren, die peripherischen Nervenfasern, eine ganz erstaunliche Regenerationsfähigkeit besitzen, ersetzen sich centrale Leitungsfasern, wenn sie einmal zu Grunde gegangen sind, niemals wieder. Eine Querschnittsläsion des Rückenmarks mit Zerstörung der motorischen Bahn verursacht eine Lähmung beider Beine, die absolut unheilbar ist. Die sogenannten peripherischen Lähmungen dagegen heilen, aber nur in einer bestimmten, gesetzmäßigen Zeit, die der Heilungsvorgang beansprucht.

Von beiden Formen unterscheiden sich in typischer Weise die als rein funktionell oder hysterisch bezeichneten Lähmungen. Diese können in jedem gegebenen Moment plötzlich verschwinden. Am leichtesten läßt sich das jederzeit mit den schon erwähnten hysterischen Aphonien demonstrieren. Der geübte Arzt ist im stande, fast ausnahmslos schon bei der ersten Untersuchung solche Kranke, die wochen-, ja monatelang vorher völlig stimmlos waren und nur mit Flüsterstimme sprachen, dahin zu bringen, daß sie einen lauten und deutlichen Ton hervorbringen. Bei der relativen Häufigkeit solcher Fälle fehlt mir fast in keinem Semester die Gelegenheit, meinen Zuhörern das vorzumachen. Uebrigens bitte ich, mich nicht mißzuverstehen. Ich habe nicht gesagt, daß der Arzt die hysterische Stimmlosigkeit jedesmal gewissermaßen im ersten Angriff „heilen“ könne. Zur Heilung

gehört vor allem, daß die Stimmlosigkeit nicht wiederkehrt. Das thut sie nun aber mit Vorliebe. Erst durch eine längere Behandlung ist meist die eigenthümliche nervöse Disposition zu heilen, die die Stimmlosigkeit immer wieder ausbrechen läßt. Aber darauf kommt es hier augenblicklich weniger an. Prinzipiell wichtig ist uns die jederzeit demonstrirbare Thatsache, daß derartige Lähmungen in diesem Augenblicke vorhanden und im nächsten verschwunden sein können, um bald darauf wieder aufzutreten. Dieses Verhalten ist aber mit der Annahme einer organischen Läsion des Nervmuskelsystems unvereinbar.

So bleibt denn in der That nur eine Erklärung übrig, nämlich die, daß es sich bei diesen Lähmungsformen um eine zeitweilige Unfähigkeit des Willens handelt, den an sich gesunden motorischen Apparat — das Nervmuskelsystem — in Thätigkeit zu versetzen. Es sind, sagt Moebius, derartige Lähmungen ersichtlich seelischer Art. Nicht ganz so einfach ist es jedoch, sich eine zureichende Vorstellung von dem psychologischen Mechanismus zu bilden, der in einem solchen Falle wirkt. Um zu begreifen, wie der Wille die Fähigkeit verlieren kann, bestimmte motorische Impulse auszulösen, müßten wir erst wissen, wie der gesunde Wille es anfängt, die motorischen Pyramidenzellen der Großhirnrinde normalerweise in den Zustand der Erregung zu versetzen. Und das ist ein noch ungelöstes psychophysiologisches Problem.

Aber lassen wir das auf sich beruhen. Ein tieferes Eingehen auf die psychologische Genese dieser pathologischen Zustände würde uns viel zu weit führen. Nur das sollte zunächst an einem prägnanten Beispiele gezeigt werden, daß es den rein körperlichen Erkrankungen scheinbar völlig gleichende Krankheitszustände giebt, deren Ursache in primär psychischen Vorgängen zu suchen ist. War diese Thatsache den älteren Aerzten auch nicht ganz entgangen, so hat doch, wie Strümpell sagt,

gerade die wissenschaftliche Heilkunde sich bis in die neueste Zeit hinein in eigenthümlicher Befangenheit von der Anerkennung und dem Studium gerade dieser Thatsachen ferngehalten. Und noch ist die ungemeine Häufigkeit solcher lediglich psychisch bedingter Erkrankungen, die rein körperlichen Krankheitszuständen gleichen können, wie ein Ei dem anderen, durchaus nicht genügend in das Bewußtsein der großen Mehrzahl der Aerzte eingedrungen.

Ebenso, wie es rein psychisch bedingte Willenslähmungen giebt, giebt es auch rein psychisch bedingte Empfindungslähmungen. Anästhesie, Empfindungslosigkeit, eines bestimmten Sinnesgebietes, sagen wir einer bestimmten Stelle der Hautoberfläche, ist nothwendige Folge einer Leitungsunterbrechung der Nervenfasern, die von dieser Stelle zum Sinnescentrum in der Hirnrinde führen. Durchschneidung des Sehnerven oder Zerstörung des optischen Rindencentrums, beides verursacht unheilbare Blindheit. Nun giebt es aber nachweisbar Zustände von Empfindungslosigkeit der Haut, von Ausfall der höheren Sinnesempfindungen, bei denen der sensible Apparat, vom Aufnahmeorgan an bis zu den centralen spezifischen Sinneszellen, völlig intakt ist und doch nicht gehört, oder nicht gesehen, oder nicht gefühlt wird. Auch diese merkwürdigen Störungen finden sich mit Vorliebe bei sogenannten hysterischen Personen. Der Beweis, daß der ganze Sinnesapparat, einschließlich der centralen Sinneszellen, bei diesen Zuständen materiell intakt ist, liegt genau, wie bei den entsprechenden Lähmungen, in der oft gemachten Erfahrung, daß sie ebenso plötzlich verschwinden können, wie sie aufgetreten sind. Die, soweit sie einen rein materiellen Vorgang darstellt, in völlig normaler Weise ablaufende Sinneserregung findet an der Schwelle des Bewußtseins eine Hemmung, die sie nicht durchbrechen kann. Nehmen wir wieder unser freilich nur sehr grobes Beispiel aus der Telegraphie zur Hülfe,

so liegt in diesem Falle die Betriebsstörung daran, daß **der** Beamte an der Endstation abwesend ist oder nicht **aufpaßt**. Die Depesche wird richtig aufgegeben, der Draht leitet gut, **der** Endapparat klappert in völlig normaler Weise. Aber es **fehlt** die Umsetzung in das verstandene Wort.

Dann sind ja aber, werden Sie sagen, derartige hy**sterische** Symptome eigentlich Ausdruck einer Psychose, einer **Geistes**krankheit. Wenn Sie so wollen, gewiß. Aber bemerken **Sie** wohl, das Eigenthümliche dieser allerdings primär **psychisch** bedingten Erscheinungen liegt darin, daß die Symptome **nicht** auf das psychische Gebiet beschränkt bleiben, sondern auf **das** physische übergreifen und krankhafte körperliche **Veränderungen** vortäuschen.

Darin liegt die große praktische Bedeutung der eben besprochenen Dinge. La grande simulatrice des affections organiques nennt ein geistreicher Franzose die Hysterie Vergegenwärtigen wir uns die Konsequenzen.

Da liegt ein junges Mädchen monatelang wegen Lähmung beider Beine im Bette. Der Arzt diagnosticirt eine Querschnittsmyelitis (eine Entzündung) des Rückenmarks und stellt eine schlechte Prognose. Die Eltern verlieren das Vertrauen und sehen sich nach anderer Hülfe um. Da sie Franzosen und gläubige Katholiken sind, packen sie, kurz entschlossen, die Kranke auf und fahren in die Pyrenäen zu dem wunderthätigen Wasser von Lourdes. Nach einmaligem Bade kann die Kranke stehen, nach 14 Tagen kehrt sie geheilt, d. h. gehend nach Hause zurück, und die Kirche ist um ein beglaubigtes Wunder reicher. Der Arzt aber — hat die üblen Folgen einer falschen Diagnose zu tragen. Es handelte sich eben nicht um eine Rückenmarkserkrankung, sondern um hysterische Lähmung. Jede scheinbar körperliche Erkrankung, die auf psychischem Wege entsteht, kann auch auf psychischem Wege geheilt werden. Ebenso, wie die

fest eingewurzelte Vorstellung, nicht gehen zu können, zur scheinbaren Lähmung geführt hat, ebenso genügt die Erweckung des festen Glaubens an die Heilung, diese zu bewirken, d. h. die hemmenden Vorstellungen zu beseitigen und die Psyche zu befähigen, den ja gesunden Nervmuskelapparat wieder in Funktion zu setzen. Das Spezifische der Heilung liegt also nicht in dem Wasser von Lourdes; der Pfarrer Kneipp mit seinen Wasserkuren, oder der Graf Matthäi mit seiner rothen und blauen Elektro-Homöopathie, oder der Schäfer Thomas, oder der wissenschaftlich gebildete Arzt — sie alle können das auch. Es muß nur der rechte kommen, der im stande ist, den genügend starken psychischen Eindruck hervorzubringen.

Es war eine folgenschwere Verirrung der zünftigen Medizin, die Thatsache des Vorkommens derartig überraschender Heilungen scheinbar schwer organisch Kranker durch wunderkräftige Bilder und Reliquien, durch Zauberei und Hexenkunst, durch Magnetismus und Homöopathie und was weiß ich sonst, lange Zeit einfach zu leugnen. Das große Verdienst, an Stelle des kurzsichtigen Leugnens von Thatsachen, die doch Hunderte an sich und anderen erfahren und immer wieder und zu allen Zeiten bezeugt haben, die richtige Deutung derselben gesetzt und sie damit der wissenschaftlichen Auffassung und Bearbeitung zugänglich gemacht zu haben, gebührt in erster Linie dem vor wenigen Monaten gestorbenen, großen französischen Nervenarzte Charcot. Die Aerzte der ganzen gebildeten Welt haben sich vereinigt, ihm den verdienten Lorbeerkranz auf das frische Grab zu legen.

Ich hoffe, daß ich von Ihnen allen, meine verehrten Herrschaften, richtig verstanden bin. Ebenso sicher, wie hysterische Lähmungen durch psychische Einflüsse der verschiedensten Art behoben werden können, ebenso sicher ist es, daß die letzteren auf organische Läsionen des Nervensystems absolut ohne jeden

Einfluß sind. An dem Tage, wo ein Mann, der infolge einer Rückenmarkszerquetschung durch Sturz an beiden Beinen gelähmt ist, in Lourdes oder durch Homöopathie seine Gehfähigkeit wiedererlangt, will ich selbst nach Lourdes gehen oder — Homöopath werden!

Uebrigens will ich diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne Ihnen noch an einem Falle, den ich selbst kürzlich erlebte, zu zeigen, wie auffällig, ich möchte sagen greifbar, manchmal der Einfluß von Vorstellungen auf derartige hysterische Leiden zu Tage treten kann.

Es handelte sich um ein Dienstmädchen mit hysterischer Stimmlosigkeit. Die Diagnose war mit Hülfe des Kehlkopfspiegels mit aller Sicherheit zu stellen. Ich sagte der Kranken also mit aller Bestimmtheit, daß sie in dem Moment, wo ich einen Druck auf ihren Kehlkopf ausüben würde, einen lauten Ton werde hervorbringen können. Das Experiment gelang, wie immer, prompt. Unter meinem Druck sprach die Kranke mit lauter und vernehmlicher Stimme. Kaum zu Hause, verlor sie jedoch, wie das oft geschieht, die Stimme wieder. Nach mehrtägiger Wiederholung desselben Experiments sagte ich ihr, daß sie auch sprechen könne, wenn sie selbst ihre Hand an den Kehlkopf lege. Auch dieser Versuch gelang prompt. Sowie sie aber die Hand wegnahm, war die Stimmlosigkeit wieder da. Dieser eigenthümliche Zustand blieb nun tage- und wochenlang, solange ich die Kranke beobachten konnte, bestehen. Sowie die Kranke die Hand an den Kehlkopf legte, sprach sie mit lauter, volltönender Stimme; sowie sie die Hand fortnahm, war auch die Stimme weg. Hier kann von einer organischen Einwirkung, wie etwa Druck auf den Nerven, oder mechanische Annäherung der Stimmbänder als Ursache des Effektes keine Rede sein. Die Kranke stand lediglich unter der Macht der Vorstellung, daß sie nur sprechen könne, wenn sie die Finger an den Kehlkopf lege!

Die Beispiele funktioneller Erkrankungen des Nervensystems, die ich bisher mitgetheilt habe, gehören, wie mehrfach betont wurde, in das Gebiet der sogenannten Hysterie. Der Hysterie haftet von früher her, wo man sich über das Wesen und die Entstehungsursache dieser merkwürdigen Krankheit eine ganz falsche, durch den Namen angedeutete Vorstellung machte, — es haftet der Hysterie, sage ich, auch heute noch eine Art von Makel an. Während fast jede Patientin es nur äußerst interessant findet, wenn man sie als nervös oder gar als neurasthenisch bezeichnet, empfindet sie den Ausdruck hysterisch wie eine Art Vorwurf. Gewiß mit Unrecht. Hysterische und Neurastheniker, — beide sind sie krank und nichts als krank; beide sind sie — namentlich in den schweren Formen des Leidens — arme, äußerst bedauernswerthe Menschen, von denen der eine dem anderen nichts vorzuwerfen hat, und das um so weniger, als beide denselben Fluch durchs Leben tragen müssen: ein mit krankhafter Disposition vererbtes, degenerirtes Nervensystem. Hysterie und Neurasthenie sind sehr nah verwandte Glieder derselben neuropathischen Krankheitsfamilie.

Was aber ist ein Neurastheniker? Nun, wiederum ein Griff ins volle Menschenleben soll ihn uns vor Augen führen.

Wir treten in das Zimmer des verantwortlichen Staatsmannes. Eben ist die parlamentarische Session beendet. Es galt, einen neuen Gesetzentwurf zu vertheidigen und durchzubringen. Prinzipielle Gegnerschaft auf der einen, nicht recht zuverlässige Freundschaft auf der anderen Seite. Endlos ziehen sich die Kommissionsberathungen hin. Immer wieder müssen neue Mißverständnisse klar gestellt, neue boshafte Entstellungen widerlegt werden. Und dann kommt die entscheidende Abstimmung. Unser Staatsmann hat glänzend gesprochen, hinreißend, wie seine Freunde begeistert sich zurufen. Aber er selbst fühlt schon während des Sprechens, daß doch alles vergebens ist.

Nicht sachliche Gründe, nur persönliche Motive, Interessenpolitik, parteitaktische Erwägungen werden den Ausschlag geben. Und so kam's. Nun sitzt er zu Hause am Schreibtisch, völlig erschöpft, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Er hat das Gefühl, als sei ihm eine schwere, drückende Bleikappe über den Kopf gestülpt. Und plötzlich bricht er, laut schluchzend, in Thränen aus. Er wundert sich selbst darüber. Das ist doch eigentlich sinnlos. Aber er kann nicht anders. So findet ihn der schnell herbeigerufene Hausarzt, der dringend darauf besteht, daß Excellenz sofort abreist und den Winter an der Riviera zubringt, um sich von seiner „Cerebrasthenie" — so nennt der Arzt geschmackvoll das Leiden — zu erholen. Mit der staatsmännischen Carrière aber ist es aus. Der verfügbare Vorrath von Nervenkraft hat einfach nicht ausgereicht.

Aber warum? Waren die Anforderungen an sich zu groß, jedes Maß überschreitend?

Nun, denken Sie an unseren Altreichskanzler. Wie die Geschichte staunend vor der geistigen Größe dieses Mannes, so steht die medizinische Wissenschaft staunend vor der geradezu unerschöpflichen Fülle von Nervenkraft, die hier wie spielend verausgabt wurde. Fürst Bismarck ist nicht neurasthenisch geworden. Der Mann mit dem eisernen Willen hat Nerven von Stahl. Hier hat einmal die Natur volle und ganze Arbeit gethan.

Bemerken Sie wohl. Unter denselben Verhältnissen, denselben Anforderungen gegenüber und bei denselben Leistungen wird der eine neurasthenisch, der andere nicht. Der Unterschied kann nur in dem Grade der angeborenen oder erworbenen Widerstandsfähigkeit des Nervensystems liegen.

Ein anderes Beispiel.

Die von Haus aus etwas zarte und als Mädchen bleichsüchtige junge Mutter sitzt am Bette ihres diphtheritiskranken

Kindes. Schon das schreckliche Wort hat ihr immer einen heimlichen Schauder erregt. Nun ist sie da, die gefürchtete Krankheit, und drei Tage und drei Nächte dauert der Kampf. Dann ist es entschieden. Der heimtückische Feind hat gesiegt. Drei Tage und drei Nächte ist die arme Mutter nicht aus den Kleidern gekommen. Nun folgt eine Zeit dumpfen, apathischen Schmerzes. Sie ist unzugänglich für jeden Trost, will nichts sehen, nichts hören, was sie abziehen könnte von dem Gedanken an den dahingegangenen Liebling. Dann regt sich allmählich das Leben wieder. Aber die Frau bleibt blaß. Der Appetit ist verschwunden. Leicht tritt Herzklopfen auf. Der Schlaf bleibt unruhig und ist nicht erquickend. Jede, auch die geringste Arbeit hinterläßt das Gefühl schmerzhafter Ermüdung. So siecht sie dahin, ohne eigentlich krank zu sein. Sie ist hochgradig neurasthenisch geworden.

Denken Sie ferner an den bekannten Bankier, über den nach jahrelangen waghalsigen Spekulationen, nach einem Leben, in dem ohne Ruhe und Rast die übertriebene Arbeit nur durch den übertriebenen Genuß abgelöst wird, über den, sage ich, dann zugleich mit dem Konkurse die Neurasthenie hereinbricht; denken Sie an den Examenskandidaten, der plötzlich ganz versagt, weil sein biergewohntes Gehirn der ungewohnten, auf eine zu kurze Spanne Zeit zusammengedrängten Geistesarbeit nicht gewachsen ist; denken Sie an die junge Dame, die nach einer ganzen Reihe äußerst anstrengender, aber vergeblicher Winterfeldzüge mit sich und der schlechten Welt zerfallen, ohne eine befriedigende Thätigkeit finden zu können, zu Hause sitzt und Grillen fängt, — so haben Sie eine Galerie der bekanntesten neurasthenischen Typen vor sich.

Bei allen handelt es sich um ein Versagen des Nervensystems gegenüber den Anforderungen, die das Leben an einen Jeden, je nach seinem Beruf und seiner Stellung, macht. Bei

allen liegt das auslösende Moment, d. h. die veranlassende Ursache zum Ausbruch der Krankheit, vorwiegend in psychischen Aufregungen der mannigfachsten Art (Kummer und Sorgen, Aerger, Hasten und Eilen, Furcht und Hoffnung, Schreck u. s. w.) Dazu kommen oft Schwächungen durch vorausgegangene Krankheiten, Entbehrungen, Ausschweifungen. Die rein geistige Anstrengung führt, wenn sie nicht mit ehrgeiziger Erregung, mit Hast und anderen Aufregungen verbunden ist, wie Möbius mit Recht hervorhebt, weniger leicht zur Nervosität. Sie ist, wie derselbe Autor etwas boshaft hinzufügt, überdem selten. Nicht zu vergessen endlich ist auch das „Milieu", die ganze geistige und physische Atmosphäre, in der Jemand lebt. „Die Hast drückt sich im ganzen modernen Leben aus; wer mit der Eisenbahn fährt, wird leichter nervös, als wer zu Fuße geht. Die großen Städte, wo Lärm und Unruhe herrschen, wo alles mit Aufregung betrieben wird, Genuß und Entbehrung übermäßig sind, Unnatur die Regel ist, die Luft durch Gas vergiftet wird, die Nacht keine Zeit des Ausruhens mehr ist u. s. w., sie sind der Boden, auf dem das Kapital an Nervosität, das einer mit zur Welt gebracht hat, reiche Zinsen trägt" (Möbius).

Aus dieser Schilderung geht zunächst so viel hervor, daß zum Ausbruch der einzelnen nervösen Erkrankung zweierlei zusammenkommen muß: die ererbte, nervöse Disposition und die schädigenden Gelegenheitsursachen. Ein von Haus aus gesund angelegtes, kräftiges Nervensystem bleibt auch in Berlin gesund, und ein erblich stark belasteter, nervös disponirter Mensch wird selbst in Laage* neurasthenisch.

Unter Nervosität im medizinischen Sinne verstehen wir also eine ererbte Anlage des Nervensystems zu funktionellen Erkrankungen, eine von Haus aus vorhandene geringere Widerstandsfähigkeit gegen die schädigenden Einflüsse des Lebens. Aber

* Kleine Landstadt Mecklenburgs.

auch das sind relative, nicht absolute Unterschiede. Der absolut gesunde und normale Mensch existirt nur in der Idee. Jeder von uns ist „un peu de Tarascon“, d. h. wir alle tragen einen gewissen Grad von erblicher Belastung in uns, wir alle sind mehr oder weniger entartet; nur daß, je geringer die erbliche Belastung, desto stärker die krankmachenden Einflüsse sein müssen, um die Neurasthenie zum Ausbruch zu bringen.

Aber immerhin, unter wessen Vorfahren fehlten die abnorm veranlagten Naturen, die krankhaft auf die Lebensreize reagirenden Organisationen ganz? Und ihrer aller Erbtheil schleppen wir, wie einen Fluch mit durchs Leben. Wahrlich, ein erschreckender Gedanke. Kein Wunder, daß er sich der schon selbst entarteten dichterischen Phantasie eines Ibsen und ihm gleich gestimmter moderner Realisten mit zwingender Gewalt bemächtigt und Dichtungen, wie die Gespenster, ebenso packend, wie abschreckend, ebenso wahr, wie unnatürlich, gezeitigt hat.

Bedroht auf der einen Seite das unentrinnbare Fatum der Vererbung eines immer mehr degenerirenden Nervensystems die Menschheit, so wachsen — wenigstens nach der allgemeinen Annahme — im modernen Völkerleben andererseits die auf das Nervensystem einstürmenden und dasselbe zermalmenden Einflüsse geradezu ins Ungemessene. Hören wir, wie Erb, einer der ersten Nervenärzte unserer Zeit, diese Einflüsse schildert!

„Nicht allein die großen kriegerischen Ereignisse, die großen völkervernichtenden, staatenumwälzenden oder kulturzerstörenden Vorgänge, sondern hauptsächlich die kulturellen Fortschritte, die großen Entdeckungen und Erfindungen mit ihrem mächtigen Einflusse auf die ganze Kulturwelt sind es, die einen mächtigen Einfluß auf das Nervensystem der Kulturvölker ausübten. Die in den Dienst der Menschheit gestellten Naturkräfte, der Dampf, die Elektrizität in ihrer Verwendung zu Dampfschiffahrt und Eisenbahn, zu Maschinen aller Art, Telegraph und Telephon

schufen einen die ganze Welt umfassenden Verkehr, von dessen Schnelligkeit, Sicherheit und Ausdehnung die ausschweifendste Phantasie früherer Jahrhunderte sich wohl kaum eine Vorstellung gemacht hat; Zeit und Raum scheinen überbrückt, wir sprechen direkt oder indirekt mit unseren Antipoden, zugleich entsteht eine mächtige, mit gewaltigen Kräften und Massen arbeitende, unzählige Menschen beschäftigende Industrie, damit aber auch ins Ungemessene gesteigerte Konkurrenz auf allen Gebieten: der Einzelne sowohl wie ganze Nationen sehen sich zu gewaltig vermehrten Anstrengungen in dem Kampfe um ihr Dasein genöthigt. Der Nationalitätsgedanke in Deutschland und Italien, der immer unentschiedene Kampf zwischen Monarchie und Republik in Frankreich, die großen Kämpfe bei der Entstehung des Deutschen Reiches, die allgemeine Verschiebung der wirksamen politischen und sozialen Mächte, aber auch gewaltige finanzielle, industrielle und Handelskrisen mit ihren verderblichen Folgen treten in die Erscheinung; dazu kommt das rapide Anwachsen der Großstädte mit allen seinen schlimmen Einwirkungen, die Schaffung mächtiger, von Proletarien erfüllter Centren der Industrie, das Auftauchen ganz neuer sozialistischer Staatsgedanken, die alles Bestehende umzustoßen drohen und die unklaren Köpfe der Massen verwirren, alle diese Geschehnisse konnten eines mächtigen Eindruckes auf das Nervensystem nicht verfehlen und schädigten dasselbe in weiter Ausdehnung."

Wahrlich, wenn das alles neurasthenisch macht, dann ist der unglückliche Kulturmensch am Ende des 19. Jahrhunderts übel dran.

Und wohl liegt die bange Frage nahe, was aus der Menschheit werden soll. Nun, meine Herrschaften, ich glaube, daß die Sache nicht so schlimm ist, wie sie aussieht und neuerdings mit Vorliebe gemacht wird. Auch hier wird wieder einmal ein neues Prinzip von denen, die seine Tragweite richtig erkannt

haben, ein ganz klein wenig übertrieben. Zunächst ist es sicher, daß unser Nervensystem eine ganz außerordentliche Anpassungsfähigkeit an neue Reize besitzt. Ueberraschend schnell gewöhnen wir uns an neue soziale Ideen; wir finden es in kurzer Zeit sehr natürlich, daß der Agrarier Opposition macht und Richter Caprivi lobt, und wir sind auf elektrische Beleuchtung, auf Telegraph und Telephon bereits so eingelebt, daß uns nur noch das Fehlen dieser Einrichtungen in Posemuckel oder Teterow nervös macht. Starke, überwältigende Stöße, die ein schwach veranlagtes Nervensystem treffen, haben dagegen zu allen Zeiten das letztere krank gemacht, nur daß man diese Erkrankungen früher nicht Neurasthenie genannt hat.

Und damit komme ich auf einen zweiten wichtigen Punkt, der bei der Beurtheilung dieser Frage nicht außer acht gelassen werden darf. Erb selbst giebt zu, daß die vielfach behauptete Zunahme der Neurasthenie des statistischen Nachweises noch ermangele. Nur die übereinstimmende Erfahrung der Aerzte lasse sich für dieselbe anführen. Demgegenüber muß ich mit aller Bestimmtheit betonen, daß neuerdings seitens der Aerzte die Diagnose der Neurasthenie viel häufiger gestellt wird, als früher, wodurch jene Zunahme größer erscheinen muß, als sie wirklich ist. Die verschiedenen Formen der Neurasthenie können in ihren Aeußerungen durchaus organischen Erkrankungen gleichen, und es ist oft recht schwer, beide voneinander zu unterscheiden. Am häufigsten mache ich diese Erfahrung mit den Erkrankungen des Magens. Die funktionellen Neurosen des Magens, die nervöse Dyspepsie, die gastrische Form der Neurasthenie, das sind Erkrankungen, die vor dem Anfange der siebziger Jahre noch unbekannt waren. Seitdem hat die gerade auf diesem Gebiete enorm entwickelte Untersuchungstechnik diese Neurosen von den organischen Erkrankungen des Magens mit Sicherheit unterscheiden gelehrt. Früher diagnostizirte der Arzt in all

solchen Fällen ein Geschwür oder häufiger noch einen Magenkatarrh, jetzt fängt namentlich der letztere an, geradezu eine Seltenheit zu werden. Nicht die kulturelle und technische Entwickelung der Menschheit bedingt das Verschwinden der Magenkatarrhe und das Ueberhandnehmen der Verdauungsneurasthenien, sondern die vertiefte ärztliche Einsicht und die veränderte Diagnosenstellung.

Weit entfernt davon bin ich freilich, mit diesen Betrachtungen der Forderung einer verbesserten Hygiene des Nervensystems in Schule und Haus, im öffentlichen und privaten Leben entgegentreten zu wollen. Nur glaube ich, daß in derselben auch wirklich eine genügende Korrektur gegen die schädigenden Einflüsse der Zeit gefunden werden kann und gefunden werden wird.

Und nun zum Schluß! Ebenso ungerechtfertigt, wie die übertriebene Angst vor den entnervenden Einflüssen der Zeit erscheint mir die einseitige Betonung des Vererbungsprinzips nach der degenerativen Seite hin. Wir erben nicht nur die Fehler, sondern auch die Tugenden unserer Vorfahren. Aber noch mehr. Nur ein verfeinertes Nervensystem, das auf alle Reize leicht und mühelos reagirt, ist zu den höchsten Leistungen des Intellekts und der Empfindung befähigt. Unmittelbar neben den großen Schmerzen liegen die großen Freuden.

Wenn ein moderner, medizinisch gebildeter Schriftsteller mit viel Geist und Scharfsinn zu beweisen sucht, daß Schopenhauer und Wagner, daß Böcklin und Tolstoi zu den Entarteten gehören, so wollen wir mit ihm darüber nicht streiten. Soviel aber ist sicher: das, was diese Männer zu ihren unsterblichen Leistungen in Philosophie und Musik, in Dichtung und Malerei befähigt hat, ist nichts anderes, als ihre — Nervosität.

Ueber Nervosität.

Von

Professor Dr. F. Martius
in Rostock.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 208.

Luise von François.

Von

Hedwig Bender
in Eisenach.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.


Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Luise von François.

Von

Hedwig Bender
in Eisenach.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg,
Königliche Hofbuchdruckerei.

Es war ein stiller, einfacher Trauerzug, der sich am Morgen des 28. September vorigen Jahres durch die Straßen von Weißenfels nach dem Friedhof bewegte. Nur wenige Leidtragende folgten dem Leichenwagen; Diejenige, die man zur Ruhe bettete, hatte weder Verwandte noch Angehörige am Orte besessen; sie war 76jährig und eine unverheirathete, alleinstehende Dame gewesen, die Schicksal, und Neigung zur Einsiedlerin gemacht. Aber der Sarg, der ihre irdische Hülle barg, war reich mit Palmen und Kränzen geschmückt, und neben den Verwandten, die aus der Ferne herbeigeeilt waren, um der Geschiedenen die letzte Ehre zu erweisen, und dem Arzt, der die Kranke behandelt hatte, gaben der Landrath, der Oberbürgermeister der Stadt und das gesamte Lehrerkollegium der greisen Todten das letzte Geleit — eine ungewöhnliche Ehrenbezeugung, die, als solche jedenfalls bezeichnend, auf eine ebenso ungewöhnliche Persönlichkeit deutete. Auch der prachtvolle Kranz zu Häupten des Sarges, den der Weißenfelser litterarische Verein ihr geweiht hatte, bezeugte ihre über die engen Grenzen rein persönlicher Beziehungen hinausreichende Bedeutung. Und in der That, als die Kunde von ihrem Scheiden bald darauf durch alle Zeitungen ging, als sie, leider verspätet, sich im Lande verbreitete, da zeigte sich erst, wieviel warme Freunde die Verfasserin der „Reckenburgerin" und der „Stufenjahre", Luise von François, die Dichtergreisin, die längst aus der littera-

rischen Arena Geschiedene, noch rings in deutschen Landen besaß. Wiederholt wurde ich damals aufgefordert, der Bedeutung der theuren Heimgegangenen in nachdrücklicherer Weise gerecht zu werden, als dies in den ersten, flüchtigen Notizen der verschiedenen Tagesblätter geschah.[1] Mein eigenes Verlangen kam diesem Wunsche entgegen, mich selber drängte es aus tiefstem Herzen, zu Ehren der Geschiedenen das Wort zu ergreifen, die meinem Leben ja keine Fremde gewesen ist, die mir verwandtschaftlich und persönlich nahe gestanden hat, deren warmer, verständnißvoller Antheilnahme ich mich so lange erfreuen durfte und heute mit dankbarer Rührung gedenke. So will ich es denn versuchen, der mir gewordenen Aufforderung nach besten Kräften nachzukommen, eine Darstellung von dem äußeren Lebensgange und — soweit mir das möglich ist — auch von dem inneren Entwickelungsgange der Dichterin zu geben und das Bild ihrer Persönlichkeit festzuhalten, so wie es sich in mir theils durch persönlichen Umgang, theils unter dem Eindruck ihrer Schriften gestaltet hat.

Luise entstammte von väterlicher Seite einem alten französischen Hugenottengeschlecht, dessen einer Sprößling, Etienne de François, um seines reformirt-protestantischen Bekenntnisses willen gleich so vielen seiner Standes- und Glaubensgenossen während der religiösen Wirren des 17. Jahrhunderts seine normännische Heimath verlassen hatte und nach Deutschland ausgewandert war. Der Vater der Dichterin, Friedrich von François, war anfangs sächsischer Offizier gewesen, nach dem Feldzuge von 1815 aber in preußische Dienste übergetreten und seit 1816 in zweiter Ehe mit Amalie Hohl aus Weißenfels, einem jungen, bildhübschen Frauchen, vermählt. Er stand als Kommandeur eines Landwehrbataillons in Herzberg an der schwarzen Elster im Regierungsbezirk Merseburg in Garnison.

Hier wurde Luise Marie von François am 27. Juni 1817 geboren und am 10. Oktober des folgenden Jahres ihr einziger rechter Bruder Ernst. Vier Wochen nach der Geburt dieses Sohnes sank ihr Vater, erst 45jährig, in rüstigster Manneskraft ins Grab. Seine Witwe blieb mit ihren Kindern in äußerlich gesicherter Lage zurück. Sie vermählte sich aber bald zum zweiten Male mit dem Kreisgerichtsrath und späteren Hofrath Herbst und hat mit diesem zuerst in Schloppe, später bis an ihr Ende in Weißenfels gelebt. Unter dem Dache dieses edlen und trefflichen Mannes, der seinen Stiefkindern der treueste Vater war, wuchsen Luise und ihr jüngerer Bruder zusammen mit zwei Halbgeschwistern, zwei Knaben aus zweiter Ehe, heran. Bruder Ernst besuchte das Weißenfelser Gymnasium wie seine Halbbrüder Bernhard und Arthur Herbst. Luise ging in keine Schule, sie erhielt mit einigen Genossinnen Privatunterricht bei dem Archidiakonus und „Magister" Herrn Heydenreich. Sie war eine stetige, pflichtgetreue, dazu ungewöhnlich wißbegierige und nach gründlicher Einsicht verlangende Natur. Wie sie es damals als Schülerin Luise trieb, das hat uns später die Dichterin Luise in ihrem berühmtesten Werke selber erzählt. „Selten" — so heißt es da — „wird es eine Schülerin gegeben haben, so lernbegierig und beharrlich, wie die große, ruhige Hardine von Reckenburg, ebenso selten aber auch eine, die, selber ein Taubenblut", das ihres Instruktors, des sanften, zärtlichen Christlieb Taube nämlich! — „dann und wann in Verzweiflung zu bringen vermochte. „Jungfer Grundtext" nannte sie der Herr Papa, wenn er gelegentlich Zeuge ward der unermüdlichen Wie? und Wo? und Wann? und Warum?, mit welchen sie den ihr zu Gebote stehenden Wissensborn allemal bis auf die Grundneige auspumpte." Daß die so geschilderte Eberhardine in der Wirklichkeit Luise von François hieß, das würden

die Freunde der Letzteren gewußt haben, auch wenn nicht der Spitzname „Fräulein Grundtext“ von dem Urbild, dem er ursprünglich eignete, ausdrücklich auf das Abbild übertragen worden wäre. Denn in der That, eine lernbegierige Schülerin wie wenige war noch die große, wie früher die kleine Luise, und ist es bis an ihr Lebensende die beständig mit ernsten Studien beschäftigte, rastlos strebende Dichterin geblieben. Und auch das ist für die Stetigkeit ihrer Natur bezeichnend, daß sich die Studien der Greisin noch vorzugsweise auf demselben Wissensgebiete, für das schon das Kind eine Vorliebe zeigte, auf dem geschichtlich politischen Gebiete bewegten.

Ueber die Qualität des Unterrichtes, der Luise zu theil ward, und über Art und Umfang der durch denselben der eifrigen Schülerin vermittelten Geistesnahrung ist mir leider genaueres nicht bekannt. Wir wollen nicht so weit gehen, vorauszusetzen, daß die Gelehrsamkeit des Herrn Magisters und Archidiakonus Heydenreich auf gleicher Höhe mit der des „Musterjünglings“ und „Hofmeisters“ Christlieb Taube gestanden hat, auch nicht, daß nach vollendeter Lernzeit die Summe der Kenntnisse und Fertigkeiten, die Luise unter seiner Leitung sich angeeignet hatte, sich auf das, was zur „standesgemäßen education“ einer Freiin von Reckenburg gehörte, beschränkte. Bescheiden genug aber wird ihr Wissen gewesen sein. Daß ein Mädchen „beileibe“ nicht zu viel lernen dürfe, galt ja damals noch allgemeiner als heute als Axiom. Großes Interesse bezeigte Luise am Geschichtsunterrichte, den ihr ebenfalls der „Herr Magister“ ertheilte, besonders an der Vergangenheit ihres Heimathlandes, eine Neigung, in der sie noch dadurch bestärkt wurde, daß sie ihrem augenschwachen, nachmals ganz erblindeten Vater zahlreiche historische Werke vorlas, besonders alle auf die Freiheitskriege bezüglichen, deren man irgend habhaft zu werden vermochte. An diesen Schriften entzündete sich

ihre Heimathsliebe zu jener lauteren Flamme der Vaterlandsliebe, die uns so wohlthuend aus ihren Schriften entgegenschlägt, an ihr entwickelte sich auch ihr ungewöhnlicher, stark ausgeprägter historischer Sinn. Eine Frucht derselben war ihre — wenig bekannte — „Geschichte der preußischen Befreiungskriege", ein treffliches Werk, das durch die Uebersichtlichkeit seiner Anordnung und durch die klare anschauliche Darstellungsweise ein seltenes Talent für die populäre Behandlung wissenschaftlicher Stoffe verräth; war ferner jene Vertrautheit mit den Sitten und Bräuchen, dem Denken und Fühlen einer vergangenen Zeitepoche, die einem großen Theil ihrer nachmaligen Werke, ganz besonders aber dem vorzüglichsten und berühmtesten derselben, ihrer „Reckenburgerin", einen so seltenen Reiz verleiht.

Unter Denen, die in ihren Kinderjahren Einfluß auf ihre geistige Entwickelung übten, hat sie später oftmals einen Doktor **Schütz**, den Hausarzt und Hausfreund ihrer Familie genannt. Sein Einfluß auf sie war in der That ein sehr bedeutsamer, denn er regte sie energisch zum Selbstdenken an. Dies war besonders auf dem religiösen Gebiete der Fall, wo seine eigene, rationalistische Anschauungsweise auch ihr Denken in rationalistische Bahnen lenkte — „allzufrüh", wie sie später wohl oftmals gemeint. Aber auch noch in einer anderen Hinsicht, die für sie fast noch bedeutsamer war, wurden ihr in ihren Kinder- und Jugendjahren mancherlei werthvolle Anregungen zu theil. So spät sie auch erst mit eigenen Schöpfungen ihres schönen Talentes in die Oeffentlichkeit trat, der Sinn für Poesie war ihr angeboren, und dieser Sinn wurde zeitig in ihr geweckt. Der Zufall führte ihr in Weißenfels selber einige litterarisch bedeutsame Persönlichkeiten in den Weg. Der Sänger der „blauen Blume" freilich, **Friedrich Novalis**, der tiefsinnigste aller romantischen Dichter, lebte daselbst **vor** ihrer Zeit; er starb schon 1801. Aber auch er ist nicht ohne

Einfluß auf sie geblieben, wie das „Bundeslied“ in den „Zwillingssöhnen“ und die schönen Zeilen ehrender Erinnerung, die seinem Verfasser daselbst gewidmet werden, beweisen. Ihm wie seinem litterarischen Gegenfüßler, dem nüchternen Biedermann unter Deutschlands Poeten, dem Spaziergänger Gottfried Seume, der bekanntlich aus Poserna bei Weißenfels gebürtig war, hat die Dichterin ihre Aufmerksamkeit zugewendet, ja dem Letzteren hat sie sogar ein besonderes Gedenkblatt, „Ein deutscher Bauernsohn“ betitelt, das dem charaktervollen deutschen Manne, nicht dem Poeten Seume galt, geweiht.[2] Aber Beide hat sie doch nicht persönlich gekannt. Direkt beeinflußt und zwar in hohem Grade wurde sie dagegen von Adolf Müllner. Er starb allerdings schon 1829, als Luise erst 12 Jahre zählte; aber wir wissen, daß sie ihn sehr verehrte und daß er selbst dem ungewöhnlich begabten Kinde viel Theilnahme und herzliches Interesse bezeigte. Ob er es auch war, der zum ersten Male in der Seele desselben den Schaffenstrieb erweckte? Es wird behauptet, daß Luise schon als halbwüchsiges Mädchen historische Trauerspiele verfaßt habe, Schauerdramen von 8 bis 9 Akten! Ob es der Einfluß der Schöpfungen ihres väterlichen Freundes, des Erfinders der Schicksalstragödie war, der die schöpferische Phantasie der jugendlichen Dichterin zu so unerhörten dramatischen Großthaten entzündete?! Wie dem auch sei, er war der erste Dichter, der leibhaftig in ihren Gesichtskreis trat; er hatte sich viel mit ihr beschäftigt, ihr manches Buch in die Hand gegeben — wer kann die Wirkung einer solchen Begegnung auf ein eindrucksfähiges, junges Gemüth ermessen? Als er starb, betrauerte Luise ihn tief.

Als junges Mädchen besuchte sie fleißig die Leseabende der damals (seit 1828) in Weißenfels lebenden Fanny Tarnow, einer derzeit beliebten Erzählerin. Die talentvolle Frau hatte viel gelesen, sie war auch viel in der Welt umhergekommen,

hatte in Petersburg, wo sie mit Klinger befreundet gewesen, in Berlin und Lübeck, in Hamburg und Dresden gelebt. Sie hatte Romane und Novellen geschrieben, auch treffliche Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen geliefert. Luise hat ihrer in späteren Jahren noch oft mit herzlichem Danke gedacht. Sie mag mancherlei Anregungeu in ihrem Hause empfangen haben — vor allem verdankte sie ihr die Bekanntschaft verschiedeuer ausgezeichneter Erscheinungen aus der französischen und englischen Litteratur, in erster Reihe diejenige Lord Byrons, dessen „Childe Harold" sie so entzückte, daß sie sogleich daran ging, Englisch zu lernen, um das Gedicht in der Ursprache lesen zu können. Noch in vorgerücktem Lebensalter gedachte sie oft der berauschenden Wirkung, mit der die Musik der Byronschen Verse und der Zauber seiner Poesie in jenen Jahren ihre junge enthusiastische Seele umspann. „Lord Byron ist meine erste Liebe gewesen — er führte den Reigen meiner Erinnerungen, als mein Fuß jenes Asyl der Liebe betrat," so schreibt die Dichterin, ihres Aufenthaltes an den Ufern des Genfer Sees gedenkend, in „Childe Harold"- und Rousseau-Erinnerungen verloren. Denn auch Rousseau, „der arme Jean Jacques", auch er gehörte zu den „Idealgestalten, die ihre Jugend hold und reich gemacht". Einen tieferen und nachhaltigeren Eindruck aber als alle diese ausländischen Poetengestalten übten unsere großen deutschen Dichter, insbesondere unsere Klassiker, auf Luise aus. Weimar, das Weimar unserer Dichterfürsten, und unter diesen besonders Altmeister Goethe, zogen sie mehr und mehr in ihren Bann. Ihre Verehrung für den Letzteren war eine unbegrenzte. Er war durch lange Jahre bis an ihr Lebensende ihr liebster Freund und allzeit getreuer Begleiter — doch wuchs sie wohl erst in späteren Jahren in das tiefere Verständniß seiner Werke hinein.

Während der Leseabende im Tarnowschen Hause lernte sie daselbst einen jungen Offizier kennen, der in Weißenfels in Garnison stand, einen Grafen Görz, einen flotten, liebenswürdigen ritterlichen Kavalier. Sie selber muß damals eine auffallend schöne und äußerst fesselnde Erscheinung gewesen sein: schlank, hochgewachsen, mit tiefschwarzem Haar, mit feinen, geistvollen, beweglichen Zügen und großen, leuchtenden dunkelbraunen Augen — dazu geistig ungewöhnlich begabt. Kein Wunder, daß die jungen Leute sich gegenseitig wohlgefielen und daß aus beiden ein glückliches Brautpaar ward.

Aber die Verlobung sollte nicht zur Verheirathung führen; nachdem sie jahrelang gedauert hatte, wurde sie schließlich wieder gelöst. Aeußere Umstände mögen in erster Reihe an diesem Ausgang schuld gewesen sein. Luisens Verhältnisse hatten eine traurige Wandlung erfahren, sie und ihr Bruder hatten durch die Schuld ihres Vormundes ihr ganzes, nicht unbeträchtliches Vermögen verloren. Anfangs hofften sie, dasselbe ersetzt zu erhalten, sie klagten gegen den Vorsitzenden des Pupillenkollegiums — aber leider ohne Erfolg. Der Prozeß zog sich fast 20 Jahre hin. In zwei Instanzen hatten sie ein obsiegendes Erkenntniß erstritten, das letzte endgültig entscheidende aber fiel leider zu ihren Ungunsten aus. Sie erhielten nicht einen Pfennig zurück. Und da auch die Mutter ohne eigenes Verschulden den größten Theil ihres Vermögens eingebüßt hatte, so fand sich die Familie wider Erwarten in einer sehr eingeschränkten, ja drückenden Lage. Luisens Verlöbniß war längst zurückgegangen. Ich bin nicht in der Lage, beurtheilen zu können, ob es lediglich die Unsicherheit über den Ausgang des Prozesses war, die die Lösung des Verhältnisses herbeigeführt hatte, oder ob noch andere innere Gründe dabei mitbestimmend gewesen waren. Die eine Thatsache steht jedenfalls fest: Luisens Jugendhoffnungen waren und blieben zerstört.

Das Leben floß ihr in den folgenden Jahren ohne besondere Ereignisse hin. Was sie trieb, womit sie sich beschäftigte, ist mir nicht bekannt. Vermuthlich hat sie viel gelesen, denn schöpferisch thätig ist sie damals noch nicht gewesen. Ihr Talent war ihr noch nicht zum Bewußtsein gekommen — doch reifte sie wohl in aller Stille langsam, aber stetig ihrer Bestimmung entgegen und hat wohl vornehmlich in diesen Jahren den Grund zu jener tiefen und umfassenden Bildung, die allenthalben in ihren Schriften bemerkbar ist, gelegt.

Eine Einladung meines Großvaters, des Generals von François, des jüngsten Bruders ihres Vaters, der damals Kommandant von Minden war, entführte sie im Frühjahr 1848 diesem stillen einförmig-gleichmäßigen Leben. Da der Tod ihm die Gattin entrissen hatte und seine drei ältesten Töchter verheirathet waren, bat der Onkel die Nichte, zu ihm zu kommen, um die Leitung seines Hauswesens in die Hand zu nehmen und seiner jüngsten noch unverheiratheten Tochter als ältere Freundin rathend zur Seite zu stehen. Luise kam seiner Aufforderung nach; sie fühlte sich bald heimisch im Hause des Oheims, dessen Achtung sie sich schnell zu erringen wußte und mit dessen schöner, geistvoller Tochter Clotilde, der nachmaligen Schriftstellerin Clotilde von Schwartzkoppen,[3] sie lebenslang die herzlichste Freundschaft verband. So verschieden beide geartet waren: sie fühlten sich schnell zu einander hingezogen und durch die Gemeinsamkeit ihrer litterarischen Interessen verknüpft. Auch für die äußeren Annehmlichkeiten war Luise empfänglich, die ihre Stellung an der Spitze eines angesehenen, gesellschaftlich hochstehenden Hauses ihr bot. Sie hatte jahrelang in engen Verhältnissen gelebt; die weiteren des neuen Lebenskreises, die bevorzugte, gesellschaftliche Stellung, die man einnahm, die mancherlei Anregungen einer größeren Geselligkeit, die der geistig belebenden Elemente nicht entbehrte[4] und deren

Mittelpunkt man bildete, sagten ihr zu. Ihrem Onkel war sie bald unentbehrlich geworden — er behielt sie dauernd in seinem Haus. Sie siedelte mit ihm nach Halberstadt über, als er 1851 seinen Abschied genommen, sie blieb auch bei ihm, als Clotilde sich verheirathet hatte, und folgte ihm, als er der Letzteren nachzog und in Potsdam seinen Wohnsitz nahm. Sie war dem vereinsamten alten Manne in seinen letzten Jahren eine treue Gefährtin und kehrte erst nach seinem Tode 1855 dauernd zu den Ihrigen zurück.

Die alte Heimath nahm sie nicht gastlich auf. Sie fand die Eltern traurig verändert, früh gealtert und kränker, als sie geglaubt. Dazu die alten beschränkten Verhältnisse, an deren Enge sie nicht mehr gewöhnt war und deren Knappheit sie drückender als früher empfand. Traurige Jahre blieben ihr nicht erspart. Die Hülflosigkeit ihrer Eltern nahm stetig zu. Ihre Mutter hatte ein schweres Nervenleiden, dem sich später ein Hüftgelenkbruch zugesellte, und war jahrelang bettlägerig und fast gelähmt. Ihr Vater war unfähig, sich selbst zu beschäftigen, seine Augenschwäche steigerte sich in bedenklicher Weise und führte endlich zu zehnjähriger völliger Erblindung. Luise sah sich mit ihrem regen Geiste in die bedrückende Atmosphäre einer Krankenstube, in der zwei hülflose, theure Menschen ihrer Gesellschaft und Pflege harrten, gebannt. Viel Ablenkung von außen wurde ihr schwerlich zu theil. Verwandte hatte sie nicht am Orte — ihre Brüder, alle drei Offiziere — standen auswärts in Garnison. Freunde und Bekannte sah sie wohl selten genug — die Verhältnisse erschwerten ihr jeden Verkehr. Zudem — sie war jahrelang fern gewesen, ein Theil ihrer Jugendgefährten mochte fort gekommen, ein anderer ihr fremd geworden sein — Zeit und Entfernung hatten wohl manche Verbindung, die ihr früher werthvoll gewesen, gelöst. So vereinsamte die Dichterin in der alten Heimath im Laufe der

Jahre mehr und mehr. Denn der geschilderte traurige Zustand der Dinge zog sich durch viele Jahre hin. Luise sah, ohne helfen zu können, dem wachsenden Siechthum der Eltern zu. Erst zu Anfang der siebziger Jahre wurden beide — 1871 die Mutter, 1874 ihr Gatte — durch den Tod von ihren Leiden erlöst.

Das Los unserer Dichterin in allen diesen Jahren wäre ein sehr hartes und trostloses gewesen, hätte sie nicht früh schon das Heilmittel gefunden, das gerade ihrer Natur das gemäßeste war: sie lernte arbeiten, sich durch Arbeit über sich selbst erheben, sie schrieb sich die Seele von Bitterniß frei. Anfangs hatte, wie sie in späteren Jahren oft sagte, nur die Noth ihr die Feder in die Hand gedrückt. Das Wirthschaftsgeld war knapp bemessen und Luise mochte es oftmals schwierig finden, den nothwendigsten Anforderungen Genüge zu leisten. Da kam ihr der Gedanke, ihr bescheidenes Einkommen wenn möglich durch schriftstellerische Arbeiten zu vermehren. Rasch entschlossen machte sie sich ans Werk, und bald kam ihre erste Novelle — „Der Erbe von Saldeck", wenn ich nicht irre — heraus. Und nun freilich über und während der Arbeit wird ihr auch die Freude an der Arbeit gekommen sein, wird sie auch den reichen inneren Segen derselben, jenen befreienden „Segen des Schaffens" verspürt haben, von dem sie uns durch den Mund ihrer Reckenburgerin gesagt hat, „daß er auch ihr, dem einsamen Weibe, zu einem erfüllten Dasein verholfen habe".

Und um so mehr wird dies der Fall gewesen sein, je klarer sie sich ihres dichterischen Könnens bewußt ward, je entschiedener sie erkannte, in wie hohem Maße ihr die Kunst des Fabulirens verliehen war. Und wie hätte sie dessen nicht gewiß werden sollen in jener ersten, fruchtbarsten Schaffenszeit? Voll und kräftig sprudelte der Quell ihrer Begabung, und in rascher Folge drängte die lange schlummernde, nun lebendig treibende Kraft

ihres Talentes Blüthe auf Blüthe aus ihrem Innern hervor. Novellen und Erzählungen in großer Zahl entströmten ihrer fleißigen Feder, und die verschiedensten Zeitschriften jener Tage: die Kühnesche Wochenschrift „Europa", das in Stuttgart erscheinende „Morgenblatt", die von Dürr redigirte „Novellenzeitung", die von Hackländer und Hoefer edirten „Hausblätter", ja selbst „Der Bazar" und die „Allgemeine Modenzeitung" weisen Beiträge von ihr, die zum großen Theile unter verschiedenen angenommenen Namen oder auch anonym erschienen und die in ihren späteren Novellensammlungen nicht wieder abgedruckt wurden, auf. Diese Erzählungen sind meist so bekannt, als sie zu sein verdienten, da sich Novellen wie „Hellstädt", „Der Posten der Frau", „Judith, die Kluswirthin", „Die Geschichte meines Urgroßvaters", „Die goldene Hochzeit", „Der Erbe von Salbeck" und andere darunter befinden, die zu den besten der neueren Erzählungslitteratur gehören, im einzelnen aber natürlich von ungleichem Werth. Fast alle — selbst die weniger gelungenen — indessen tragen den Stempel einer bedeutenden Persönlichkeit und einer starken ursprünglichen und eigenartigen Begabung, und man merkt ihnen nicht an, daß sie unter dem Druck eines Zwanges, in der Krankenstube, ja theilweise am Krankenlager unter beengenden Verhältnissen entstanden sind. Von Bitterkeit und Engherzigkeit ist in ihnen keine Spur; sie athmen sämtlich die heitere Ruhe eines über den Dingen stehenden, überlegenen, freien und in sich gefesteten Geistes und entbehren nicht der gelegentlichen Würze eines gesunden Humors.

Dennoch gelang es der Verfasserin nicht, mit ihrer Hülfe festen Fuß in der Litteratur zu fassen. Ihre Novellen blieben fast unbemerkt. Und als sie schließlich ihre erste größere Arbeit, ihren ersten Roman, beendigt hatte, da war es ihr beschieden, das Märtyrerthum des unbekannten Schriftstellers bis auf die Neige zu kosten, indem sie jahrelang die vergeblichsten

Anstrengungen machte und sich die kränkendsten Zurückweisungen gefallen lassen mußte, ehe es ihr gelang, für ihr Werk einen Verleger zu finden. Endlich nach vielem Hangen und Bangen kam der Roman — recht eigentlich ein Schmerzenskind, den sie für 300 Mark an Otto Janke verkauft hatte, zuerst in der „Romanzeitung", dann noch einmal in Buchform heraus. Und — o der Ironie des Schicksals, dessen Wege in Wahrheit oft seltsam sind! — dieses mißhandelte, von den Verlegern mißachtete Werk, es war dasjenige, das ihre Verfasserin berühmt machen sollte, ihre bedeutendste, am meisten bewunderte Schöpfung: „Die letzte Reckenburgerin". Zu Anfang ließ freilich der Ruhm auf sich warten; das Erscheinen des Buches ging nahezu spurlos vorüber — ohne nennenswerthen Erfolg. Da führte es ein Zufall in Gustav Freitags Hand. Er erkannte sogleich die Bedeutung desselben und besprach es in glänzender Rezension. Nun war das Glück des Werkes gemacht. Es wurde viel gelesen und viel bewundert, gewann seiner Verfasserin zahlreiche Freunde und trug ihr schnell einen gefeierten Namen ein.

Mit verdoppeltem Eifer kehrte sie nunmehr zu ihrer Arbeit zurück. Zwei Romane: „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne" und „Die Stufenjahre eines Glücklichen", ihre schon oben kurz besprochene „Geschichte der preußischen Befreiungskriege", mehrere ebenfalls schon angeführte zwei- und dreibändige Novellensammlungen,[5] endlich 1879 „Der Katzenjunker", ihr letztes größeres novellistisches Werk, kamen, neben einigen kleineren Aufsätzen, die im „Salon" und in anderen Blättern erschienen, im Laufe der siebenziger Jahre heraus. Als Nachzügler folgte dann noch in den achtziger Jahren außer dem kleinen, bei Spemann erschienenen Bändchen, das „Phosphorus Hollunder" und „Zu Füßen des Monarchen" enthält, ihr einziges Lustspiel: „Der Posten der Frau", eine dramatische Behandlung eines recht anziehenden

Stoffes, der früher bereits — und zwar in äußerst glücklicher Weise — novellistisch von ihr bearbeitet war. Dann legte sie die Feder für immer aus der Hand. Sie fühlte, daß ihr die schöpferische Kraft versagte, Lahmes und Ungenügendes aber mochte sie nicht schreiben; sie hatte ja niemals zu Denen gehört, die nur „Bogen füllen, weil Bogen zählen", und so wies sie alle lockenden Anerbietungen, alle dringenden Aufforderungen, die von den verschiedensten Seiten wieder und immer wieder an sie herantraten, mit Entschiedenheit zurück. „Ich bin alt und müde, ich kann nicht mehr schreiben," wiederholte sie oft, wenn man in sie drang. „Ich habe genug gearbeitet und ruhe nun aus."

Daß aber Ruhe für sie nicht Unthätigkeit bedeutete, verstand sich bei ihrem regen Geiste, ihrer Gewöhnung an Arbeit und Nachdenken von selbst. Sie benutzte die Muße, die ihr geworden, um eifriger und anhaltender denn jemals zu lesen. Mit besonderer Vorliebe wandte sie sich geschichtlichen Studien zu. In Rankes, Treitschkes und Carlyles Werke, auch in Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom", wenn ich nicht irre, und noch in manches andere berühmte Werk hat sie sich mit Eifer und stillem Behagen versenkt. Daß sie daneben auch ihrem eigensten litterarischen Gebiete, dem der schönen Litteratur, ihr Interesse bewahrte, neben den alten bewährten Dichterfreunden, unter denen ihr Liebling Altmeister Goethe in ihrem Herzen nach wie vor unbestritten die erste Stelle behauptete, auch die besseren neueren Autoren las und neuen Erscheinungen ihre lebhafte Theilnahme zuwandte, wird schon durch ihre jahrelange herzliche Freundschaft mit Marie von Ebner-Eschenbach und Konrad Ferdinand Meyer bezeugt. Zeit zum Lesen hatte sie jetzt ja vollauf. Seit dem Tode ihrer Eltern lebte sie ganz allein, aller häuslichen Pflichten ledig und auch von geselligen Verpflichtungen frei. Denn sie war ja

fast fremd in Weißenfels geworden und hatte dort seit Jahren schon Niemand mehr, zu dem ein wärmeres oder tieferes Interesse sie zog, Niemand als ihre Armen, die sie als Wohlthäterin verehrten und denen sie mit vollen Händen, oft über ihre Kräfte, gab. Dennoch blieb sie der Heimath treu. Vergebens redeten ihre Freunde ihr zu, doch nach Halle, wo sie viele Beziehungen hatte, oder nach Wiesbaden überzusiedeln, wo die Familie ihres Bruders Bernhard lebte — sie konnte sich nicht dazu entschließen. Der starke, ihr eingeborene Heimtrieb, die Macht der Gewohnheit und gewiß nicht zum wenigsten die Liebe zur Unabhängigkeit, die ihr die Einsamkeit werth machte, hielten sie dauernd in Weißenfels fest. — Sie war, nachdem der Tod ihres Vaters im Mai 1874 erfolgt war, in eine bescheidene Mansardenwohnung übergesiedelt und führte dort ein stilles Einsiedlerleben, das der Arbeit und Lektüre gewidmet war. Fast täglich machte sie größere Spaziergänge und wanderte oft stundenlang einsam umher. Mit der Außenwelt verknüpften sie zahlreiche Fäden; Briefe, gern gesehene Gäste, die im Vorüberfliegen Einkehr in ihrer „Klause" hielten, gelegentliche Ausflüge nach Naumburg[6] und Halle, nach Erfurt, Wiesbaden und anderen Orten, wo ihr Verwandte oder liebe Freunde lebten, erhielten sie mit den Letzteren in beständigem Verkehr. Auch Weimar lockte sie manchmal hinüber — daß sie Mitglied der Goethe-Gesellschaft war, versteht sich von selbst. In späteren Jahren, als durch ihre zunehmenden schriftstellerischen Erfolge ihre Verhältnisse sich günstiger gestaltet hatten, ihr auch von seiten der Schillerstiftung eine Ehrenpension verliehen war, unternahm sie auch noch Reisen nach der Schweiz und Tirol, besuchte Conrad Ferdinand Meyer, ihren langjährigen treuen Freund und Verehrer, auf seinem schönen Kilchberg bei Zürich und traf sich wiederholt in den Sommermonaten mit Marie von Ebner in Reichenhall. Auch sonst war ihr noch

manche Freude als äußerer Lohn ihres Schaffens gegönnt; manches beglückende Zeichen der Liebe und Verehrung, der Anhänglichkeit und Dankbarkeit ward ihr zu theil. Dies war besonders an ihrem 70. Geburtstagsfeste (am 27. Juni 1887) der Fall. Unter den zahlreichen Aufmerksamkeiten, die ihr damals erwiesen wurden, hatte vor allem eine Gabe aus Oesterreich, ein prachtvolles Album mit eigenhändigen Widmungen der bedeutendsten deutsch-österreichischen Dichter, sie erfreut.

In den letzten Jahren war ihre Gesundheit eine schwankende geworden; ein sie vielfach quälendes Magenleiden und mancherlei Altersbeschwerden stellten sich ein. Zu den letzteren gehörte auch die Trübung ihres Augenlichtes, die ihre Arbeitsfähigkeit sehr beschränkte und ihr bei ihrer Geistesfrische, die noch beständig nach neuer Nahrung verlangte, und ihrem einsamen Leben sehr empfindlich war. Doch blieb sie zum Glück vor dem Schicksal ihres Stiefvaters, dem Schicksal der völligen Erblindung, bewahrt. Ehe sich ihr Starleiden soweit gesteigert hatte, wurde sie durch einen erneuten heftigen Anfall ihres alten bösen Magenübels jählings aufs Krankenlager geworfen und am Morgen des 25. September vorigen Jahres durch einen schmerzlosen Tod erlöst. — Luisens Persönlichkeit war von edler und vornehmer Art, wie Alle wissen, die ihr jemals nahe gekommen. Sie war großmüthig, einfach, stolz-bescheiden wie großdenkende und wahrhaft vornehme Menschen es sind — eine stolze Natur und eine innerlich freie, zurückhaltend, lieber gebend als nehmend, wahrhaft, gewissenhaft, unparteiisch, von Gerechtigkeits- und Unabhängigkeitsliebe beseelt — alles in allem mehr spröde als weich geartet und mehr zur denkenden, objektiven, als zur gefühlsmäßigen Betrachtung der Dinge geneigt. Ursprünglich muß etwas Strenges, Herbes, ein Zug von verhaltener Leidenschaftlichkeit, wie er sich häufig bei tieferen Naturen findet, in ihrem Charakter gelegen

haben; später hatte ihr Wesen sich zu heiterer Ruhe, ihr Denken sich zu milder Weisheit geklärt. Bewundernswerth ist mir immer die ruhige Würde, die schlichte, vornehme Gelassenheit erschienen, mit der sie so manches Mißgeschick, so manche drückende äußere wie innere Beschränkung, die das Schicksal ihr auferlegte, ertrug.

Doch wozu ihre Persönlichkeit noch weiter beschreiben? Hat sie doch selbst uns ein Bild derselben entworfen, wie es lebensvoller und charakteristischer nicht gedacht werden kann in der klaren, besonnenen, ruhig-tüchtigen, fast all zu gründlichen „Jungfer Grundtext", der gewissenhaften, ehrenfesten Eberhardine, der „Wahrhaftigkeit die erste christliche und menschliche Tugend" ist, die alle krummen Wege haßt, die den Wahlspruch ihres Geschlechtes gleichsam in ihrer Person verkörpert, der es tiefinnerstes Bedürfniß ist, ihm gemäß durchs Leben zu schreiten: allzeit geradaus! erhobenen Hauptes! „in Recht und Ehren" eine echte Reckenburg!

Ein Charakter fürwahr, diese Eberhardine, und eine jener innerlich vornehmen Naturen, die das „noblesse oblige!" im höchsten Sinne verstehen, die ein starkes Gefühl für wahre Ehre haben, das Bewußtsein ihrer Untadeligkeit in diesem Punkte fast so nothwendig brauchen wie die Luft zum Athmen und jeden Flecken auf ihrem inneren Ehrenschilde, jede Schädigung ihrer Selbstachtung aufs Tiefste empfinden. Der heftigste Sturm erhebt sich in ihrem Herzen, in dem Herzen der sonst so Ruhigen, Klaren, Besonnenen, als sie erfährt, daß Siegmund Faber getäuscht werden soll, daß Dorothea ihm, ohne ihre Schuld zu bekennen, die Hand am Altare reichen will. Zum ersten und einzigen Mal in ihrem Leben geräth sie in einen Zustand fast sinnloser Wuth. Der Gedanke, daß sie selbst, die Ehrenfeste, die Mitschuldige einer derartigen Täuschung ist, beraubt sie aller gewohnten Fassung. Vergebens versucht sie der Probst zu beschwichtigen. „Ich" — so ruft sie leidenschaftlich — „ich werde allen Gefahren trotzen, ich werde — und

wäre es vor dem Altar! — den Einspruch der Wahrheit vernehmen lassen! Ich bin aus den Schranken meiner natürlichen Anlage, meiner Erziehung, der Denkweise meiner Väter, der Gesetzmäßigkeit meines Charakters herausgetreten, indem ich die Unehre duldete und das Unrecht beschönigte! In Recht und Ehren, um jedem Preis werde ich diese Irrung zu sühnen wissen!" — Das Typische dieser Darstellung erhellt von selbst; auch jener Zug von Herbheit und Strenge, von dem ich schon oben gesprochen habe und der Naturen dieses Schlages eigenthümlich ist, tritt äußerst charakteristisch in derselben hervor; auf Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit sind sie gestellt, beiden muß unbedingt Genüge geschehen und sollte — nach dem bekannten Spruche — die Welt darüber zu Grunde gehen! Nicht minder bezeichnend ist eine andere frühere Stelle. Man erinnert sich der Schilderung des Einsegnungstages. Die 15jährige Eberhardine grübelt über den Sinn des Bibelverses, der ihr als Geleitspruch fürs Leben gegeben ist, nach. „Welche der Geist Gottes treibt, die werden Gottes Kinder heißen!" „Welches ist denn nun aber" — so fragt sie sich — „dieser Geist der Gotteskindschaft, der Geist der wahren Sittlichkeit? Ist es der, der über den Wassern schwebte, der Geist des Schaffens und Förderns, des Umbildens der natürlichen Kräfte, der den versunkenen Garten Eden auf Erden herzustellen strebte? Oder ist es der Geist der Ehrfurcht, der Geist des Rechtes und der Treue, der auf den Gesetzestafeln verzeichnet steht?" Jener wie dieser ist ihr verständlich, von jenem wie von diesem wird sie sich willig leiten, sich willig ins Vaterreich treiben lassen. Aber man hat ihr noch von einem anderen Geiste gesagt — von dem Geiste, der die Sorge für den andern Tag verdammt, der dem ehebrecherischen Weibe vergiebt und dem Beleidiger schweigend die Wange reicht. Dieser Geist ist ihr unverständlich — er weckt kein Echo in ihrer Brust.

Kein Zweifel, auch diese Darstellung bringt Selbsterlebtes — sie ist aus der Tiefe des eigenen Empfindens geschöpft. Der Geist der Arbeit, der Gerechtigkeit, der strengen Pflichterfüllung, es war derjenige, der in der Dichterin selber lebte, dessen Stimme sie, so lange sie denken konnte, im eigenen Herzen vernommen hatte, der ihrem Willen frühe Ziel und Richtung, ihrem Leben Zweck und Inhalt gegeben, der sie aufrecht erhalten in schweren Stunden, der ihr die innere Freiheit erringen helfen im Kampf mit der Bitterniß und der Mühsal des Lebens. Darum war ihr auch, wie sie mir selbst einst sagte, die Kantsche Ethik mit ihrem herben Rigorismus sympathisch, seine Lehre vom kategorischen Imperativ der Pflicht; das Rechte thun, weil es das Rechte ist, aus Pflichtgefühl, aus Ehrfurcht vor dem Sittengesetze, aus Achtung vor der eigenen, persönlichen Würde und vor dem Gesetzgeber und Richter in eigener Brust: das war so recht eine Lehre nach ihrem Sinne, eine Sittlichkeit, wie sie sie verstand und übte, eine Moral für stolze, spröde Naturen, für Menschen, die keinen Luxus mit ihren Empfindungen treiben, die gewohnt sind, sich zu beherrschen, ihre Gefühle zu disziplinieren, nach Grundsätzen und nicht aus unbewußten, instinktiven Gemüthsimpulsen zu handeln — Menschen, in denen, wenn sie edel geartet, ein starker Sinn für Recht und Gerechtigkeit und ein hohes Maß von sittlicher Tüchtigkeit die mehr unbewußten sittlichen Triebfedern der frommen Scheu, der natürlichen Herzensgüte und sympathischen Mitempfindung überwiegt. Luise von François gehörte zu diesen, — erst spät ging ihr das Verständniß für jenen anderen Geist, den Geist des gläubigen Gottvertrauens und der alles verzeihenden Liebe auf. Von Hause aus war dieser Geist ihr fremd. Denn das Gefühl war ihr nicht die höchste Instanz. Wohl besaß sie ein starkes und tiefes Gemüth, aber ihr klares, unbestechliches Denken überwachte und regulirte die Aeußerungen desselben und

war richtunggebend für ihr Wollen und Handeln. Auch war der weichere weibliche Trieb ihres Herzens wohl durch die Verhältnisse in ihrer Entwickelung gehemmt gewesen. Ihr Glückstraum war flüchtig vorübergerauscht; sie fand sich früh auf sich selber verwiesen, früh in sich selber zurückgedrängt. Sehr schön hat sie diese innere gemüthliche Vereinsamung nnd ihre Rückwirkung auf den Charakter in ihrer „Reckenburgerin" geschildert, sehr anziehend auch darzustellen verstanden, wie in der Letzteren schließlich in späteren Jahren der lange schlummernde Herzenstrieb nach persönlichem Anschluß und persönlichem Liebesbezeigen in der Neigung zu der kleinen Hardine erwacht. Sie schildert hier vorahnend ihr eigenes Geschick, und daß sie es thut, das eben beweist uns, daß sich schon damals ähnliche weichere Empfindungen, ähnliche Herzensbedürfnisse auch in ihr selber regten.

Daß es später der Fall war, wird durch die Thatsachen bezeugt. Zwar weiß ich nicht, ob dem kleinen Erlebniß, von dem sie in ihrem Reisebriefe „Zu Füßen des Monarchen" berichtet, ein wirklicher Vorgang zu Grunde liegt und ob sie jemals daran gedacht hat, ein Kind zu adoptiren; auf alle Fälle aber hat auch in ihrem Leben die Neigung zu einem Kinde, die unerwartet von dem Herzen der innerlich Vereinsamten Besitz nahm und tief darin Wurzel schlug, eine Rolle gespielt: die Liebe zu ihrem Neffen Leo, dem vaterlosen einzigen Söhnchen ihres bald nach der Geburt desselben den Seinen entrissenen Halbbruders Arthur. Er war ein zartes, kränkliches Kind, dieser Knabe, der der alten, einsamen Tante ans Herz wuchs, an dem sie mit inniger, fast mütterlicher Zärtlichkeit hing. Mehr als um irgend ein anderes Wesen hat sie um ihn gebangt und gesorgt. Doch steht dieser Fall einer gleichsam instinktiven Neigung vereinzelt in ihrem Leben da. Im allgemeinen überwog das bewußte Element das unbewußte, das intellektuelle, das intuitive und gefühlsmäßige in ihrer Natur.

Dies tritt auch bei ihrem dichterischen Schaffen hervor; es ist bestimmend für ihre ganze Auffassungs- und Darstellungsweise und giebt ihren Werken nach Form und Inhalt ein kraftvoll markiges Gepräge. Dies wird besonders auffallend, wenn wir ihre Art zu schreiben mit der der meisten ihrer dichtenden Schwestern, beispielsweise, um gleich von einer der hervorragendsten zu sprechen, mit der Schreib- und Kompositionsweise George Eliots vergleichen. Die Tiefe der Auffassung, die Weite des Blickes und den Sinn für Humor haben Beide gemein. Aber trotz dieser Gemeinsamkeit, wie grundverschieden ist ihre beiderseitige Auffassungs- und Behandlungsweise. George Eliot spricht es selber gelegentlich aus, daß ihr die Fabel bei ihren Erzählungen Nebensache, die Darstellung von Gemüths- und Seelenzuständen dagegen, von „Stimmungen, Gedanken und Leidenschaften" (an und für sich und um ihrer selbst willen) die Hauptsache sei; von den letzteren gehe sie beim Schaffen aus, erst nachträglich erfinde sie die Handlung dazu.

Dieser Ausspruch ist sehr bezeichnend, er deutet die starke wie die schwache Seite im dichterischen Schaffen George Eliots an. Ihre Stärke liegt in der Schilderung der einzelnen Persönlichkeiten als solcher, ihre Schwäche in der Komposition und in der Führung der Handlung. In ersterer Beziehung wird die Dichterin nur von Wenigen erreicht. Meisterhaft versteht sie es, ihre Menschen zu gestalten, köstlich-frisch, leibhaftig-greifbar, naiv-ursprünglich stellt sie sie hin! Und wie liebevoll geht sie dabei zu Werke! Sie schildert mit dem Gemüthe, mit dem Herzen, sie fühlt sich gleichsam mit allen Sinnen in die fremde Individualität hinein. Sie hat einen wunderbaren Scharfblick und Spürsinn für das Eigenste, Individuellste einer Persönlichkeit, für jede Nüance im Ausdruck desselben, in ihrer Art sich zu geberden, zu sprechen, sich zu bewegen, im Klang der Stimme, im Mienenspiel, im Blick —

kurz für alles Dasjenige, was sich nur empfinden und nicht mit dem Verstande erfassen läßt. Darum schildert sie aber auch ihre Menschen so ausführlich wie möglich, ja selbst die Nebenpersonen gelegentlich wie Hauptpersonen, fast so, als ob jede um ihrer selbst willen da wäre, umständlich, mit allen ihren Eigenheiten, auch mit solchen, die für den Gang der Handlung ohne jede Bedeutung sind. Darunter leidet denn oftmals die Einheit des Kunstwerkes, es fehlt die harmonische Gliederung desselben, der nothwendige, stetige Fortschritt der Handlung.[7]

Bei Luise von François finden wir das gerade Gegentheil. Sie ist beim Schaffen den entgegengesetzten, mit George Eliot zu reden, den Shakespeareschen Weg gegangen, sie hat offenbar von der Fabel ihren Ausgang genommen. Diese ist ihr das Erste und Wesentliche, und die Charakterschilderung muß sich ihr unterordnen. Ihre Personen sind nicht um ihretwillen, sie sind um der Erzählung willen da, sie sind die nothwendigen Träger derselben, ihre Eigenthümlichkeiten die unentbehrlichen Voraussetzungen der Handlung. Als solche werden sie allzeit von der Dichterin behandelt. Darum treten bei ihr die Nebenpersonen mit wenigen Ausnahmen bescheiden in den Hintergrund und darum werden selbst bei den Hauptpersonen nur diejenigen Züge hervorgehoben, die geeignet sind, die Handlung begreiflich zu machen, den geschilderten Vorgang von innen heraus zu erklären. Die Stärke der Dichterin liegt wesentlich in der Komposition, im einheitlichen und übersichtlichen Aufbau des Ganzen, in der Beziehung aller Einzelheiten auf den Kern der Erzählung, in der gewandten, sicheren Führung derselben, endlich, und zwar in erster Reihe, im Erfassen und Darstellen der inneren Verkettung, des nothwendigen, gesetzmäßigen Zusammenhanges zwischen den Charakteren, der Macht der äußeren Verhältnisse und den aus beiden entspringenden Motiven und Handlungen. Sie versteht

es in geradezu meisterhafter Weise, den Gang des Geschehens von innen heraus zu entwickeln, seine letzten Ursachen im Innern der handelnden Personen, im tiefsten Seelengrunde aufzuspüren, und hinwiederum die innere Fortentwickelung, die Weiterbildung der Charaktere unter der Einwirkung äußerer Umstände zu schildern. Man denke an die Reckenburgerin, an Decimus Frey, an Judith, die Kluswirthin und andere mehr. Ihre ganze Art der Menschenschilderung ist infolgedessen eine wesentlich andere, wesentlich zielbewußtere, wenn ich so sagen darf, als diejenige George Eliots. Denn während in der Begabung der englischen Dichterin das sinnlich empfindende und intuitive Moment und infolgedessen in ihren Schöpfungen das epische vorherrscht, überwiegt in der deutschen das intellektuelle, in ihrer Darstellung das logisch-dramatische Moment. Sie fühlt sich nicht, sie denkt sich in ihre Personen hinein, sie steht ihnen kühler, gelassener gegenüber, sie konstruirt sie mit künstlerischer Freiheit als die nothwendigen Voraussetzungen und Prämissen der Handlung. An Leibhaftigkeit, an Greifbarkeit der äußeren Erscheinung, an sinnlicher Frische und Lebensfülle stehen Luisens Gestalten eben deshalb auch mit wenigen Ausnahmen hinter denen George Eliots zurück; man merkt, sie sind nicht so wie die letzteren aus der sinnlichen Anschauung heraus geboren und mit sinnlicher Empfindungsfülle getränkt.

Die Dichterin hat das auch selber gefühlt. Sie hat häufig mit großer Entschiedenheit betont, daß die Gestalten ihrer Dichtungen mit wenigen Ausnahmen keine Porträtfiguren seien, für die ihr bestimmte wirkliche Menschen, bestimmte lebende Modelle zu Vorbildern gedient hätten; „die wenigen, bei denen es der Fall war aber," so pflegte sie oft lächelnd hinzuzusetzen, „die gerade hat man vielfach für unnatürliche, unwahre oder wohl gar unmögliche erklärt." Dies Geständniß ist merkwürdig und sehr bezeichnend. Könnte man George Eliot fragen, ob

sie das Gleiche von sich behaupten könne, ich bin gewiß, sie würde die Frage verneinen. Dieser Unterschied zwischen **Beiden** erklärt sich aber leicht; er hat in der Verschiedenartigkeit ihrer beiderseitigen Begabungen ihren Grund. Luisens Stärke lag eben nicht in der sinnlichen Anschauung, sie fühlte sich nicht leicht von außen her intuitiv in andere Menschen hinein. Wo sie direkt nach der Natur zu zeichnen versuchte, ist ihr die Zeichnung eben deshalb auch weniger gelungen. Freilich bedarf diese Behauptung einer sehr wesentlichen Beschränkung. Man denke an die zahlreichen Gestalten ihrer Dichtungen, die mehr oder weniger ihre eigenen Züge tragen, insbesondere an die lebenswahrste und lebensvollste von allen: an Eberhardine von Reckenburg. Sie alle *sind* nach dem Leben gezeichnet und zählen gleichwohl zu ihren bestgelungenen. Aber *sie gerade* bestätigen das oben Gesagte; denn um *sich selbst* porträtiren zu können, bedurfte die Dichterin der sinnlichen Anschauung nicht.

Mit der geschilderten Eigenart ihres geistigen Wesens, mit dem Ueberwiegen des intellektuellen Momentes über das intuitive in ihrer Natur hängt ferner auch offenbar ihr schon mehrfach erwähnter, stark ausgeprägter geschichtlicher Sinn zusammen — ihre Neigung, sich in vergangene Zeiten zu versetzen und ihre ausgesprochene Vorliebe für solche Geschichten, die, wie es im Eingange zu ihrem „Katzenjunker" heißt, „dem Raritätenschatze ihrer Großmutter entnommen sind". Eine Dichterin, die so wie *George Eliot* gewohnt ist, aus der Fülle der sinnlichen Anschauung heraus zu schaffen, wird nie in ihrem wahren Elemente sein und nie ihr Bestes geben können, wenn sie versucht, sich gegen ihre Natur in ferne Zeiten und fremdartige Verhältnisse und Umgebungen, deren wirkliche Anschauung ihr versagt ist, zu versetzen. Dies tritt, allen Schönheiten der Dichtung zum Trotz, in „Romola" und im „Spanish Gipsy" in unverkennbarer Weise hervor. Wer aber geneigt ist, Charaktere

zu konstruiren, und mehr nur den wesentlichsten Zügen derselben, den großen Grundzügen nachzugehen, um von ihnen aus Thatsachen und Handlungen zu erklären, der wird gerade in der Darstellung geschichtlicher Charaktere und beim Zurückversetzen in vergangene Zeiten in hervorragendem Maße seine Rechnung finden, weil hier das Konstruiren eben nothwendig wird und weil beim Betrachten der Dinge aus geschichtlicher Perspektive das Verwirrende des nebensächlichen Details verschwindet, die wesentlichen Züge schärfer hervortreten und der gesetzmäßige Zusammenhang zwischen Motiv und Handlung sich demgemäß leichter verfolgen läßt.

Auch das hat die Dichterin herausgefühlt. „Wessen Auge," so klagt sie — „nur scharf genug wäre, in dem weitgespannten Horizonte der Gegenwart ein Einzeldasein zu unterscheiden; wessen Ohr nur fein genug, in dem lauten Getriebe einen Naturlaut zu erhorchen! Aus verworrener Ueberfülle wendet der Blick sich rückwärts in blaue Fernen!" Die einfacheren Verhältnisse der „großmütterlichen" Zeit, „der Zeit, in welcher die gelbe Kutsche noch sechs Stunden an der Meile fuhr, in welcher der Enkel noch Muße und Laune hatte, die Erlebnisse der Altvordern, soweit irgend die Tradition reichte, nachzuerleben wie ein persönliches Geschick, wo die Weltkunde im Centrum der Heimath begann und häufig genug im Umkreis derselben auch endete" — der Zeit um die letzte Jahrhundertwende, ziehen sie ganz besonders an. Sie will diese Zeit — so versichert sie — „beileibe nicht schlechthin die gute nennen, die gute nicht einmal für einen Erzähler", „für einen Erzähler ihres bescheidenen Kalibers aber" — so erklärt sie bescheidentlich — „sei sie die beste."

Freilich war sie selber in dieser Zeit nicht bloß durch ihre umfassenden geschichtlichen Studien, sondern auch auf Grund direkter mündlicher Ueberlieferungen, durch die anschaulichen

Erzählungen der Mutter ihres Stiefvaters, denen sie als Kind so oft und so gern gelauscht, fast mehr zu Hause als in der gegenwärtigen, und jedenfalls in hervorragendem Maße befähigt, uns den Charakter derselben verständlich zu machen und ihre eigenthümliche Poesie zum Bewußtsein zu bringen. Allem Anschein nach spielte aber bei ihrer Vorliebe für dieselbe auch ihr starker Familien- und Heimathssinn und ihre warme Vaterlandsliebe mit. Ersterer tritt besonders in der „Geschichte meines Urgroßvaters", letztere in der „Reckenburgerin", im „Posten der Frau", vor allem in „Frau Erdmuthens Zwillingssöhnen" und in „Frl. Muthchen und ihr Hausmaier" äußerst wohlthuend hervor. Die beiden letzteren spiegeln in voller Treue die im deutschen Volke herrschende Stimmung vor und während der Befreiungskriege und den Durchbruch des patriotischen Geistes wieder, der zu der endlichen siegreichen Erhebung führte. Die Flamme begeisterter Vaterlandsliebe schlägt uns hier überall warm und erquickend entgegen. „Ich habe kein Geld," erwidert Muthchen dem Pfarrer, der sie um freiwillige Zuwendungen für Missionszwecke bittet — „jetzt kein Geld für diesen Zweck. Ich bin reich, aber zu arm für unsere Noth. Das Nächste voran bei allem Thun — auch beim Wohlthun! Erst den armen Lazarus vor der eigenen Thür: den armen Lazarus, das ist das deutsche Volk, das mit Schmach und Wunden bedeckte, an seinen Sünden kranke, mißhandelte deutsche Volk! Bis dieses heil und frei geworden, keine Ruhe bei Tag und Nacht! Unser Dichten und Trachten, unser Darben und Sparen, Gebet und Arbeit für dieses Volk! Den letzten Heller, den letzten Bissen für unser Volk!"

In denjenigen ihrer Erzählungen, die einen moderneren Charakter tragen und in der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit spielen, werden vielfach religiöse und gesellschaftliche Probleme und aus ihnen entspringende Konflikte behandelt —

so in den „Stufenjahren", im „Erben von Saldeck", in „Natur und Gnade", in „Hellstädt" und anderen. Auch hierin bekundete sich die Grundrichtung eines Geistes, den es mehr zu denkender als zu gefühlsmäßiger Betrachtung zog, und den weniger das Individuum an und für sich interessirte als sein Verhalten unter gewissen Umständen und zu gewissen Ideen. Auch tritt gerade hier in der Art und Weise, wie die Dichterin diese Dinge behandelt, ihr Gerechtigkeitssinn und Zartsinn aufs Schärfste hervor. Sie selber steht in allen diesen Fragen auf einem freien und im edelsten Sinne humanen Standpunkt und kämpft gegen Mißbräuche und Vorurtheile, gegen jede Art von Engherzigkeit und Intoleranz. Aber sie thut es in maßvoll besonnener Weise, weil ihr feines Verständniß für geschichtliche Entwickelungen, ihre unbedingte Hochachtung vor jeder ehrlichen Ueberzeugung und ihre Pietät vor dem Heiligthum wahrer Empfindung sie vor den Irrthümern eines fanatischen Radikalismus bewahrt. So läßt sie im umfassendsten Maße auch dem Gegner die ihm gebührende Gerechtigkeit widerfahren und bekundet jene höchste Geistesfreiheit, die auch Gefühle achtet, die sie selber nicht theilt.

Dies gilt besonders von ihrer Behandlung religiöser Konflikte. Sie selbst hatten die großen Probleme des Daseins allzeit aufs Lebhafteste und Eingehendste beschäftigt, wie die bedeutsame Rolle, die sie in vielen ihrer Erzählungen, in „Glück", „Hinter dem Dom", „Natur und Gnade", den „Stufenjahren" und anderen spielen, beweist. Ihr eigener Standpunkt hatte dabei mannigfache Wandlungen erfahren: Wie unter der Leitung des Dr. Schütz und des Herrn Magisters Heydenreich in ihren Kinder- und ersten Jugendjahren über den Dogmatismus des orthodoxen Kirchenglaubens, so war sie in ihrem späteren Leben mehr und mehr auch über den Rationalismus, den Jene ihr eingepflanzt hatten, hinausgewachsen; zu einem klaren, sie voll befriedigenden Abschluß

aber ist sie auf diesem Gebiete niemals gelangt. Das Wort Eberhardinens, daß sie sich's zum Gesetz gemacht habe, schwierigen Problemen gegenüber „Entsagung zu üben" und sich „mit Gewalt über sie zur Ruhe zu bringen", d. h. also, sie auf sich beruhen zu lassen, weil sie überzeugt war, sie nicht ergründen zu können, es spricht — ich weiß es aus ihrem eigenen Munde — der Dichterin innerste Ueberzeugung aus. Zwar gewann über sie selbst unter dem Einfluß Goethes im Laufe der Jahre auch seine Weltanschauung, deren Großartigkeit und Erhabenheit ihr imponirte, Gewalt; ihr Gemüth gerieth unter den Bann des Einheitsgedankens und ihre Gottesvorstellung nahm pantheistische Züge an. Doch erblickte sie in dieser Anschauungsweise nur eine subjektive, ihr persönliches Empfinden befriedigende, keine objektive, dem Denken genugthuende Lösung. Eine solche hielt sie für unmöglich, und eben weil sie ihr unmöglich schien, darum forderte sie nach allen Richtungen hin volle Freiheit des Denkens und Glaubens und von seiten des Denkers so gut wie von seiten des Gläubigen ehrliche Achtung vor der fremden Ueberzeugung. Der Vertreter ihrer Anschauungen nach beiden Richtungen hin ist Constantin Blümel in den „Stufenjahren", Constantin Blümel, der milde, humane Priester, der „nicht zu den eifrigen Glaubenshelden gehörte, die dem urewigen Menschendrange aus dem Dunkel zum Licht das zürnende „Eritis sicut Deus" entgegenhalten", der „in der Tiefe seines Gemüthes den Punkt gefunden hatte, auf welchem Glauben und Wissen, Denken und Dichten sich decken", der in der „segenfördernden Macht des Gottesgedankens" und in der „ewigen Botschaft der Barmherzigkeit" den Kern des Gotteswortes erblickte, der aber „als einen frommen Liebeswahn auch im eigenen Herzen die Versuchung zurückwies, sich auf

einer der fernen Sternenwelten eines leibhaftigen Wiedersehens mit seinen Vorangegangenen zu getrösten", weil er ahnt, „daß unsere Heimkehr in Gott ist und Gott ein Geist, der wohl seinen Willen, aber nicht sein Wesen uns zu offenbaren uns Menschen fähig und würdig erachtet hat".

Die „Stufenjahre" gehören überhaupt nach meinem Dafürhalten zu dem Tiefsten und Reifsten, was die Dichterin geschaffen hat. Es ist überflüssig, hier etwas zum Lobe der Reckenburgerin zu sagen, der Reckenburgerin, die Gustav Freytag veranlaßte, ihre Verfasserin eine „Dichterin von Gottes Gnaden" zu nennen, die Karl Hillebrand als „ein in unserer Litteratur fast einzig dastehendes Werk" bezeichnete, die Fritz Reuter so liebte, daß er das Buch beständig auf seinem Schreibtisch liegen hatte, und für die Marie von Ebner-Eschenbach all' ihre Werke hingeben zu wollen erklärte: sie ist allgemein bewundert und sie verdient ihren Ruhm. Aber die „Stufenjahre" sind viel zu wenig bekannt. Ich meinestheils hege eine Vorliebe für diesen Roman. Ich streite nicht, wenn man ihn hinter die „Reckenburgerin" stellt: in vielfacher Beziehung steht er ihr nach; er ist nicht so einheitlich, kein so vollendetes Kunstwerk wie jene, auch nicht frei von Längen und Gewaltsamkeiten, nicht so urwüchsig frisch und nicht in allen seinen Theilen und allen seinen Charakterschilderungen so gleichmäßig gelungen. Alles in allem aber dennoch ein köstliches Werk! so gehaltvoll, so reich, so mannigfaltig, ein Werk, das uns so tiefe Einblicke in das Denken und Fühlen der Dichterin gewährt. Wer es nicht kennt, kennt Luise von François nur halb. Der Pfarr-Decem steht der Reckenburgerin würdig zur Seite, nur daß ihre Herbheit in ihm gemildert erscheint, wie das herzige, aber freilich resolutere Röschen ein Gegenstück bildet zu dem lieblichen Kind Dorothee. Dazu Constantin und

Hannah Blümel, diese zwei herrlichen, prächtigen Menschen! Ich sollte meinen, man müßte die „Stufenjahre“ lieb gewinnen, allein schon um dieser vier Gestalten willen.

Die „Zwillingssöhne“ sind einheitlicher, in sich geschlossener, von imponirender Sicherheit und Zielbewußtheit in der ganzen Anlage und der Führung der Handlung. Wahrhaft bewundernswerth ist die Art und Weise, wie die letztere in strenger, unerbittlicher Folgerichtigkeit aus den Charakteren der Hauptpersonen entwickelt wird. Dabei geht ein heroischer Zug durch das Ganze. Der Geist der heldenhaften Zeit, die mit wunderbarer Treue und Meisterschaft geschildert ist, der Zeit vor und während der Befreiungskriege, beseelt auch die Gestalten der Hauptpersonen, deren Lebensgang der Roman uns vor Augen führt. Es liegt etwas Dämonisches in der Unerbittlichkeit ihres Schicksals, in der Unabwendbarkeit des unaufhaltsam heranschreitenden Verhängnisses. Aber wir haben es mit großen Naturen zu thun, mit Menschen, die ihrem Schicksal gewachsen sind. Der Schluß ist von großartig ergreifender Wirkung: erst die drückende Schwüle und beängstigende Spannung beim langsamen Herannahen der Katastrophe, dann diese selbst mit ihrer erschütternden Tragik, endlich der machtvolle Schlußakkord, in dem der Widerstreit harmonisch ausklingt und der Roman trotz des unvermeidlichen tragischen Ausgangs einen versöhnenden und erhebenden Abschluß gewinnt. Ich wüßte kaum etwas unter den übrigen Schriften Luisens, was ich diesem Schluß der „Zwillingssöhne“ an die Seite stellen möchte. Aber der Roman hat meines Erachtens sonst mancherlei Mängel. Man merkt es selbst den Hauptpersonen oft deutlich an, daß sie mehr erdacht als innerlich geschaut und empfunden sind. Bei den Nebenpersonen tritt dies theilweise noch unverkennbarer hervor. Es ist vieles in ihrer Charakterschilderung, was den Eindruck des künstlich Erklügelten macht, auch viel

Gesuchtes, ja Gequältes in ihrem Humor. Manches wirkt nahezu grotesk.

Doch ich gehe nicht weiter auf einzelnes ein. Manches wäre noch zu sagen, hervorzuheben, aber der Fülle gegenüber ist Beschränkung geboten. Die Schöpfungen der Dichterin sind ja so mannigfaltig, sie bieten so vieles und verschiedenartiges, eine Fülle von Poesie und Lebensweisheit — sie sind der reiche Ertrag eines reich gesegneten, arbeitsvollen Dichter- und Denkerlebens, die Frucht einer bedeutenden Individualität. Und einer kraftvollen, ursprünglichen Individualität. Denn das spüren wir, so oft wir in ihren Schriften lesen, das sagt uns schon, abgesehen vom Inhalt derselben, ihr schöner, ihr ureigenes Gepräge tragender, klarer, knapper, kräftiger Stil: die so schreiben, die solches schaffen konnte, sie war ein Mensch aus einem Guß, charaktervoll, in sich gefestet und groß geartet an Geist und Gemüth. Und diesem Eindruck entsprach auch die Wirklichkeit. In der Weltabgeschiedenheit ihrer stillen Klause dem Marktgetriebe des Lebens entfremdet und unbehülflich, wenn sie mit ihm in Berührung kam, hatte Luise von François, das Urbild ihrer Reckenburgerin, fest in sich selber Wurzel geschlagen, und allzeit geradeaus und allzeit aufrecht, innerlich wie äußerlich, ging sie stet ihren Weg. Mit Verstandesschärfe und Klarheit des Denkens verband sie einen hohen, freien, für alles Große und Edle empfänglichen Sinn. Ihr Leben war von dem stetigen Feuer einer reinen, idealen Begeisterung durchglüht! „Es ist nahezu ein Postulat geworden," so läßt sie am Schluß ihrer „Stufenjahre" Decimus Frey, den Schüler Constantin Blümels und Erben seiner Denkungsweise, seinem eigenen Sohne Constantin schreiben, „daß die Zeit, in der Du zu reisen berufen bist, den idealen Lebensgehalt verkümmern läßt. Aber glaube es nicht, wenn Du es hörst oder liest. Die Ideale wandeln und wechseln, erhellen und

verdunkeln sich wie die (einzelnen) Ideen — das Ideale währt und webt ewig . . . ." Denn — so ist wohl hinzuzusetzen — es ist unzerstörbar wie die Macht der Idee.

Offenbar spricht hier die Dichterin selbst. Sie selber glaubt an die „unlöschbare Flamme", die „nicht bloß in seltenen Ausnahmegeistern", die „in jedem guten Menschenherzen" leuchtet und glüht mit erwärmendem Strahl. Und tief durchdrungen von diesem Glauben, ist sie selber auch in ihren Schriften zur poetischen Verkündigerin des Idealismus geworden, aber eines gesunden, lebensvollen und lebensfähigen Idealismus, der fest auf dem Boden der Wirklichkeit steht, in ihm wurzelt und aus ihm seine Nahrung zieht, aber gleichwohl das gegebene reale Leben durch die Macht des idealen Gedankens zu vertiefen und zu vergeistigen strebt. Am Lichte dieses Idealismus sind die Früchte ihres Dichtens und Schaffens gereift, und die Flamme dieses Idealismus ist es, die uns aus allen ihren Schriften erquickend und belebend entgegenstrahlt. Und um seinetwillen, wie um der ergreifenden Wahrheit willen, die nicht bloß aus den Zügen ihrer Reckenburgerin, sondern aus denen so vieler ihrer Erzählungen spricht, sollten die letzteren unvergessen bleiben wie die Persönlichkeit ihrer Verfasserin es Allen ist, die das Glück hatten, ihr menschlich nahe zu treten, und in ernstem oder heiterem Wechselgespräch den Einfluß dieser seltenen Natur zu empfinden.

Anmerkungen.

[1] Seitdem sind verschiedene größere Artikel, die das Andenken der verewigten Dichterin feiern, in mehreren unserer bekanntesten Zeitschriften erschienen, so in der „Deutschen Rundschau" im letzten Dezemberheft ein eingehender Aufsatz von Otto Hartwig; in „Vom Fels zum Meer" (wenn ich nicht irre im Maiheft) ein sehr anziehendes Lebensbild von Clotilde von Schwartzkoppen mit einem wenig bekannten, überaus reizvollen Porträt der Dichterin nach einem Bilde aus ihrer Jugendzeit;

ein sehr warm geschriebener Artikel von Paul von Szczepanski in einem im Frühjahr erschienenen Heft des „Daheim" und endlich im Märzheft von Velhagen & Klasing die von inniger Liebe und Verehrung zeugenden, vorwiegend persönliche Eindrücke wiedergebenden und manche werthvolle Notiz aus den Briefen und Tagebüchern der Verstorbenen enthaltenden, mit dem Herzen geschriebenen „Erinnerungsblätter" von Marie von Ebner-Eschenbach.

[2] Es erschien im „Salon", Heft XI des Jahrgangs von 1878.

[3] Sie ist die Verfasserin zahlreicher geistvoller Erzählungen, die mit Vorliebe das Leben der vornehmen Welt, in der sie selber heimisch ist, schildern und zuerst in verschiedenen unserer bekanntesten Zeitschriften, so in „Westermanns Monatsheften", in „Vom Fels zum Meer", im „Bazar" und anderen, später gesammelt bei verschiedenen Verlegern (theilweise bei Spemann) erschienen sind. Am bekanntesten ist die nach den Tagebüchern ihres Vaters von ihr verfaßte, hochinteressante, meisterhaft geschriebene Lebensgeschichte desselben, die unter dem Titel: „Carl von François, ein deutsches Soldatenleben" herausgekommen und, gleich anziehend nach Form und Inhalt, viel gelesen und viel bewundert ist. Der Sohn dieses Vaters, der Bruder Clotildens und rechte Vetter Luisens von François, ist der vielgenannte General von François, der 1870 bei Spichern den Heldentod starb.

[4] Zu diesen gehörte auch Frau Rüdiger von Hohenhausen, die damals mit ihrem Gatten, dem Oberregierungsrath Rüdiger, längere Jahre in Minden lebte, als Tochter Elisens von Hohenhausen, der bekannten Uebersetzerin Byrons und Scotts, selber schriftstellerisch thätig war und wohl auch Diejenige gewesen ist, die Luise von François zuerst zum Schriftstellern anregte und ihr nachmals bei der Veröffentlichung ihrer ersten Novellen mit Rath und That behülflich war.

[5] Ihre Novellen-Sammlungen erschienen der Reihe nach wie folgt: 1. Ausgewählte Novellen. 2 Bde. Berlin, Franz Duncker, 1868. (Inhalt: Das Jubiläum. Der Posten der Frau. Die Saudel. Judith, die Kluswirthin.) 2. Erzählungen. 2 Bde. Braunschweig, George Westermann, 1871. (Inhalt: Geschichte einer Häßlichen. Glück. Der Erbe Saldeck, Florentine Kaiser. Hinter dem Dom.) 3. Hellstädt und andere Erzählungen. Berlin, Otto Janke, 1874. (Inhalt: Hellstädt. Die Schnakenburg. Die goldene Hochzeit. Eine Formalität. Die Geschichte meines Urgroßvaters.) 4. Natur und Gnade nebst anderen Erzählungen. 3 Bde. Berlin, Otto Janke, 1876. (Inhalt: Natur und Gnade. Eine Gouvernante. Ein Kapitel aus dem Tagebuche des Schulmeisters Thomas Luft. Des Doktors Gebirgsreise. Fräulein Muthchen und ihr Hausmaier. Die Dame im Schleier.)

In Naumburg lebte als verabschiedeter Major ihr einziger rechter Bruder Ernst, der unverheirathet und ein einsamer Sonderling war und im Laufe der achtziger Jahre ebendaselbst gestorben ist. Luisens Halbbrüder Bernhard und Arthur Herbst sind ebenfalls seit vielen Jahren todt. Die Witwe des Ersteren lebt mit ihren beiden Töchtern in Wiesbaden, die Witwe des Letzteren mit ihrem einzigen Sohne, der ein Liebling der Dichterin war, in Jena.

[7] Besonders fühlbar wird dieser Fehler in „Middlemarch", wo über den Reichthum der Einzelgestaltungen der verbindende Faden fast völlig verloren geht, so daß der Roman in eine Menge von einzelnen Bildern, von Episoden und Situationen auseinanderfällt.

Luise von François.

Von

Hedwig Bender
in Eisenach.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.



Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 209.

Die Geheimbünde Afrikas.

Von

Leo V. Frobenius
in Bremen.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Geheimbünde Afrikas.

Ethnologische Studie.

Von

Leo V. Frobenius,
G. am städtischen Museum für Völkerkunde 2c. in Bremen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Motto:

„Die gefährlichsten Fetissero sind diejenigen, die sich sterben lassen und dann aus dem Grabe zurückkommen."

A. Bastian.

Wie das Trümmerfeld einer zerstörten Stadt, so liegt die bunte Menge von Mittheilungen über die Geheimbünde in Afrika vor mir. Nicht ist es möglich, die einzelnen Gebäude neu aufzuführen. Den Charakter des Ganzen glaube ich aber erkannt zu haben und gebe ihn im folgenden.

Wie der Leser sehen wird, habe ich nicht Analogien bei anderen Völkern aufgesucht. Es wäre das gerade in diesem Falle ein gefährliches Wagstück. Die erste Aufgabe der Völkerkunde (und im speziellen der Ethnologie) sehe ich darin, in Einzelforschungen schwierige Probleme zu lösen. Erst die zweite ist es, die Endresultate vergleichend nebeneinander zu stellen. Daraus ergeben sich dann, wenn sich eine gleiche Entwickelung, ein gleicher Ausdruck der betreffenden Anschauung in der Sitte gezeigt hat, leicht die fehlenden Glieder im Aufbau der aus Zusammenwirken von Elementargedanken entstandenen Gebilde.

Um ein klares Bild zu schaffen, wurden die Quellenangaben und Randbemerkungen an den Schluß gesetzt. Dadurch wurde die Abhandlung entlastet. Aus demselben Grunde wurden nicht immer alle Beispiele angeführt, wie auch nur ein Extrakt und nicht die ganze Arbeit meiner Forschungen gegeben wird.

Den psychologischen Bau der Menschen, der Völker möchte ich mit der Musik vergleichen. So gering, wie da die Zahl der Töne, die Zahl der Tonleitern ist, so einfach ist offenbar auch die Harmonie der Beweggründe, die die Menschen zu ihren Sitten, ihren Eigenarten geführt haben. Zwei im Charakter völlig voneinander abweichende Meister können gleichzeitig zu denselben Tonfolgen (Thema) gelangen, zu Tonfolgen, die gleich sind und doch infolge Tonart, Takt und Zusammenhang einen anderen Charakter tragen, so daß wir sagen können, die Komponisten gelangten auf verschiedenen Wegen zu ihren Resultaten. Ebenso ist's in der Völkerkunde. Oft sind die Sitten zweier, ja vieler Völker auf den ersten Anblick vollständig gleich. Sie erscheinen als Ausdruck eines Elementargedankens. Bei innerer, tiefgehender Untersuchung ergiebt sich aber, daß sie in ihrer Eigenart und in der Reihe der Beweggründe durchaus differiren.

Noch ein anderer Punkt macht mir den Vergleich der Völkerpsychologie mit der Musik lieb. Es ist das *Gefühlsleben*, das in beiden treibt und wohl durch eine Vertiefung in den Ausdruck verstanden werden kann, nicht aber in klarer Aussprache wiederzugeben ist. Unklar und doch verständlich ist der Zauber, der in der Frühlingsnatur, im Klange des Frühlingsliedes, in der Entwickelung der Mythologie liegt. Aber auszusprechen ist nur die Sentenz der Fabel. Das Wort: „ich habe dich lieb" klingt rauh sogar aus dem Munde der Mutter, des Gatten, des Freundes ohne Belebung durch musikalischen Klang, den Stimmung und Gefühl wie in einen melodramatischen Vortrag hineinlegen. Unklar, nur zu empfinden, nie auszusprechen sind die Gefühle, die Empfindungen, die die „Religion" der Naturvölker hervorbringen. Es würde unglaublich plump sein, einem Naturmenschen die Frage vorzulegen: „Glaubst du an ein Leben nach dem Tode?" Wohl würde er antworten: „Ich werde ja zu Staub und Asche!" — (und so ist oftmals

geantwortet worden) —, aber aus einem Vergleich von Sitten der Neger ergiebt sich unwidersprechlich, daß der Glaube an ein Fortleben des geistigen Theiles nach dem körperlichen Ableben den Grundzug seiner Anschauung bildet.

Sorgenlos, nach unseren Begriffen unglaublich leichtfertig und gedankenlos der Zukunft gegenüber wandert der Neger durch das Leben. Da reißt ihn mit einem Male ein jäher Tod aus der Mitte der lustigen lebensfrohen Genossen. Diese erstaunen, sie schaudern, sie stehen vor einem Räthsel. Die Lösung dieses Räthsels, des Räthsels, das der Tod bietet, ist das Leitmotiv, das den Neger fast als einziges zum Denken anregt; dieses Denken und Grübeln um den einen Punkt hat das Phantasiegewebe, das so oft und so grundfalsch „Religion" genannt wurde, entwickelt. Fast alle mystischen Formen und Ausdrucksarten der Negerphantasie setzen im Ausgangspunkte des Lebens ein. Eine jener sich in allen möglichen Variationen bewegenden Formen ist der Geheimbund. Die Nabelstelle dieses Sittenbildes findet sich in der Trennung des Geistes vom Körper. So hat denn auch hier meine Entwickelungsdarstellung ihren Anfang zu nehmen.

Zwei Empfindungen hat der Neger, wenn er an den Geist eines Verstorbenen denkt. — (Lassen wir Verwandtschaftspietät und Gewohnheitsanhänglichkeit beiseite!) — Einmal ist es die Furcht vor dessen Macht, die ihn tödten, krank werden, in jedes Unglück gerathen lassen kann. Den Neger, der dem Greifbaren mißtraut, beschleicht ein beängstigendes Gefühl, wenn er an den ja unsichtbaren und somit furchtbar unheimlichen Geist denkt. Aber zum anderen kann ihm die Macht auch einmal nützen, drum kann er sich nicht entschließen, den Geist zu vernichten und zu verbannen.[1] Nein, er wird nicht vertrieben, sondern sogleich nach dem Tode noch einmal herbeigerufen, damit er dessen Ursache angebe.[2]

Vor allen anderen Orten ist es der tiefe Urwald, den der Neger gern die Verstorbenen als Aufenthaltsort wählen läßt.[3] Das Düstere, das Unheimliche, das Imposante, welches nach den Beschreibungen Wißmanns und Stanleys ein solcher afrikanischer Wald bietet, muß allerdings ganz besonders die Phantasie zu solchen Gespensterbildungen anregen. So bestatten die Wa Buma, nahe der Kassaimündung, ihre Fürstinnen auf einer Insel im Schatten eines aus mächtigen Bäumen bestehenden Haines. Nur Waldgethier besucht den erhabenen Ort, und nur ein alter Mann ist Hüter dieses Stammheiligthumes.[4] Vor allem wichtig ist aber die Mittheilung, die wir Bastian verdanken.[5] „Die Fetissero entführen die geraubten Seelen nach ihrem Fetischwalde, den Niemand betreten kann, da der Annähernde starr gefesselt bleibt.“ Dort im Walde hausen nun die Geister. Von dort kommen sie, wenn sie Unheil stiften wollen oder wenn sie von den Gangas[6] gerufen werden zum Wahrsagen, zum Richten, zum Rächen.

Bei den Kioke, Minungo, Ssongo heißen diese Geister „Mukisch“.

Ein wunderschönes Beispiel für die Denkungsart der Neger bietet uns eine die Mukisch betreffende Erzählung Camerons.[7] Bei den Kioke wird die Eifersucht der Geister auf ein eigenes Gebiet dazu benutzt, um „Scheinteufel“, d. h. Männer, die dasselbe Aussehen wie die Geister nach der Negeransicht haben, in den Wald zu senden und dieselben so zu verscheuchen. Die Rolle der Scheinteufel spielen die Ganga.

Der Stamm des Wortes Mukisch findet sich bei den verschiedensten Völkern und giebt uns ein interessantes Bild von den vielfachen Seiten seiner Bedeutung. Von den Loango schreibt Dapper:[8] „Sie nennen eben alles Mokisso, wo sie glauben, daß einige verborgene Kraft dabei sei.“ Bei den Kabinda heißt Mokisse „Götze“ oder „Ahnenbild.“[9] Mokisso

werden in Loango fernerhin die Albino genannt, die vom Könige „bei seinen kirchlichen Verpflichtungen von Mokissomachen gebraucht werden". Dapper[10] übersetzt das Wort mit „Feldteufel". „Enganga Mokissie sind die Verfertiger der Teufel" (Ahnenbilder).[11] Im Kamerungebirgsland[12] bezeichnet man einen guten Geist mit „Uwasse", einen bösen mit „Mokasse".[13]

Es handelt sich hier also um ein Wort, das im allgemeinen das „Geistige", im Gegensatz zum „Körperlichen", im speziellen aber den umherirrenden Geist selbst bedeutet. Deshalb wird der Albino so genannt. Bastian bestätigt diese Stellung, die man demnach dem krankhaft hellfarbigen Menschen anweist. Er fand auf dem Platze in Quisembo unter einer Tamarinde einen solchen Menschen sitzen. Diese Leute, schreibt der Gelehrte,[14] würden von den Fürsten als „Fetische" gehalten; sie dürften nehmen, was ihnen beliebte, und sie wären geachteter, als selbst die Ganga. Und diese Ansicht, daß nämlich die Albino die Geister Verstorbener wären, ist in Afrika sehr weit verbreitet. Sie hat sich wegen der hellen Haut auf die Europäer übertragen, als die ersten ins Land kamen. So riefen die Aschanti den gefangenen Missionaren zu: „Das sind keine Menschen, das sind Geister."[15] Pogge und Wißmann wurden aber von den Baschi Lange als ihre alten, verstorbenen, aus dem Geisterwasser zurückgekehrten Fürsten angesehen.[16]

Als hellfarbig malt sich der Neger den Geist aus und so stellt er ihn auch meist dar.

Wie der Geist nach dem Abschied vom Körper dem Ganga die Ursache desselben selbst mittheilt,[2] so wird die Wahrsagergabe auf alle Geister übertragen. Eine sehr schöne Uebergangsform zeigt eine Notiz, die Bastian Dapper entnimmt.[17] Danach sind die Bewohner der Kongoinseln früher eine Gangasippe gewesen. Wenn sich etwas Sonderliches ereignete, so lief einer vermummt umher. Alsbald „redete der Teufel durch ihn".

Hier zieht noch der Geist in den Menschen ein, aber der **Mensch** hat schon die Form des Geistes angenommen, er ist **maskirt.** Anders schon bei den Mandingo. Dort kommt der **Mumbo-Jumbo** aus dem Walde, die Weiber werden vorgeladen **und** die als strafbar befundenen entkleidet, gezüchtigt und dem **all**gemeinen Spotte preisgegeben.[18] Ein noch werthvolleres **Bild** als richtiges Mittelstück zwischen Gangageisterspuk und **Geheim**bund bietet aber der Idem-Efik in Kalabar. Dort existirt **der** Egboorden. Wenn eine Klage bei einem Mitgliede des **Ordens** anhängig gemacht wird, so wird der Idem citirt, der in **Blätter**tracht und mit schwarzem Visir verhüllt erscheint und **richtet.**[19] Was die Kalabarleute unter dem Begriff Egbo verstehen, ist in dem benachbarten Kamerun unter dem Namen Mungi Sitte. Nach dem, was Buchner, Reichenow und Zöller mittheilen, hält er sich gewöhnlich im Gebirge oder im Walde auf. Die Hauptleute, die ihn vertreten und in den Wald gehen, verwandeln sich dort in wilde Thiere; was sie aber aus dem Walde als einen Befehl des Mungi herausrufen, das wird sicher ein strenges Gesetz. Der Mungi kann tödten, wen er will.[20] Aehnlich ist's mit dem Mangongo der Aduma. Mangongo ist ein Flußgeist, um den sich offenbar auch ein Orden richterlicher Bedeutung gesetzt hat. Bei Aufnahme neuer Mitglieder kommt er aus dem Wasser. Er, der vermummte Priester, brüllt und nimmt mit gewaltigem Getöse Besitz von seinem Heiligthum. Zum Fluß, ins Wasser kehrt er auch wieder zurück.[21]

Die drei letzten Formen bilden die ersten der Geheimbünde. Ein Theil des Stammes thut sich hier zusammen und schafft sich durch Aufstellung eines rächenden Geistes eine gesicherte Stellung. Richtiger, der Entwickelung nach, ist es allerdings umgekehrt: nämlich um einen Geist bildet sich eine Sekte.

Wenn wir bedenken, daß alle Theilhaber des Ordens Mitwisser des Geheimnisses sind, daß es sich nämlich nur um

eine Darstellung und nicht um einen wahren Geist handelt, wie nahe liegt da die Entwickelung zur nächsten Stufe, daß nämlich alle Theilhaber des Geheimnisses in Geistermasken auftreten! Aber noch andere Entwickelungsmöglichkeiten aus diesen Ursprungsformen heraus giebt es. Doch ich kehre, ehe ich weitergehe, noch einmal zur Anschauung der Neger, das Leben der Geister nach der Loslösung vom Körper betreffend, zurück.

„Todt" kann nach der Anschauung der Neger, wie es scheint, nur der greifbare Körper sein. Aber deshalb ist der Körper, wenn der Geist ihn auch verlassen hat, nicht unbedingt todt.

Ward erzählt einen höchst interessanten Fall. Ist ein Mukongo lange Zeit krank, so nimmt das Volk an, „daß der „Mojo" (Geist) des Kranken den Körper verlassen hat und in der Ferne herumschweift". Nun wird der Geist vom Ganga auf einen Baumast gebannt, dieser abgebrochen und mit großem Gestöhne, als sei der Ast ein kolossales Gewicht, von den stärksten Männern in die Hütte des Kranken geschleppt.[22]

Wie locker und phantastisch die Gedanken der Neger um den Zusammenhang von Geist und Körper, gleichwie ein buntes Karnevalsgewand, flattern, läßt sich noch am Beispiele der Besessenen zeigen. Dapper[23] berichtet: „Die Besessenen werden von dem Teufel in den Wald geschleppt, wo sie sich mit Grün ganz und gar bestecken; wenn sie nachher wieder herauskommen (auf das Trommeln der Suchenden hin), glaubt man den Teufel in sie gefahren, und fragt man nun, welche Quixille[24] er sich auferlegt wissen will. Durch Tanzen und Singen treibt man den Teufel aus."[25] Den aus den Besessenen ausgetriebenen „Geistern" werden — auf Anordnung der Ganga — Hütten gebaut, in denen sie verehrt werden.[26]

Die Macht der Geister, sowie ihr Ansehen beim Volke, das sind die Seiten des Geisterthums, die dem Neger ungemein

imponiren; das Abstreifen des Körpers, an dem mancherlei lästige Erinnerungen hängen, und eine Belehrung in der Lösung des Todesräthsels, die ja stattfindet, wenn man den Körper selbst einmal verlassen hat, das sind die Eigenschaften, die das Verständniß für die Grundzüge der Gruppe: „erziehende[27] Geheimbünde“ ermöglichen.

Zwei sehr typische Fälle dieser geistigen Volkserziehung mögen hier ihre vollständige Wiedergabe finden. Nachher werde ich an ihrer Hand auf die Einzelheiten dieser Bünde eingehen.

„Der große Fetisch lebt im Innern des Buschlandes, wo ihn Niemand sehen kann. Wenn er stirbt, sammeln die Fetischpriester sorgsam seine Knochen, um sie wieder zu beleben, und ernähren sie, damit er aufs neue Fleisch und Blut gewinne. Es ist aber nicht gut, davon zu sprechen. Im Lande Ambamba muß Jeder einmal gestorben sein, und wenn der Fetischpriester seine Kalebasse gegen ein Dorf schüttelt, so fallen diejenigen Männer und Jünglinge, deren Stunde gekommen ist, in einen Zustand lebloser Erstarrung, aus dem sie gewöhnlich nach drei Tagen auferstehen. Den aber, welchen der Fetisch liebt, führt er fort in den Busch und begräbt ihn oftmals für eine lange Reihe von Jahren. Wenn er wieder zum Leben erwacht, beginnt er zu essen und zu trinken, wie zuvor, aber sein Verstand ist fort, und der Fetischmann muß ihn erziehen und selbst in jeder Bewegung unterweisen, wie das kleinste Kind. Anfänglich kann das nur durch den Stock geschehen, aber allmählich kehren die Sinne zurück, so daß sich mit ihm sprechen läßt, und nachdem seine Ausbildung vollendet ist, bringt ihn der Priester seinen Eltern zurück. Dieselben würden ihn selten wiedererkennen ohne die ausdrückliche Versicherung des Feticheros, der ihnen zugleich frühere Ereignisse ins Gedächtniß zurückführt. Wer die Prozedur in Ambamba noch nicht durchgemacht hat, ist allgemein verachtet und wird bei den Tänzen nicht zugelassen.“

Also erzählte der Dolmetsch Quinbulis dem Reisenden Bastian.[28]

„Der Belli-Paato ist ein Tod, eine Wiedergeburt und Einverleibung in die Versammlung der Geister oder Seelen, mit denen die Gemeinde im Busche erscheint und das für die Geister bereitete Opfer essen hilft. Das Zeichen Belli-Paato (etliche Schnitte am Halse über die Schulterblätter) empfangen die Eingeweihten (die in den Versammlungen das Wort führen und die Quolga oder Ungezeichneten verachten) alle zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre einmal, wobei sie getödtet, gebraten und ganz verändert werden, dem alten Leben und Wesen absterben und einen neuen Verstand und Wissenschaft bekommen. Die noch ungezeichnete Jugend wird nach dem vom Könige bestimmten Busche gewaltsam (weil sie sich vor dem Tode fürchten) gebracht. Die Eltern (Soggone) unterweisen sie in dem Killing-Tanz (mit Bewegung aller Glieder) und dem Belli Dong (Belli = Lobgesang). Dort leben sie mehrere Jahre (die Mütter bitten die Eingeweihten, daß die Veränderung bei ihren Kindern leicht vor sich gehen möge) in Jagd und Spiel ungesehen. Frauen, die beim Gehölz vorbeigehen, werden fortgeschleppt. Wenn sie aus dem Busche kommen, werden sie von den Alten im Häuschen gezeichnet und in den Sachen, welche die Rechte, den Krieg und die Herrschaft des Dorfes betreffen, unterwiesen. Sie stellen sich an, als ob sie erst in die Welt kämen und nicht wüßten, wo ihre Eltern wohnten, wie sie hießen, was für Leute sie seien, wie sie sich waschen sollten, oder mit Oel beschmieren, was alles ihnen die Gezeichneten (Soggone) lehren müssen. Zuerst sind sie ganz mit Buschgewächsen und Vogelfedern bekleidet" &c.

So übersetzt Bastian die Mittheilung Dappers.[29]

Aus den beiden Berichten, die ich, um jeden Irrthum zu vermeiden und wegen ihrer Wichtigkeit ganz wörtlich wiedergebe, läßt sich der Grundkern der Geheimbünde leicht herausschälen.

Der große Fetisch in Ambamba, das ist die Ursprungsform, das Modell, nach dem der Nachwuchs des Volkes erzogen wird. Nur giebt es zwei Formen der Verwandlung, einmal die primitive und dann die entwickelte. Die primitive begnügt sich damit, zu tödten und dann neu zu beleben; es ist die einfache Form der „Vergeistigung". Die andere aber, die an Denen vorgenommen wird, „welche der Fetisch liebt", die erzieht den Zögling der Ganga. Die Ganga lassen ihn seine Kinderjahre nochmals durchleben, seine körperliche Entwickelung nochmals durchmachen und lehren ihn dann die neue geistige, „gebildete" Denkungsform der Ganga verstehen.

Aber wie ist es möglich, wenn kein Humbug mitspielt, den erwachsenen oder auch nur halberwachsenen Menschen in den Zustand des unbeholfenen Kindes zurückzuversetzen? Es ist nur möglich, indem den Gangas die Kenntniß des Hypnotisirens zugesprochen wird.[30]

Der Wald, in dem die Jünglinge und auch Mädchen den Belli-Paatotod sterben, heißt in Liberia heute „greegreebush". Seit jener Zeit, da Dapper (1668) den Belli-Paato beschrieb, und ich meine, er hat ihn trefflich beschrieben, hat sich in Liberia manches verändert. Was dies aber auch ist, das Bewußtsein des Grundzuges der mystischen Erziehung besteht heute noch just ebenso, wie damals, da Dapper von „Tod, Wiedergeburt und Einverleibung ins Reich der Geister oder Seelen" sprach. Der Belly (greegreebush der Knaben) und die Sandy (derjenige für die Mädchen) ist heute noch „unter die Obhut von n'janas oder Geistern der Verstorbenen gestellt, und wer es wagt, denselben zu betreten, wird, wie man glaubt, durch die wachsamen n'janas sofort aufgegriffen und getödtet."[31] Die Masken, die beim Austrittsfeste von den Soh-bah[32] (= Waldteufel, so heißen die Lehrer) und den Soh (= Teufel, so heißen die Schüler) getragen werden, heißen devil heads (= Teufelsköpfe).[33]

Zum ersten Male treffen wir bei dem Belli ein charakteristisches Zeichen des Geistes- oder Geheimbundes, nämlich das Hellfärben der Haut. Die den Wald zum Zwecke des gelegentlichen Verwandtenbesuches verlassenden Zöglinge beschmieren sich über und über mit weißem Thon.[34] Der Schluß, den uns der Name „Mukisch“ oder „Mokisso“ und die Bedeutung der Albino im Anfang bot, findet hier, wie von nun an öfters, seine volle Bestätigung.

Wenn der alte Muata Jammo gestorben ist, wird sogleich der neue gekrönt. Aber noch ist er nicht genügend bereitet zum Herrscher. Am Ufer des Kalangi weilt die Leiche erst acht Tage, bevor sie in den Grabstätten der Vorgänger den eigenen Platz einnimmt, und acht Tage, die erste Nacht im Freien kampirend, weilt der neue Fürst einsam trauernd bei der Leiche des Vorgängers. Er entzündet ein neues Feuer, denn das alte darf nicht mehr gebraucht werden.

Dann erst zieht er in seine Hauptstadt ein, der göttliche König der Kalunda.[35]

Wenn der Jaga gestorben ist, wird seine Leiche auf erhöhtem Throne inmitten des Volkes und seiner Edlen in sitzender Stellung niedergelassen. „Unter dem Getöse rauschender Musik senkt sich der Geist auf den Vertreter des Tendalla-Geschlechtes, der in gerader Linie von dem Bruder des Reichsstifters abstammt, und lenkt im Taumel wilder Inspiration seine Hand, um den Auserwählten aus der Menge herauszugreifen. Diesen umringt sogleich die Schar der Priester und reißt ihn aus der Versammlung mit sich fort in die Finsternisse eines abgelegenen Waldgrundes, dessen Betreten jedem Laien sicheren Tod bringt.“[36] Ein Jahr lang dauert die Ausbildung. Mord und Giftmischerei, Medizinkunde und allerhand Mysterien lernt der Schüler der Ganga kennen. Dann wird er am Ende der Lehrzeit beschnitten,

„damit die Zumbis (Geister) der Voreltern ihn in ihre **Mitte** aufnehmen."

Aus dem Menschen wurde der Jaga, der heilige **König** der Ba Ngala (Jaga) erzogen.

So wie im Süden früher die Fürsten, so wird im **Norden**, in Kongo und seinen Nachbarländern, jetzt der gemeine **Mann** erzogen. Er heißt alsdann „Nkimba". In abgelegenen Dörferkomplexen oder in Wäldern werden die Gewählten eingeweiht. Sie sind mit weißem Thon bestrichen, mit einer Graskrinoline umgürtet. Wie der Jaga in seiner Lehrzeit aus dem Walde herausbrach, um Menschen zu überfallen und zu morden, so schwärmen die Nkimba-Lehrlinge aus ihrem Aufenthaltsorte hervor und können jedem Uneingeweihten (oder Mungwata) Nahrung, Gewandung oder was ihnen sonst gefällt, stehlen.[37] Die Nkimbasitte scheint mit der Beschneidung in engem Zusammenhange zu stehen, doch sind die Angaben ungenau und widersprechend.[38] Jedenfalls scheinen einige der in diesen Gegenden sich findenden Sitten der Beschneidung hauptsächlich zu dienen.[39]

Die „Tödtung des Körpers" wird bei den Nkimba auch als Einführungsceremonie vorgenommen, und zwar durch Einflößung eines das Bewußtsein raubenden Trankes.[40] Im Walde wird er ins Leben zurückgerufen. Er erhält einen neuen Namen und lernt eine neue geheimnißvolle Sprache. Diese beiden Momente sind für eine große Reihe der Geheim- oder Geisterbünde charakteristisch und liegen dem Entwickelungsgange nahe. Daß der Geist einen anderen Namen als der Körper haben muß, daß er eine andere Sprache reden muß, als der Sterbliche, das ist verständlich.[41] Fernerhin vergißt auch der Nkimba, wie Mitglieder anderer mysteriöser Geheimbünde, alles Frühere.

Erziehungsmethoden dieser Art, die mehr oder weniger charakteristische Formen tragen, finden sich auch in anderen Theilen Westafrikas. Es sollen nur die von Schütt erwähnte

Caribobauer, bei der der Mukisch Lehrmeister ist,[42] das von Buchner aufgeführte Jünglingsnoviziat „Mukuku"[43] und die in Togo von Herold aufgefundene „Fetisch-Gemeinde"[44] hier vermerkt werden.

Das Wort „schuldig" ist gefallen, und der Verurtheilte der Bosheit des Idem überlassen.

So eilt denn der durch Maske und Gewand erkenntliche Geist durch die menschenleeren Straßen zum Hause des Angeklagten. Verheißungsvoll winkt in seiner Hand die schwere Peitsche. Eine Glocke am Rückenende und kleinere an den Knöcheln ertönen. So verläßt er das Egbohaus, hinter sich ein halbes Dutzend untergeordneter, phantastisch gekleideter Personen, von denen jede ein Schwert oder einen Stock trägt.

Den Idem als personifizirten Geist führte ich schon ein. Der Orden „Egbo", der sich um seine Person entwickelt hat, ist (wenn wir den dazu gehörigen „Mungi" im benachbarten Kamerun und den „Legba" im Joruba rc. dazunehmen) der ausgebreitetste Westafrikas. Deshalb können wir auch die einzelnen Phasen seiner Entwickelung an verschiedenen Orten verfolgen. Ich gab im Anfang das Bild der einfachsten Form. Ganz anders stellt sich seine Bedeutung in der durch kaufmännische Thätigkeit verhältnißmäßig hoch ausgebildeten Bevölkerung Kalabars dar.

Wohl tritt der Idem noch maskirt auf, wie eben nochmals geschildert. Wohl sind Weiber und Kinder und Alle, die nicht Bundesglieder sind, geflohen. Aber der Idem ist nicht mehr selbst Richter, er ist nur noch Häscher.

Mit dem energischen Auftreten des eingeborenen Kaufmannes fällt die Hierarchie im Lande. Es ist nicht mehr möglich, sich frei zu bewegen in größeren Verhältnissen unter den Fesseln, welche die Ganga mit ihrem ungeheuer fein ge-

sponnenen Netze von Speiseverboten, Opfern und anderen rituellen Gesetzen dem Volke auferlegen. Vor dieser Zeit, bevor das eingeborene Volk selbst anfängt zu schaffen, da genügt die Stammesverwaltung der Ganga; in die Verhältnisse des „Nichtsthuens", da paßt sie hinein, denn daraus und dafür ist sie entstanden.[45] Sobald aber die Zeit der Arbeit kommt, hört das westafrikanische Gangasystem auf, existenzfähig zu sein. Nun liegt selbstverständlich die Leitung in der Hand Derer, die auch Leiter der neuen Aera sind, der Kaufleute. Um eine Monarchie entwickeln zu können, dazu sind in Westafrika die altpatriarchalischen Verhältnisse zu sehr verstümmelt durch das Gangathum. So entsteht denn (wenn auch nicht nominell, so doch faktisch) eine Republik.

Der Egboorden,[46] das ist die neue eigenartige Staatsverfassung, die jetzt in den wichtigsten Zügen dargestellt werden soll. Es giebt mehrere (die Originalangaben lauten verschieden) Grade, die ebensoviele Stufen von Macht und Ansehen repräsentiren. Nacheinander kauft man sich in dieselben ein. Doch nur der „Jampai", der oberste Grad, zieht den Gewinn aus diesen Einkünften; die Mitglieder desselben theilen ihn unter sich. Hauptthätigkeit des Ordens scheint Eintreiben von Schulden zu sein. Häuptlinge versuchen, Mitglieder des Jampai zu werden, denn ohne diese Rolle haben sie keine Macht im Lande. Im besonderen ist der Bund zu Gunsten der Ordensbürger selbst thätig. Aber auch solche, die nicht Mitglieder der Gesellschaft sind, können einen Nutzen aus dieser Institution ziehen, indem sie ihre Ansprüche durch ein Ordensglied vertreten lassen. Liegt eine Klage vor, so wird der Orden berufen und nach allgemeiner Berathung der Urtheilsspruch gefällt.

Und dann eilt er hinaus, der Vollzieher des Beschlusses.

Noch ein sehr interessanter Rest aus der Zeit, da Richter und Häscher gemeinsam im Geiste des Idem vertreten waren,

ist vorhanden in einer Person, die oftmals fälschlich den Titel des Königs von Kalabar trägt. „Es ist das Ueberbleibsel des größten Mannes im Lande, annähernd ein Pontifex maximus, soweit ihr Aberglaube einen solchen zuläßt. Er hatte das Amt eines Idem Effik oder Groß-Kalabar Juju. Ihm bezeugten die Häuptlinge des Landes tiefe Ehrerbietung, während er sich vor Niemand verbeugte, und vor ihm und seinem Idol wurden die Familien- und Stammesverträge durch Eid erhärtet" (Wabell).

Während hier schon eine Einlenkung in kulturtragende Fährten im Gegensatz zur willkürlichen Regierung durch sicher oft wenig vertrauenswerthe „Priester" sich zeigt, ist dies noch erfreulicher und deutlicher weiter im Norden unter der Einwirkung des Muhammedismus. Es handelt sich um die Purrah-Institution[47] der fünf Fulbe-Susu-Völker an der Sierra Leone. Aus jedem Volke werden dort 25 Mitglieder (die auch in der Zurückgezogenheit erzogen werden und mindestens 30 Jahre alt sein müssen) gewählt. Diese fünf Purrah werden wieder geleitet durch den großen Purrah, der sich aus je fünf Mitgliedern aus je einem Unterpurrah zusammensetzt. (Diese müssen mindestens 50 Jahre alt sein.) Bricht Krieg unter zweien der Völker aus, so tritt der große Purrah zusammen. Von diesem Zeitpunkte an ist Blutvergießen bei Todesstrafe verboten. Nach Berathung und Beschlußnahme wird den Kriegern des Purrah, die aus den neutralen Gebieten herangezogen werden und alle maskirt sind, das Land des schuldigen Volkes vier Tage lang zur Plünderung überlassen Weiber und Kinder müssen in die Häuser fliehen, da sonst Niemand dem Tode entgeht. Die Beute zerfällt in zwei Theile, deren einer dem beleidigten, jetzt gerechtfertigten Volke zufällt und deren anderer unter die ausführenden Soldaten vertheilt wird.

Mehr den Eindruck einer monarchischen Regierung macht der Simoorden am Rio-Nunez. Caillié hat ihn uns recht ein-

gehend beschrieben und besonderen Werth auf einen klaren Bericht von der Erziehung der Mitglieder gelegt.[48] Am besten geht die Stellung des Simo-Ordensmeisters aus folgendem Satze hervor: „Ceux qui sont soupçonnés d'avoir employé quelque maléfice, sont aussitôt mis entre les mains du simo, qui est le chef-magistrat.“ Er verhängt das Ordal, das Gottesgericht, durch den Gifttrank. Die aus der Schule von ihm Entlassenen pflanzen vor ihrer Hausthür einen Baum oder Ast, an dem sie ein Stückchen Stoff befestigen. Dies ist ein Geschenk des Meisters. Das Zeichen trägt auch den Namen „Simo“. Es ist ihr Schutzgott („divinité tutélaire“).[49] An diesem Male verklagen sie unter Opfer und Gewehrschuß Den, der sie beleidigt, beim Simo.

Dieser Ordensmeister, den die Menge nur selten und dann nur maskirt sehen kann, ist ein gewaltiger Herr. „Il dicte les lois, elles sont mises à exécution par ses ordres.“ Er weilt mit seinen Schülern im Walde. Diese dienen ihm 7—8 Jahre, und in dieser Zeit werden sie in die Mysterien[50] eingeweiht.

In engem Zusammenhang mit der Obrigkeit steht auch die „Oro“-Institution in der Stadt Ogbomascho (Joruba).[51] „Der Geist der Vorfahren,“[52] der zweimal im Jahre in der Maske mit der Bambuspeitsche durch die frauenleeren Straßen zu nächtlicher Zeit wandelt, wohnt nämlich „in kleinen Hütten,[53] die abseits außerhalb der Stadtmauer stehen und zu denen kein Zutritt ist, als durch die Gebäulichkeiten der Stadtobersten.“

Ein eigenartiges Mittelspiel zwischen obrigkeitlicher Gewalt und priesterlicher Willkürlichkeit zeigt sich in Sindungo. Auf einen Befehl des Königs von Angoy werden die Bundesglieder von einem königlichen Beamten, dem Kuvukuta-Kanga-Asabi, im Walde zusammenberufen. Von diesem wird ihnen der Auftrag des Herrschers ertheilt. Sobald sie aber ihr Rüstzeug empfangen haben, treiben sie eben jenen Beamten mit Schlägen ins Dorf

zurück, überfallen aber das Haus, das ihnen vom Könige übergeben ist, und machen es dem Erdboden gleich.[54]

Es ist selbstverständlich, daß unter der Aenderung und Fortentwickelung einiger Anschauungszweige auch die diese Seiten berührenden Ausdrucksformen der Geheimbünde eine Aenderung erleiden, eine Wandlung als Abschwächung oder Betonung. Es ist verständlich, daß da, wo der Mond in direktem Zusammenhange mit dem Geisterglauben deutlich hervortritt,[55] auch der Geheimbund eine Hervorhebung seiner rituellen Gebräuche in dieser Hinsicht entwickelt. Es entspricht dem inneren Entwickelungsgange, wenn die Geheimbünde bei den Todtenfesten eine besondere Rolle spielen.[56] Mancherlei Gesittung hängt aber mit dem Faden, der sich durch alle Geheimbünde zieht, sehr eng zusammen. Ich will als Beispiel nur daran erinnern, wie in Fida (Whydah an der nördlichen Guineaküste) die Schlangen (als Geister der Vorfahren angesehen) die jungen Mädchen durch Berührung zu Besessenen machten, um dieselben in jene der Casa das tintas ähnliche Hütten zu führen, in denen sie mit gewissen Anschauungen bekannt gemacht wurden.[57]

Auch der Zerrformen soll am Schluß gedacht werden. Ihrer zwei mögen Erwähnung finden. Es ist einmal der „Jehvedienst",[58] der sich von Dahomey aus langsam über das Togogebiet ausbreitet; das andere ist der Kischi- und der Wahrsagertanz,[59] die an den männlichen Ma Rutse ein begeistertes Publikum haben. So wie die glücklich sich entwickelnden Völker die Geheimbünde in dem Gemeinwesen nutzenbringende Formen gebracht haben, so entsteht hier ein Mischprodukt aus falsch verstandenem europäischem Kultureinfluß und eigennützigen, afrikanisch-priesterlichen Anschauungen. Es ist eine gewaltthätige, familienzerstörende, unglücksschwangere Institution, dieser Jehvebund.

Bei den Ma Rutse aber trennten sich geistiger und körperlicher Gehalt der belebenden Anschauungen voneinander. **Auf** der einen Seite entstand der prophetische Tanz, auf der anderen Seite ein solcher, der dem thierischen und doch fundamentalen Sinne huldigte, dem Geschlechtstriebe. Das ist der Kischitanz.

Zum Schlusse erwähne ich nochmals, daß es mir nicht möglich ist, hier alle Einzelheiten zu erwähnen, alle Einzelfälle zu sezieren. Nur auf eines möchte ich noch aufmerksam machen, nämlich den praktischen Werth meiner Studie.[60] Im letzten Theile zeigt sich die glückliche und unglückliche Entwickelung der Geheimbundsidee. Eigenes Verständniß für eine neue Aera, die Aera der Arbeit und des Kulturglückes, das aus ihr emporblüht, haben hier unter Einwirkung der Europäer (an der Nigermündung) und der Muhammedaner (auf die Fulbe) zum Umschwung, d. h. zu einer Sicherung aller Verhältnisse durch die Gerechtigkeit und die Ordnung wahrende Institutionen geführt. Falsches Verständniß, Halbkultur und Sichgehenlassen in natürlichen Leidenschaften haben jene häßlichen und demoralisirenden Verhältnisse entstehen lassen. Hier kann derjenige, der hinauszieht, um dem Neger das Glück unserer Kultur zu lehren, sehen, wie er durch verständiges Eingehen in ihre Sitten und Gedankengänge diese durchaus sachgemäß weiter entwickeln und zu seinem Zwecke verwenden kann, ohne alles umzustürzen.

Denn ein natürlicher und den Verhältnissen völlig entsprechender ist der Gedankengang, der der Entwickelung der Geheimbünde — (man kann auch sagen Geisterbünde) —, wie ich sie gezeigt, zu Grunde liegt. So wie der Neger seinen Ganga als einen vom „Schlechthandeln" abgekommenen, aber immer noch mit seiner Macht versehenen Endoze oder schlechten Geist ansieht,[61] so entstehen in demselben Gedankengange aus

den boshaft beanlagten, mächtigen Geistern, die mit derselben Macht ausgestatteten, aber zum „Gutthun", gegen die bösen Geister, die im Walde und unter den Menschen existiren, geschaffenen Geister- oder Geheimbünde.

Anmerkungen.

[1] Ein ungeheuer weit verbreiteter Gedankengang ist der folgende: Der Geist des Verstorbenen hat die Gestalt, die sein Körper einst hatte. Wird dieser Körper verstümmelt, so hat die Seele an dieser Verstümmelung theil. Diese Idee, dumpf empfunden, trägt noch heute, wie es scheint, sehr viel dazu bei, daß die medizinisch so wünschenswerthe Leichenverbrennung erst langsam sich einbürgert. Auch der Neger denkt ähnlich. Bastian schreibt: „Wenn ein Fetissero aus dem Grabe zurückkehrt, gräbt man ihn aus, um seine Leiche zu verbrennen" — Loangoküste, Bd. II, S. 49. — Die Jehveleute verhindern dadurch die Rückkehr eines Verstorbenen, daß sie Seewasser an die Wände des Jehvehauses sprengen. — Vergl. Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft, Missionar Spieth, 1893, S. 88.

[2] Vergl. z. B. Pogge, „Im Reiche des Muata Jamwo", S. 38; Schwarz, „Kamerun", S. 175, u. a. v. a. O.

[3] Eine zweite, beliebte Stelle für den Seelenaufenthalt, das Wasser, kommt hier wenig in Betracht, wenn sie auch ziemlich weite Verwendung findet. Siehe als Beispiele: Schwarz, „Kamerun", S. 175; Bastian, „Der Fetisch an der Guineaküste", S. 21/22; O. Baumann, „Fernando Po und die Bube", S. 108; Pogge, a. a. O., S. 38; Bowdich, „Eine Mission nach Aschanti", S. 361; Ramsayer und Kühne, „Aschanti", S. 357/8; Wißmann, Pogge, „Quer durch Afrika", S. 87. — Aber fast nur der Geheimbund des Magongo (bei den Aduma) nimmt als den Ausgangspunkt seiner Ceremonien das Wasser. Vergl. O. Schneider, „Die Religion der afrikanischen Naturvölker", S. 130, nach einer Missionsschrift.

[4] Wir finden begeisterte Berichte über diesen Kirchhof bei Wolff, „Im Innern Afrikas, S. 386, bei Wißmann, „Meine zweite Durchquerung", S. 13, und sogar bei Stanley, „Der Kongo", Bd. I, S. 446. Wo das Begräbniß nicht in der Hütte des Verstorbenen vorgenommen wird, findet die Bestattung im Walde sehr oft statt, so z. B. bei den Bube, O. Baumann, a. a. O., S. 97, bei den Loango, Bastian, „Loangoküste", Bd. I, S. 64, in Angoy, ebd. Bd. I, S. 84 ꝛc.

[5] Bastian, ebd. Bd. II, S. 49.

[6] Ich setzte stets das Bantuwort „Ganga“ statt der falsche Begriffe hervorrufenden Wörter, wie Priester, Fetissero, Medizinmänner, Zauberer, Hexenmeister, Geisterseher ꝛc.

[7] Cameron, „Quer durch Afrika“, Bd. II, S. 162 ff. Siehe auch die Anschauung Andrees, R. A., „Parallelen und Vergleiche“, II, S. 109/10.

[8] O. Dapper, „Naukeurige Beschrijvinge der Afrikaenschen Gewesten van Egypten etc.“, Amsterdam 1676, Bd. II, S. 173.

[9] Bastian, ebd., Bd. II, S. 316.

[10] O. Dapper, ebd., Bd. II, S. 167.

[11] O. Dapper, ebd., Bd. II, S. 170.

[12] H. Zöller, „Kamerun“, Bd. I, S. 186.

[13] Wir finden das Wort später noch einmal als „Kischi“ bei den Maruthe. Vergl. Anmerkung 59.

[14] Bastian, „Ein Besuch in San Salvador“, S. 34. Um noch einen Beweis zu liefern, sei Boßmann citirt: „Noch andere meynen, daß sie wieder in weiße Leute verwandelt werden.“ W. B., „Reyse nach Guinea und ausführliche Beschreibung dasiger ꝛc.“ in den Jahren 1690 ff., S. 190.

[15] Ramsayer und Kühne, „Aschanti“, S. 16.

[16] Wißmann, Pogge, a. a. O., S. 87. Ebenso ist es noch neuerdings O. Baumann in Urundi ergangen. Vergl. O. L., „Durch Massailand zur Nilquelle“, S. 80 ff.

[17] Bastian, „Loangoküste“, Bd. II, S. 241.

[18] Andree in den „Ethnographischen Parallelen und Vergleichen“, II, S. 135/6, citirt Mungo Park 1799, S. 46. Vergl. auch Wilson, „Westafrika“, S. 52/3 (sehr hübsche Beschreibung). — Für diesen Fall, daß nämlich alle Männer Mitwisser des hauptsächlich gegen die Frauen gerichteten Geheimnisses sind, scheint es viele Beispiele zu geben, von denen noch zwei hier Platz finden sollen. Von dem Ogbonibund in Joruba wird der Geist Oro oder Ogbo herbeigerufen, der von einem Priester Besitz nimmt und oft stundenlang, ja während mehrerer Tage auf den Straßen umherläuft und die Weiber in ihre Hütten bannt. — Schneider, a. a. O., nach Hoffmann Abberkuta, S. 117. — Ein Mitglied des, wie es scheint, den gleichen Charakter tragenden Ndábundes bekannte einst Wilson gegenüber, daß es einen derartigen Geist nicht gebe, — „aber“, fügte er hinzu, „wie sollten wir unsere Frauen und Sklaven im Zaume halten, wenn wir bei ihnen den Glauben an das Dasein eines solchen Wesens vergehen lassen wollten?“ W., „Westafrika“, S. 294/5.

[19] Thormählen in den Mittheilungen der Hamburger geographischen Gesellschaft, 1884, S. 332.

[20] Buchner, „Kamerun", S. 26/27. Reichenow in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1873, S. 180/1. — Dieses Verwandeln in wilde Thiere ist mit dem Seelenwanderungsglauben, der in diesen Ländern weit verbreitet ist, sehr gut in Einklang zu bringen.

[21] Schneider, a. a. O., S. 130.

[22] Ward, „Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongo", S. 30/31.— Eine hochinteressante Anschauung herrscht unter den Negern Jamaikas. Bastian berichtet nach Waddel: „Außerdem konnte der Schatten (aufzufassen als Geist) selbst vor dem Tode verloren gehen, so daß man eines Anderen Seele stehlen konnte. Ein sechzehnjähriges Mädchen war sehr bekümmert, weil es glaubte, seinen Schatten verloren zu haben. Jemand hatte ihn gestohlen, wie sie sagte, und sie suchte ihn an den bebuschten Ufern des Stromes, oder um den riesigen Baumwollbaum und an anderen heimgesuchten Stätten, im Mondschein zwischen den anderen Schatten dieser Orte. Ihre Freunde, die sie zur Behandlung brachten, gaben die Versicherung, daß sie nicht mondsüchtig sei, und obgleich sie selbst nicht an diese Dinge glaubten, so thaten es, nach ihnen, doch viele andere." Bastian, „Der Fetisch", S. 45.

[23] O. Dapper, a. a. O., S. 171.

[24] Ueber die Bedeutung des Wortes Quizille siehe Bastian, „Loangoküste", Bd. I und II.

[25] „Die Besessenen (Umkullu), aus denen die Seele eines Verstorbenen redet, werden durch die Trommel eines Fetischs geheilt." (Loango.) Bastian, ebd., Bd. II, S. 224.

[26] Bastian, „San Salvador", S. 101.

[27] Die Volkserziehung stellt sich in Afrika, je nach dem Vorwalten des geistigen oder des kriegerischen Prinzips, sehr interessant dar. Hier an der Westküste ist sie eine rein geistige. Hier sind die Zeiten großer Reiche und großer Kriege Zeiten der Vergangenheit. Anders im Osten und vor allem im Süden, wo noch Völkerwanderungen, Völkerkriege und Völkerreiche dem Geiste der Völker entsprechen. Für beide Gegenden möge noch je ein Beispiel das Gesagte erläutern. Chaka brauchte für seine kriegerischen Operationen eine militärisch organisirte, kraftvoll und unverweichlicht erzogene Truppe. „Es verschwand so der gemüthliche, patriarchalische Kraal der Xosa, und entstanden die Städte (Enkanda), welche man wohl richtiger als befestigte Lager bezeichnen dürfte. Die Bewohner der Hütten hatten demgemäß auch nicht die Stellung von Familienvätern, sondern bildeten Theile bestimmter Heeresabtheilungen, Regimenter oder Armeecorps, welche unter ihren Fürsten zusammenlebten; Frauen waren allerdings auch vorhanden, diese stellten aber nur Konkubinen dar, und gebaren

sie Kinder, so wurden dieselben in der Regel umgebracht. Hatten sich bestimmte Regimenter mehrfach ausgezeichnet und waren sie in vorgerückten Jahren, so erlaubte ihnen der König, als Gnadengeschenk, sich sämtlich zu verheirathen, und die Niederlassung verlor alsdann den Charakter der Enkanda, indem sie wirkliche Familien bildeten." (Fritsch, „Die Eingeborenen Südafrikas", S. 136.) Wie hier eine Volkserziehung vorliegt, so wird bei den Massai eine Jugenderziehung vorgenommen. Nach der Beschneidung verlassen die Mädchen und Knaben im zwölften bis sechzehnten Jahre den Kraal der Eltern. „Die Landessitte will es nämlich, daß die Verheiratheten und Unverheiratheten in getrennten Kraalen leben." „Die junge Welt lebt für sich, oft mehrere Tagereisen weit entfernt von den väterlichen Hütten in eigenen Kraalen; das sind die bumba a morán, die Kriegerdörfer." „Der Morán muß ausschließlich von Fleisch oder von Milch leben, darf darin jedoch abwechseln." „Er darf weder Pflanzenkost, noch Honigbier zu sich nehmen." Mit dem Verlassen des Elternkraals erhält er seine Waffen. Der Morán ist blutdürstig und frech. „Seine eigentlichen Pflichten bestehen in der Sorge für die Sicherheit des Bezirkes." In den Moránkraalen führen die Jünglinge und mannbaren Mädchen ein frisches, frohes Soldaten- und Liebesleben. (Vergl. Höhnel, „Zum Rudolf- und Stefaniesee", S. 265—267.)

[28] Bastian, „San Salvador", S. 82/83. Diese Mittheilung (wie die folgende auch) ist deshalb so ungemein wichtig, weil sie offenbar von einem Eingeborenen „in die Feder diktirt" ist. Hier wird nicht die Auffassung, die der Europäer bei der Erzählung gewinnt, wiedergegeben, sondern hier zeigt sich die Anschauung des Negers in ihrer ganzen Originalität. Solche Mittheilungen sind selten, und Bastian sei für diese treffliche Wiedergabe besonders gedankt!

[29] A. Bastian, „Allerlei aus Volks- und Menschenkunde, Bd. I" S. 275/6; Dapper, Deutsche Ausgabe, S. 413 ff.

[30] Zu dieser Ueberzeugung scheint auch Büttikofer zu neigen, indem er sagt: „Ob die Zöglinge durch ihre Soh-bah beim Eintritt in das Institut auf irgend eine Weise hypnotisirt werden und nachher wirklich an eine Tödtung und Wiedererweckung glauben, oder aber einem abgelegten strengen Gelübde zufolge nur so thun, als ob sie wirklich getödtet und wiedererweckt worden wären, lasse ich dahingestellt, da Keiner, der selbst diese Schule durchgemacht, die nöthige Aufklärung geben wird, selbst dann nicht, wenn er geschlagen oder sogar mit dem Tode bedroht würde." — Büttikofer, „Reisebilder aus Liberia", Bd. II, S. 306/7. — Dieses tiefe Schweigen, das eine Folge der Einweihung in die Geheimbünde ist, muß durch irgend einen besonders tiefen Eindruck erreicht sein. Auch viele der eigenartigen Krankheitsbeschwörungen haben in Westafrika eine Form

und eine Wirkung, die mindestens sehr stark auf eine hypnotische Beeinflussung hinweisen. Ich denke, demnächst an der Hand eines größeren Materials hierauf zurückzukommen.

[31] Büttikofer behandelt in dem eben genannten Werke (Bd. I, S. 264 ff. und Bd. II, S. 302 ff.) den Belli-Bund sehr eingehend. Dieses Citat, S. 308.

[32] Soh = Teufel; bah = groß; ebd., Bd. II, S. 306, Anmerkung.

[33] Ebd. II, S. 309. Um noch weitere Beweise dafür zu liefern, daß das Verständniß für den tiefen Sinn der Ceremonie noch völlig rege ist, sei nachfolgendes nach Büttikofer erwähnt. Ist ein Knabe zum Belly entführt, so antwortet man der nach seinem Aufenthaltsorte fragenden Mutter „n'jana a ta ala" = der Ahnengeist hat ihn weggeführt. (Ebd., S. 306.) Auch ist man überzeugt, daß die Erzieher mit den „Geistern der Verstorbenen in Verbindung stehen und Einem allerlei Schaden verursachen können, wenn man sie nicht zum Freunde hielt". (Ebd., S. 307.) Also werden sie nicht nur als ebenso mächtig, sondern auch als ebenso boshaft erachtet, wie man das von den Geistern selbst glaubt.

[34] Ebd. II. S. 308, und Abbldg., Taf. XXIII.

[35] Pogge, a. a. O., S. 234/5; Ratzel, „Völkerkunde, I, S. 565—567.

[36] Bastian, „San Salvador", S. 150 ff.; „Loangoküste", II, S. 60 ff.

[37] Die Anschauung, daß die Geister ungestraft stehlen, rauben, morden können, nicht nur im eigenen Gebiete, sondern auch außerhalb ihres Waldes, hat sich in dieser Freiheit der Zöglinge sehr schön erhalten. Sie ist, wie es scheint, durchgehends lebendig vom Süden bis zum Norden. Das, was wir von den Nkimba hier gehört haben, das berichtet Buchner vom Muemba in Kamerun — a. a. O., S. 28 —, Büttikofer vom Belli — a. a. O., II, S. 305/6 —, Caillié vom Simo am Rio Nunez. — „Journal d'un voyage à Timboctu et à Djenné etc." Bruxelles 1830, Bd. I, S. 112 — 2c.

[38] Mit dem Geschlechtsleben scheint die Nkimbasitte in sehr engem Zusammenhange zu stehen. Aus mehreren Mittheilungen H. H. Johnstons geht hervor, daß die Nkimbapriester sich mit dem Phalluskultus beschäftigen. H. H. Johnston, „Der Kongo", S. 377—381. Es dürfte auch wichtig sein, was Büttner mittheilt. Danach glaubt der Reisende, daß die Institutionen der Nkimba, Nkita und Ndembo und anderer mysteriöser Gesellschaften zur Erregung der Sinnlichkeit (auch zur Beschneidung) dienen. — Büttner in den „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland", 1889, S. 188. — Jedenfalls liegt ein Vergleich mit der Sitte der casa das tintas nahe: „Ist das Mädchen den Anzeichen nach zur casa das tintas entwickelt, so wird es beim Feste von tanzenden Frauen in die

Mitte genommen und plötzlich ergriffen, um nach der in der Zwischenzeit aufgeschlagenen und ausgeschmückten Hütte gebracht zu werden." In dieser Hütte wird sie mit den für die Brautnacht wissenswerthen Dingen von einer alten Frau bekannt gemacht. „Nach Ablauf der Zeit ist ihr der Umgang mit dem anderen Geschlechte nicht verwehrt." — Bastian, „Loangoküste", S. 175, 45; Falkenstein, „Westafrika", S. 170; Bastian, „San Salvador", S. 177/78.

[39] Die Galos (Gallois) am Ogoway. Bastian, „Loangoküste", II, S. 31. — Die Yaunde. Morgen, „Durch Kamerun von Süd nach Nord", S. 50—52.

[40] Unter der reichen Litteratur über die Nkimba und Ndembo bei den Ba Kongo- und Nachbarstämmen vergl. H. H. Johnston, „Der Kongo", S 377ff.; Bastian, „Loangoküste", II, S. 15—31; Congo Illustré, 1892, S. 3, 1894, S. 59/60, 62/63; Baumann, „Beiträge zur Ethnographie des Kongo", S. 5/6; Ward, „Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongo", S. 31/32; Camille Coquilhat, „Sur le haut-Congo", S. 59/60.

[41] Die geheimnißvollen alten Sprachen an der Westküste Afrikas verdienen eine genaue Untersuchung. Sie wurden gefunden bei den Bube, Ba Ngala, Ba Kongo, Dahomey, Togo-Hinterland-Völkern und auch sonst an vielen anderen Stellen.

[42] Beim Ssongostamm. Schütte, „Reisen im südwestlichen Becken des Kongo", S. 106. Vergl. auch Wißmann, a. a. O., S. 380.

[43] Buchner, a. a. O., S. 27.

[44] „Mittheilungen aus deutschen Schutzgebieten", 1892, S. 145/6. — Hier liegt scheinbar eine sehr interessante Form vor. Nach Herolds Notizen ist der Sinn der Ursprungsform völlig verloren gegangen, und die Prunksucht sucht in den Festen der Aufnahmefeierlichkeiten seine Befriedigung.

[45] Als bestes Beispiel der angedeuteten Verhältnisse gebe ich Loango und Bomma an, in welch letzterem Lande die von den Ganga dem Fürsten auferlegten Verpflichtungen so weit gingen, daß kein Mensch mehr Fürst sein will, sondern zu diesem Amte gezwungen werden muß. — Bastian, „Loangoküste", Bd. II, S. 10/11.

[46] Bastian hat in seinem „Fetisch" die Originalberichte nebeneinandergestellt. Siehe dort S. 8—17.

[47] J. de Crozals, „Les Peulhs", S. 243—245; Bastian in den „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", 1893, S 317—319.

[48] R. Caillié, a. a. O., S. 111 ff.

[49] Caillié schreibt an dieser Stelle: „Ce morceau de bois devient leur divinité tutélaire; il lui porte un grand respect, mêlé de crainte

au point que, pour empêcher quelqu'un d'entrer dans un lieu, il suffit d'y planter le simo etc." — S. 113. — Genau dieselbe Vorstellung findet sich in Kamerun und Kalabar. „Dort ist ein Bündel grüner Blätter, das an einen Pfahl gebunden wird, das Zeichen, daß das Eigenthum unter dem Schutz des Egbo steht." — Bastian, „Der Fetisch", S. 11; Reichenow, a. a. O., S. 180; Buchner, a. a. O., S. 25. Vergl. Büttikofer, a. a. O., II, S. 328.

[50] Worin können diese „Mysterien", die in fast jeder Beschreibung eines Geheimbundes erwähnt sind, bestehen? Ich muß gestehen, ich stehe denselben recht skeptisch gegenüber. Ich würde mir alles Mögliche vorstellen können, wenn sich das ganze Bild der Geheimbünde nicht völlig klar und logisch entwickelte. Ich halte somit diese Mysterien für den geheimnißvollen Schleier, in den sich die Bünde hüllen, um unerkannt und unerklärt vom Volke ihre volle Gewalt auf dasselbe auszuüben zu können. — Irgend ein Reisender läßt die maskirten Schreckfiguren dem angenehmen Gefühle des „Sichangruselnlassens" entspringen. Buchner legt den Figuren der körperlichen Geister die „Erschütterung des Gemüthes durch schreckhafte Fratzen" als Zweck unter. Noch ein anderer Reisender bringt die Geheimbünde mit der Gespensterfurcht in Zusammenhang. Das ist alles gut gesagt. Es sind die Gefühle, die der Ganga seinen Mysterien unterlegt, die vollständig dem oben dargestellten Entwickelungsgange der Geheimbundsidee, wenn auch verstärkt, entsprechen. Möglich ist es, daß hie und da noch eine interessante Ceremonie nicht bekannt ist, aber an eine außerhalb des Rahmens der dargelegten Idee fallende Anschauung kann ich nicht glauben. Wonach noch zu forschen wäre, das sind mündliche Ueberlieferungen, von denen sich uns aus diesem Kreise heraus allerdings noch keine Spur gezeigt hat, die sich aber gern hinter solchen „mysteriösen" Sittenzweigen versteckt halten.

[51] Schneider citirt Bastian („Geographische und ethnologische Bilder", Jena 1873, S. 185) a. a. O. auf S. 117.

[52] Diese direkte Bezeichnung als Vorfahre rc., die so recht deutlich das klare Verständniß für die Grundidee der Geheimbünde zeigt, findet sich öfters. Von den „dou", die sich bei den Bambara und Malinké am oberen Senegal bis Wagaduga hin finden, sagt Binger: „Les Khassonké les appellent mama (ancêtres)." — „Du Niger au Golfe du Guinée par le pays de Kong et le mossi", Bd. I, S. 380.

[53] Die kleinen Geisterhütten sind in Afrika sehr ausgebreitet. Sie finden sich bei den Bube und auch in Ostafrika. — Vergl. Stuhlmann, „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika", S. 119 und 676, und Baumann, „Durch Massailand zur Nilquelle", S. 71, 225 und 229. Vergl. auch Anmerkung 26.

[54] Bastian, „Loangoküste", I, S. 81—83 und 221 ff. Die Sindungo haben auch die Thätigkeit des Regenmachens in ihren Händen.

[55] Baumann, „Fernando Po", S. 102; Buchner, „Kamerun", S. 25/26.

[56] Ekongolo, Buchner, ebd., S. 26; Dr. Pauli in „Petermanns geographischen Mittheilungen", 1885, S. 17.

[57] Bosmann fand diese Sitte an der Guineaküste. — A. a. O., S. 450 ff.

[58] „Der Jehvedienst" von Missionar Spieth, a. a. O., S. 52 ff., 75 ff. und 87 ff.

[59] Emil Holub, „Eine Kulturskizze des Marutse-Mambunda-Reiches", Wien 1879, S. 63—65.

[60] Gern gehe ich auf die praktischen Erfolge, den für die Herren Kolonialpolitiker wichtigen Theil unserer ethnologischen Forschungen ein. Viele sehen die Ethnologie als eine „nutzlose" Wissenschaft an, denn sie kann ja nicht, wie ein „gebildeter" Herr mir gegenüber neulich erwähnte, „so Nützliches bringen, wie die Chemie die Anilinfarben".

[61] Bastian, „Loangoküste", I, S. 289, II, S. 161/2.

Die Geheimbünde Afrikas.

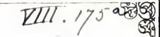
Von

Leo V. Frobenius
in Bremen.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.



Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 210.

Die Heimath der Indogermanen.

Von

Friedrich Seiler,
Professor am Gymnasium zu Wernigerode.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist erschienen:

Ueber Kulturgeschichte und Alterthumswissenschaft.

(99 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf = 49,50 Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

Alsberg, Die Anfänge der Eisenkultur. (476/477)	M	1.50
— Rassenmischung im Judenthum. (Mit Abbildungen.) (N. F. 116)	"	—.80
Angerstein, W., Volkstänze im deutschen Mittelalter. 2. Aufl. (58)	"	—.75
Bayer, Die Entstehung der deutschen Burschenschaft. (412)	"	1.—
Buchner, Der Rhein, der Deutschen Lieblingsstrom. (250)	"	—.75
Buschan, Leben und Treiben der deutschen Frau in der Urzeit. (N. F. 186)	"	—.60
Bußler, Frauencharaktere aus der Tragödie des Euripides. (N. F. 158)	"	—.80
Cornill, Entstehung des Volkes Israel. (N. F. 60)	"	—.60
Deckert, Die civilisatorische Mission der Europäer unter den wilden Völkern. (364)	"	—.75
Dierckx, Die arabische Kultur im mittelalterlichen Spanien. (N. F. 32)	"	—.80
Diestel, Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums. 2. Aufl. (137)	"	—.75
Doehler, Die Orakel. (150)	"	—.60
Dondorff, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte. (N. F. 71)	"	—.80
Eyssenhardt, Aus dem geselligen Leben des siebenzehnten Jahrhunderts. (469)	"	—.80
Flach, Der Tanz bei den Griechen. (360)	"	—.75
Fleischner, Zur Geschichte des englischen Bildungswesens. (N. F. 175)	"	—.80
Fraas, Die alten Höhlenbewohner. (168)	"	—.60
Frey, Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter. (274)	"	1.—
Friedel, Aus der Vorzeit der Fischerei. (441/442)	"	1.20
Gerland, Die Dampfmaschine im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland. Mit 5 Holzschnitten. (N. F. 46)	"	1.—
Gmelin, Christensklaverei und Renegatenthum unter den Völkern des Islam. (190)	"	—.60
Goetz, Altnordisches Kleinleben und die Renaissance. (N. F. 8)	"	—.80
— Das nordische Wohnhaus. (N. F. 131)	"	—.60
Gravenhorst, Die Entwickelungsphasen des religiösen Lebens im hellenischen Alterthum. (370)	"	—.60

Die Heimath der Indogermanen.

Von

Friedrich Seiler,
Professor am Gymnasium zu Wernigerode.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

1.

Seit etwa zehn Jahren ist eine neue Hypothese über die Heimath unserer ältesten Vorfahren, der Indogermanen, aufgetaucht, welche — so überraschend und unglaublich sie auf den ersten Blick erscheint — dennoch in den letzten Jahren entschiedene Fortschritte in der Anerkennung der Gebildeten gemacht hat. Ich meine die Ansicht, daß das indogermanische Urvolk seine Heimath in Südskandinavien gehabt habe. Besonders hat eine in den Kreisen des gebildeten Mittelstandes vielgelesene Zeitung, die „Tägliche Rundschau", in populär geschriebenen Artikeln diese Hypothese als eine wissenschaftlich so gut wie feststehende Thatsache vorgetragen. Ja, sie hat unser deutsches Nationalgefühl zu dieser Hypothese in Beziehung gesetzt; wir Germanen seien — so ist da zu lesen — der Urheimath der ganzen Völkerfamilie am nächsten geblieben, wir seien die echtesten und reinsten Indogermanen, am wenigsten gemischt mit inferioren Rassen, wir hätten durch die strenge Auslese der skandinavischen Eiszeit die großen und edlen Eigenschaften erlangt, die uns vor anderen Völkern auszeichnen, die Opferwilligkeit, den Heldenmuth, besonders aber die sittliche Reinheit und Neigung zur Einehe; wir seien daher sozusagen das geborene Herrenvolk der Erde, das adlige Geschlecht der Welt.

Durch solche Aufstellungen und Ausführungen müssen wir Germanen uns gehoben und geschmeichelt fühlen, und es ist

deshalb wohl zu erwarten, daß die Hypothese von der skandinavischen Heimath der Indogermanen noch weitere Verbreitung bei dem für solche Fragen interessirten Publikum gewinnen wird. Es ist daher wohl an der Zeit, sie einer näheren Beleuchtung zu unterziehen und im Zusammenhange damit den Leser über den gegenwärtigen wissenschaftlichen Stand der Frage überhaupt zu orientiren.

Der Hauptvertreter der skandinavischen Hypothese, Karl Penka in Wien, hat seine Ansichten in drei Schriften entwickelt: „Origines Ariacae“ 1883, „Die Herkunft der Arier“ 1886 und endlich „Die Heimath der Germanen“ 1893. Er verficht seine Ansicht mit dem felsenfesten Glauben, daß durch sie allein alle Schwierigkeiten und Fragen gelöst werden, und deshalb mit einer fast naiven Siegeszuversicht, welcher etwas Imponirendes innewohnt.

Seine Beweismittel sind einmal körperliche Merkmale, sodann die archäologischen Funde. Es giebt — so gestaltet sich etwa der Gang seiner Beweisführung — in Europa eine ältere und eine jüngere Steinzeit. Die erste zeigt rohe Geräthe und ungeschliffenen Feuerstein, die zweite schön geschliffene Aexte und Meißel und kunstvoll zugehauene Pfeilspitzen. In der älteren Steinzeit war — nach den gefundenen Knochen zu urtheilen — der Hund das einzige Hausthier, und die Menschen lebten von Jagd und Fischerei; in der jüngeren gab es als Hausthiere auch Ziege, Schaf und Schwein (das Rind ist bis jetzt nur in Schweden festgestellt worden, in Dänemark noch nicht), und die Menschen betrieben Ackerbau und Viehzucht. Die ältere Steinzeit finden wir außer in Dänemark und Schweden auch in West- nnd Mitteleuropa, die jüngere Steinzeit ist über die meisten Länder Europas verbreitet. Nun herrscht aber in West- und Mitteleuropa zwischen beiden eine tiefe Kluft, der sogenannte Hiatus, während in Dänemark und Südschweden

zwischen beiden Kulturperioden Uebergangs- und Zwischenformen in den Waffen und Geräthen gefunden worden sind.

Daraus ergiebt sich, daß allein in Südskandinavien die ältere Steinperiode zur jüngeren sich organisch entwickelt hat, daß mithin dasselbe Volk hier der Träger der älteren, wie der neueren Kultur gewesen ist, während in West- und Mitteleuropa das Volk der jüngeren Steinzeit ein anderes, erst später eingewandertes ist, als das der älteren. In den Ostseegegenden Norddeutschlands, in Preußen, Pommern und Mecklenburg, erscheint der Mensch überhaupt erst im jüngeren Steinalter. Nun sind aber die meisten der in den Gräbern der Steinzeit gefundenen Schädel langgestreckt, es findet sich nur eine geringe Zahl Kurzschädel daneben. Darum darf man annehmen, wie es auch Virchow thut, daß die heutigen Bewohner Skandinaviens in ununterbrochener Folge auf die zur Steinzeit daselbst seßhaft gewesene Bevölkerung zurückgeht. Das folgt auch daraus, daß in den Formen und Ornamenten der Geräthe, wie in der Begräbnißweise, von der jüngeren Steinzeit durch das Bronzealter bis zum Eisenalter hinunter kein Sprung stattfindet, also kein Bevölkerungswechsel markirt wird. Da nun dasselbe Volk, welches in der jüngeren Steinzeit dort lebte, wie wir sahen, bereits in der älteren dort gelebt haben muß, so müssen die in der älteren Steinzeit in Skandinavien seßhaften Menschen die Vorfahren der jetzigen Bevölkerung, mithin arisch-germanisch gewesen sein.

Zu diesem positiven Beweise fügt Penka den negativen, daß die Germanen nicht in Skandinavien eingewandert sein können. Im jüngeren Steinalter nicht. Denn der germanischen Grundsprache sei das Eisen bereits bekannt; sie hätten dies also mit nach Skandinavien bringen müssen, wo es indessen während der jüngeren Steinzeit noch fehlt. Hiergegen ist von vornherein zu bemerken, daß das Eisen der germanischen Grundsprache

keineswegs von Hause aus bekannt war, sondern in die germanischen Einzelsprachen erst aus dem Keltischen in einer doppelten Entlehnungsschicht gedrungen ist (gothisch eisarn und nordisch iarn; vergl. Kluge, „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache"; Schrader, „Sprachvergleichung und Urgeschichte", S. 308). Auch konnten — so fährt Penka fort — die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der germanischen Grundsprache, namentlich die Lautverschiebung, in der jüngeren Steinzeit noch nicht ausgebildet sein. Was hindert das — so muß man darauf sagen — die Annahme, daß die Vorfahren der Germanen, d. h. ein Volk, welches sich von dem indogermanischen Urvolke längst losgelöst hatte, die Lautverschiebung und die übrigen späteren Eigenthümlichkeiten des Germanischen aber noch nicht entwickelt hatte, in Skandinavien einwanderten? Die Lautverschiebung hat sich auf deutschem Boden vollzogen, wie u. a. die Verschiebung des keltischen Volksnamens Volca zu Walch beweist. Nach Penka müssen wir die Bewohner Skandinaviens und Deutschlands bis zum Eintritt der Lautverschiebung „Indogermanen" nennen, weil sie noch keine eigentlichen Germanen waren. Das ist aber gänzlich unberechtigt, weil sie von dem indogermanischen Urvolk sowohl wie von den anderen Einzelvölkern sich längst losgetrennt hatten und eine Gruppe für sich bildeten. Ebensowenig zwingend ist Penkas Begründung des Satzes, daß die Germanen nicht im Eisenalter eingewandert sein könnten. Denn — so sagt er — schon die Träger der Bronze- und Steinalterkultur seien Arier gewesen. Es müßte also ein anderes arisches Volk gewesen sein, und da kämen nur die Kelten in Betracht; Kelten aber seien in Skandinavien durchaus nicht nachweisbar. Erstens ist nicht bewiesen, daß die Bewohner des Stein- und Bronzealters Indogermanen waren — siehe im nächsten Abschnitt die Besprechung der archäologischen Argumente —, und zweitens, wenn es Arier waren, so brauchen es keineswegs Kelten gewesen zu sein. Denn es

ist ein Irrthum, anzunehmen, daß es nicht noch andere indogermanische Stämme gegeben haben könne, als diejenigen, die ihre Existenz bis in die geschichtliche Zeit hinein gerettet haben. Gar manche mögen im Daseinskampfe zu Grunde gegangen sein, ohne eine geschichtliche Kunde zu hinterlassen; von den Schweizer Pfahlbauern z. B. hat man nicht ohne Grund vermuthet, daß es Indogermanen gewesen seien.

Penka glaubt also bewiesen zu haben, daß in Skandinavien in der jüngeren Steinzeit Indogermanen gesessen haben. Da nun aber die Kultur der jüngeren Steinzeit in ganz Europa den gleichen Charakter trägt, so muß nach ihm dieselbe indogermanische, langschädelige Rasse, die in Skandinavien als die Trägerin dieser Kultur erscheint, auch für das übrige Europa als deren Trägerin angenommen werden, was durch zahlreiche Schädelfunde wiederum bestätigt werde.

Somit ergiebt sich als Schluß der ganzen Beweisführung: nicht nur die Germanen, sondern auch ihre Vorfahren, die Indogermanen, haben in Skandinavien ihre Heimath und haben sich von hier aus über Europa und große Gebiete Asiens bis nach Indien verbreitet.

Damit aber noch nicht genug. Penka findet nicht nur die Heimath der Indogermanen, sondern nahezu die des gesamten Menschengeschlechtes auf seinem archäologischen Wege. Er schließt nämlich weiter folgendermaßen: Die ältere Steinzeit Schwedens und Dänemarks schließt sich unmittelbar an diejenige West- und Mitteleuropas. Da nun die Menschen der jüngeren Steinzeit in Skandinavien die Nachkommen der Menschen der älteren Steinzeit sind, so müssen die Bewohner West- und Mitteleuropas im älteren Steinalter die Vorfahren der später in Skandinavien als Indogermanen auftretenden Bevölkerung sein, und in der That zeigen auch diese die lange arische Schädelform. Dieselbe Schädelform

zeigen aber auch die Urbewohner der pyrenäischen, apenninischen und Balkanhalbinsel, sowie Osteuropas, die nur durch dunkleren Teint und niedrigeren Wuchs sich von den Indogermanen unterscheiden. In diesen, den Iberern, Pelasgern, Nordkaukasiern, Semiten, haben wir also die nächsten Verwandten der Indogermanen, die jedenfalls mit den letzteren bis zu einem gewissen Punkte eine Periode gemeinsamer Entwickelung durchgemacht haben.

Wie kommt es nun aber, daß sich die ältere Steinzeit gerade nur in Südskandinavien zur jüngeren weitergebildet hat? Die Antwort ist: weil der Mensch der älteren Steinzeit in Mitteleuropa nach dem Verschwinden des Eises und des Rennthieres nicht mehr leben konnte. Und so entrollt sich denn vor unseren Blicken folgende Geschichte des urzeitlichen Menschen, unseres Vorfahren. Die Wiege des Menschengeschlechtes ist Mitteleuropa. Vor der grauenvollen Eiszeit entwichen die übrigen Menschenrassen in andere, angenehmere Erdtheile. Die Vorfahren der Indogermanen aber und deren Verwandte *blieben* zu ihrem Heile. Denn durch die ungünstigen Lebensbedingungen während der Eiszeit und den schwierigen Daseinskampf wurden sie derartig gesiebt, daß nur die Stärksten, Begabtesten und Charaktertüchtigsten übrig blieben. So konnten aus diesen eiszeitlichen Rennjägern diejenigen Völker hervorgehen, welche alle anderen beherrschen und unterwerfen sollten. Nun wurde das Klima allmählich milder, das Eis schwand und wich zum Theil nordwärts gegen Skandinavien, zum Theil südwärts gegen die Alpen zurück. Der eiszeitliche Mensch, der das Rennthier nicht entbehren konnte, theilte sich ebenfalls in zwei Gruppen. Ein Theil zog südwärts dem Mittelmeere zu, dem entweichenden Eise und Rennthiere nach. Dieser Theil bevölkerte nachmals die Gestade des mittelländischen Meeres; von ihm stammen die Iberer, Ligurer, Pelasger und — Semiten (vergl. Ammon in der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau", 1893,

S. 1086). Der andere Theil zog mit dem Rennthiere dem abschmelzenden Eise nach gen Skandinavien, erstarkte hier in weiterem Daseinskampfe und bildete sich aus zum indogermanischen Urvolke, welches die Kultur der jüngeren Steinzeit entwickelte und neben der Viehzucht auch ausgedehnten Ackerbau trieb. Als das Land die Masse der Indogermanen nicht mehr ernährte, begannen sie in gewaltigen Stößen nach Süden zu den Welttheil zu überfluthen und zu erobern. Nach Mitteleuropa hatte sich inzwischen von Osten her ein Strom dunkler, kurzschädeliger Asiaten ergossen, auch die „Mittelländler" waren zurückgefluthet und hatten sich mit jenen asiatischen Rundköpfen in Frankreich und Belgien gekreuzt. Die Indogermanen oder Arier drangen indessen siegend bis in die südlichen Halbinseln Europas, ja bis Iran und Indien vor, bauten überall ihre Burgen und unterwarfen — oft nur eine Handvoll Leute — die minderwerthigen Mittelländler und Asiaten, zwangen ihnen auch durchweg ihre indogermanische Sprache auf. Die Germanen blieben bis zuletzt im Stammsitze wohnen, sie sind der nach Auswanderung aller übrigen indogermanischen Stämme verbliebene Rest, der sich dann von Skandinavien aus in Nordostdeutschland festsetzte und von hier aus mit Europa das gleiche Spiel spielte, wie ehemals die anderen indogermanischen Völker, nur leider mit dem Unterschiede, daß die Germanen den Unterworfenen nicht allenthalben ihre Sprache aufzuzwingen vermochten.

2.

Die eben entwickelte Beweisführung gleicht einem kühnen, gewaltigen Bau, der auf den ersten Blick etwas Imponirendes hat. Aber steht er auch auf sicherem Boden? Sind seine Theile fest gefügt? Das soll die folgende Untersuchung zeigen.

Zunächst tritt uns in der Penkaschen Argumentation das Vorführen gewisser körperlicher Eigenthümlichkeiten als aus-

schließlicher Merkmale eines Volkes entgegen. Das Volk wird damit zur Rasse erweitert, und so redet denn Penka auch mit Vorliebe von der „arischen Rasse" statt von dem „indogermanischen Urvolk". Dieser „Rasse" also soll Langschädeligkeit, helle Färbung des Haares und der Haut, hoher Körperbau und Blauäugigkeit eigenthümlich sein. Diese körperliche Beschaffenheit soll sich nur aus der Einwirkung solcher klimatischer Verhältnisse erklären, wie sie zur Eiszeit in West- und Mitteleuropa bestanden, eines feucht-kalten Seeklimas mit kühlen Sommern und nicht zu kalten Wintern. Nun soll aber auch die mittelländische Rasse zu derselben Zeit aus derselben Gegend mit demselben Klima hervorgegangen sein. Warum ist diese denn nun zwar auch langköpfig, aber nur mittelgroß und von dunkler Färbung? Es müßte demnach der hohe Wuchs und die helle Färbung der Indogermanen sich erst in Skandinavien entwickelt haben, während sie die langen Schädel bereits aus Mitteleuropa mitbrachten. Dann können aber die Einwirkung des Seeklimas und die Zustände der mitteleuropäischen Eiszeit nicht die Ursache jener körperlichen Eigenschaften gewesen sein. In Wahrheit wissen wir vom Urtypus der Indogermanen nichts, ja wir wissen nicht einmal, ob sie einen einheitlichen Typus hatten. Das indogermanische Urvolk hatte sicherlich schon vor seiner Trennung in Einzelvölker mannigfache fremde Bestandtheile in sich aufgenommen. Darum leugnet z. B. gerade Virchow, auf den sich Penka mit Vorliebe beruft, die Einheitlichkeit des indogermanischen Typus und erklärt, daß schon beim indogermanischen Urvolk Langschädler und Kurzschädler gemischt gewesen seien („Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie", 1883, S. 144). Dazu stimmt, daß kein indogermanisches Volk beim Eintritt in die Geschichte noch einen einheitlichen körperlichen Typus darstellt, auch die Germanen nicht (vergl. Virchow, „Verhandlungen der Berliner

Gesellschaft für Anthropologie", 1881, S. 68). Auch in der jüngeren Steinzeit finden wir neben den Langschädeln schon Kurzschädel. Diese Thatsache sucht Penka durch einen Beisatz lappischer Bevölkerung zu erklären. Diese ist nach ihm zwar nie über den ganzen Süden der skandinavischen Halbinsel verbreitet gewesen, wie andere Forscher annehmen — denn dann könnten die Arier nicht die Urbevölkerung sein —, wohl aber weiter nach Süden, als jetzt. Willkürlich ist auch die Annahme, daß ein bestimmter Typus nur an einer Stelle der Erde entstanden sein könne. Ganz anders sagt Tomaschek: „Wir unsererseits fassen die Blondheit, den Mangel an Farbstoff in Haut, Haar und Auge als eine Abnormität im menschlichen Typus auf, die sich auf mehreren Gebieten der Erde unter gewissen Lebensbedingungen ausbilden konnte, ohne daß damit ein besonders inniger Zusammenhang aller blonden Stämme in Rasse und Abkunft sich aussprechen müßte; der Satz Linnés: nimium ne crede colori gilt auch für den Menschen." Die Finnen z. B. sind ebenfalls blond und, wenigstens zum Theil, langköpfig. Penka erklärt sie deshalb ebenfalls kurzweg für Arier, die nur ihre Sprache aufgegeben, ihre körperlichen Merkmale dagegen bewahrt hätten.

Damit berühren wir einen zweiten bedenklichen Punkt, die Geringschätzung der Sprache, die nur etwas Aeußerliches sei, und die Penka daher wechseln läßt, wie einen Handschuh. Daß ein siegreicher Kriegeradel von verhältnißmäßig geringer Kopfzahl der unterworfenen Masse, unter der er sich niederläßt, seine Sprache aufzwingt, kommt in der Geschichte wohl kaum vor. Man denke an die Germanenstämme in den römischen Provinzen, an die Bulgaren unter den Slawen der Balkanhalbinsel, an die Tataren Rußlands, die Normannen Frankreichs und Unteritaliens. Die Masse schlägt mit ihrer Sprache durch. Die Romanisirung Galliens, Spaniens u. s. w. beweist nichts

dagegen, weil hier alle Mittel einer überlegenen Kultur- und Staatsgewalt in Anwendung kamen. Die Annahme, daß die indogermanischen Auswanderer der großen Masse der einheimischen Bevölkerungen ihre Sprache aufgezwungen hätten, z. B. die wenigen patrizischen Familien Roms der plebejischen Menge, ist also nicht eben wahrscheinlich. Wir sehen ferner in der Geschichte, daß alle Völker fremde Völkerbruchstücke in sich aufgenommen haben, und doch sind die Sprachen, abgesehen natürlich vom Wortschatz, der nach Belieben fremde Bestandtheile sich assimiliren kann, stets einheitliche Gebilde. Mischsprachen nach Bau und Form giebt es nicht. Jeder, selbst ein geringer Beisatz eines fremden Volksbruchstückes muß aber nothwendig den Typus eines Volkes etwas, wenn auch nur wenig, verändern; jedes Volk ist in gewissem Sinne ein Mischvolk. Es sind hier mechanische, physische Elemente, die sich mischen; da vollzieht sich der Mischungsvorgang einfach nach der Menge und Stärke der gemischten Elemente, und das Mischungsverhältniß, welches herauskommt, entspricht genau der Kraft und Anzahl der einzelnen Bestandtheile, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß jeder Einzelne stets zu gleichen Theilen von beiden Eltern die typischen Elemente empfinge. Die Sprache aber ist ein geistiges Ganzes und als solches spröde und ablehnend gegen alle Elemente, die sich nicht in ihren Geist fügen. Wir möchten also umgekehrt sagen: Der Typus ist wandelbar, die Sprache bleibt in allem Wesentlichen unwandelbar. Wie sollte z. B. wohl derjenige arische Stamm, der nach Penka seine Sprache mit der finnischen vertauscht haben soll, dazu gekommen sein, dies zu thun, wenn er sich nicht aufs intensivste mit einem finnischen Volke vermischt hätte? Staatliche Finnisirungsversuche durch Verwaltung und Schule können an ihm nicht angewandt worden sein. Nur durch Vermischung mit einem womöglich zahlreicheren Volke wäre das

Aufgeben der Sprache erklärlich; dann müßte aber auch der Typus ein wesentlich anderer geworden sein. Ueberhaupt sind bisher bei keiner indogermanischen Sprache prähistorische Beeinflussungen seitens eines vor der indogermanischen Einwanderung in dem betreffenden Lande einheimischen Volkes nachgewiesen worden.

Was dann die zweite Gruppe der Penkaschen Argumente, die archäologisch-prähistorischen, betrifft, so ist es keineswegs ein reiches und sicheres Material, worauf er seine Aufstellungen gründet, sondern ein Meer von Unsicherheit, aus dem er den einen oder anderen, gerade zu seiner Theorie stimmenden Punkt herausfischt, um ihn als unumstößlich hinzustellen. Durch die geschickte Aufreihung solcher unbewiesener und zweifelhafter Thatsachen löst er dann wie im Fluge die letzten und der Wissenschaft unzugänglichsten Fragen aller Anthropologie. Man hat daher nicht ohne Grund diese seine Lösung als eine dichterische, nicht wissenschaftliche bezeichnet. Die prähistorische Archäologie ist eine noch sehr junge Wissenschaft; ihre Ergebnisse sind noch wenig gefestigt und man muß stets der größten Umwälzungen gewärtig sein. Wie kann man, wo jeder Tag neue Funde bringen und wo ein einziger das ganze Beweisgebäude umstoßen kann, zu behaupten wagen, daß von ganz Europa und Asien nur in Südskandinavien Uebergänge von der älteren zur jüngeren Steinzeitkultur stattgefunden haben? Und wie kann man aus einigen besser gearbeiteten Steinwaffen und Geräthen gleich einen organischen Uebergang von der Zeit des Höhlenlebens zur Zeit des Ackerbaues, des Spinnens, Webens und der kupfernen Geräthe herleiten? Irrthümlich ist ferner die Anschauung, daß ein Bevölkerungswechsel allemal auch archäologisch durch einen Wechsel der Geräthe, der Waffen, womöglich auch der Bestattungsweise markirt sein müsse. Dies ist ebensowenig der Fall, wie man umgekehrt aus einem Wechsel der Geräthe auf

einen Bevölkerungswechsel schließen darf. Eduard Meyer hat in seiner jüngst erschienenen „Geschichte des Alterthums", Band II., S. 52 ff., darüber durchaus das Richtige gesagt. Man darf — so führt er aus — die einzelnen sich ablösenden Kulturschichten nicht stets auf das Auftreten neuer Völker zurückführen und muß auch bei kontinuirlicher Entwickelung das Auftreten neuer Völker gestatten. Sonst würde man beispielsweise, gesetzt, daß man die Geschichte Italiens lediglich aus den Denkmälern zu rekonstruiren hätte, bei dem Aufkommen des romanischen, des gothischen, des Renaissancestiles das Auftreten neuer Völker ansetzen müssen, dagegen von dem wirklich erfolgten Auftreten der Gothen, Byzantiner, Langobarden nichts wahrnehmen. Die behauptete kontinuirliche Kulturentwickelung von der älteren bis zur jüngeren Steinzeit würde also noch nicht im mindesten das Auftreten neuer Völker während dieser Epoche ausschließen. Wir dürfen also durchaus nicht aus der Kontinuität der Entwickelung schließen, daß die Vorfahren der jetzigen Schweden bereits als Höhlenbewohner der älteren Steinzeit, als Prägermanen oder Indogermanen im Lande gehaust haben. Damit wird der Penkaschen Beweisführung das Rückgrat zerbrochen. Die prähistorischen Funde tragen vor dem Auftreten der sogenannten mykenischen Kultur um 2000 v. Chr. in ganz Europa und großen Theilen Asiens in Bildung und Ornamenten annähernd denselben Charakter, natürlich nicht ohne lokale Sondereigenthümlichkeiten, und es ist mehr als kühn, zu behaupten, erstens, daß diese Gegenstände überall von Leuten indogermanischen Stammes herrühren müßten, und zweitens, daß diese ganze primitive Kultur sich gerade in Schweden entwickelt haben müsse.

Nicht einmal von den Germanen läßt sich der skandinavische Ursprung irgendwie nachweisen, am wenigsten auf die Weise, wie es ein Anhänger Penkas, Wilser, in der „Täglichen

Rundschau", 1893, Nr. 197, versucht hat. Nach ihm sollen gewisse Angaben spätrömischer und frühmittelalterlicher Chronisten, wonach einzelne Stämme, wie Gothen, Langobarden, Burgunder, aus Scandia stammen sollen, auf uralte Volksüberlieferungen und epische Lieder zurückgehen und deshalb geschichtlichen Werth haben. In Wirklichkeit stehen diese Angaben auf gleicher Stufe mit der bekannten Sage, daß die Franken aus Troja oder die Sachsen von den Makedoniern abstammen, oder mit der Erzählung der Ynglingasaga, daß Odin von Tyrkland durch Rußland nach Sachsland gezogen sei. Derartige Angaben beruhen theils auf gelehrter Kombination, theils dienten sie dazu, den Völkerschaften in den Augen ihrer Nachbarn und Gegner ein gewisses Relief zu verleihen; denn je weiter her, um so vornehmer erschien nach alter deutscher Untugend ein Stamm. Alle diese Erzählungen tauchen auch erst lange nach Beginn der Völkerwanderung auf. Die echte, alte Volksüberlieferung finden wir bereits vier Jahrhunderte vorher und — was sehr beachtenswerth ist — noch im mythischen, also ältesten Gewande bei Tacitus. Sie verehren — so lesen wir Germania 2 — den erdgeborenen Gott Tuisto, seinen Sohn Mannus und dessen drei Söhne als die Anherren und Stammväter ihres Geschlechtes. Somit betrachteten sich damals die Westgermanen als Autochthonen; von Scandia wußten sie nichts und konnten sie auch nichts wissen, weil es noch nicht entdeckt war.

3.

Ein Haupteinwand ferner, welcher gegen die skandinavische Heimath der Germanen, wie der Indogermanen, geltend gemacht werden muß, ist folgender. Nach allem, was die Sprachvergleichung bisher von dem Zustande des indogermanischen Volkes ermittelt hat, war dieses ein nomadisch umherziehendes und hauptsächlich vom Ertrage der Herden lebendes. Denn in

allen Punkten, welche die Viehwirthschaft und das Wagenwesen betreffen, stimmen die Sprachen der asiatischen Arier mit denen der europäischen, in dem dagegen, was den Ackerbau und die Waldbäume betrifft, bilden die Sprachen der europäischen Indogermanen eine Art Einheit und weichen von denen der Asiaten ab. Davon im nächsten Abschnitt mehr. Für ein nichtseßhaftes Nomadenvolk aber ist Südskandinavien mit seinen dichten Urwäldern, seinen zahllosen Granitblöcken und Gewässern ein unmöglicher Boden; wo sind hier die weitgedehnten Weidetriften, deren ein nomadisches Volk bedarf? Ein Hirtenleben in großem Stile ist hier undenkbar. Darum spricht Penka auch das eigentliche Nomadenleben den alten Indogermanen ab und schreibt ihnen einen ziemlich ausgedehnten Ackerbau zu. Um diese Behauptung nun mit den sprachlichen Thatsachen zu vereinigen, stellt Penka ein neues sprachwissenschaftliches Prinzip auf: „Jedes gemeingermanische Wort, dem in einer anderen indogermanischen Sprache ein lautlich entsprechendes Wort mit derselben Bedeutung zur Seite steht, ist als indogermanisch zu betrachten." Es genügt also die Uebereinstimmung des Germanischen mit einer anderen europäischen Sprache, um einem Worte indogermanischen Adel zuzuerkennen. Natürlich ist dies Vorrecht dann ebensogut allen anderen europäischen Sprachen zuzugestehen und das neue Prinzip wäre so zu formuliren: Die Uebereinstimmung zweier europäischer Sprachen genügt, um ein Wort als indogermanisch zu erweisen (ausgenommen wären nur das Italische und Keltische, die wahrscheinlich noch längere Zeit hindurch eine besondere Spracheinheit bildeten). Damit ist nun das Mittel gegeben, dem indogermanischen Urvolke eine Fülle von Anschauungen und Kulturgütern zuzusprechen, die man ihm bisher absprechen zu müssen glaubte. Die asiatischen Indogermanen, die eigentlichen „Arier", sind damit gänzlich beiseite geschoben; auf das Zeugniß ihrer Sprachen

kommt da, wo es versagt, nichts mehr an, denn sie haben die Ausdrücke der Ackerbausprache, die Namen der Waldbäume und des Meeres — vergessen. Sie sind durch irgend welche Umstände in die Steppe gedrängt worden, haben Jahrhunderte nur auf grasreichem Boden mit höchstens etwas Birken-, Weiden- und Fichtengestrüpp — denn diese Bäume benennen auch sie mit den alten Bezeichnungen — gelebt, und als sie dann später am Hindukusch wieder aus der Steppe hervortauchten und von neuem auf den längst vergessenen Ackerbau verfielen, da wußten sie keinen Ausdruck mehr für die dabei erforderlichen Thätigkeiten und ebensowenig für die Getreidearten und die Waldbäume; sie sahen sich also genöthigt, neue zu bilden.

Niemand wird leugnen, daß der Verlust alten Sprachgutes an sich nicht nur möglich, sondern daß er auch häufig genug erwiesen und belegt ist. Unwahrscheinlich dagegen an dieser ganzen Auffassung ist, daß ein Volk, dessen Wirthschaftsleben vorwiegend auf dem Ackerbau beruhte, so weite Wanderungen gemacht haben soll. Ein ackerbauendes Volk breitet sich nur allmählich aus; es sendet wohl auch seine Jugend zu Eroberungen und Neurodungen aus, wenn das bebaubare Land knapp wird, aber solches stand ja den aus Skandinavien Auswandernden in unermeßlicher Fülle in Mittel- und Osteuropa zur Verfügung. Der Ackerbau ernährt eine viel dichtere Bevölkerung, als die bloße Viehwirthschaft, etwa 2000 auf die Quadratmeile, die Viehwirthschaft nach Ratzel höchstens 100. An eine Uebervölkerung des gesamten Mittel- und Osteuropas ist bei Ackerbau in jenen Zeiten gar nicht zu denken. Was sollte also die Bauern in die Steppe treiben, die sie zwang, ein so viel unwirthschaftlicheres und unwirthlicheres Leben zu führen, besonders wenn der Ackerbau, wie doch anzunehmen, ihnen eine bereits seit Jahrhunderten gewohnte Beschäftigung war? Und was sollte sie zwingen, in der Steppe, die doch an vielen Stellen

Getreide trägt und reiche Ernten gewährt — unsere Landwirthschaft spürt sehr wohl ihre Konkurrenz —, der altgewohnten Beschäftigung so ganz zu entsagen? Als Beispiele für den Uebergang vom Ackerbau zur Viehwirthschaft führt **Penka** die Skythen, einige iranische Stämme und die Kosaken an. Die Kosaken aber sind nie nomadisirende Hirten gewesen, sondern flinke Steppenreiter, deren Aufgabe der Kampf war. Die Iranier und Skythen dagegen, soweit sie Nomaden waren, sind es eben von Haus aus gewesen und hatten diese Beschäftigung noch nicht aufgegeben, weil sie noch nicht in Gegenden gekommen waren, die unzureichende Weide boten. Die Skythen und Sarmaten sind außerdem überhaupt schwerlich reine Indogermanen, sondern nur ein Sammelname, unter dem sich auch mongolische und türkische Elemente bergen; die iranischen Elemente, die sich unter ihnen befunden haben, sind Steppenstämme, welche nomadisirend nach Westen zurückflutheten. — Sehr seltsam muthet *uns* auch an, daß die asiatischen Arier, die doch die *weiteste Reise* zurücklegen mußten, dabei in die schwierigsten Verhältnisse kamen, den Ackerbau ganz verlernten und später wieder lernten, dennoch bei weitem zuerst zu einer gewissen Bildung gelangten, so daß sie schon um 1800 v. Chr. eine schriftliche Litteratur zu entwickeln anfingen.

Ist also einerseits der Zug ursprünglich ackerbauender Arier von Skandinavien zum Hindukusch eine kaum glaubliche Annahme, so ist andererseits durch direkte geschichtliche Zeugnisse festgestellt, daß auch den europäischen Indogermanen beim Eintritt in die Geschichte der nomadisirende Wandertrieb noch tief im Blute stak. Thukydides bezeugt I, 2 von den ältesten Hellenen die Dürftigkeit des Anbaues und die Leichtigkeit der Wanderungen; die großen keltischen Wanderzüge waren der Schrecken der Welt, die Britannier des Binnenlandes kannten noch zu Cäsars Zeit so gut wie keinen Ackerbau (Caes. de bello

Gall. 5, 14), die Slawen wechselten nach Prokop häufig ihre Wohnsitze, die Germanen aber, die doch länger als alle anderen in Skandinavien verblieben sein und sich am wenigsten weit von der Heimath entfernt haben sollen, treten durchaus als ein Wandervolk in die Geschichte. Cäsar erzählt von ihnen 6, 22, daß sie den Ackerbau nur wenig betrieben, zumeist von den Erzeugnissen der Viehwirthschaft lebten, weite, wüste Strecken um die einzelnen Gaue herum hatten, die natürlich zur Weide dienten, daß sie noch kein Privateigenthum an Grund und Boden kannten, sondern jährlich den einzelnen Sippen neue Ländereien angewiesen wurden. Strabo drückt sich Kap. 291 noch bezeichnender aus: „Gemein ist allen Völkern Deutschlands die Leichtigkeit der Auswanderungen, wegen der Einfachheit ihrer Lebensweise und weil sie den Acker nicht bebauen und keinen Vorrath sammeln, sondern in Hütten wohnen und nur den täglichen Bedarf besitzen. Ihre meiste Nahrung nehmen sie vom Zugvieh, gleich den Wanderhirten, so daß sie, diese nachahmend, ihren Hausvorrath auf Wagen laden und mit den Viehherden sich wenden, wohin es ihnen beliebt." Erst durch das römische Schwert wurden die Germanen zu größerer Seßhaftigkeit gezwungen, und während der Völkerwanderung brach der zurückgestaute Trieb wieder mächtig hervor. Von einem von Anfang an ackerbauenden Volke läßt sich das alles nicht verstehen. Gelegenheit zu ausreichendem Ackerbau bot das deutsche Land noch besser, als die angebliche skandinavische Heimath. Das Nomadenthum muß den Germanen, wie den Kelten, von Hause aus die gewohnte und geliebte Beschäftigung gewesen sein, wenn sie daneben auch von jeher vorübergehend und gelegentlich den Ackerbau pflegten.

Das Resultat aller dieser Erwägungen ist, daß wir uns der Hypothese Penkas gegenüber durchaus ablehnend verhalten müssen, und daß der Versuch, unser deutsches Nationalgefühl

mit auf die skandinavische Herkunft der Arier zu begründen, als verkehrt, ja als verhängnißvoll zurückzuweisen ist. Denn eine Dogmatik des Deutschbewußtseins würde mit allen Dogmatiken das Schicksal theilen, im Zusammenbruche das zu beschädigen, zu dessen Stütze sie dienen sollte.

4.

Sehen wir nun zu, wo nach dem heutigen Stande der Wissenschaft die Heimath der Indogermanen aller Wahrscheinlichkeit nach zu suchen ist. Bekanntlich war man bis über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus allgemein der Ansicht, daß eine Gegend irgendwo in Centralasien, am Oxus und Jaxartes, an den Abhängen des Hindukusch oder Himalaya, die Wiege der Arier sei. Diese Ansicht entbehrte durchaus der Begründung, fand aber lange Zeit nirgends Widerspruch, weil sie zu gewissen geographischen und kulturgeschichtlichen Thatsacheu aufs beste zu stimmen schien. Adelung schloß: Europa ist nur ein Anhängsel von Asien, also hat es seine Bewohner von Asien bekommen; anderen schwebte der Satz vor: ex oriente lux, aus dem Osten stammt alle höhere Kultur. Als dann das Sanskrit bekannt wurde, sah man dieses fälschlich als die Muttersprache der übrigen arischen Sprachen an. Noch vor 30 Jahren ferner hatte man die Meinung, daß das indogermanische Urvolk auf einer ziemlich hohen Kulturstufe gestanden habe; man malte sich ein lockendes Bild aus von dem einfachen, glücklichen Leben eines jugendlich kräftigen, unverdorbenen Naturvolkes, das ohne Noth und Krankheit in glücklichstem Frieden und idyllischem Familienleben sich das Dasein schon recht behaglich zu machen gewußt hatte. Unwillkürlich mußte man geneigt sein, dieses indogermanische Paradies in das Land des Paradieses, Asien, zu verlegen. Seitdem indessen zuerst ein belgischer Geologe, dann der Engländer Latham im Jahre 1862 die Ursitze der Arier nach Europa verlegt hatte, mehrten sich

die Zweifel rasch, und man erkannte bald, daß Asien keine wirklich begründeten Ansprüche hat, als Heimath der Indogermanen zu gelten, daß man diese viel eher in Europa zu suchen habe.

Will man die Heimath der Indogermanen erforschen, so muß man sich vor allem darüber klar sein, was man unter Heimath versteht. Wer darunter den Punkt verstehen wollte, wo das indogermanische Urvolk entstanden ist, der würde die ganze Frage ins Nebelgraue verschieben. Sie wäre dann nur zu lösen, wenn die Frage nach dem Ursprunge des Menschengeschlechtes wissenschaftlich lösbar wäre. Dies ist zur Zeit jedenfalls nicht, und wahrscheinlich überhaupt nicht, der Fall; denn ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. Wir verstehen unter „Heimath der Indogermanen" vielmehr diejenige Gegend, in welcher das geographische Beieinanderleben der indogermanischen Stämme sein Ende erreicht, von welcher aus also die itio in partes, die Trennung stattgefunden hat. Bis zu diesem Punkte kann die Sprachforschung und die mit ihr Hand in Hand gehende Kulturforschung vorzudringen mit einiger Aussicht auf Erfolg versuchen, darüber hinaus aber, zur Zeit wenigstens, nicht. Der Weg, den wir zu unserem Ziele einzuschlagen haben, ist der, daß wir an der Hand der Sprachvergleichung und der ältesten historischen Ueberlieferung die Lebensbedingungen und den Kulturstand des indogermanischen Urvolkes festzustellen haben, um dann zu ermitteln, wo ein solcher Kulturzustand unter solchen Lebensbedingungen denkbar ist; zugleich muß dabei stets im Auge behalten werden, daß von dem gefundenen Mittelpunkte aus die Einzelvölker in ihre späteren Wohnsitze ausgewandert sind. Die Richtung der Auswanderung, der eingeschlagene Weg muß wahrscheinlich oder wenigstens glaublich bleiben. Das war bei Penkas Hypothese, wie wir gesehen haben, nicht der Fall. Das hat auch Müllen-

hoff nicht berücksichtigt, wenn er das Urvolk an den oberen Oxus und Jaxartes versetzt und nun die sämtlichen europäischen Völker südlich um das Kaspische Meer herum und auf dem schmalen Raume am östlichen Kaukasus vorbei nach Europa einziehen läßt (Deutsche Alterthumskunde III, 167). Niemand wird diesen Weg für wahrscheinlich erachten.

Suchen wir uns nun ein Bild zu machen von den Zuständen des indogermanischen Urvolkes, soweit sie für die Bestimmung seiner Heimath von Wichtigkeit sind, so folgen wir am besten der zweiten Auflage des Buches von O. Schrader, „Sprachvergleichung und Urgeschichte", welche im Jahre 1890 erschienen ist und am Schlusse auch eine sehr beachtenswerthe Lösung der Heimathsfrage versucht.

Zunächst ist festzustellen, daß die noch ungetrennten Indogermanen kein eigentliches Jägervolk waren; denn für Jagen und Jagd sind die Bezeichnungen erst in den Einzelsprachen aus den Ausdrücken für Wild, für kämpfen, verfolgen u. s. w. entwickelt worden. Dazu stimmt, daß noch von unseren Vorfahren Tacitus, Germania 13, entgegen der gewöhnlichen Meinung ausdrücklich bezeugt, daß sie nicht viel jagten.

Das gesamte Leben des indogermanischen Urvolkes beruhte vielmehr auf der Viehzucht. Der einzige Reichthum waren die Herden, und zwar besonders die Rinderherden. Die Ausdrücke für Vieh, verschnitten, unfruchtbar, Männchen, Weibchen, für Ochse, Stier, Kuh und Farre sind indogermanisch. Ebenso für Ziege und Schaf und den treuen Begleiter der Menschen in allen Zonen, den Hund. Alle diese Thiere erscheinen bereits in den ältesten Epochen der Einzelvölker als gezähmt. Auch das Pferd war bekannt, aber nicht als Zug- und Reitthier; es ist möglicherweise, wie noch jetzt bei türkischen und tatarischen Stämmen, in halbwilden Herden wegen seines Fleisches und seiner Milch gehalten worden. Esel, Maulthier und Kamel waren den Indogermanen unbekannt, nicht aber den Semiten.

Gegen den Reichthum an indogermanischen Ausdrücken auf dem Gebiete der Viehzucht sticht auffallend die ungeheure Armuth auf dem Gebiete des Ackerbaues ab. Hier giebt es nur zwei Ausdrücke, die für die indogermanische Ursprache feststehen: die Getreideart, die griechisch zea, sanskritisch yava heißt, welche es ist, ist zweifelhaft; für gewöhnlich übersetzt man es mit Spelt; sodann das im lateinischen pinso, griechischen ptisso, altindischen pish erhaltene Wort, welches das Zerreiben des Getreides bedeutet. Andere Gleichungen, die man aufgestellt hat, sind zweifelhafter Natur. Viktor Hehn sprach die Ansicht aus, daß man bei zea-yava nur an eine wildwachsende Halmfrucht denken könne, deren Körner zerrieben und gegessen wurden. Mag dies vielleicht übertrieben sein, so viel steht fest, daß der Ackerbau — wenn er vorhanden war — eine ganz unbedeutende Rolle im Wirthschaftsleben des indogermanischen Urvolkes spielte.

Die alten Indogermanen waren also viehzüchtende Nomaden, höchstens mit unbedeutendem gelegentlichem Ackerbau. Zum Umherziehen mit ihren Familien und ihrer Habe brauchten sie mithin vor allem des Wagens. Daher finden wir schon in der Ursprache die Terminologie des Wagenbaues bis ins einzelnste ausgebildet. Außer dem Wagen selbst sind die Ausdrücke für Rad, Achse, Nabe, Lünse, Deichsel, Joch indogermanisch. Die Speiche fehlt; die Räder waren also, wie noch beim römischen plaustrum, speichenlos und bestanden lediglich aus runden Holzscheiben, durch welche die Achse gesteckt war.

Ein derartiges nomadisches Umherziehen ist im Waldlande nicht möglich. Daher ist es nicht wunderbar, wenn von Waldbäumen nur ganz wenige in der Ursprache auftreten; es sind das Birke, Weide und Fichte, Baumarten, die auch in der Steppe noch ihr Fortkommen finden.

Wie auf die Wagenbaukunst, so verstanden sich die Indogermanen auch auf das Flechten, Weben und Spinnen;

von Metallen kannten sie aber nur das Kupfer, welches sie wohl noch nicht zu Waffen, sondern nur zu Schmuckgegenständen verwandten. Von Jahreszeiten kannten sie nur zwei, den Sommer und den Winter, und ganz besonders tritt in der Sprache der letztere hervor. An Wohnungen hatten sie theils unterirdische, in die Erde gegrabene Höhlungen, theils Hütten aus Holz, Flechtwerk, Lehm, die wahrscheinlich eine runde Form hatten; der Steinbau war noch gänzlich unbekannt. Ein gemein-indogermanischer Ausdruck für Meer fehlt, doch ist immerhin möglich, daß das europäische Wort mare bis in die Urzeit zurückgeht und den Asiaten nur verloren gegangen ist. Hierauf läßt sich also ein sicherer Schluß nicht gründen. Ein Wort für Fahrzeug (navis) und für Ruder giebt es. Dagegen sind die Benennungen der Theile des Fahrzeuges, wie Mast, Segel, Kiel, nicht indogermanisch. Die Schiffahrt war also ganz primitiv und die Fahrzeuge waren jedenfalls nur sogenannte Einbäume.

Dies die Grundzüge der indogermanischen Kultur, so weit sie für unsere Frage Bedeutung haben. Daraus ergiebt sich der unbefangenen Betrachtung, daß das noch ungetrennte indogermanische Urvolk in einem Lande hauste, welches für die nomadische Weidewirthschaft günstig war und Mangel an Waldbäumen hatte, also auf grasreichem Steppenlande. Ferner muß dieses Land zwar innerhalb des Verbreitungsgebietes des Pferdes, aber außerhalb desjenigen des Esels und des Kamels gelegen haben. Nun ist aber die ursprüngliche Heimath des Esels und des Kamels auf die semitischen Wüstenländer und die centralasiatischen Steppen beschränkt, während das Pferd nach Wallace und anderen Naturforschern ursprünglich auch über große Theile von Europa verbreitet war. Der wilde Tarpan soll nach Brehm noch im vorigen Jahrhundert in Rußland anzutreffen gewesen sein.

Schrader sucht nun der Lösung der Frage dadurch näher zu kommen, daß er die europäischen Indogermanen und die asiatischen auseinanderhält und jede Gruppe zunächst für sich betrachtet. Die Europäer müssen sich untereinander noch ganz außerordentlich nahe gestanden haben, als von ihnen gemeinsam bedeutende Fortschritte im Ackerbau gemacht wurden. Denn es stimmen in den europäischen Sprachen überein die Namen des Weizens, der Gerste, der Hirse. Roggen und Hafer dagegen sind die spezifisch nordischen Getreidearten. An Faserpflanzen bauten die europäischen Völker den Flachs oder Lein, nicht den Hanf, an Hülsenfrüchten möglicherweise Erbse und Bohne, vielleicht auch die Zwiebel. Man sieht leicht den großen Fortschritt, sobald man die dürftigen und unsicheren Spuren des Ackerbaues, die wir bei den Gesamtindogermanen gefunden haben, dagegenhält. Dazu kommt, daß auch für andere Gegenstände, Werkzeuge und Thätigkeiten des Ackerbaues eine ganze Reihe Wörter verschiedenen süd- und nordeuropäischen Sprachen gemein sind und somit auf gemeinsame Fortschritte während der Zeit der Sprachgemeinschaft oder wenigstens der noch dauernden größten Sprachenähnlichkeit der europäischen Völker hinweisen; es sind dies Ausdrücke für Acker, Pflug, Egge, Säen, Same, Mähen, Sichel, Mahlen, Furche, Beet und Aehre. Die neuen Ausdrücke sind sämtlich aus dem Mutterboden der überkommenen Sprache erwachsen, nicht etwa entlehnt. Acker bedeutet z. B. im Indischen noch „Weidetrift", säen ursprünglich einfach „streuen, werfen", mahlen ursprünglich „zerreiben, zermalmen".

Auch diesen Ackerbau der europäischen Indogermanen muß man sich noch ganz primitiv denken, schon deshalb, weil außer dem Kupfer noch immer kein anderes Metall in Gebrauch war; der Pflug war, nach den sprachlichen Ausdrücken zu schließen, nichts anderes, als ein starkes, hakenförmig gekrümmtes Holz,

vielleicht mit einem scharfen Stein an dem der Erde zugewendeten Ende, wie er sich ähnlich in versteckten Winkeln Europas bis in die Neuzeit erhalten haben soll. Das Nomadenthum überwog noch; eine wirkliche Seßhaftigkeit tritt überhaupt stets erst ein, wenn die Baumzucht beginnt, die ein vieljähriges Verweilen an einem und demselben Orte zur nothwendigen Voraussetzung hat. Auf dieser Kulturstufe werden die europäischen Völker viele Jahrhunderte verblieben sein. Die Germanen standen, wie wir sahen, noch beim Beginn unserer Zeitrechnung auf dem Standpunkte dieses halbnomadischen Ackerbaues.

Mochte dieser Ackerbau aber auch noch so primitiv sein, immer bedeutete er eine wesentliche Aenderung der Lebensweise, und es muß eine Ursache gesucht werden, welche die europäischen Völker dazu veranlaßte, sie vorzunehmen. In dieser Beziehung sind lehrreich die Mittheilungen Wallaces über die Baschkiren in seinem Buche über Rußland (1880, S. 394). Das Hirtenleben — so führt er aus — ist angenehmer und bequemer, als der Ackerbau, nicht viel mehr als ein Dahinleben in beschaulicher Trägheit. Nur die „ungestüme Presserin, die Noth" kann dem behaglich dahinziehenden Nomaden den mühsamen Pflug in die Hand drücken. „Die Aussicht auf den Hungertod ist die Ursache des Ueberganges, wahrscheinlich in allen Fällen; sicherlich war es bei den Baschkiren so. Solange sie Weideplätze in Fülle hatten, dachten sie nie daran, den Boden zu bebauen. Ihre Herden lieferten ihnen alles, was sie bedurften, und setzten sie in den Stand, ein ruhiges, indolentes Leben zu führen. Mit der Verminderung der Weiden ging eine Verringerung des Viehstandes, ihres einzigen Existenzmittels, Hand in Hand. Sie mußten sich nach neuen Wegen umsehen, um sich Nahrung und Kleidung zu verschaffen, nach einer neuen Lebensweise, welche weniger ausgedehnte Gebietsflächen beanspruchte."

So wie den Baschkiren und wie zu des Tacitus Zeit den

Germanen, ist es nach aller Wahrscheinlichkeit bereits den europäischen Indogermanen ergangen. Die räumliche und numerische Ausbreitung der Stämme muß sie allmählich in Gegenden geführt haben, wo die Weideplätze erheblich beschränkt waren. Nun finden wir ferner, daß in den europäischen Sprachen eine größere Menge etymologisch gleiche Benennungen der Waldbäume auftritt, die der indogermanischen Ursprache noch fremd waren. Es sind das die Bezeichnungen der Eiche, Buche, Hasel, Ulme, Erle, Esche und des Ahorns. Wir finden zugleich bei Nord- und Südeuropäern den Glauben an eine Baumseele, an den Wohnsitz von Gottheiten in Bäumen, wir finden bei beiden heilige Bäume und heilige Haine. Wir sehen also aus Sprache und Glauben heraus gleichsam mit unseren Augen, wie die europäischen Indogermanen aus der baumarmen unendlichen Steppe in eine Gegend einzogen, wo Urwald ihnen entgegentrat, ihre Weideplätze auf die Uferlandschaften der Flüsse und Seen und die Blößen des Waldes beschränkte, und das Volk, je stärker es sich vermehrte, um so mehr zu gesteigertem Ackerbau und längeren Pausen im Umherziehen nöthigte.

Eine solche Gegend findet sich in Europa nun aber nur einmal. Es ist die südrussische Steppe, welche nach Osten mit den asiatischen Steppen zusammenhängt, gegen Norden umsäumt ist von den waldigen Hügellandschaften des mittleren Rußlands, gegen Westen sich bis zu den Vorbergen der Karpathen hinzieht. Je weiter man in diesen Grasgeländen nach Norden und Westen vordringt, um so mehr nimmt der Banmwuchs an Höhe und Ausdehnung zu. In der Ukraine, Podolien und dem südlichen Kleinrußland begegnen uns bereits Waldungen aus Eichen, Buchen, Erlen, Pappeln, Ahornen, Linden, Birken und Nadelgehölz. Der dichte mitteleuropäische Wald beginnt in Wolhynien und an den Karpathen. Hier ist zugleich die tiefe, fruchtbare Schwarzerde, die unserer Landwirthschaft so gefährlich ist, und hier

traten deshalb schon im Alterthum zahlreiche skythische Stämme vom Nomadenleben zum Ackerbau über.

Hier also, in der westlichen südrussischen Steppe und in den Vorbergen der Karpathen, entwickelte sich wahrscheinlich die Kulturgemeinschaft der späteren europäischen Völker. Dazu stimmen noch einige kleinere charakteristische Züge. Den Slawen fehlte von Haus aus das Wort für Buche; ihr buky ist dem Germanischen entlehnt. Das kommt daher, daß die Slawen, der östlichste der europäischen Stämme, jenseits der Grenze der Buche, welche durch eine von Königsberg nach der Donaumündung laufende Linie bezeichnet wird, wohnten. Honig und Biene, deren Benennungen auch nur in den europäischen Sprachen übereinstimmen, Hirsche und Rehe konnten den Europäern hier entgegentreten; hier sahen sie auch das Meer.

Von hier aus erklärt sich auch das Einrücken der einzelnen europäischen Völker in ihre ältesten historischen Wohnsitze am leichtesten. Die Ufer der Flüsse und die Küsten des Meeres konnten in dem dichten Urwald, der damals unseren Erdtheil an Rumpf und Gliedern bedeckte, den vorwärtsdrängenden Scharen die einzigen gangbaren Wege bieten. So zogen die Slawen den Dniepr aufwärts in ihre ältesten Wohnsitze am Mittellauf dieses Flusses; die Germanen folgten dem Laufe des Dniestr aufwärts und gingen von da in das Flußgebiet der Weichsel und Oder und weiter der Elbe über, wo wir sie in historischer Zeit zuerst finden. Illyrier und Thraker überschritten südwärts die Donau und folgten der Küste des schwarzen Meeres in die nördliche Balkanhalbinsel, von wo sie später die Phryger und Armenier — diese zählen nämlich zu den Europäern, nicht zu den Asiaten — nach Kleinasien entsandten. Durch die Illyrier hindurch brachen die Hellenen weiter südwärts vor bis zu den Höhen des Olymps, wo sie sich als Nation konsolidirten. Die Italiker und Kelten, deren

gesondertes Zusammenleben in einer italo-keltischen Sprach- und Kulturgemeinschaft immer wahrscheinlicher wird, blieben bei ihrem Zuge die Donau aufwärts noch lange zusammen. Dann wies das Bett der Sau den Italikern den Weg zur Appenninhalbinsel, während die Kelten von der Donau in das Maingebiet und an den Mittelrhein gelangten, wo wir sie in ältester historischer Zeit antreffen. Viele Stämme mögen noch außerdem ausgezogen sein, die zu Grunde gegangen und verschollen sind.

Die asiatischen Indogermanen, die Arier im engeren Sinne, haben dagegen wahrscheinlich im Gebiete des obern Amu und Sir, im alten Sogdiana und Baktrien, eine Kultur- und Stammesgemeinschaft gebildet. Hier mußten die Gebirge, die den von Westen Kommenden entgegentraten, die Wanderung stauen, die Ausdehnung der Weideplätze beschränken und die Nahrung-Suchenden auf die Bebauung der fruchtbaren Thalebenen hinweisen, während die daneben gelegenen Steppenlandschaften die Fortdauer nomadischer Lebensweise bedingten. Kurz, wir finden hier dieselben Einwirkungen der Landschaft, wie bei den Europäern im südwestlichen Rußland. Von hier aus bemächtigten sich dann die späteren Meder, Perser u. s w. des ganzen Hochlandes von Iran, während die späteren Inder durch das Flußthal des Kabul in das Indusgebiet hinabstiegen.

Wo ist nun die Gegend zu denken, von der aus sich die beiden Ströme indogermanischen Lebens, der eine westwärts, der andere ostwärts, ergossen haben? Schrader nimmt als solche den Südosten des europäischen Rußlands an, die Gegend am Mittellaufe der Wolga. Diese bildet zunächst etwa die Mitte zwischen den vermutheten Heimathslandschaften der Europäer und der Arier. Hier lebte ferner ehemals das wilde Pferd, nicht aber das Kamel und der Esel. Von hier aus erklären sich am einfachsten die mannigfachen vorhistorischen Berührungen der Indogermanen mit den Finnen. Denn diese

wohnten ursprünglich, wie noch jetzt, nördlich von der angenommenen Urheimath der Indogermanen. Sie dehnten sich von da bis zum Ural aus. Ein finnischer Stamm, die Tschuden, beutete seit den ältesten Zeiten die Metalladern dieses Gebirges aus, so daß man annehmen darf, daß die Indogermanen das Kupfer von dort her auf dem Wege des Tauschhandels durch finnische Stämme erhalten haben. Schrader will sogar den ältesten Namen der Wolga Râ aus dem Indogermanischen deuten, indem er durch rawa, srawa zu der bekannten Wurzel sru, der auch unser „Strom" angehört, gelangt. Doch giebt es auch andere Deutungen des Namens; wir wollen deswegen kein Gewicht darauf legen.

Gegen ein wichtiges Glied der im vorigen Abschnitt wiedergegebenen Beweisführung, daß nämlich die Vorfahren der späteren europäischen Völker eine Zeitlang eine Kulturgemeinschaft gebildet und während derselben gewisse bedeutende Fortschritte namentlich auf dem Gebiete des Ackerbaus gemeinsam gemacht haben, ist nun ein sehr schwerwiegender Einwand erhoben worden. Wie ist es möglich, daß die europäischen Völker eine längere Zeit der Kulturgemeinschaft durchmachten, ohne doch eine gemeinsame europäische Grundsprache zu entwickeln? Denn eine solche hat es thatsächlich nach allem, was wir wissen, nicht gegeben. Früher allerdings glaubte man an eine solche. Man hielt den den asiatischen Sprachen eigenthümlichen, einförmigen a-Vokal für ursprünglich. und die an seine Stelle tretenden e und o, z. B. fero = trage, statt altindischem bharami, für eine gemeinsame Neuerung der Europäer. Jetzt weiß man, daß diese e und o vielmehr das Ursprüngliche sind gegenüber dem asiatischen a. Eine europäische Spracheinheit hat es also nie gegeben, und doch hat es eine europäische Kulturgemeinschaft gegeben. Penka glaubt diese Schwierigkeit dadurch zu beseitigen, daß er sagt: Die Europäer haben im wesentlichen nur

altes bewahrt, die Asiaten sind in die Steppe gerathen und haben dort Wald und Ackerbau vergessen. Allein diese Behauptung — an sich schon höchst unwahrscheinlich, wie wir im dritten Abschnitt gesehen haben, — beseitigt die Schwierigkeit nicht im geringsten. Es bleibt immer unerklärlich, daß von den europäischen Sprachen keine, als höchstens die italische und keltische, eine Sondereinheit bilden. Denn wenn die asiatischen Arier zuerst abzogen, so mußten die zusammenbleibenden Europäer eine neue Einheit bilden; zogen dagegen beispielsweise die Slawen zuerst ab, so mußten es die Hellenen, Italiker, Kelten, Germanen und Arier thun, und jedenfalls mußten doch die nach Penka in der skandinavischen Heimath zurückbleibenden Germanen wenigstens mit dem zuletzt abziehenden anderen Volke einige Zeit lang eine Einheit gebildet haben. Es bleibt also Penka und seinen Anhängern nichts übrig, als anzunehmen, daß die sämtlichen Völker wie auf Kommando plötzlich oder in sehr kurzen Zwischenräumen nach allen Richtungen hin auseinandergegangen sind; wir hätten eine Art babylonischen Thurmbaus im indogermanischen Skandinavien.

Eine ausreichende Erklärung bietet dagegen die zuerst von Viktor Hehn aufgestellte sogenannte Entlehnungstheorie. Danach war der Verlauf der Sache folgender. Irgend einer der nach Westen zu ziehenden Hirtenstämme kam, durch die Noth gedrängt, zuerst auf den Gedanken, den mehlhaltigen Grassamen nicht bloß zu nehmen, wie ihn die Natur bietet, sondern ihn zu säen. Er gebrauchte für die neue Thätigkeit das Wort serere, das in allen Sprachen oder Dialekten der Hirtenstämme verbreitet war und „streuen" bedeutete. Derselbe oder ein anderer Stamm erfand das Mahlen und gebrauchte dafür das Verbum molere, „zerreiben". Die Dialekte der Stämme standen sich in jener frühen Epoche noch außerordentlich nahe. Die Nachbarstämme, die das Säen und Mahlen von den Nachbarn

kennen lernten, mußten also selbstverständlich für diese neuen Fertigkeiten aus den verschiedenen vorhandenen Wörtern mit allgemeiner Bedeutung gerade dasjenige annehmen, welches der lehrende Theil dafür festgestellt hatte. Die Gleichheit der Ausdrücke beweist also nur, daß die Kenntniß des Ackerbaus innerhalb der europäischen Familie sich von Glied zu Glied weiter verbreitet hat. Gegen diese Entlehnungstheorie Hehns sagt freilich Penka: „Wer kann es glauben, daß der Ackerbau sich auf diese Weise von Glied zu Glied über alle Theile Europas, von denen einige durch breite Meeresarme oder mächtige Gebirge von den Nachbarländern getrennt sind, verbreitet hätte?" So dachte es sich allerdings Hehn, aber so liegt die Sache gar nicht. Die Europäer wohnten, als diese Entlehnungen erfolgten, noch auf verhältnißmäßig nahem Raume zusammen ohne Meeres- oder Gebirgsscheide. So erklärt sich also die Gleichheit der Ackerbausprache bei den Europäern auch ohne vollständige Spracheinheit derselben.

Penka hat noch einen zweiten Einwurf gegen das Auseinanderziehen der Indogermanen in östliche Asiaten und westliche Europäer geltend gemacht. Es ließen sich — so sagt er — auf diese Weise die vielen Uebereinstimmungen zwischen den slawischen und den asiatischen Sprachen nicht erklären. Solche sind unleugbar vorhanden. Die wichtigste ist die Sibilirung, d. h. die Verwandlung von ursprachlichem k in einen Zischlaut, die sich im Slawischen, wie in den beiden asiatischen Sprachen, in einer ganzen Anzahl von Wörtern findet, z. B. altindisch-iranisch daçan, slawisch deseti gegen griechisch deka, lateinisch decem, germanisch tehun (zehn). Es nehme also — so schließt Penka — das Slawische eine Mittelstellung zwischen den asiatischen und europäischen Sprachen ein, könne also nicht mit den europäischen zu einer näher verwandten Sippe zusammengeschlossen werden. Gegen diesen Einwand hat bereits Brugmann mit großer Bestimmtheit erklärt, daß spezielle

Uebereinstimmungen zweier oder mehrerer Sprachen auch in jeder derselben besonders entstanden sein können, die Gleichheit dann also nur auf Zufall beruht. So stimmt z. B. das Germanische mit dem Armenischen in der Verschiebung des d zu t überein, germanisch tehun, armenisch tasn (zehn) gegen griechisch deka, altindisch daça, und doch fällt es Niemandem ein, dies für etwas anderes als ein zufälliges Zusammentreffen zu halten.

Aber noch eine andere bessere Erklärung giebt es, welche uns zugleich eine weitere Aufklärung über die Möglichkeit einer europäischen „Kulturgemeinschaft" ohne Spracheinheit geben wird. Die Sprachforscher sind wohl so ziemlich alle darüber einig, daß bereits in der indogermanischen Ursprache dialektische Verschiedenheiten vorhanden waren. Und wie hätte es auch anders sein sollen? Wer ein geübtes Ohr und hinreichende Aufmerksamkeit hat für sprachliche Erscheinungen, kann noch heute in denselben Volksdialekten auf geringe Entfernungen hin Verschiedenheiten der Aussprache, Betonung, des Wortgebrauchs wahrnehmen; ja man kann sagen, die Sprache des Volkes ist, streng genommen, von Dorf zu Dorf verschieden. Und heute umschlingt doch die Schriftsprache alles mit gleicher Fessel, heute wohnen die Menschen dicht aneinandergedrängt, heute ist der große Gleichmacher, der Verkehr, geradezu riesenhaft angewachsen. In jenen Zeiten wohnten die Hirtenfamilien über weite Räume hin zerstreut, sie mußten ferner statt auf Vereinigung, wie Abraham und Lot im alten Testament, auf Trennung bedacht sein; denn das Land trug sonst die Herden nicht. Der Verkehr mußte nothwendigerweise ein sehr geringer sein. Nun hatte allerdings die Sprache in jener alten Zeit große Stabilität, und an rasche und durchgreifende Veränderungen war nicht zu denken. Dennoch mußten sich dialektische Nuancen, namentlich in der Aussprache der einzelnen Laute, schon vor der Trennung des Urvolks in Einzelvölker

entwickeln. Nehmen wir nun an, daß diejenigen **Familien**, die später zu den asiatischen Ariern erwuchsen, den **Vorfahren** der späteren Slawen benachbart wohnten, so konnte in beiden **Theilen** die Neigung oder der Anfang zur Sibilirung des k **entstehen**. Nach Ausbildung dieser Eigenheit trennten sich nun **die** Arier ostwärts ab oder diese blieben wohnen, während **die** späteren Slawen samt den Uebrigen westwärts zogen. Dann **unterschieden** sie sich von allen anderen Abziehenden durch die **Sibilirung**. Eine andere Eigenthümlichkeit, das m des Dativ **Pluralis**, hatten die Slawen mit den ihnen auf der anderen Seite **zunächst** benachbarten Germanen gemeinsam herausgebildet, die **Germanen** wieder etwas anderes mit den Kelten u. s. w. So **mußten** denn die europäischen Arier bereits dialektisch gespalten die *West*grenze der Steppe erreichen, und eine europäische Spracheinheit existirte von allem Anfang an nicht. Dennoch *wohnten* sie nahe genug beisammen, um voneinander lernen und die *Fort*schritte, die sie machten, sich gegenseitig vermitteln zu *können*. Man darf sich die einzelnen Gruppen, in welche die *europäischen* Indogermanen zerfielen, ja auch nicht als ausgebildete Völker vorstellen; es waren nur kleine Stämme, die Keime zukünftiger Völker.

Wenn also dieses Bedenken gegen **Schraders** Ansicht gehoben ist, so bleiben immerhin einige andere bestehen. Wie erklärt sich — so fragt H. **Hirt** mit Recht — die Uebereinstimmung der europäischen Völker in der Bezeichnung der Baumnamen? Daß technische Fertigkeiten samt der zu ihnen gehörigen Terminologie von Stamm zu Stamm wanderten, erklärt sich leicht; denn jeder Stamm mußte begierig nach solchen neuen Hülfsmitteln im schweren Kampfe um's Dasein greifen. Wie sollten aber die Namen der Waldbäume von den einzelnen Stämmen so gleichmäßig gebildet worden sein, wenn jeder Stamm bereits in einer gewissen sprachlichen Isolirung von

den anderen lebte, als er zuerst auf diese Bäume stieß? Dieser Einwand ist meines Erachtens allerdings sehr beachtenswert. Es ist nicht anzunehmen, daß die Europäer übereinstimmend Ahorn, Esche, Eiche, Erle, Ulme, Hasel, Espe u. s. w. benannt haben, ohne eine wirkliche Spracheinheit, die nicht in der europäischen, sondern nur in der indogermanischen Urzeit vorhanden war. Man könnte ja auch hier an eine Art Handel denken, der die Kenntniß der verschiedenen Holzarten zugleich mit den Benennungen von Stamm zu Stamm trug; allein es unterliegt keinem Zweifel, daß bereits die ungetrennten Indogermanen das Holz in weit bedeutenderem Umfange gebrauchten, als es die Steppe gewährt. Woher — so fragt Hirt spöttisch — hatten sie denn die „mächtigen Einbäume", mit denen sie nach Schrader die Wolga und deren Nebenflüsse befahren haben sollen? „Etwa auch auf dem Wege des Tauschhandels?" Er hätte hinzufügen können: und woher bekamen sie die Bretter und Balken, die sie zu ihren Wagen gebrauchten? Die Steppe vermochte den Bedarf daran sicher nicht zu decken. Auch kannten die Indogermanen bereits den Bären, der doch kein Steppenthier ist.

Ziehen wir nun den Schluß, so ergiebt sich: die Heimath der Indogermanen muß zwar in der Hauptsache Gras- und Weideland gewesen sein — denn auf nomadischer Viehwirthschaft beruhte im wesentlichen ihr Dasein —, kann aber nicht reine Steppe gewesen sein, — denn sie kannten die Waldbäume und den Bären. Wir kommen damit auf die Gebiete des mittleren Rußlands, in denen die Steppe allmählich in den Wald übergeht, das Grenzgebiet zwischen Wald und Steppe. Wir dürfen annehmen, daß sie einerseits nach Norden in die Wälder hinein vordrangen, sich dort ihr Holz holten und mit den Finnen in Berührung traten, andererseits südwärts die weiten Weidetriften mit ihren Herden durchwanderten. Da

die Viehwirthschaft viel bequemer und angenehmer ist, als der Ackerbau, so werden die einzelnen Familien das waldarme Land immer wieder bevorzugt haben. Nun trat die Trennung ein. Die asiatischen Arier verloren auf ihrem nach Südosten gerichteten Zuge den Wald allmählich ganz aus den Augen und damit die Benennungen derjenigen Bäume, die sie nicht auch in der Steppe trafen, aus dem Gedächtniß. Die Europäer dagegen zogen allmählich und gruppenweise südwestwärts weiter, immer im Grenzgebiete zwischen Wald und Steppe. Sie behielten den Wald stets im Auge und bewahrten die überkommenen Baumbenennungen. Als ihnen dann die Steppe zu schmal wurde und nicht mehr genügende Weide bot für die sich vermehrenden Herden, mußten sie sich wohl oder übel dazu verstehen, den Acker intensiver zu bebauen; sie erfanden neue Werkzeuge und neue Fertigkeiten, die sich schnell von Gruppe zu Gruppe verbreiteten.

An den Vorbergen der Karpathen und in den westlichen Ausläufern der Steppe trennten sie sich dann auf immer. Die Vorfahren der Germanen gingen aus dem Gebiete des Dniestr in das der Weichsel über und gelangten, nordwestlich ziehend, in das licht- und sonnenlose, von dichten Wäldern starrende, von ungeheuren Wassermassen durchzogene, feuchtsumpfige und neblige Land zwischen Elbe und Weichsel. Ein verzweifelter, fast hoffnungsloser Kampf ums Dasein wartete ihrer. Indem die Ankömmlinge ihn mit ausdauernder Kraft siegreich bestanden, wurden sie einer strengen und nachhaltigen Auslese unterzogen und gelangten unter großen Verlusten zu dem hohen, kräftigen Körperbau, der hellen Komplexion, den sittlichen Eigenschaften, die sie beim Eintritt in die Geschichte besitzen. Sie gingen aus jenem Kampfe als das hervor, was Tacitus von ihnen sagt, als ein „eigenartiges, unvermischtes und nur sich selbst ähnliches Volk".

(Fortsetzung von der 2. Seite dieses Umschlages.)

Hagen, Ueber elementare Ereignisse im Alterthum. (454) .... *M.* 1.—
Hagmann, Die kulturhistorische Bedeutung Voltaires. (N. F. 123) • —.80
Haupt, Staat und Kirche vor 800 Jahren. (292) .... • —.75
Hetzel, Leiden und Thaten der Frauen im Kriege. (N. F. 59).... • —.60
Heyer, Die Ausbildung der Priesterherrschaft und die Inquisition (280) • 1.—
Hoffmann, Aus der Kulturgeschichte Europas. [Pflanzen u. Thiere.](348) • 1.—
— Der Einfluß d. Natur auf d. Kulturentwickelung d. Menschen. (464) • —.75
Holtzmann, Die Ansiedelung des Christenthums in Rom. (198)... • —.75
von Huber-Liebenau, Das deutsche Zunftwesen im Mittelalter. (312) • —.75
— Das deutsche Haus zur Zeit der Renaissance. (386) .... • —.60
Jordan, Die Kaiserpaläste in Rom. 2. Abz. (65)............... • —.60
Keller, Die cyprischen Alterthumsfunde. (363).................. • —.60
Kinkel, Englische Zustände in der Mitte des achtzehnten Jahrh. (365) • —.75
Mandl, Das Sklavenrecht des alten Testamentes. (N. F. 23) .... • —.80
Mannhardt, Klytia. (239) .... • 1.—
Marggraff, Die Vorfahren der Eisenbahnen und Dampfwagen. Mit 20 in den Text gedruckten Abbildungen. (435/36)........... • 1.60
Mehlis, Der Rhein und der Strom der Kultur in Kelten- und Römerzeit. Mit einer Karte des Rheinthales. (259)....... • 1.40
— Der Rhein und der Strom der Kultur im Mittelalter. Mit einer Karte des Rheinthales (um 1300). (286/87) .... • 1.60
— Der Rhein und der Strom der Kultur in der Neuzeit. (328) • 1.—
Meyer, Chr., Adel u. Ritterschaft im deutschen Mittelalter (N. F. 103) • —.80
— Eine deutsche Stadt im Zeitalter des Humanismus und der Renaissance. (N. F. 122) .... • —.80
— Stadt und Stift Köln im Zeitalter der Reformation. (N. F. 153) • —.80
Meyer, J. B., Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte. 3. Aufl. (14).................... • 1.—
Meyer, L., Die römischen Katakomben. (387/88) .... • 1.20
— Tibur. Eine römische Studie. (413/14) .... • 1.40
Möller, Ueber das Salz in seiner kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. (206)........................ • —.75
Moser, Die Stenographie. Nach Geschichte und Wesen. (N. F. 26) • 1.—
Müller, Ueber die Volksdichtung der Römer. (N. F. 130)........ • —.60
Nippold, Aegyptens Stellung in der Religions- und Kulturgeschichte. 2. Aufl. (82) .... • —.60
Nissen, Pompeji. 3. verbesserte Aufl. (37) .... • —.75
Rover, Bedeutung und Nachwirkung germanischer Mythologie. (354) • —.60
Oppenheimer, Ueber den Einfluß des Klimas auf den Menschen. 2. Aufl. (30) .... • —.75
Osenbrüggen, Land und Leute der Urschweiz. 2. Aufl. (6) .... • —.75
— Die Schweiz in den Wandlungen der Neuzeit. (252) .... • —.75
Petersen, Das Zwölfgöttersystem der Griechen und Römer nach seiner Bedeutung, künstlerischen Darstellung und historischen Entwickelung. (99)... • —.60
Pfotenhauer, Die Gifte als bezaubernde Macht in der Hand des Laien (209)... • 1.—
Poelchau, Das Bücherwesen im Mittelalter. (377) .... • —.75
Reinsch, Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter. (399) • —.75
Richter, Wahrheit und Dichtung in Platon's Leben. (N. F. 15).. • —.60
v. Rittershain, Die Reichspost der römischen Kaiser. (339)....... • —.60
Saalfeld, Küche und Keller in Alt-Rom. (417) .... • 1.—
Schasler, Das Reich der Ironie in kulturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung. (332/333) .... • 1.80

Fortsetzung siehe vollständiges Verzeichniß der in der „Sammlung" erschienenen Hefte.

Die
Heimath der Indogermanen.

Von

Friedrich Seiler,
Professor am Gymnasium zu Wernigerode.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.



Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 211.

Der dichterische Entwickelungsgang Shakespeares.

Von

Th. Marx,

Königl. Reallehrer in Speier.



Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Der dichterische Entwickelungsgang Shakespeares.

Vortrag,
gehalten im kaufmännischen Verein zu Speier.

Von

Th. Marx,
Königl. Reallehrer in Speier.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1895.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei

Wohl kein Dichter der Weltlitteratur hat das Interesse der Nachwelt in größerem Maße erweckt, als Shakespeare, der Abgott seiner Nation nicht allein, sondern der ganzen gebildeten Welt. Mehr als zwei Jahrhunderte haben sich bemüht, ein erschöpfendes Bild seines äußeren Lebensganges zu zeichnen, mit einem zwar in vielen Punkten reichlichen, im ganzen jedoch nicht mit dem der aufgewendeten Mühe entsprechenden Erfolge. Einen befriedigenderen Eindruck gewinnen wir, wenn wir unseren Blick lenken auf die Ergebnisse der Durchforschung seiner Werke. Vor allem werden wir da von Staunen erfüllt ob des riesigen Fleißes, der dieser Aufgabe gewidmet wurde. Alle alten Kopien seiner Werke wurden gesammelt und mit der gewissenhaftesten Genauigkeit verglichen, das geringste Büchelchen wurde eingehend geprüft, nur weil es seiner Zeit entstammte, und weil es vielleicht einiges Licht werfen konnte auf 'irgend eine vergessene Stelle oder eine veraltete Redeweise. Alterthumsforscher, Textkritiker, Grammatiker theilten sich in die Arbeit — und als Resultat ihres Schaffens besitzen wir heute einen ziemlich sicheren Text. Ich sage: ziemlich sicher. Denn aller aufgewandten Mühe zum Trotz konnte und kann es nicht gelingen, einen kanonischen Text herzustellen, vor allem deswegen nicht, weil wir von den Handschriften des Dichters nicht eine einzige besitzen. Wir können jedoch mit Befriedigung auf das auf diesem Gebiete Erreichte blicken, wenn

auch noch auf lange Zeit die Shakespeareforschung dem Texte ihre Aufmerksamkeit wird widmen müssen.

Mit dem Streben aber, ein getreues Bild zu gewinnen von dem Menschen Shakespeare, mit dem Bemühen, tadellos und einwandfrei das Wort zu fixiren, auch mit der ästhetischen Würdigung allein, ist die Aufgabe des Shakespearestudiums nicht erschöpft. Um zum rechten Verständniß vorzudringen, müssen wir den Dichter studiren als eine geschlossene Einheit, ein Ganzes, müssen wir mit Goethe die *Hauptaufgabe* der Biographie darin erblicken, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich seine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie wieder nach außen abspiegelt". Diesen letzteren Theil der Aufgabe der Biographie, das allmähliche Sichherausbilden einer Welt- und Menschenansicht und wie der Dichter sie wieder nach außen abspiegelt, hat man zu Beginn der *Zeit*, da man erneuert anfing, sich mit Shakespeare zu beschäftigen, gänzlich vernachlässigt. Lange hat man seine Werke als ein Konglomerat für sich alleinstehender Stücke angesehen, durch nichts zusammengehalten, als durch seinen Namen und den Buchdeckel. Davon, daß der gewaltige Geist, der das Ganze durchwehte, ein einheitlicher, in sich abgeschlossener war, der allmählich erst das wurde, was er am Ende war — davon hatte man keine Ahnung.

Der Erste, dem die Nothwendigkeit einer solchen Art des Begreifens dämmerte, war Edmund Malone, während *in* Deutschland fast gleichzeitig Gerstenberg, der Verfasser des Ugolino, in seinem „Versuch über Shakespeares Werke und Genie" für die Betrachtung Shakespeares als eines Ganzen eintrat. Malone übernahm es zuerst, die Chronologie der Stücke festzusetzen, d. h. die zeitliche Aufeinanderfolge, in welcher

sie entstanden. Und hiermit haben er, sowie alle Nachfolgenden, welche sich mit diesen Fragen beschäftigten, das Studium unseres Dichters mächtig gefördert. Denn nur die chronologische Betrachtungsweise läßt uns einen Einblick gewinnen in das innere Leben des Dichters, läßt uns erkennen, wie es beispielsweise möglich war, daß die „Räuber" und „Wallenstein", „Götz von Berlichingen" und „Faust", „Verlorene Liebesmüh'" und „König Lear" je einem und demselben Gehirn entsprungen sein können; nur das chronologische Studium eröffnet uns einen Blick in die geistige Werkstatt des Dichters, nur es kann uns ein Bild verschaffen von seiner Welt- und Menschenansicht und wie er sie nach außen abgespiegelt. Dem chronologischen Studium erschließen sich die Werke eines jeden Dichters und Künstlers als ein lebendiger Organismus, der von kleinen Anfängen heranwächst zu mächtigen Zielen, als die Sprossen eines großen Geistes, die in ihrem vollen Reichthum an Blättern, Blüthen und Früchten nicht gewürdigt werden können, es sei denn, sie werden betrachtet als ein Ganzes; das chronologische Studium belehrt uns, daß es etwas Höheres und Wunderbareres giebt, als die großen Werke — den Geist, der diese Schöpfungen in die Welt warf: denn das wahre Gedicht ist des Dichters Geist (Emerson, Essays). Demjenigen also, der auf die angegebene Weise die Werke unseres Dichters genießen will, drängt sich als erste und Hauptfrage diese auf: In welcher Reihenfolge entstanden die einzelnen Stücke? Und da müssen wir bei der eigenthümlichen Lage, in welcher sich das Shakespearestudium befindet und den Umständen gemäß sich befinden muß, von vornherein sagen: Diese Frage klipp und klar zu beantworten, ist unmöglich; denn da die Ansichten über den Beginn von Shakespeares dichterischer Thätigkeit um mehrere Jahre, die über den Schluß seines Wirkens um ein volles Jahrzehnt auseinandergehen, können alle Versuche das Jahr der Ent-

stehung für die einzelnen Dramen festzusetzen, wenig sichere Gewähr bieten. Ganz resultatlos aber sind diese Versuche doch nicht geblieben. Vielmehr ist es gelungen, vermittelst verschiedener Kriterien das Datum der Entstehung der einzelnen Stücke, wenn auch nicht genau, so doch annähernd zu bestimmen.

Der Kriterien, die zur annäherungsweisen Ermittelung der Entstehungszeit der einzelnen Stücke führten, sind zwei Arten; äußere und innere.

Zu den ersteren haben wir zu rechnen 1. die Einträge in die Register der Buchhändlergilde; 2. die Veröffentlichung durch den Buchhandel; 3. Anspielungen oder direkte Erwähnung in zeitgenössischen Druckschriften oder Tagebüchern, Briefen u. s. w. Diese alle geben den Zeitpunkt an, an welchem das Werk vorhanden gewesen sein muß, obgleich es früher geschrieben worden sein kann. Finden wir beispielsweise im Jahre 1602 Hamlet in die Buchhändlerregister eingetragen und im Jahre 1603 veröffentlicht, so ersehen wir sofort, daß es vor diesen Jahren entstanden sein muß; erzählt uns Manningham, daß er und seine Kameraden am 2. Februar 1601 „Dreikönigsabend" oder „Was Ihr wollt" gespielt, und beschreibt er überdies die uns Allen bekannte Handlung genau; führt uns Meres im Jahre 1598 zwölf Stücke unseres Dichters unter lauten Lobeserhebungen desselben an; berichtet uns Forman, daß er am 15. Mai 1611 „Ein Wintermärchen" im Globetheater gesehen (und zwar wieder mit genauer Angabe der Handlung), so sind uns dies alles untrügliche Beweise, daß die genannten Stücke nicht nach den genannten Daten entstanden sein können.

Auf schwankeren Grund begeben wir uns bei Betrachtung der inneren Kriterien, als da sind Sprache und Stil — und Versbau. Es leuchtet ein, daß das Stilgefühl, welches hierbei das entscheidende Moment ist, in hohem Grade subjektiv und

unsicher ist, also zu keinen unumstößlichen Schlüssen führen kann. So wenig wir jedoch eines Thermometers bedürfen, um den krassen Uebergang von Kälte zu Hitze festzustellen, so wenig brauchen wir einen umfangreichen kritischen Apparat, um herauszufinden, daß die „beiden Edlen von Verona" den Jüngling, „Hamlet" den kämpfenden, gereiften, im Leben stehenden, „der Sturm" den zur Ruhe vorgedrungenen Mann zum Urheber haben müssen.

Auch die Sprache läßt in den verschiedenen Perioden einen merklichen Unterschied erkennen. In den früheren Stücken ist sie gleichsam ein dem Gedanken angelegtes Kleid, das häufig allzusehr mit unnöthigem Flitter verbrämt und sozusagen dem Gedanken zu weit ist; in der mittleren Zeit scheint ein gewisses Gleichgewicht hergestellt zwischen der Idee und ihrem Ausdruck; in der späteren wird das Gewand zu eng; die Sprache ist nicht mehr ganz fähig, dem überschäumenden Gedanken zum adäquaten Ausdruck zu dienen, sie wird sprunghaft, gedrängt, kühn, bilderreich, zuweilen dunkel.

Als zweites der inneren Kriterien gilt der Versbau. Man will gefunden haben, daß, je häufiger der Reim in einem Drama angewandt ist, desto früher dessen Entstehungszeit anzusetzen sei; je häufiger enjambirte Verse vorkommen, d. h. Verse, in denen Gedanke und Satztheil in einen anderen übergreifen, desto später sei das Stück entstanden; sog. leichte Versausgänge (d. h. solche, die auf Hülfs- und Modalverben, Personalpronomen endigen), sowie schwache (d. h. solche, die auf Konjunktionen, Präpositionen ꝛc. endigen) erscheinen nur in der späteren Zeit. Für die Jugendstücke sind ferner charakteristisch: das Auftreten der Knittelverse, das häufige Vorkommen klassischer Anspielungen und von Wortwitzen; das Ausspinnen von Witzen und Bildern bis zur Ermüdung; Clowns (Hanswurste und Narren), welche im Vergleich mit den späteren komischen Personen außerhalb des

Stückes stehen und speziell zum Witzereißen bestimmt sind, ganz wie der Hanswurst der älteren deutschen Komödie; Monologe, die mehr an das Publikum zur Erklärung des Bühnenvorganges oder der Motive der Handelnden, als an die eigene Person des Redenden gerichtet sind; symmetrische Anordnung der Personen.[1]

Wenn nun auch die angeführten Kriterien uns nicht in den Stand setzen, immer zuversichtlich sagen zu können: jenes Stück ist in diesem Jahre entstanden, dieses vor jenem, so ist doch mit ihrer Hülfe die Reihenfolge der Schriften unseres Dichters zur Genüge festgestellt, um uns mit einer gewissen Zuversicht die Reihenfolge der Epochen der geistigen Wandlungen und der Entwickelung Shakespeares verfolgen zu lassen. Ob „Othello" vor „Macbeth" geschrieben wurde, oder „Macbeth" vor „Othello", braucht uns nicht sehr zu kümmern; wir verstehen Shakespeare nicht besser, wenn diese Frage entschieden ist, als schon vorher, da die Entscheidung noch zweifelhaft war. Wohl aber trägt es zum Verständniß des Dichters als einheitliches Ganzes mächtig bei, zu wissen, daß beide Stücke, und zwar beide gleichmäßig, ein und derselben Periode in der Geschichte von Shakespeares Geist und Kunst angehören. Diese Kriterien sind es, die uns davor bewahren, „Sommernachtstraum" und „Sturm" nebeneinanderzustellen als Shakespeares Zauberstücke, sie bringen uns eindringlich zum Bewußtsein, daß der Wechsel in Shakespeares Metrum nichts Zufälliges war, vielmehr ein unbeabsichtigtes Zeichen seines inneren Wachsthums, und daß Hand in Hand mit ihm der Wechsel in Stil und Stimmung ging. Mit ihrer Hülfe sehen wir, wie der Dichter ständig wechselte und sich entwickelte.

Dieses Wachsthum, diese Einheit Shakespeares, die Verbindungsglieder zwischen den sich folgenden Stücken nach-

zuweisen, das Licht zu entdecken, das eins auf das andere wirft, die unterscheidenden Merkmale der einzelnen Schaffensperioden und ihre Kontraste klarzulegen, das ist es, was wir nun etwas eingehender versuchen wollen.

Aus uns unbekannten Ursachen verließ Shakespeare gegen 1586 sein Heimathsstädtchen Stratford und kehrte nach etwa 26jähriger Abwesenheit wieder zum ständigen Aufenthal dahin zurück. Einige Jahre mögen wohl vergangen sein, ehe der vom Lande nach London gekommene junge Mann die ihm zusagende Beschäftigung fand, und so werden wir den Beginn seiner litterarischen Thätigkeit in die Zeit von 1588—90 setzen können. Die Gesamtzeit seines Schaffens erstreckt sich demnach über etwas mehr als 20 Jahre, von welchen die eine Hälfte im 16., die andere im 17. Jahrhundert liegt. Die Wende der Jahrhunderte bezeichnet zugleich einen Markstein in der Entwickelung des Dichters. Aber jede der Dekaden, die zusammen das litterarische Leben Shakespeares umschließen, läßt sich wiederum in zwei kürzere Perioden theilen: einmal in die Jahre von 1590—96 — die Zeit der dramatischen Lehrjahre und des Suchens; zweitens von 1596—1600/01 — die Periode der englischen Historien und der heiteren Komödien; drittens von 1601 bis etwa 1608 — die Periode der bitteren Komödien und der großen Tragödien, und endlich von 1608—12 — die Periode der romantischen und pastoralen Stücke.

Wie bekannt, war Shakespeare Dramaturg einer Schauspielertruppe, und als solchem oblag ihm die Aufgabe, seine Gesellschaft mit neuen Stücken zu versehen; dabei galt es hauptsächlich, möglichst viel zu produziren. Zunächst versuchte es der junge Dichter mit der Umarbeitung und Anpassung vorhandener Stücke, und zwar that er dies theils allein, theils in Verbindung mit Kollegen. Als solche Bühnenbearbeitungen erkennen wir vor allem „Titus Andronicus“ und den ersten Theil von

„Heinrich VI.“ Es sind dies Stücke, an denen der Dichter keinen inneren Antheil hat, voll Bombast, Blut und Feuer, wie sie eben vor dem Erscheinen Shakespeares beliebt waren, die aber doch an einigen Stellen die, wenn auch noch junge, Meisterhand erkennen lassen, die an sie rührte.

Bald jedoch zeigte sich selbständiges Regen; den jungen Dramaturgen drängte es, Eigenes zu bringen, und frühe schon scheint er sich über den Beruf des Schauspiels klar gewesen zu sein: „der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen.“ Das erkennen wir an dem Werk, dem nach Metrum, Stil und Gedankeninhalt von fast allen kompetenten Kritikern die zeitlich erste Stelle angewiesen wird, an „Verlorene Liebesmüh'“. Das Stück ist eine Sittenkomödie mit lehrhafter Tendenz, wie wir es von einem geschickten jungen Manne erwarten können, der gerade vom Lande in die Stadt gekommen, wo ihn sofort die glänzenden Nichtigkeiten und die Unnatur in Kleidung, Lebensart, Sprache und Gedanken umfangen, und der sich vielleicht dadurch, daß er über sie schrieb, von den Modethorheiten befreien wollte. Das Ganze ist steif und ungelenk, der Dialog zwar sorgfältig ausgearbeitet und scharf pointirt, aber überladen mit gezierten Witzeleien und Wortspielen; die Charaktere sind nur allgemein umrissen. In der nun folgenden „Komödie der Irrungen“ beruht die Wirkung einzig auf der Situation; sie ist eine Burleske, gehoben nur durch einige wenige eingestreute schöne lyrische Stellen. „Die beiden Edlen von Verona“ bezeichnen einen entschiedenen Fortschritt. Hier betrat Shakespeare zum ersten Male den Pfad, den er mit wunderbarem Erfolge weitergehen sollte: hier haben wir die früheste Komödie, in welcher eine romantische Liebesgeschichte in dramatischer Form erzählt wird; hier zeichnet Shakespeare zum ersten Male die zarten und leidenschaftlichen Regungen

eines Frauenherzens. In seiner vollen Glorie leuchtet uns der Genius unseres Dichters zum ersten Male entgegen im „Sommernachtstraum“, in dem die klassische Sage, die mittelalterliche Feenwelt und das ungeschliffene Leben des englischen Handwerkers in unnachahmlicher Weise miteinander verflochten sind. „Wenn man mich nach einer Definition von Poesie befragt,“ sagt der amerikanische Dichter E. A. Poe, „so denke ich an „Oberon“ und „Titania“. Und in der That, alles im Bereiche der Kunst muß dem Menschen möglich sein, der in einem und demselben Werke eine Titania und einen Zettel den Weber schaffen konnte! Zum ersten Male auch tritt uns in eben diesem Weber Zettel ein typischer Charakter entgegen: der eingebildete, anspruchsvolle Mensch von einiger Fähigkeit zwar, der aber trotzdem ein Hohlkopf ist, hat in Nicolaus Zettel seinen ältesten Vertreter in der modernen Litteratur. Zum ersten Male auch lernen wir in dieser Komödie die freispielende Phantasie unseres Dichters kennen und seine erstaunliche Fähigkeit, seine Gedanken in Sätze von berückender Schönheit, in Worte süßesten Klanges zu kleiden. Und doch, so wunderbar die Mischung von luftiger Phantasie mit der gröbsten Posse ist, so klar auch der „Sommernachtstraum“ das Aufgehen eines Sternes erster Größe am Theaterhimmel ankündet, so entgeht es dem aufmerksamen Leser doch nicht, daß dem Werke der Stempel der Jugend anhaftet, allerdings der Jugend Shakespeares.

Mit diesem Stücke gewann der junge Dichter bald Ansehen unter seinen Genossen und dem großen Publikum, zumal er jetzt auch auf dem litterarischen Gebiete im engeren Sinne (Theaterstücke galten nicht als Litteratur), und zwar mit einigen epischen Gedichten, von denen er „Venus und Adonis“ bereits fertig aus Stratford mitgebracht haben mag, auftrat. Wie nun sein Stern zu steigen begann und sich ihm besonders die Gunst einiger schöngeistiger, vornehmer Herren zuwandte, da galt es,

die neuerrungene Stellung zu sichern, und deshalb mußte dem Drängen der Gesellschaftsdirektion und des Publikums nach neuen Stücken nachgegeben werden, und wenn die eigene Erfindungskraft nicht ausreichte, da griff man eben zu vorhandenen Stoffen und arbeitete sie um, beim Drange der Geschäfte, wie oben bereits angedeutet, mit Hülfe von Kollegen, wie Marlowe, Peel ꝛc., oder doch in Anlehnung an sie und ihre allbekannte, beliebte Manier. Als Frucht dieser überhasteten, gemeinsamen, in gewissem Sinne unselbständigen Thätigkeit erkennen wir den zweiten und dritten Theil „Heinrich VI." und „Richard III." Der Gegenstand dieser Serie von historischen Trauerspielen ist der prächtigste, den ein Dramatiker sich wünschen kann: auf der einen Seite individuelle Liebe, auf der anderen Untergang von Königthum und Thron. Die alte, schuldvolle Liebe von Lancelot und Ginevra tritt uns entgegen in dem Verhältniß von Margarete und Suffolk. Wie die erstere die Krone aller Könige, Arthur, zu Fall brachte, so führte die zweite zu dem Kriege der beiden Rosen, riß sie Frankreich von England los. Der dämonische Stolz der Königin mordet die festeste Stütze des Thrones ihres Mannes, den wackeren Humfred, dessen Fall die herrschsüchtigen Leidenschaften der Großen und die listigen Anschläge des heuchlerischen Gloster weckt. Bald hat Margarete, der Liebe, des Kindes, des Thrones, des Gatten beraubt, nichts übrig, als die Flüche, die sie auf die Feinde häufen kann, die sie zu Grunde gerichtet haben. Aus den Ruinen ihres Lebens, auf denen sie fluchend sitzt, erhebt sich die überwältigende Gestalt Richards, der mit grimmem Humor sich seiner Schlechtigkeit und seiner Erfolge freut. Durch Blut ist er zum Thron gelangt, durch Blut muß er ihn erhalten. Aber hinter ihm erstehen die Rachegeister, angefeuert durch die Flüche von vier Königinnen und das Klagen unschuldig Ermordeter. Und endlich trifft auf mörderischem Schlachtfelde der

Blitzstrahl das Haupt des schuldigen Königs, der trotzig fällt, den Tod so wenig fürchtend, wie die Sünde. Aus diesem herrlichen Stoffe nun hat der Dichter, den wir heute in seiner Gesamtthätigkeit überschauen und an den wir den allerhöchsten Maßstab anlegen, nicht das gemacht, was von ihm zu erwarten steht. Vorurtheilslos müssen wir gestehen: In „Heinrich VI." erkennt man jugendliche Unbeholfenheit, Schroffheit und Unmäßigkeit, Neigung zu bombastischer Breite und Oberflächlichkeit, eine gewisse Eckigkeit und Sprödigkeit, nicht nur in der Sprache, sondern in der ganzen Art der Gestaltung des Stoffes.[2] Von „Heinrich VI." gilt mit Recht das Wort von der in szenische Formen gekleideten Chronik. In „Richard III." finden wir deutlich die Spuren Marlowes, dessen Hauptkraft darin bestand, einen einzigen Charakter auf Kosten aller anderen hervortreten und in ihm eine einzige Leidenschaft wirken zu lassen; und so ist „Richard III." der verkörperte Ehrgeiz; ihm ist das ganze Stück geopfert. Kein späteres Stück weist diese Eigenschaft auf, so daß wir in ihm sowohl, wie in „Heinrich VI." den Anfänger erkennen müssen; allerdings, es darf das nicht außer acht gelassen werden, heißt der Anfänger Shakespeare.

Während der Jahre, in welchen der Dichter Versuche mit historischen Schauspielen, Komödien und Farcen anstellte, scheint dasjenige, was ihm besonders insgeheim am Herzen lag, eine Tragödie gewesen zu sein, eine Tragödie freilich von ganz anderer Art als „Titus Andronicus" und die Klasse von Blutstücken, wozu dieses gehört. Die geplante Tragödie scheint der Zielpunkt seiner litterarischen Thätigkeit in dieser Periode gewesen zu sein. Es ist die Ansicht der zuverlässigsten Kritiker, daß Shakespeare nach der gewöhnlich angenommenen Chronologie beinahe zu gleicher Zeit, da er für die Bühne zu schreiben anfing, an „Romeo und Julia" zu arbeiten begann, daß die

Tragödie ihn während einer Reihe von Jahren beschäftigte und in den Jahren 1595—97 ihre gegenwärtige Gestalt erhielt. Wenn dem so ist, und beschäftigte sich auch, wie man glauben darf, Shakespeare viele Jahre hindurch mit dem Stoffe des „Hamlet", so finden wir die für den Dichter überaus bezeichnende Thatsache, daß er die Wahrnehmung von der Unfertigkeit seiner Entwickelung ruhig hinnahm und demgemäß mit seinen erkorenen Stoffen zurückhielt, bis er sich für fähig erachtete, seinen Ideen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Welch ein Kontrast zwischen diesem Abwarten des Genies, diesem Ausharren, bis die goldenen Schachte sich erschließen, und der fieberhaften Gier des geringeren Talentes, seinen Ehrgeiz zu befriedigen! Von den vielen Merkmalen der Jugendlichkeit, die „Romeo und Julia" anhaften, möchte ich besonders erwähnen die symmetrische Anordnung der Personen. Noch sucht der Dichter die Einheit seiner Wirkung weniger durch das Einhauchen gemeinschaftlichen Lebens, als durch die Anordnung der Rollen zu erreichen. In der ersten Scene seiner frühesten Tragödie werden zuerst zwei Diener der Capulets eingeführt, dann zwei Diener der Montagues, dann Benvolio von der Partei der Montagues, dann Tybalt von der Partei der Capulets, dann Bürger auf jeder Seite, dann der alte Capulet und seine Frau, dann Montague und seine Frau und am Ende der sie alle verbindende Eckstein, der Fürst. In den Stücken, die Shakespeares Meisterzeit angehören, wird er auch ohne solche Künstelei fertig. In diesen späteren Stücken ist die Einheit vermöge einer lebenden und das ganze Werk beseelenden Kraft immer gegenwärtig; die Einheit liegt da nicht bloß im Bau, sondern im Leben. Noch mehr aber als Aeußerlichkeiten spricht die Stimmung, die das Stück durchweht, für dessen frühe Entstehungszeit. „Alles", sagt Coleridge, „ist Jugend und Frühling: Jugend mit ihren Thorheiten, Tugenden

und Ueberstürzungen; Frühling mit seinem Duft, seinen Blumen und seiner Vergänglichkeit. Ein und dasselbe Gefühl beginnt, durchzieht und endigt das Stück. Die alten Männer, die Montagues und Capulets sind keine gewöhnlichen alten Männer: sie besitzen die Heftigkeit, den Muth, das Aufbrausen der Jugend. Bei Romeo sind sein plötzliches Wechseln in der Leidenschaft, seine rasche Heirath, sein überstürzter Tod die Folgen der Jugend." Julia, die Vierzehnjährige, brauchen wir bloß zu nennen. „Romeo und Julia" ist in seiner Schönheit, seiner Leidenschaft und seinen Mängeln recht eigentlich die Hervorbringung eines jungen Mannes, die lyrische Tragödie der Jugend, der Liebe und des Todes.

Shakespeare wandte sich nunmehr dem historischen Drama zu und versuchte seine eigene Methode auf dieses Gebiet zu übertragen. Das that er nicht zufällig, sondern einer mächtigen Strömung der Zeit folgend, die jedenfalls auch seinem eigenen Denken und Fühlen entsprach. Von der Zeit an, da das kleine, arme, schwachbevölkerte England sich darauf gefaßt machen mußte, den Kampf um seine Existenz zu bestehen gegen den größten, mächtigsten und reichsten Staat der damaligen Zeit, das Spanien Philipps II., und noch mehr von der Zeit an, da es, dank seiner Thatkraft, siegreich aus diesem Kampfe hervorgegangen, in die vorderste Reihe der modernen Staaten getreten war, von der Zeit an, da, ähnlich wie bei uns in Deutschland nach den Befreiungskriegen und noch mehr nach 1870, das Wort „Vaterland" jedes Herz höher schlagen machte — war es nur natürlich, daß man allgemein anfing, Anregung und Kräftigung zu suchen in der Geschichte, sie zu durchforschen und in Versen zu singen und zu preisen.

„Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen."
(Schiller. Prolog zu „Wallenstein".)

Dieser Zeitstimmung konnte auch unser Dichter sich nicht entschlagen. Nachdem in den drei Theilen „Heinrich VI." und in „Richard III." die Geschicke des Hauses York behandelt waren, wandte er sich jetzt denen des Hauses Lancaster zu. Von „Richard III." bis zu „Richard II." ist ein ungeheurer Fortschritt. Die Ueberfülle des Stoffes, der Personen, wie der Handlungen ist sehr reduzirt; aber die Anordnung ist zu einfach reinen Kunstformen gesteigert, und „Richard II." ist nach Bau und Wirkung eine klassische, ergreifende Tragödie. Noch stärker tritt dieser Fortschritt hervor in „König Johann", der uns auch das erste Beispiel bietet von der Mischung des Komischen mit der Geschichte, die zur Vollendung gebracht wurde in „Heinrich IV."

Zwischen den früheren Komödien und den mittleren Historien einerseits und jener glänzenden Gruppe von Lustspielen, die um 1600 entstanden, steht mitten inne der „Kaufmann von Venedig". Mit jenen ist er verbunden durch die Häufigkeit des Reimes und der klassischen Anspielungen, mit diesen dadurch, daß das Interesse in die Charakterentwickelung gelegt ist. Wenn wir im „Sommernachtstraum" ein großes Aufflackern der Phantasie kennen lernten, in „Romeo und Julia" einen großen Ausbruch der Leidenschaft, in „Richard II." das Aufflammen des Patriotismus, der in „König Johann" mit Pathos gepaart auftritt, so sehen wir hier nicht ein Gefühl alle anderen beherrschen, sondern eine Symphonie von Anmuth und Wildheit, Liebe und Rache, Freundschaft und Haß, von Witz und Humor. Werfen wir unseren Blick zurück auf „die beiden Edlen von Verona", das erste Stück, in dem Shakespeare die leidenschaftliche, ränkesüchtige italienische Natur behandelt, so sehen wir, welchen ungeheuren Fortschritt er gemacht hat; blicken wir vorwärts auf das große venetianische Stück einer späteren Periode, auf „Othello", so werden wir erkennen, welche Höhe zu ersteigen,

welche Tiefe zu ergründen ihm noch vorbehalten war. Im „Kaufmann von Venedig" haben wir zum ersten Male Shakespeare voll und ganz. — Nachdem der Dichter bis zu dieser Zeit Historie und Komödie getrennt behandelt hatte, galt der nächste Schritt der Vereinigung dieser beiden Elemente, gemäß der Erkenntniß, daß im Leben Tragik und Komik untrennbar miteinander verknüpft sind. Und so kommen wir von der anmuthigen Schönheit einer Portia, den grausen Flüchen und der verzweifelten Rache eines Shylock zu der halsstarrigen Tapferkeit eines Percy-Heißsporn und dem wundervollen, unverlegenen Witz eines Falstaff. Welch ein Abstand zwischen den frühen historischen Stücken und „Heinrich IV."! Dort die Hand des Jünglings, hier des Mannes! Hier lebt jeder Charakter. Von Falstaff, Heißsporn, Heinrich und seinem Sohn bis zu Frau Hurtig. Die Komik Shakespeares erreicht ihren Höhepunkt in Falstaff; die Charakterisirung wird auch später nicht übertroffen. Als direkten Abkömmling der beiden Theile „Heinrich IV." haben wir die „Lustigen Weiber von Windsor" zu betrachten. Die Ueberlieferung berichtet, daß die Königin Elisabeth solches Wohlgefallen an Falstaff gefunden habe, daß sie den Dichter beauftragte, ihn auch einmal als Verliebten darzustellen. Dies mag der Grund gewesen sein, warum Shakespeare das Versprechen, das er im Epilog zu „Heinrich IV." gegeben, daß Falstaff mit Heinrich V. in Frankreich erscheinen solle, nicht gehalten hat, obwohl dies auch seine Erklärung finden mag in der Erkenntniß des Dichters, daß unter den großen Thaten des Siegers von Azincourt kein Raum gewesen wäre für Falstaff. Während die „Lustigen Weiber" gleichsam ein Nebenprodukt der Lancasterquadrilogie darstellen, bildet „Heinrich V." deren Schluß. Unter den schmetternden Trompetentönen des Triumphes nimmt Shakespeare Abschied von der englischen Geschichte. Heinrich V. ist so recht der Held unseres Dichters in dieser Periode seines

Schaffens, Mannesmuth durchweht es, Freude an der eigenen Kraft und den errungenen Erfolgen. Die Ruhelosigkeit Hamlets, die Bitterkeit Timons, die abgeklärte Weisheit Prosperos kennt er noch nicht; weder Unentschlossenheit, noch Rache, noch Vergebung bilden den Gegenstand seines Denkens und Dichtens — nur thatkräftiges Handeln und Sieg — Sieg über Englands alten Feind — Frankreich.

Und nun folgt eine Reihe von Stücken, die zwar gemeinhin als Komödien bezeichnet werden, aber nur zum Theil solche sind. Unter diesen bieten die „Lustigen Weiber" und die „Zähmung der Widerspenstigen" am wenigsten Anhaltspunkte zur Ergründung des inneren Werdeprozesses unseres Dichters, da das erstere, wie wir bereits gehört, einem äußeren Anlaß sein Entstehen verdankt und das letztere nach den unwiderlegbaren Untersuchungen der Kritiker nur zum Theil von Shakespeare herrührt. Den mitten im Vollgenuß des Lebens stehenden Shakespeare erkennen wir in dem heiteren Konversationslustspiel „Viel Lärm um Nichts", dieser reizenden Darstellung des Triumphes des weiblichen Uebermuthes und der Koketterie, aber einer Koketterie im edelsten Stil, im liebenswürdigsten Gewande. Dem witzsprudelnden Dialog von „Verlorene Liebesmüh'" folgt die weitentlegene Waldeswelt „Wie es Euch gefällt"; aber in diese schöne, harmonische, weichgestimmte Pastoralkomödie mischt sich die Unzufriedenheit des kritischen Lebensbetrachters. Durch den Hain von Arden weht plötzlich, wie der Herbstwind durch die grünen Blätter, die Melancholie des Jacques, der uns den reiferen Shakespeare vorahnen läßt, „der seine Erfahrungen gewonnen hat, die ihn traurig gemacht haben."[3] Diese plötzlich aufflackernde Stimmung schwindet wieder im „Dreikönigsabend", um abermals hervorzubrechen in „Ende gut, Alles gut" und um sich ganz zu verdüstern in „Maß für Maß", diesem tiefsinnig angelegten Nachtbild,

in welchem alles grau in grau gemalt ist und über dessen trübes Halbdunkel nur die „verklärte Himmelsgestalt" der Isabella einiges Licht gießt. Bei der Betrachtung dieser Stücke kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß Shakespeare, mehr dem äußeren Zwange gehorchend, als dem inneren Triebe, fortfuhr, Komödien zu schreiben, während die Tragik sich schon seines Sinnens bemächtigt hatte, und daß er demgemäß Charaktere schuf, die viel mehr in den Rahmen eines Trauerspiels als in den eines Lustspiels gepaßt hätten. Tiefgründende Gedanken über Leben und Tod in „Maß für Maß" erinnern uns an Hamlet, und mit schmerzhaftem Interesse verfolgen wir die Sünde, das Seelenforschen und die Erniedrigung Angelos. Noch weiter entfernen wir uns vom Lustspiel in „Troilus und Cressida", dieser „Komödie der Enttäuschungen", wie man sie genannt, die uns die Dinge und die Verhältnisse nackt und bloß zeigt, jeder Illusion bar. Das Komische erhält ein satirisches Kolorit, alle Gemeinheiten des Lebens erscheinen als ein selbstverständlicher Theil desselben; über alles, was für uns hoch und heilig ist, ergießt sich der Geifer eines schmutzigen Hohnes. Dieselbe Stimmung, die die letztgenannten Stücke durchzieht, beherrscht auch die Sonette, von denen die letzten gegen 1601 entstanden sein sollen; Trauer und Entsagung ist ihr Grundzug. Wir fühlen es: die Zeit der Luspiele ist vorüber, die der Trauerspiele beginnt.

Wir sind um die Zeit von 1600 angelangt. Etwa vierzehn Jahre sind verflossen, seit Shakespeare seine Heimath verlassen, etwa zehn seit Beginn seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Es sind dies Jahre großen Erfolges; die Produktion ging rasch und ungestört vor sich, im Durchschnitt entstanden jedes Jahr zwei Stücke, wie dies auch sein Vertrag mit seiner Gesellschaft mit sich brachte.[4] Unter diesen 18—20, zwischen 1590 und 1600 geschriebenen Stücken befinden sich ungefähr acht oder neun

Komödien, die ganze Reihe der Historien (mit Ausnahme Heinrichs VIII.) und ein oder zwei Trauerspiele. Auch äußerlicher Erfolg wurde unserem Dichter in hohem Maße zu theil. Aus dem armen Flüchtling war ein berühmter Mann geworden; geliebt von der besten Gesellschaft, zählte er die Grafen Southampton, Essex und Pembroke zu seinen Freunden, war er der Günstling der Königin; die besten der litterarischen Genossen suchten seinen Umgang. Er hatte seinen Vater der Armuth entrissen, das schönste Haus in Stratford und dazu viele Ländereien gekauft — kurz, er war auch ein reicher Mann geworden. Da plötzlich scheint sich ein dunkler Schleier auf seinen Lebensweg zu senken. Seine besten Freunde kommen zu Fall: Essex stirbt auf dem Schaffot, Southampton schmachtet im Tower, Pembroke verseufzt, des Hofes verwiesen, sein Leben fern von Stadt und Freund. Dazu kommt noch, wenn wir aus den Sonetten einen direkten Schluß ziehen wollen, „Verschmähter Liebe Pein", der Verrath eines Freundes und der Ueberdruß am eigenen Beruf, der ihn aber trotz alles Rüttelns festhält: die naiv heitere Lebensbetrachtung schwindet, die tragische Stimmung gewinnt die Oberhand.

Als die ersten Produkte der dritten Schaffensperiode erscheinen uns „Julius Cäsar" und „Hamlet". Während er in den Historien mit der wirklichen Welt, der Welt des Handelns und des Gelingens sich beschäftigt, studirt der Dichter in diesen beiden Stücken den Mißerfolg in den Angelegenheiten zweier großer Männer, Brutus und Hamlet, die alle Beide dazu berufen sind, große Thaten zu vollbringen, die aber nicht die zur Vollbringung dieser Thaten nothwendigen Eigenschaften besitzen, der eine, weil er nicht klug, der andere, weil er nicht energisch handeln kann. Irrthum und Mißgeschick, oder im besten Falle Schwäche und Unklugheit sind die Ursachen des Unterganges des Brutus und Hamlet: ihre Seelen waren rein

von Unrecht. Aber von nun ab bilden stürmische Leidenschaft und wildes Verbrechen den Gegenstand der Tragödien, an der Stelle eines grausamen Schicksals; das Leiden wird zur Schuld. Die Bande des Lebens werden zerrissen: in Othello die Bande, welche Mann und Frau einigen; in Lear die Bande zwischen Vater und Kind; „Liebe erkaltet, Freundschaft fällt ab, Brüder entzweien sich, das Band zwischen Vater und Sohn zerrissen“; in Macbeth die Bande der Verwandtschaft und der Unterthanentreue; Antonius löst sich von seinem Vaterlande los und hört auf ein Römer zu sein; Coriolanus wendet sich ebenfalls von seiner Vaterstadt ab und ist nahe daran, in stolzer Eigensucht zu vereinsamen. Timon trennt sich in der That nicht allein von seinem Lande, sondern von der Menschheit selbst. er ist „Misanthrop und haßt die Menschheit“.

Welche Masse von Uebel wird in diesen Stücken zur Darstellung gebracht! Das Gute fällt dem Bösen zum Opfer, das Gemeine triumphirt über das Edle, der Unschuldige fällt mit dem Schuldigen. „Der Tod kommt und entführt den Verbrecher, und sein Opfer menschlichen Blicken, und uns bleibt im Herzen ein ehrfurchtsvoller Schrecken, da wir den unlösbaren Fragen des Lebens gegenüberstehen. Da liegt Duncan, der „seine Macht so mild getragen“ hatte, der „so sündenfrei in seinem großen Amt“ gewesen war, schandbar ermordet; da liegt Cordelia entseelt in den Armen Lears; da Desdemona, kein Wort murmelnd, auf dem Bette; da Antonius, den Cleopatras Zauber zu Grunde gerichtet hatte; als Letzter Timon, der in der Verzweiflung dem Leben entflohen war und seine einzige Zuflucht unter der Vergessenheit bringenden öden Woge gefunden hatte.“ [5]

Welch ein Abstand zwischen dem Shakespeare, der die glänzenden, patriotischen Historien geschrieben hatte, die über-

fließen von Kraft und Lebensmuth, und dem Shakespeare, dessen Bitterkeit und Lebensüberdruß in einem Timon sich Luft machen!

Aber wie unserem eigenen größeren Dichter, Goethe, so erging es Shakespeare. Indem er seinen Leiden und Verstimmungen Worte lieh, wuchs er über sie hinaus; im Kampfe mit ihnen, befreite er sich von ihnen, schuf er sich eine neue, endgültige Lebensanschauung, und von der tragischen Leidenschaft, die in Timon ihren Höhepunkt erreicht, gelangen wir plötzlich, wie aus einem wilden Felsenlabyrinth in eine blumige Au, zu lauterer Schönheit und ruhiger Heiterkeit; von den Stücken, die mit dem gewaltsamen Bruch der menschlichen Bande sich beschäftigen, gelangen wir zu einer Gruppe von solchen, die das Zusammenknüpfen dieser Bande zum Vorwurf haben, die Vereinigung Getrennter, die Vergebung der Feinde, die Sühne des Unrechts — nicht durch Tod, sondern durch Reue — den ersten Spuren dieser neuen Weltauffassung begegnen wir in dem von unserem Dichter herrührenden Theil des Perikles, sie leuchtet uns entgegen im „Sturm", im „Wintermärchen" und in „Cymbeline". „Shakespeare dachte noch immer an die ernsteren Prüfungen, welche das Leben für den Menschencharakter mit sich bringt, an das Unrecht, welches der Mensch dem Menschen zufügt; aber seine gegenwärtige Stimmung verlangte keinen tragischen Ausgang — sie verlangte vielmehr einen freudigen oder friedlichen Ausgang. Die Dissonanz muß sich in eine klare und entzündende, oder feierliche und tiefe Harmonie auflösen. Demgemäß ist denn auch in jedem dieser Stücke — „Wintermärchen", „Cymbeline", „Sturm" —, während uns schwere Verirrungen des Herzens gezeigt werden und ebenso grausames Unrecht wie das in den großen Tragödien, zum Schluß immer eine Lösung der Dissonanz, eine Aussöhnung. Es ist nicht, wie in den Jugendkomödien, eine bloße Auflösung. Die

Lösung der Dissonanzen in diesen spätesten Stücken ist nicht eine bloße Bühnennothwendigkeit oder eine Nothwendigkeit der Komposition, die der Dichter vornimmt, um seinem Stücke einen Schluß zu geben, und die seine Imagination oder sein Herz wenig interessirt. Ihre Bedeutung ist hier ethisch und geistig; sie ist eine moralische Nothwendigkeit." [6]

Ein Theil eines anderen Stückes gehört sicherlich dieser letzten Periode der schriftstellerischen Thätigkeit Shakespeares an, ein Theil von „Heinrich VIII." Johnson bemerkte, daß Shakespeares Genie dann auf der Bühne waltet, wenn die Königin Katharina da ist. Was zog also den Dramatiker in diesem von einem Anderen nur geplanten und theilweise von ihm selbst ausgeführten „Heinrich VIII." an? Das Auftreten einer edlen Dulderin, die in die Klasse der Imogen, Hermione und Prospero gehört, eines Wesens, das schmählich gekränkt wurde und doch durch einfache Treue gegen Recht und Wahrheit, durch Selbstlosigkeit und Großherzigkeit aus aller Leidenschaft und allem persönlichem Rachegefühl in die Wirklichkeit der Dinge übergeht, worin allerdings viel Schmerz noch bleibt, aber doch ohne unedlen Zorn oder seichte Bitterkeit des Herzens.

Mit diesem Stücke vergrub Shakespeare seinen Zauberstab „tiefer als ein Senkblei je geforscht" und nahm Abschied von der Bühne.

Versuchen wir es nun, der etwas detaillirten Darstellung eine zusammenfassende folgen zu lassen, damit wir einen einheitlichen Eindruck davontragen. Wir theilten oben die Arbeitszeit Shakespeares in vier Abschnitte. Der erste, welchen wir als die Lehrzeit bezeichnen können, ist der, in welchem der Dichter sozusagen das dramatische Gewerbe erlernte. Mit 24 bis 26 Jahren beginnend, machte er rasche Fortschritte; die Jugendwerke, Experimente nach verschiedenen Richtungen, werden

alle gekennzeichnet durch Lebhaftigkeit, Gefallen an äußerer Schönheit und überschäumender Lebenslust.

Noch aber mangelt es dem Dichter an Lebenserfahrung. Mit zunehmender Kraft schärfte sich auch sein Sinn für diese, und seine Phantasie begann bald, das thatkräftige Leben in ihr Bereich zu ziehen; bald sollte er die Welt verstehen und die Menschen darin. Und wo konnte er dies besser als in und an der Geschichte? Das Zusammendrängen der großen und rauhen geschichtlichen Stoffe in die dramatische Form erheischte die kräftigste Uebung der plastischen Energie der Einbildungskraft; und der Umstand, daß er es mit der Wirklichkeit und den positiven Thatsachen der Welt zu thun hatte, führte den Dichter zu der Erkenntniß, daß es einen ernsteren Stoff zur Poesie gebe, ein köstlicheres Material — sogar zu rein künstlerischen Zwecken — als die Witzesübungen und Geziertheiten, die ihn in seiner Jugend irreführten. Während dieser Periode wird Shakespeare stark und kräftig. Es war dies auch die Zeit, in der er rasche Fortschritte nach der materiellen Seite hin machte und das Vermögen ansammelte, das ihn später in den Stand setzte, als unabhängiger Landjunker zu leben.

Gegen das Ende dieser Periode scheint schwere Sorge das Leben unseres Dichters zu umdüstern. Was auch die Ursache dieser Verfinsterung gewesen sein mag, die Thatsache steht fest: ausgelassene Heiterkeit, der Pomp des Krieges, der mächtige Pulsschlag der Geschichte hörten auf Gegenstände der Verarbeitung zu bilden. Shakespeare fühlte das Bedürfnis in sich, mit der Macht seiner Einbildungskraft die Tiefe des menschlichen Herzens zu ermessen, hinabzutauchen in die dunkelsten und traurigsten Abgründe des Menschenlebens, das große Mysterium des Bösen zu erforschen. Die schwärzesten Sünden der Menschen, das erbarmungslose Schicksal, das langsam den Menschen um-

kreist, um plötzlich über ihn herzufallen; der rächende Zorn des Gewissens, die Grausamkeit und die Strafe der Schwäche, der Eifersucht, der Undankbarkeit, des Wahnsinns der Menschen, die Thorheiten der Großen, der Wankelmuth der Menge — sie alle, mit Tausenden anderer, wechselnder Stimmungen und Leidenschaften werden zu einem Gebilde zusammengewoben, wie es einzig dasteht in der Geistesgeschichte der Menschheit. Es ist, als ob während dieser Periode Shakespeares Genius die glänzende Oberfläche der Welt verlassen hätte, um an dem Wesen der Dinge selbst seine Kraft zu erproben.

Das tragische Düster sollte jedoch nicht für immer dauern. Das dunkle Gewölk erhellt sich und verzieht, und der Himmel erscheint klarer, als je zuvor. Der Dichter hat mit dem Leben gerungen und es überwunden.

„Entschlafen sind die wilden Triebe
Mit ihrem ungestümen Thun,
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.“

Er hat sich einen Standpunkt erkämpft, der über dem Leben steht mit seinen Freuden und Schmerzen; er schaut auf es herunter mit ernster Zärtlichkeit, die dem Mitleid verwandt ist. Er hat gelernt, die Dinge zu begreifen unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit (sub specie aeternitatis).[7] Und die Liebe Gottes, „welche gleich ist der Erkenntniß, die ungetrübte und darum uneigennützige Stimmung des denkenden Geistes“[8] durchweht alle Stücke der letzten Periode; über ihnen allen schwebt, dem Ariel gleich, jene selbstlose Heiterkeit, die sich an den Dingen erfreut, unbelästigt von dem Wunsche, sie zu besitzen, jener Gleichmuth, der die Welt überwunden und der zum Wort wird in jener pathetischen Abstraktion der gesamten Philosophie:

„Wir sind solcher Stoff,
Wie der zu Träumen, und dieses kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf."

(Sturm IV, 1.)

Wenn ich es gewagt habe, in meinen Ausführungen einen schwachen Versuch vorzuführen, wie wir uns die dichterische Entwickelung Shakespeares vorstellen können, so wollte ich nichts weiter als die Möglichkeit einer Auffassungsweise nahelegen, wie ich sie (im Anschluß an berufene Kritiker,[9] deren Forschungsresultate ich Ihnen vermitteln wollte) kundgegeben, ohne Anspruch darauf zu erheben, daß sie als allgemein gültig anzunehmen sei. Shakespeare ist wie die Welt. Ein Jeder hat das Recht, sich seine Meinung über ihn zu bilden und ihn seinem individuellen Sein anzubequemen. Jeder kann ihn, seinem Wesen entsprechend, auffassen und genießen. Bildet es doch einen der größten Reize des Shakespearestudiums, daß die Zahl der Punkte, von denen aus der zehntausendseelige (myriad-minded) Dichter, wie ihn Coleridge nannte, studirt werden kann, unendlich ist. Wer aber kann ihn ergründen? Aus dem Bewußtsein der Unzulänglichkeit dieses Vermögens heraus schließe ich mit den Worten Friesens:

„Wie aber mag's dem armen Wort gelingen,
Von solcher Füll' ein treues Bild zu geben,
Dem stumpfen Sinn, hellsehend einzudringen
In alle Tiefen seines Geistesleben,
Wie möcht' ich wähnen, mit gelähmten Schwingen
Zu seinen lichten Höh'n mich zu erheben?
Doch wär' ich glücklich, wenn der Trost mir bliebe,
Mein Lieben werd' entzünden And'rer Liebe."

Anmerkungen.

[1] Um durch einige Beispiele das Gesagte ein wenig zu erläutern, führen wir an: In „Verlorene Liebesmüh'" kommen auf 2787 Verse 1028 Reime; in „Wintermärchen" auf 2750 Verse kein einziger Reim; im erstgenannten Stücke kommt erst auf 18,14 Verse ein enjambirter, im letztgenannten schon auf 2,12; Knittelverse enthält das ältere Stück 194, das jüngere gar keinen.

[2] Ulrici, „Shakespeares dramatische Kunst", I, 251.

[3] Vergl. „As you like it". IV, 1, 26. 27.

[4] Halliwell-Phillipps, „Outlines of the life of Shakespeare", I, 232.

[5] Vergl. Dowden, „Shakespeare, sein Entwickelungsgang in seinen Werken", übersetzt von Wagner.

[6] Dowden, S. 304.

[7] Spinoza, „Ethik", Theil V, Lehrsatz 29.

[8] Kuno Fischer, „Geschichte der neuen Philosophie", Bd. I, 2. Theil, S. 529.

[9] Vorzugsweise Furnivall, Iutroduction und Dowden, Shakespeare, his Mind and Art und Primer. Neben diesen und außer den oben Erwähnten wurden benutzt: Fleay, Manual; Drake, Shakespeare and his Times; White, Studies in Shakespeare; Lloyd, Essays; Stopford Brooke, Primer of English Literature; Prolegomena zu Reeds Variorum Edition; Furneß, New Variorum Edition; Elze, Shakespeare; Koch, Shakespeare; Friesen, Shakespearestudien.

Rothe Rosen.

Neue Gedichte von Harbert Harberts.

Kl. 8°. ff. Kupferdruckpapier,
in feinem Original-Einband mit Goldschnitt, Preis Mk. 6.—.

Die „Presse“ in Wien berichtet: — Statt der stereotypen Phrase: „Zu Geschenken sehr geeignet“, welche bei so mancher Dutzendware der Dichterlinge unteren Ranges auf Absatz wirken soll, kann hier wohl gesagt werden, daß Harberts' „Rothe Rosen“, auch ganz abgesehen von der glänzenden, ebenso eleganten, wie geschmackvollen Ausstattung, ein Prachtwerk ist, welches die Beschenkten mit stets steigendem Interesse lesen werden und oftmals wieder lesen und das die Zahl der Verehrer der Harbertsschen Muse bald vermehren wird.

Albert Moeser.



Singen und Sagen.

Neue Gedichte.

Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Durch Albert Moesers „Singen und Sagen“ geht ein großer markiger Zug. Ein Dichter, vollendet in der Form, mit einer herzpackenden Sprache begabt, voll Wärme und Empfindung, ein Philosoph, reich an tiefen, durch reiche Erfahrung geläuterten Gedanken, mit einer feinen Beobachtungsgabe, wie sie nur dem Weltweisen eigen — ein wahrer Poet und ein ganzer Poet, das ist der Verfasser des Buches, das an dieser Stelle jedem Freund des Schönen als eine Quelle reinsten künstlerischen Genusses empfehlen zu können mir eine herzliche Genugthuung bereitet. (Dresdener Zeitung.)

Albert Moeser.

Gedichte.

Erste Sammlung.

Dritte sehr vermehrte und veränderte Auflage.

Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Urtheil der Presse über die 2. Auflage des Werkes:

Blätter für litterar. Unterhaltung: Eine große Weltanschauung, welche die Dinge stets sub specie aeternitatis betrachtet, ein für alles Schöne leidenschaftlich erglühtes Herz, geläutert in der Schule philosophischen Denkens, und eine namentlich im Pathetischen bezaubernde Formenschönheit, das sind die leuchtenden Eigenschaften der M.'schen Dichtungen.

Der dichterische Entwickelungsgang Shakespeares.

Von

Th. Marx,
Königl. Reallehrer in Speier.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.





Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 212.

Lavoisier
der Begründer der Chemie.

Von
Ernst Schultze,
in Berlin.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Lavoisier,

der

„Begründer der Chemie".

(† 8. Mai 1794.)

Von

Ernst Schultze
zu Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Am 8. Mai dieses Jahres waren hundert Jahre verflossen, seit Lavoisier sein Haupt auf den Block der Guillotine legen mußte, — Lavoisier, der in den Anschauungsweisen der wissenschaftlichen Chemie einen so durchgreifenden Umschwung veranlaßt hat, daß man von ihm an in der Geschichte der Chemie ein neues Zeitalter zählt. Jedes Lehrbuch und jedes Kompendium der Chemie singt sein Loblied, und namentlich die französischen Autoren sind in seiner Bewunderung so weit gegangen, daß sie ihm nicht selten die Begründung der Chemie selbst zugeschrieben haben.

Deutsche Chemiker sind dieser Ansicht entgegengetreten, sie haben die Anmaßung, die in vielen Behauptungen ihrer Gegner lag, — so meinte z. B. Wurtz: „La chimie est une science française; elle fut constituée par Lavoisier“ [1] und „Considérant Lavoisier comme le véritable fondateur de la science chimique, j'ai voulu dire que cette science est française par son origine, ou qu'elle est née en France“, [2] — zurückgewiesen und haben nicht nur Lavoisiers wissenschaftliche Leistungen, sondern auch seinen Charakter einer Kritik unterworfen, und sie sind dabei zu Resultaten gekommen, die mit denen der französischen Gelehrten in vielen Punkten nich übereinstimmen.

Im Nachstehenden wollen wir nun versuchen, uns ein möglichst gerechtes Bild von dem zu machen, worin Lavoisiers

Bedeutung bestand. Es lohnt sich wohl der Mühe, sich mit einem Manne zu beschäftigen, der in der Geschichte der menschlichen Geistesentwickelung eine so wichtige Rolle spielt und über den so widersprechende Meinungen im Umlauf sind; gewiß wird Allen, denen daran lag, sich über diesen Mann Klarheit zu verschaffen, das Gleiche begegnet sein, wie mir: ein unsicheres Hin- und Herschwanken und das Bewußtsein der Unmöglichkeit, sich ohne eingehenderes Studium eine richtige Anschauung über Lavoisier zu bilden.

Jedermann, der bestrebt ist, sich genauere Kenntnisse über die Methoden und Lehren der Chemie anzueignen, faßt schon mit den ersten Schritten, die er in der Erlernung dieser Wissenschaft thut, eine unbegrenzte Verehrung für Lavoisier, dessen Theorien, wie er lernt, der Chemie den Weg gewiesen haben, auf dem sie sich fruchtbar weiter entwickeln konnte, und dessen kühnem Geiste wir es zu verdanken haben, daß sie den alten Weg verlassen hat, der sie nur in unfruchtbare, unergiebige Gebiete hätte führen können.

Später verliert sich diese enthusiastische Verehrung wieder; denn man lernt einsehen, daß Lavoisier wohl große Verdienste um die Entwickelung der Chemie gehabt hat, daß aber diese Verdienste an Werth verlieren, da sie zuweilen mit Hülfe eines wenig anheimelnden Charakters errungen wurden. Zum größten Theil findet die Stärke der Verehrung, mit der man das Andenken Lavoisiers überschüttet, ihre Erklärung in der enthusiastischen Natur des Volkes, welchem Lavoisier angehörte und welches in der Verherrlichung der Männer, deren Ruhm es als nationales Eigenthum betrachtet, um ebensoviel zu weit zu gehen pflegt, als wir Deutsche darin nicht selten hinter dem gerechten Maße zurückbleiben.

Wenn wir beurtheilen wollen, auf welchem Standpunkte die Chemie zur Zeit des Auftretens Lavoisiers stand, und

ob man sie schon damals als Wissenschaft bezeichnen kann, müssen wir uns vergegenwärtigen, welche Stellung ihr damals unter den übrigen Naturwissenschaften angewiesen wurde.

Während man noch im 17. Jahrhundert nicht allzuviel Verständniß für die Chemie zeigte, während sie damals noch als ein wenig beachteter Anhängsel an der Physik hing, ist gegen Anfang des 18. Jahrhunderts hin ein ungemeiner Aufschwung zu bemerken. Wie rasch und mit welcher Kraft dieser Aufschwung vor sich ging, können wir aus der Bedeutung ersehen, die ihr von dieser Zeit ab fast allgemein zugeschrieben wurde.

So finden wir z. B. in der von Diderot und d'Alembert herausgegebenen Encyclopédie in der „explication du système des connaissances humaines" folgende Sätze: „La chymie est imitatrice et rivale de la nature; son objet est presque aussi étendu, que celui de la nature même; cette partie de la physique est entre les autres ce que la poésie est entre les autres genres de littérature; ou elle décompose les êtres, ou elle les revifie, ou elle les transforme."

Schon lange hatte die Chemie aufgehört, als die Kunst der Bereitung der Edelmetalle oder als Unterabtheilung der Medizin zu gelten. Die Art, wie man im 18. Jahrhundert die Chemie und ihre Aufgaben betrachtete, geht am besten aus der Erklärung hervor, die ein deutscher und ein französischer Chemiker davon gaben. In Junckers Conspectus chemiae theoretico-practicae heißt es:[3] „Die philosophische Chemie ist eine Kunst, welche lehret, die zu unserem Erdboden gehörigen Cörper nach der unterschiedlichen Art, wie ihre Theile zusammenhängen, durch geschickte Werckzeuge so wol in Theile von einerley Art zu zertheilen, als auch in ihre unterschiedene Bestandtheile zu zerlegen, oder dieselbe zusammenzuhäufen, zusammenzusetzen und die natürlichen Mischungen und Auflösung nachzuahmen, damit dadurch die verschiedene Materie oder Bestandtheile der

Cörper, wie auch ihre Eigenschaften und Wirkungen nach den nächsten Ursachen mögen erkannt werden." Und Macquer erklärt das Wesen der Chemie folgendermaßen:[4] „La chimie est une science dont l'objet est de reconnoître la nature et les propriétés de tous les corps, par leurs analyses et leurs combinaisons."

Wenn wir fragen, welchem Umstande der erwähnte kraftvolle Aufschwung in der Chemie zu verdanken ist, so entdecken wir ihn leicht in der Theorie, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts von dem Professor der Medizin Georg Ernst Stahl in Halle für die Erscheinungen der Verbrennung aufgestellt worden war und die wir mit dem Namen der „phlogistischen Theorie" bezeichnen.

Die chemischen Eigenschaften der Körper waren von jeher das Studium einer großen Anzahl von Männern gewesen, und die Natur war in dieser Beziehung so mannigfach durchforscht, daß schon längst das Bedürfniß nach einer umfassenden Theorie fühlbar geworden war, die alle die Erscheinungen erklärte, wie sie bei der Veränderung der Körper zu beobachten sind und wie sie besonders zahlreich bei der Zufuhr von Wärme stattfinden.

Stahl suchte nun diesem Bedürfniß abzuhelfen, indem er eine einheitliche Theorie für die chemischen Erscheinungen in ähnlicher Weise schuf, wie sie Newton für die physikalischen Erscheinungen gegeben hatte. Die Theorie Stahls beruhte auf der Annahme eines hypothetischen Stoffes, eines Feuergeistes, dem er den Namen „Phlogiston" gab und von dem seine Theorie die Bezeichnung „phlogistische Theorie" erhielt. Man hatte beobachtet, daß einige Metalle — z. B. Zinn, Quecksilber und Blei — beim Erhitzen gewisse Veränderungen durchlaufen, die man „Verkalken" nennt. Sie überziehen sich nämlich beim Erhitzen mit einer feinpulverigen Kruste, die nicht wie das ursprüngliche Metall glänzt. Stahl erklärte dieses Verkalken

dadurch, daß das Metall Phlogiston verloren habe, daß es dephlogistirt sei. Umgekehrt sollten die Körper beim Verbrennen Phlogiston in sich aufnehmen. So enthält also ein leicht verbrennlicher Körper viel Phlogiston, ein nicht verbrennlicher dagegen keines.

Stahl wußte sehr wohl, daß mehrere Thatsachen gegen seine Theorie sprachen: jedes Metall zeigte nach dem Verkalken ein größeres Gewicht als vorher, während es doch Phlogiston verloren haben sollte, und umgekehrt. Aber da er sonst gar keine Erklärung für die chemischen Erscheinungen und Veränderungen zu finden wußte, so galt ihm, „obgleich" einige Thatsachen gegen die phlogistische Theorie sprachen, diese „nichtsdestoweniger" als richtig.

Obwohl die Stahlsche Theorie, wie wir jetzt wissen, unbedingt falsch ist, so hat sie doch auf die Entwickelung der Chemie sehr segensreich gewirkt, weil sie es ermöglichte, alle chemischen Erscheinungen unter einem Gesichtspunkte zusammenzufassen. Wir sehen in der That, wie sich nach der Aufstellung und Annahme dieser Theorie in dem Studium der Chemie, namentlich in der Auffindung neuer Verbindungen, eine ungemein lebendige Thätigkeit entfaltete. Zwar bewahrt diese noch den allgemeinen Charakter, den sie bis dahin gehabt hatte, immer noch ist die Beschäftigung mit der Chemie gebunden an die Beschäftigung mit anderen Wissenschaften: wir sehen, wie sich Physiker, Aerzte u. s. w., ja sogar Theologen mit der Chemie beschäftigen. Aber sie tritt im Vergleich mit früheren Zeiten schon mehr in den Vordergrund, vor allem wird sie zielbewußter und erfolgreicher, und so sehen wir, wie eine neue Verbindung nach der anderen entdeckt wird.

Namentlich die Jahre 1770—1780 zeichnen sich durch eine überaus rege Thätigkeit auf dem Gebiete der experimentellen Forschung aus. Jahrhundertelang hatte man die Methode

befolgt, den Grund der Dinge durch Spekulation erforschen zu wollen und die Beobachtung, so gut es eben ging, in das aufgestellte System einzupassen. Baco von Verulam hatte zuerst das Recht der experimentellen Forschung vertreten. Es handelte sich aber darum, dieses Recht nicht nur theoretisch anzuerkennen, sondern sich auch den Vorurtheilen entgegenzustemmen, welche seine praktische Durchführung verhinderten. Man sah ein, daß man weit schneller und sicherer zum Ziele kam, wenn man das Wesen der chemischen Verbindungen experimentell durchforschte, als wenn man sich am Schreibtische das Hirn darüber zermarterte.

So finden wir vom Beginne der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an unter den Männern, welche die Chemie wissenschaftlich zu fördern suchten, eine Reihe glänzender Experimentatoren. Durch die Art, wie sich die Chemie bis dahin entwickelt hatte, wurden diese Männer zumal auf das Studium der Luft und der gasförmigen Körper hingewiesen. Bis dahin hatte man angenommen, daß die Luft ein einfacher Körper und daß sie der einzige gasförmige Körper sei. Erst vom Jahre 1772 an wurde die Untersuchung der Luft in Angriff genommen: Rutherford erkannte den zur Unterhaltung des Athmens und der Verbrennung untauglichen Theil, der uns unter dem Namen Stickstoff bekannt ist, als eine besondere Luftart, und zwei Jahre nachher, 1774, entdeckten Priestley und Scheele gleichzeitig den anderen Theil der Luft, der das Athmen und die Verbrennung unterhielt und den wir Sauerstoff nennen.

Mit dem Studium der Luft hing aufs engste zusammen das Studium der Erscheinungen, die bei der Verbrennung der Körper auftreten. Ich habe oben die Theorie besprochen, welche noch 1770 die allgemein herrschende war und welche von Stahl zur Erklärung dieser Erscheinungen aufgestellt worden war. In-

dessen war es dem „Phlogiston“, dem Grundprinzipe seines Systems, eigenthümlich genug ergangen. Treffend bemerkt Kopp: „Einem alternden Manne war das phlogistische System gegen das Ende seines Bestehens vergleichbar geworden, welcher vorzugsweise auf das blickt und nur das als maßgebend betrachtet, was er selbst in seiner besten Zeit gearbeitet hat, alles zu seiner Kenntniß kommende Neue den Lehren und Auffassungen anzupassen sucht, die er sich damals ausgebildet und seitdem für wahr gehalten hat, und alles das für weniger erheblich hält, was mit jenen Auffassungen unverträglich ist.“ [5]

Doch wurde dies nicht von Vielen empfunden. Die alte Phlogistontheorie erfreute sich immer noch einer großen Anerkennung; das zeigt uns die Zähigkeit, mit der die meisten Chemiker daran festhielten, als Lavoisier gegen sie Sturm lief. Und gerade unter den tüchtigsten Experimentatoren befinden sich einige, welchen die phlogistische Theorie völlig zur Erklärung der Erscheinungen ausreichte. So z. B. Scheele.

Karl Wilhelm Scheele war zu Stralsund am 9. Dezember 1742 in ärmlichen Verhältnissen geboren worden und hatte sich als Apothekerlehrling und Gehülfe autodidaktisch in der Chemie ausgebildet. Bald hatte er sich in chemischen Arbeiten eine Meisterschaft erworben, daß seinesgleichen in der ganzen Geschichte der Chemie nicht wiederzufinden ist. Mit den einfachsten Mitteln führte er die schwierigsten Untersuchungen aus; alles, was er anfaßte, gelang ihm, und da er nichts übersah, sondern bei jedem Experiment die Fülle der Erscheinungen auffaßte, wurde jeder neue Versuch für ihn die Fundgrube der reichsten Entdeckungen. Er entdeckte das Mangan, das Chlor, den Sauerstoff, den Stickstoff, die Barыterde; die Weinsäure, die Citronensäure, die Kleesäure, die Aepfelsäure, die Gerbsäure; die Harnsäure und die Milchsäure; die Wolfram- und Molybdän- und die Blausäure. Er erkannte die Zusammensetzung der

Luft, des Ammoniakgases, des Schwefelwasserstoffs. **Kurz**, seine zahllosen Entdeckungen gehören den verschiedensten **Gebieten** der Chemie an.

Fragen wir nun aber: welchen geistigen Fortschritt **brachte** er der Chemie? so müssen wir leider gestehen: nur einen sehr geringen. Seine allgemeinen Ideen sind furchtbar **verworren**, er weiß die beobachteten und erforschten Thatsachen nicht unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen, und er weiß keine seiner Entdeckungen zu unmittelbarem Eingreifen in die sich *rasch* weiter entwickelnde Wissenschaft zu bringen, da sein Geist in den Fesseln einer veralteten Theorie befangen ist.

Außer Scheele sind aus dieser Zeit noch Black, Cavendish und Priestley bemerkenswerth. Black entdeckte das Kohlensäuregas und legte damit die Grundlage zu der Lehre von den Gasen, die dann von den beiden anderen und besonders von Lavoisier weiter ausgebildet wurde. Cavendish erwies die Zusammensetzung des Wassers aus Wasserstoff und Sauerstoff, und Priestley endlich, der (von Hause aus Theologe) eine ganze Reihe brauchbarer chemischer Untersuchungen anstellte, entdeckte gleichzeitig mit Scheele (1774) den Sauerstoff.

Und neben diesen Forschern finden wir den Mann, dem es durch die Kühnheit seines Geistes gelang, die alte phlogistische Theorie durch eine neue, richtigere zu ersetzen. „Sein unsterbliches Verdienst war es," bemerkt Justus Liebig treffend in den „Chemischen Briefen,"[6] „den Körper der Wissenschaft mit einem neuen Sinn belebt zu haben, alle Glieder waren bereits vorhanden und in die richtige Verbindung gebracht." Denn Lavoisier hat bei allen seinen zahlreichen Arbeiten keinen neuen Körper entdeckt, selbst nicht den Sauerstoff, das Fundament des ganzen Systems, das er aufstellte. Keine neue Darstellungsweise irgend einer chemischen Verbindung, keine charakteristische Reaktion, an der irgend ein

chemisches Individuum zu erkennen wäre, erinnern an seinen Namen — und doch ist sein Einfluß auf die Entwickelung der Wissenschaft, der er sich widmete, unermeßlich gewesen, die vollständigste und fruchtbarste Umwälzung, die je in dieser Wissenschaft stattgefunden hat.

Betrachten wir zunächst kurz den Lebenslauf dieses merkwürdigen Mannes.

Antoine Laurent Lavoisier wurde am 16. August 1743 in Paris als der Sohn eines reichen Großhändlers geboren. Sein Vater ließ ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu theil werden, und da er mit den berühmtesten Naturforschern zu Paris in enger Verbindung stand, so war nichts natürlicher, als daß der junge Laurent sich sehr stark zu den Naturwissenschaften hingezogen fühlte. Er studirte unter dem Abbé Lacaille Astronomie, unter B. de Jussieu Botanik und unter G. F. Rouelle Chemie, für die er neben der Mathematik die größte Neigung verspürte. Schon 1764 erhielt er von der französischen Regierung den Preis für die beste Bearbeitung der Frage, welches die zweckmäßigste Art der Straßenbeleuchtung sei, so daß die größtmögliche Helligkeit, die größtmögliche Kostenersparniß und die leichteste Bedienung und Unterhaltung der Apporate ermöglicht würde.

So ist es nicht zu verwundern, daß der junge Gelehrte bereits im Jahre 1768 Mitglied der Akademie wurde; von dieser Zeit an widmete er sich fast ausschließlich der Chemie. Um sich von materiellen Sorgen frei zu erhalten, bewarb er sich 1771 beim Finanzwesen um die einträgliche Stellung eines Generalpächters, die er auch erhielt. Sein ausgezeichnetes Talent, die Resultate der wissenschaftlichen Kenntnisse ins praktische Leben einzuführen und wissenschaftliche Einsichten in technischen Betriebszweigen anzuwenden, war die Ursache, daß ihm

zahlreiche öffentliche Ehrenämter übertragen wurden: so **wurde** er 1776 an die Spitze der Salpeterregie gestellt, später **zum** Leiter der Pulverfabrikation in Frankreich ernannt, 1787 **zum** Mitglied der Provinzialversammlung zu Orleans gemacht. 1788 erwählte man ihn zu einem der Administratoren der **Diskonto**kasse und der Kommission des Nationalschatzes, und von 1790 an endlich gehörte er der berühmten Kommission zur Regulirung des Maß- und Gewichtsystems an. Auch durch Schriften nationalökonomischen Inhalts zeichnete er sich aus: 1791 ließ die Assemblée constituante einen von ihm geforderten *Bericht* über die Steuererhebung unter dem Titel „Traité sur la richesse territoriale de la France“ auf Staatskosten drucken.[7]

Aber seine Verdienste konnten ihn in der Zeit des Terrorismus nicht vor der Brutalität von Menschen schützen, die sich, wie Robespierre, die Aufgabe gestellt hatten, alles wahre Verdienst zu unterdrücken. Am 2. Mai 1794 legte Dupin dem Nationalkonvent eine Anklageakte gegen die Generalpächter vor, die von Fouquier-Thinville in eine Anklage beim Revolutionstribunal verwandelt wurde. Anklage und Verurtheilung waren damals gleichbedeutend; und so wurde auf einen durchaus nichtigen Grund hin, der von der Unwissenheit der Ankläger und Richter ebenso sehr, wie von ihrer Frivolität zeugte, das Todesurtheil über die Generalpächter gesprochen, weil sie überführt seien, „die Urheber oder Mitschuldigen eines Komplots zu sein, das gegen das französische Volk gerichtet war und den Zweck hatte, die Erfolge der Feinde Frankreichs zu begünstigen, indem sie namentlich jede Art von Erpressungen an dem französischen Volke verübt, und dem Tabak Wasser und für die Gesundheit der Bürger, welche sich dessen bedienten, schädliche Stoffe beigemischt zu haben“ — eine Behauptung, deren Richtigkeit nie erwiesen worden ist, weil sie nie erwiesen werden konnte.

Als Lavoisier von seiner Verurtheilung gehört hatte, wagte er nicht, nach Hause zurückzukehren, und verbarg sich deshalb in den Räumen der Akademie. Als er aber vernahm, daß sein Schwiegervater und seine Amtsgenossen bereits festgenommen seien, stellte er sich als Gefangener. Der Chemiker Loysel versuchte ihn zu retten, indem er vor dem Revolutionstribunal seine wissenschaftliche Bedeutung schilderte. Der Gerichtspräsident antwortete nur: „Nous n'avons plus besoin des savants". Am 8. Mai 1794 bestieg Lavoisier zusammen mit 27 anderen Generalpächtern das Schaffot.

Wir wollen uns nun der Betrachtung der wissenschaftlichen Arbeiten Lavoisiers und ihrer Bedeutung zuwenden. Jene oben erwähnte Preisschrift über die zweckmäßigste Art der Straßenbeleuchtung bildet den Beginn seiner selbständigen Beschäftigung mit der Chemie. Die nächste chemische Arbeit, welche die Analyse des Gipses zum Gegenstande hatte, las er im Jahre 1765 vor der Pariser Akademie. In dieser Abhandlung hegte er noch nicht den geringsten Zweifel an der Existenz des Phlogiston; er sprach darin von dem Phlogiston, das in der Kohle und dem öligen Destillationsprodukte des Holzes enthalten sei und sich mit Vitriolsäure (die wir jetzt als Schwefelsäure bezeichnen) zu Schwefel verbinde.[8] Aber schon hier, im Anfange seiner wissenschaftlichen Laufbahn, bemerken wir, daß er nicht davor zurückschrickt, sich mit fremden Federn zu schmücken. Denn in seiner Abhandlung führt er alle Chemiker auf, die sich schon vor ihm mit dem Gips beschäftigt hatten, mit alleiniger Ausnahme Marggrafs, eines sehr bedeutenden deutschen Chemikers, der schon 1750 die gleichen Resultate erhalten hatte, wie sie nun Lavoisier veröffentlichte; dabei konnten Marggrafs Schriften Lavoisier nicht wohl unbekannt geblieben sein, da sie damals allgemein zu den bedeutendsten

chemischen Werken gezählt wurden und durch eine Uebersetzung auch in Frankreich Verbreitung gefunden hatten.[9]

Am 1. November 1772 legte Lavoisier bei der Akademie der Wissenschaften eine Note nieder, in der er schreibt: er habe entdeckt, daß der Schwefel beim Verbrennen nicht sowohl an Gewicht verliert, als an Gewicht zunimmt; ebenso verhalte es sich mit dem Phosphor; diese Gewichtszunahme rühre daher von einer Luftart her, die sich während der Verbrennung fixirt und mit den Dämpfen verbindet.[10]

Später, im Jahre 1777, theilte er die Experimente mit, die er über diesen Gegenstand angestellt hatte.[11] Hier erfahren wir, daß ihm der Versuch mit Schwefel überhaupt nicht gelungen ist. Wir werden nun durch alle Umstände zu der Annahme gedrängt, daß Lavoisier aus der Angabe Priestleys, daß beim Verbrennen von Schwefel in einem über Wasser abgesperrten Luftvolumen eine beträchtliche Verminderung dieses Luftvolumens eintritt, den richtigen Sachverhalt geschlossen hat und nun sich sofort das Prioritätsrecht dieser Entdeckung in der Ueberzeugung zu sichern suchte, daß ihm der thatsächliche Beweis nicht schwer fallen könne.[12]

Im Jahre 1770 veröffentlichte er seine Arbeit über die Möglichkeit der Verwandlung des Wassers in Erde. Man hatte oft beobachtet, daß beim längeren Kochen von destillirtem Wasser in einem Glasgefäß ein erdiger Rückstand zurückbleibt, und man hatte sich diese Erscheinung nicht recht zu erklären gewußt: man hatte angenommen, daß das Wasser sich in Erde verwandelt. Lavoisier zeigte nun, daß dies ein Irrthum sei, daß vielmehr der erdige Rückstand nichts anderes sei, als die Bestandtheile, die von den Wänden des Gefäßes sich beim Kochen losgelöst hatten.

Es ist interessant und gewährt einen klaren Einblick in die Methode, wie sich Lavoisier von den chemischen Vorgängen

Kenntniß zu verschaffen suchte, wenn man die Art, wie er zu dem angeführten Ergebnisse gelangte, mit der Art und Weise vergleicht, in der Scheele zu derselben Auffassung von der Natur dieses Vorganges kam. Während Scheele den erdigen Rückstand, den er beim Kochen von destillirtem Wasser erhielt, qualitativ untersuchte und nachwies, daß er dieselben Bestandtheile enthielt, wie das Glasgefäß, in dem die Operation vorgenommen worden war, wog Lavoisier eine bestimmte Menge Wasser ab, hielt diese in einem geschlossenen Gefäße 101 Tage im Sieden und fand sodann, daß der erdige Abdampfrückstand des Wassers ebensoviel wog, als das Gefäß am Gewicht abgenommen hatte: von dem Rückstand aber weiß er wenig zu sagen, da er nicht mit chemischen Begriffen denken kann. Denn dieses Vermögen, mit chemischen Begriffen, d. h. „mit Eigenschaften und Reaktionen zu denken und diese Begriffe zu kombiniren zu neuen chemischen Begriffen, die sich wiederum in Eigenschaften und Reaktionen aussprechen, dieses induktive Vermögen, welches im höchsten Grade entwickelt ist bei Scheele und Priestley, fehlt Lavoisier vollständig. Alle seine Arbeiten geben davon Zeugniß. Seine Gedanken sind nie chemische, sondern physikalische, die chemischen Eigenschaften kann Lavoisier nicht in den Kreis seiner Gedanken ziehen.“ [13]

Diese Unfähigkeit, rein chemische Arbeiten mit Erfolge zu vollenden, ist für Lavoisier charakteristisch. In dieser Beziehung steht er weit unter all seinen Zeitgenossen, und namentlich von Scheele wurde er darin bei weitem übertroffen. Wir erstaunen, wenn wir sehen, wie äußerst einfach, nur ein Salz enthaltend, sich Lavoisier gewisse Mineralwässer zusammengesetzt denkt — in denen er mit den damaligen Hülfsmitteln bei weitem mehr hätte finden können — und wie er glaubt, daß Schwefel bei der Verbrennung Vitriolsäure erzeuge.[14]

Seine chemischen Leistungen sind es also nicht gewesen, die Lavoisier zu einer so bedeutenden Erscheinung in der Geschichte der Chemie machen; vielmehr ist diese herbeigeführt durch die großartige Kombinationsgabe, die ihm in wunderbarem Grade eigen war, und durch seine elegante Uebertragung der physikalischen Methoden auf chemische Untersuchungen.

Was zunächst die erstere betrifft, so haben wir ein Beispiel davon gesehen in der Anordnung, die er für die Untersuchung der Ursachen der scheinbaren Verwandlung von Wasser in Erde traf. Man erkennt unschwer, daß der ganze Versuch nur angestellt wurde, um die Meinung, die sich Lavoisier von diesem Vorgang gebildet hatte, zu bestätigen: er hatte das Resultat des Versuches antizipirt. Und so sieht man auch bei allen anderen Versuchen, die er anstellt, daß er die Natur niemals vergeblich um Rath fragen will, und daß er nur die Bestätigung einer bereits gefaßten Meinung sucht.

Diese Kühnheit der Schlüsse hat ihn stets ausgezeichnet, da er den Grund der Dinge durch einen wunderbaren Instinkt erfaßte und sich nie bei den kleinen Zufälligkeiten aufhielt, deren genaue Beachtung ihm hätte hinderlich sein können. Die Methode, die er bei seinen Untersuchungen anwandte, war durchaus einheitlich, sie zielte auf die Bestätigung der Vorstellungsweisen ab, die er sich von der Natur der chemischen Vorgänge gebildet hatte. Die Untersuchungen nämlich, die er vom Jahre 1772 an anstellte, sind keine abgerissenen Bruchstücke einer Thätigkeit, die sich wechselnd an verschiedenen Gegenständen der Chemie übt, sondern ein fester Gedanke durchzieht sie, den man überall wiederfindet: zunächst die Erklärung der Verkalkung und der Verbrennung überhaupt, und später, nachdem die Rolle des Sauerstoffes bei diesen Vorgängen erkannt ist, die Erkenntniß der Wirksamkeit dieses Elementes in dem ganzen Gebiete der chemischen Erscheinungen. Auch bei

der Auswahl der Stoffe, deren Studium er betrieb, um in die Kenntniß der chemischen Vorgänge des Thier- und Pflanzenlebens einzudringen, müssen wir seinen Scharfsinn bewundern: er wählte diejenigen vier Stoffe aus, die alle Erscheinungen des Thier- und Pflanzenlebens in sich schließen: die Luft, das Wasser, die Kohlensäure und die Kohle.

Wenn Lavoisier so in der Auswahl des Stoffes einen räthselhaften Instinkt bekundete, so ist dies in der Art der Behandlung des Stoffes nicht minder zu bemerken. Nach seiner Ansicht gründen sich alle chemischen Erscheinungen auf Veränderung der Materie, auf Verbindung oder Trennung der Körper; nichts geht verloren, nichts wird ursprünglich erzeugt, das war sein Wahlspruch und seine Ansicht; und durch diese neuen und tiefbegründeten Ideen wurde er veranlaßt, den Gebrauch eines Instruments in die Chemie einzuführen, das bis dahin nur wenig Anwendung gefunden hatte und seitdem für die Entwickelung dieser Wissenschaft von unschätzbarer Bedeutung geworden ist: ich meine die Wage. Sie wurde seit 1771 in seiner Hand ein treues Reagens, wenn man so sagen darf, dessen er sich fortan beständig bediente. Er studirte ihren Gebrauch, er erkannte die Nothwendigkeit doppelter Wägungen, und er unterließ nicht, dieselben anzuwenden. Durch die Anwendung dieses Instrumentes erlangten die Methoden und die Ergebnisse der Chemie alsbald eine Genauigkeit, wie man sie bis dahin nur an den astronomischen Untersuchungen gewohnt gewesen war.

Es gehörten Jahrtausende dazu, um die Welt von Erscheinungen zu schaffen, woraus die Chemie zu Lavoisiers Zeiten bestand. Unzählige Beobachtungen mußten gemacht sein, ehe man im stande war, die auffallendste chemische Erscheinung, das Brennen eines Lichtes, zu erklären, ehe man die verborgenen Fäden auffand, die zum Bewußtsein führten, daß das Rosten

des Eisens in der Luft, das Bleichen der organischen Farben, der Athmungsprozeß der Thiere abhängig von derselben Ursache ist.

Das Verdienst, die Gleichheit dieser Ursachen (nämlich die Aufnahme von Sauerstoff) erwiesen zu haben, gebührt Lavoisier. Zwar vermochte er den Sauerstoff nicht aufzufinden (obgleich er später mit großer Kühnheit behauptete, er habe ihn gleichzeitig mit Priestley entdeckt), denn seine Untersuchungen sind „im chemischen Theil nur Wiederholungen der *Versuche* Anderer, häufig nicht einmal verbesserte Auflagen, sondern mit ungenaueren Resultaten und geringerem Verständniß ausgeführt".

Ich will mich nicht im einzelnen auf die Beschreibung der Versuche einlassen, die Lavoisier anstellte, um zu ermitteln, was denn die Ursache für die Gewichtszunahme der Metalle bei der Calcination sei. Er hat alle diese Versuche genau in den Abhandlungen angegeben, die er in den Memoiren der Akademie erscheinen ließ und deren diese Memoiren in den Jahren 1768—1787 über 60 enthalten. Ich will nur ein Beispiel anführen, um die Art dieser Versuche zu charakterisiren: er füllte in eine Retorte Zinn, verschloß sie hermetisch und wog das Ganze. Dann wurde die Retorte erhitzt, das Zinn schmolz und überzog sich mit einer weißen Kruste; das Gewicht des Apparates blieb unverändert. Als aber der Apparat geöffnet wurde, strömte von außen Luft ein, und sein Gewicht vermehrte sich um die gleiche Menge, um die das Zinn beim Verkalken schwerer geworden war (1774).

Man sieht auch hier wieder, daß der ganze Versuch darauf berechnet war, die Absorption eines Theiles der Luft und seine Verbindung mit dem Metall zu erweisen. Welcher Bestandtheil der Luft aber das Metall verkalkt, das konnte Lavoisier nicht finden. Erst als Priestley den Sauerstoff entdeckt hatte, erkannte Lavoisier dieses Gas als das gesuchte, und er bemühte sich,

in einer Abhandlung 1775 zu zeigen, daß das Sauerstoffgas für das Zustandekommen der Verkalkung unerläßlich ist, und daß es überhaupt die Verbrennung in einer Art begünstigt, welche es als eine nothwendige Bedingung des Verbrennungsprozesses erscheinen läßt.

Wir wollen die Abhandlung, in der er die Gewichtszunahme des Zinns bei der Verkalkung und ihre Ursachen bespricht, etwas näher betrachten,[16] da sie uns einen Einblick in die Art und Weise gewährt, in der Lavoisier den Grund der Dinge zu erforschen suchte.

Nachdem er die Versuche, die er angestellt hatte, genau beschrieben hat, untersucht er die Ursachen, von denen wohl die beobachtete Gewichtszunahme herrühren könne. Er findet diese in der Verbindung des Metalls mit einem Theile der Luft und fährt nun fort: „Ich fühle mich zu der Annahme gedrängt, daß der Theil der Luft, welcher sich mit den Metallen verbindet, ein wenig schwerer ist, als die atmosphärische Luft, und daß dagegen der nach der Calcination übrigbleibende Theil ein geringeres Gewicht hat. Die atmosphärische Luft würde nach dieser Voraussetzung einen mittleren Werth zwischen diesen beiden Luftarten bilden, entsprechend dem spezifischen Gewichte; indessen sind genauere Beweise nöthig, als ich sie über diesen Gegenstand abgeben kann, um so mehr, als diese Differenzen sehr wenig erheblich sind."[17] Und weiter: „Wir haben soeben gesehen, daß ein Theil der Luft fähig ist, sich mit den metallischen Substanzen unter Bildung von Kalken[18] zu verbinden, während ein anderer Theil dieser selben Luft sich einer solchen Vereinigung beständig widersetzt; dieser Umstand hat in mir die Vermuthung erweckt, daß die atmosphärische Luft kein einfaches Wesen ist, daß sie vielmehr aus sehr verschiedenen Substanzen zusammengesetzt ist, und die Untersuchung, welche ich über die Calcination und die Rückverwandlung der Quecksilberkalke an-

gestellt habe, hat mich ausnehmend in dieser Meinung bestärkt. Ohne den Folgerungen vorzugreifen, welche aus dieser Untersuchung hervorgehen, glaube ich hier angeben zu können, daß die Gesamtheit der atmosphärischen Luft nicht athembar ist; daß es der der Gesundheit zuträgliche Theil ist, welcher sich mit den Metallen bei ihrer Calcination verbindet, und daß der nach der Calcination übrigbleibende Theil eine Art nicht athembaren Gases ist, welches nicht fähig ist, die Athmung der Thiere, noch auch die Verbrennung der Körper zu unterhalten. *Nicht* nur die atmosphärische Luft scheint mir aller Wahrscheinlichkeit nach aus zwei elastischen Flüssigkeiten von sehr verschiedener Natur zusammengesetzt zu sein, sondern ich vermuthe auch, daß der schädliche und nicht athembare Theil selbst noch stark zusammengesetzt ist.

„Nach der Redigirung dieser Abhandlung ..... habe ich von dem berühmten Physiker Pater Beccaria den folgenden Brief, datirt vom 12. November 1774, erhalten:

„„Ich glaube Ihnen von einem Experiment Kunde geben zu müssen, durch welches ich seit langer Zeit die Unfähigkeit der Metalle nachgewiesen habe, in geschlossenen Gefäßen zu verkalken Dr. Cigua hat dieselben im zweiten Bande der Turiner Miscellanea p. 176 besprochen.

„„Ich bringe Zinnspäne in einer sehr starken hermetisch verschlossenen Glasflasche zum Schmelzen; sie überziehen sich mit einem sehr dünnen kalkartigen Ueberzug, aber dieser wird bald nicht mehr dicker. Wenn ich mit dieser Flasche andere Glasgefäße hermetisch verbinde, so nimmt die Masse des sich bildenden Kalkes im Verhältniß zu deren Geräumigkeit zu; die Gesamtsumme des Gewichtes ...... bleibt die nämliche, aber die angefügten Flaschen, welche vor der Calcination sich auf einem gewissen Punkte mit der Flasche im Gleichgewicht befinden, thun dies nach der Operation nicht mehr; man findet die Gefäße leichter, und die Flasche sinkt.""

„Dieses sehr geistreiche Experiment, dessen Einzelheiten mir der Pater Beccaria erst nach der Mittheilung dieser Abhandlung angegeben hat, ist ein neuer Beweis für die Thatsache, die ich festgestellt habe; wir wissen, daß sich ein Theil der Luft bei der Calcination mit dem Metall verbindet, und daß diese Verbindung die Gewichtszunahme veranlaßt, welche es dabei erfährt."[19]

Die Versuche Beccarias waren bereits im Jahre 1759 angestellt worden, und wenn auch Lavoisier behauptete, sie seien ihm erst nach der Redigirung seiner Abhandlung bekannt geworden, so ist dies doch nicht über jeden Zweifel erhaben. Denn er pflegte bei ähnlichen Gelegenheiten, wie wir bereits gesehen haben und noch öfter zu sehen Gelegenheit haben werden, nicht allzu peinlich zu verfahren.

Selbst Arbeiten, welche Lavoisier kennen mußte und welche Forschungen über denselben Gegenstand enthielten, mit dem er sich beschäftigte — die Gewichtszunahme der Metalle bei der Calcination und ihre Gewichtsabnahme bei der Reduktion — ließ er in seinen Abhandlungen unerwähnt, so z. B. die Untersuchungen von Bayen über einige Quecksilberniederschläge, welche im Journal de physique, dessen Mitarbeiter auch Lavoisier war, im Jahre 1774 erschienen. Kopp macht Lavoisier diese Verheimlichung zu einem schweren Vorwurf.[20]

Wenn wirklich einmal der Fall eintrat, daß die Arbeiten Fremder über Gegenstände, die das Fundament zu Lavoisiers Untersuchungen bildeten, allgemeiner bekannt wurden, so verfehlte er nicht, einige nachgiebige oder entschuldigende Worte fallen zu lassen.[21] So heißt es z. B. in der Einleitung zu seiner Abhandlung über das Vorhandensein von Luft in der Salpetersäure: „Bevor ich zur Sache komme, will ich damit beginnen, daß ich das Publikum davon in Kenntniß setze, daß ein Theil der in dieser Abhandlung enthaltenen Experimente

mir nicht eigenthümlich gehören; vielleicht sogar ist unter ihnen, wenn man es scharf ausdrücken will, keines, auf dessen erste Idee nicht Herr Priestley Anspruch machen könnte; aber wie dieselben Thatsachen uns zu diametral entgegengesetzten Schlüssen geführt haben, so hoffe ich auch, daß man, wenn man mir vorwirft, die Beweise den Werken dieses so berühmten Physikers entlehnt zu haben, mir zum mindesten nicht das Eigenthum der daraus gezogenen Schlüsse streitig machen wird."[22]

Wie wir aus vielen der besprochenen Thatsachen und aus diesem Zugeständniß ersehen, hat Lavoisier es mit dem Begriffe des geistigen Eigenthums nicht eben genau genommen. Er wurde eben dadurch, daß ihm selbst die Fähigkeit fehlte, in der Chemie als Erfahrungswissenschaft etwas Bedeutendes zu leisten, darauf hingewiesen, sich an das zu halten, was Andere erarbeitet hatten und was ihm für die Weiterbildung oder Umbildung der chemischen Begriffe und Anschauungsweisen nothwendig erschien. Dabei verhinderte ihn dann seine maßlose Eitelkeit, offen und ehrlich anzugeben, wessen Arbeiten er die betreffenden Angaben entlehnt hatte, und er nahm lieber die Gefahr einer durch die Entdeckung einer solchen Unehrlichkeit möglicherweise herbeigeführten Mißbilligung auf sich, als daß er auf den Ruhm einer neuen Entdeckung verzichtet hätte. Seine Handlungsweise mochte ihm übrigens um so weniger Bedenken erregen, als man überhaupt in der damaligen Zeit in derartigen Angelegenheiten nicht so peinlich dachte, wie in unserem Jahrhundert.

Die nächste Abhandlung, welche Lavoisier vor der Akademie im Frühjahr des Jahres 1775 las, handelte über die Natur des Elementes, welches sich mit den Metallen bei ihrer Calcination verbindet und ihr Gewicht vermehrt.[23] Er reduzirte rothen Quecksilberkalk und fand, daß er sich in Quecksilber und eine gewisse Luftart zersetze. Die Summe der Ge-

wichte des Quecksilbers und der entwickelten Luft war wieder gleich dem Gewichte des angewandten Quecksilberkalkes. Als er die entwickelte Luft genauer untersuchte, war er erstaunt, an ihr Eigenschaften zu finden, die man bisher an keiner anderen Luftart beobachtet hatte. Sie wurde durch Wasser nicht absorbirt, sie besaß keine der anderen Eigenschaften der fixen Luft,[24] und sie besaß die Fähigkeit, die Verbrennungserscheinungen und den Athmungsprozeß der Thiere besser zu unterhalten, als gewöhnliche Luft. Hier sprach es Lavoisier klar und unumwunden aus: „Das Element,[25] das sich mit den Metallen bei ihrer Calcination verbindet und ihr Gewicht vermehrt, ist nichts anderes, als der reinste Theil derselben Luft, die uns umgiebt, die wir athmen, und die bei dieser Operation aus dem gasförmigen in den festen Zustand übergeht... Es ist sehr wahrscheinlich, daß alle Metallkalke, wie die Quecksilberkalke, nur diese in hohem Grade athembare Luftart geben würden, wenn man sie alle ohne Zusatz reduziren könnte.“[26]

Am 20. April 1776 machte Lavoisier der Pariser Akademie in einer Abhandlung Mittheilung über das Vorhandensein von Luft in der Salpetersäure und über die Mittel, diese zu zerlegen und wieder zusammenzusetzen. Wir sehen in diesen Untersuchungen deutlich den spürenden Geist, der diese Säure genaueren Forschungen unterwirft, weil er sie unter allen bekannten Säuren als diejenige erkannt hat, welche am leichtesten zerlegt und auch am leichtesten wieder zusammengesetzt werden kann. Sie bot deshalb für die Erforschung des „air éminemment respirable“ die günstigsten Bedingungen. Lavoisier zerlegte also die Salpetersäure durch Einwirkung von Quecksilber in Salpeterluft (air nitreux) und sehr reine Luft (air le plus pur) und bestätigte diese Analyse durch die Synthese, indem er die beiden Luftarten (bei Gegenwart von Wasser) zu-

sammen brachte: sie vereinigten sich in der That zu Salpetersäure.

So war nachgewiesen, daß in der Salpetersäure jene sehr reine Luftart enthalten war; für die Phosphorsäure und Schwefelsäure hatte Lavoisier das schon früher nachgewiesen oder glaubte es wenigstens nachgewiesen zu haben. Jetzt zog er aus den beobachteten Thatsachen die wichtigen Schlüsse, „daß nicht allein die Luft, sondern sogar der reinste Theil der Luft in die Verbindung aller Säuren ohne Ausnahme eingeht, und daß dieser Stoff ihnen ihre sauren Eigenschaften verleiht, so daß man ihnen dieselbe willkürlich nehmen oder wiedergeben kann, je nachdem man ihnen den für ihre Zusammensetzung wesentlichen Theil raubt oder zusetzt".[27]

Ich will nicht näher auf die nun folgenden Abhandlungen Lavoisiers eingehen, wie interessant es auch wäre, den Werdegang der Ansichten, die er sich von den chemischen Vorgängen bildete, genau zu verfolgen. Wir haben aus dem Bisherigen gesehen, wie er Schritt vor Schritt mit großer Überlegung vorwärts geht und Experimente fast nur dann anstellt, wenn sie ihm die Bestätigung einer Ansicht liefern sollen, die er sich bereits fertig gebildet hat. Charakteristisch ist, was er selbst von sich an einer Stelle der zuletzt erwähnten Abhandlung sagt: „... Ich wurde so auf eine einfache Art und Weise zu den Resultaten geführt, zu denen zu gelangen ich mir vorgenommen hatte."[28]

Durch mannigfache Untersuchungen, die sich über eine Reihe von Jahren erstreckten, hatte er erwiesen, daß Sauerstoff in der Schwefelsäure, der Salpetersäure, der Phosphorsäure und der Kohlensäure enthalten sei und daß er in ihnen das acidifizirende (säurebildende) Prinzip sei (1778);[29] daß sich eine Säure nie mit einem Metall, sondern nur mit dessen Oxyd verbindet, daß bei der Auflösung eines Metalls in

Säuren die Oxydation des ersteren bald auf Kosten des Sauerstoffgehaltes der Säure, bald des vorhandenen Wassers vor sich geht, und vieles andere.

So hatte also Lavoisier bewiesen: daß das Phlogiston nicht existirt; daß die Feuerluft oder die dephlogistirte Luft ein einfacher Körper ist, welcher den Namen Sauerstoff erhalten möge; daß dieser Sauerstoff es ist, welcher sich mit den Metallen verbindet, wenn man sie calcinirt; daß der Sauerstoff es ist, welcher den Schwefel, den Phosphor, die Kohle in Säuren verwandelt; daß der Sauerstoff den wirksamen Theil der Luft ausmacht; daß er die Flamme nährt, welche uns leuchtet, und den Herd erwärmt, welcher uns die Speisen liefert; daß der Sauerstoff beim Athmen der Thiere ihr venöses Blut in arterielles verwandelt, daß dieser Prozeß sonach ebenfalls ein Prozeß der Verbrennung ist; daß der Sauerstoff einen wesentlichen Bestandtheil der ganzen Erdoberfläche, des Wassers, der Luft, der Pflanzen und der Thiere bildet; kurz — Lavoisier hat die Monographie des Sauerstoffes, dieses wichtigsten aller chemischen Elemente, geschrieben.

Durch die Ergebnisse aller Versuche, die Lavoisier angestellt hatte, war die Rolle des Sauerstoffes und seine Bedeutung für die Theorie der chemischen Vorgänge vorgezeichnet. Die Resultate, die sich daraus ergaben, verwandte er zur kritischen Prüfung der phlogistischen Theorie: er publizirte 1778 eine Abhandlung „über die Verbrennung" und 1783 eine „über das Phlogiston", und er zeigte in beiden den Widerspruch, in dem die phlogistische Theorie mit den Thatsachen und mit jeder konsequenten Erklärungsweise stand. „Zu jener Zeit hatten sich Macquer, Baumé und viele andere Chemiker Jeder ein Phlogiston nach seinem Schnitt gebildet, um den neuen Forderungen der Wissenschaft Genüge leisten zu können. Lavoisier hatte es folglich nicht mehr mit dem Stahlschen

Phlogiston zu thun, sondern vielmehr mit einer Menge Wesen dieses Namens, welche keine andere Eigenschaft miteinander gemein hatten, als die, daß sie durch keines der bekannten Mittel darstellbar waren." [30]

Lavoisier selbst kennzeichnet mit folgenden Worten die Rolle, die das Phlogiston in der damaligen theoretischen Chemie spielte: „... Die Chemiker haben aus dem Phlogiston ein ungewisses Prinzip gemacht, das durchaus nicht scharf bestimmt ist und folglich allen Erklärungen angepaßt werden kann, die man hineinlegen will; bald ist dieser Grundstoff schwer, bald ist er es nicht; bald ist er das Feuer an und für sich, bald ist er das Feuer in Verbindung mit dem erdigen Elemente; bald durchdringt er die Poren der Gefäße, und bald sind sie undurchdringlich für ihn; er erklärt zu gleicher Zeit die Kaustizität und die Inkaustizität, die Durchsichtigkeit und die Undurchsichtigkeit, die Färbung und die Farblosigkeit; kurz es ist ein wahrer Proteus, welcher in jedem Augenblick seine Gestalt verändert."

Aber trotz den eleganten Beweisen, die Lavoisier von der Bedeutung des Sauerstoffes für die Verbrennung gab, wurde es ihm doch schwer, diesen Proteus zu tödten; noch 1781, als er in einer Abhandlung, in der er eine quantitative Analyse der „fixen Luft" (Kohlensäure) gab, für den Sauerstoff, der bis dahin „Lebensluft" genannt wurde, den Namen „oxygène" („Säurebildner", „Sauerstoff") vorschlug, fand er wenig Gegenliebe bei den Chemikern seiner Zeit.

Erst von 1785 an errang seine Theorie den Sieg über die veraltete phlogistische; wesentlich trugen dazu die neuen Anschauungen bei, die er über das Wesen der Wärme verbreitete und die sich durch eine größere Richtigkeit auszeichneten, als alle anderen, die bis dahin vorhanden waren. Und bereits im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ist seine Anschauungs-

weise über das Wesen der Verbrennung und über die Rolle des Sauerstoffes in der gesamten Erscheinungswelt die allgemein herrschende; namentlich hatten zu ihrer Verbreitung Berthollet, Guyton de Morveau und Fourcroy beigetragen.

Namentlich daß der Erstere in einer Sitzung der Pariser Akademie im Jahre 1785 sich zum Anhänger der Theorie Lavoisier's erklärte, änderte die Sachlage bedeutend. Im Jahre 1789 begründeten Berthollet, Guyton de Morveau und Fourcroy gemeinsam mit Lavoisier die Annales de chimie, welche die neue Theorie vertraten, um ein Gegengewicht gegen das Journal de physique zu schaffen, welches ein eifriger Vertheidiger der alten Phlogistontheorie war.

Die Vereinigung dieser vier bedeutenden Chemiker blieb auch im übrigen nicht ohne dankenswerthe Frucht. Die Chemie hat ihnen eine Schöpfung zu verdanken, welche die segensreichsten Wirkungen auf ihre Weiterentwickelung ausgeübt hat, indem sie ein Hinderniß aus dem Wege räumte, welches für die Beschäftigung mit dieser Wissenschaft sich als äußerst hemmend erwiesen hatte. 1787 veröffentlichten sie die „Méthode de nomenclature chimique“, in welcher sie sich bestrebten, für die chemischen Körper Bezeichnungen anzugeben, welche Kürze mit Wohlklang verbinden und vor allem in dem Wortlaute die Angabe der chemischen Zusammensetzung enthalten sollten. „In der Methode, die als unzerlegbar erkannten Substanzen durch einfache Namen zu bezeichnen und daraus für die Verbindungen Benennungen abzuleiten, welche die Beschaffenheit und wohl auch im allgemeinen das quantitative Verhältniß der sie bildenden Elemente anzeigen, — darin lag einzig die Möglichkeit, das Gedächtniß durch den Namen einer Substanz auch an ihr chemisches Verhalten zu erinnern.“ [31]

Offenbar hat Lavoisier an dieser verbesserten Nomenklatur den größten Theil. Er erstattete der Akademie über die

allgemeinen Grundsätze Bericht, die bei ihrer Aufstellung **befolgt** worden waren. Er hob hervor, daß die Benennung der **Körper** zugleich über ihre Natur Aufschluß geben soll; daß also **für** die einfachen Substanzen, deren Namen nicht schon durch **lange** Gewohnheit fixirt sei, Bezeichnungen zu wählen seien, **welche** ihre Eigenschaften am besten ausdrückten. Daher wolle **man** für die meisten einfachen Stoffe, welche schon länger **bekannt** seien, die alte Bezeichnungsweise beibehalten, während als *neue* Elemente das Oxygène (der Säurebildner-Sauerstoff), *das* Hydrogène (der Wasserbildner-Wasserstoff) und das Azote (der Stickstoff) zu nennen seien. Für die Bezeichnung der einfachen Verbindungen aus zwei Bestandtheilen wolle man beachten, daß dieselben meist saurer oder basischer Natur seien. Als Gattungsnamen seien demnach acide und oxyde zu empfehlen. Die Salze eines und desselben Elementes, je nachdem sie mehr oder weniger Sauerstoff enthielten, wolle man durch die Endungen ates und ites unterscheiden.

Wir ersehen, daß die Lavoisiersche Nomenklatur im wesentlichen die noch heute herrschende ist. Wie vorzüglich und naturgemäß sie erdacht war, zeigt sich vor allem daran, mit welcher Leichtigkeit sie, obwohl sie doch im Grunde nur für die französische Sprache geschaffen war, sich sehr bald auch in allen anderen Sprachen einbürgerte. Schon vor dem Beginne dieses Jahrhunderts war sie allgemein herrschend, selbst in Deutschland, welches sich der antiphlogistischen Theorie gegenüber sehr ablehnend verhielt.

Letzterer Umstand hatte zur Folge (und auch wohl zur Ursache), daß die französischen Chemiker, theilweise in berechtigtem Unwillen, theilweise aber auch in chauvinistischem Dünkel, die Lavoisiersche Theorie mit dem Namen der „chimie française" belegten und sich als deren Repräsentanten betrachteten, so daß damit der erste Grund zu den Streitigkeiten gelegt wurde,

welche später so heftig über die Werthschätzung der Verdienste Lavoisiers entbrannten.

Wir haben vorher einige der überschwenglichen Lobsprüche über Lavoisier kennen gelernt, an denen die Schriften seiner Landsleute nicht gerade Mangel leiden. Es wäre überflüssig, dieselben hier zu wiederholen, denn es leuchtet ein, von welchem einseitigen Standpunkte aus die Dinge aufgefaßt sind, wenn man sie so ansieht. In blinder Vergötterungssucht hat man Lavoisier das Verdienst zugeschrieben, nicht nur eine neue Theorie, sondern die ganze Wissenschaft der Chemie geschaffen zu haben. Wir haben indes wiederholt gesehen, daß Lavoisier ungescheut das für eigene Arbeiten ausgab, was er von Anderen entlehnt hatte, und daß er überhaupt chemische Entdeckungen kaum gemacht hat. Seine Arbeit bestand darin, das, was Andere erforscht und erarbeitet hatten, zu einander in das richtige Verhältniß zu bringen, alle die Erscheinungen, deren Kenntniß von Tausenden von Beobachtern in mühevoller Arbeit angesammelt worden war, zu einem großen, umfassenden Systeme zusammenzufassen, welches, indem es alle Beobachtungen unter einem Gesichtspunkte betrachtete, im stande war, auf jede einzelne Thatsache ein erklärendes Licht zu werfen.

Lavoisier war nicht der Erste, der das versuchte; wir haben gesehen, wie die Stahlsche Theorie lange Zeit Geltung gehabt und wie sie auf die Pflege der Chemie fördernd eingewirkt hatte. Lavoisier war auch nicht der Erste, der sich von den Verbrennungserscheinungen die richtigen Vorstellungen zu machen wußte; englische Forscher, Hooke, Mayow, Willis, namentlich aber der französische Arzt Jean Rey hatten bereits hundert Jahre vorher erkannt, daß die Verbrennung auf der Vereinigung des brennenden Körpers mit Luft beruhe, und daß die Gewichtszunahme der Metalle bei der Calcination (welche übrigens schon Geber im 8. Jahrhundert als eine aus-

gemachte Sache gilt) ihre Ursache in der Vereinigung der Metalle mit einem Bestandtheil der Luft habe (Rey sagt: par le meslange de l'air espessi, „durch die Mischung mit der verdickten Luft").

Wenn wir also sehen, daß es neben oder vielmehr vor Lavoisier noch andere geniale Geister gab, die ebenso, wie er, auf den Grund der Dinge zu schauen vermochten, so erkennen wir, daß es nicht ein besonderes Verdienst war, wenn es ihm gelang, mit derselben durchzudringen, sondern daß dies *wesentlich* daran lag, daß er in einer Zeit lebte, die, wie keine andere, für die Aufnahme einer solchen Theorie befähigt war. Lavoisier steht in keiner Weise höher, wie jene Anderen, die sich zu derselben Erkenntniß durchgerungen hatten, aber er hatte das Glück, von seiner Zeit verstanden zu werden; und darum hängen die Augen der Nachwelt bewundernd an seiner Gestalt, während sie für Hooke, Rey und Andere kaum einen Seitenblick übrig haben. So geht es ja mit allen Reformatoren. Ist ein Luther etwa deshalb bedeutender, weil es ihm durch die Gunst der Zeitumstände gelang, ein Werk auszuführen, an dem ein Wicliff, ein Huß vergeblich gearbeitet und für das sie ihr Leben verloren hatten?

Ohne jene günstige Konstellation der Umstände wäre es Lavoisier nie und nimmer gelungen, die phlogistische Theorie umzustoßen. Seine Abhandlungen und Meinungen wären ebenso der zeitweisen Vergessenheit anheimgefallen, wie die seiner Vorgänger. Aber er hatte zunächst die Männer auf seiner Seite, welche der Mathematik und mathematischen Physik vorzugsweise ihre Kräfte gewidmet hatten, wie Laplace, Meusnier und Monge, welche es mit Freuden begrüßten, daß er in die Chemie das quantitative Prinzip einführte, welches in ihr nie tiefgreifend genug eingeführt worden, in der letzten Zeit sogar ganz der Vergessenheit anheimgefallen war. Als später dann auch die

Chemiker erkannten, von welch weittragender Bedeutung die konsequente Durchführung dieses Prinzips für ihre Wissenschaft war, gewann Lavoisier immer mehr Anhang.

Und das ist es in der That, was ihm seine großartige Bedeutung verschafft hat. Keine seiner übrigen Ansichten konnte ihm einen solchen Einfluß verschaffen, wie gerade das Prinzip von der Erhaltung des Stoffes. Vergegenwärtigen wir uns, in welch groben Irrthümern die Chemiker seiner Zeit in dieser Beziehung oft befangen waren. Hermbstädt, der später Lavoisiers Werke übersetzte, konnte noch 1786, ohne Aufsehen zu machen, versichern, daß 1 ℔ Braunstein, ohne an Gewicht zu verlieren, 1430 Kubikzoll Sauerstoff beim Erhitzen abgiebt [32] Zwar vermutheten schon die Gelehrten des 17. Jahrhunderts, wie z. B. Mariotte, daß der Stoff ewig ist, „aber sie vermochten diesem Gesetze nicht einen klaren Ausdruck zu geben und es dadurch zur Grundlage der wissenschaftlichen Forschung zu machen.“ [3] Lavoisier sprach oft den Grundsatz aus, daß überall, wo sich eine Gewichtsvermehrung zeigt, eine Verbindung statthaben muß, daß das Gewicht einer Verbindung so viel beträgt, wie das der Komponenten zusammengenommen, daß bei keiner chemischen Operation eine Schaffung oder Zerstörung des Stoffes erfolge, sondern daß jede Gewichtszunahme nur durch das Hinzutreten, jede Gewichtsabnahme nur durch die Abscheidung eines wägbaren Stoffes erfolgen könne.

In engster Verbindung mit dieser seiner Ansicht von dem Wesen des Stoffes, deren eminenten Einfluß man gar nicht hoch genug anschlagen kann,[34] steht seine Anschauung von den chemisch einfachen Körpern. Der ganze Streit zwischen den Antiphlogistikern und den Phlogistikern läßt sich als ein Streit darüber ansehen, was Elemente, was Verbindungen sind, ob, entsprechend der Meinung der Letzteren, Phlogiston, Metallkalke und Säuren Elemente sind, oder, wie die Ersteren behaupteten, Sauerstoff,

Metalle, Schwefel, Phosphor u. s. w.; ob das Wasser ein Element ist oder eine Verbindung u. s. w.[35]

Lavoisier unterschied die Elemente in zwei Klassen: in einfache Körper, deren weitere Zerlegung sehr unwahrscheinlich sei, und in unzerlegte Körper, deren Bestandtheile noch nicht bekannt seien. Dahin gehörten z. B. die Salzsäure, die Flußsäure, die Boraxsäure u. a., welche Lavoisier als Verbindungen von Sauerstoff mit einem noch nicht entdeckten Radikal ansah. Das Radikal der Salzsäure nannte er radical *muriatique* oder base muriatique.[36]

Wie Lavoisier auch die Nützlichkeit der Einführung und Ausübung der chemischen Rechnung erkannt hatte, sehen wir aus folgender Stelle: „In der That", sagte er, „kann ich die zusammengebrachten Stoffe und das erhaltene Resultat als eine algebraische Gleichung betrachten; und indem ich der Reihe nach jedes Element dieser Gleichung als unbekannt setze, kann ich daraus einen Werth ziehen und so den Versuch durch die Rechnung berichtigen."[37]

Wenn wir uns vergegenwärtigen, was Lavoisier geleistet hat, so kann es nun nicht mehr zweifelhaft sein, welche Rolle wir ihm in der Geschichte der Chemie anzuweisen haben. Treffend bemerkt Fourcroy: „Il est pour cette science (la chimie) ce qu'ont été Kepler, Newton, Locke, Euler pour les mathématiques et la géometrie, il a trouvé une marche nouvelle, il a dirigé vraiment les pas de ses contemporains, il a changé d'une manière heureuse et l'art d'opérer et le mode de raisonner en chimie." Nach den angeführten Thatsachen behaupten zu wollen, daß er die Chemie gegründet habe, müßte als eine lächerliche und zwecklose Ueberhebung erscheinen.[38] „Eine Umgestaltung der Ansichten wurde durch Lavoisier innerhalb einer bereits bestehenden Wissenschaft bewirkt; diese

Wissenschaft selbst aber wurde nicht erst durch diese Umgestaltung begründet, so wenig wie ein Staat erst mit einer Revolution, die auf dem vorher bereits geeinten Gebiete neue Grundsätze zur Geltung bringt und die Staatsform sich ändern läßt, seine Existenz beginnt.“ [39]

Ein wahres Vergnügen gewährt es, die unsterblichen Leistungen dieses großen Mannes darzulegen. Peinlich fühlt man dabei die Verpflichtung, in der Schilderung eines wissenschaftlichen Charakters, welcher so viel Licht bietet, auch die Schatten eintragen zu müssen, die leider nicht fehlen; [50] die Geschichtsschreibung legt uns jedoch diese Verpflichtung auf, und wollten wir uns ihr entziehen, so würden wir damit schmälern, was Anderen zukommt. Seine Verdienste bestehen nicht in dem, was er sich selbst zugeschrieben hat, denn oft hat er das von fremdem Geisteseigenthum entlehnt und als das seinige ausgegeben; sein Verdienst besteht auch nicht in einer einzelnen Entdeckung, sondern in der Zusammenfassung einer unendlichen Menge von Thatsachen in eine Theorie, und darin, daß er es war, der zuerst den chemischen Untersuchungen eine neue Richtung, die quantitative, mitzutheilen und nützlich zu machen wußte, der in der Auswahl und der Ausführung der entscheidendsten Versuche ebenso geschickt, als in der Ableitung der Folgerungen scharfsinnig war; der allen einzelnen Thatsachen durch Betrachtung unter allgemeinen Gesichtspunkten erhöhte Wichtigkeit abzugewinnen und dem ganzen Zustande der Chemie eine andere Gestaltung zu geben wußte.

Aus und in der phlogistischen Chemie hatten sich die physikalischen Prinzipien entwickelt, welche für die Oxydationstheorie die wesentliche Grundlage bilden; Lavoisiers Verdienst ist es, diese Prinzipien in der Chemie zur vollen und nothwendigen Geltung gebracht zu haben.

Während bis zu seiner Zeit die Chemie in einem Abhängig-

keitsverhältnisse von der Physik stand (an den Universitäten hing ihre Lehre an den Lehrstühlen der Physik oder anderer naturwissenschaftlicher Disziplinen, und in den Lehrbüchern der Physik wurden auch die Grundbegriffe der Chemie abgehandelt), hat Lavoisier den Anstoß dazu gegeben, die Chemie von diesem Abhängigkeitsverhältnisse zu befreien und als selbstständige Wissenschaft hinzustellen.

Der Rückblick auf einen Mann von so ausgezeichneter Bedeutung, wie Lavoisier es war, ist von hohem Interesse. Und wenn man auch durch die Betrachtung seines Lebens schöne Illusionen verliert, so bleibt doch die Bewunderung vor einem so reichen Geiste bestehen. Nur mischt sich in sein Andenken das schmerzliche Gefühl, daß sein Charakter nicht untadelig war, und das Bewußtsein, daß Geistesreichthum nicht immer mit Geistesgröße verbunden ist.

Anmerkungen.

[1] Histoire des doctrines chimiques. Paris 1868, p 1

[2] Bulletin de la société chimique de Paris. Tome IX, 1869, p. 277.

[3] In der deutschen Ausgabe, I. Theil. Halle 1749. S. 1.

[4] Dictionnaire de chimie. 2. éd. Paris 1778. Tome I, p. 245.

[5] Hermann Kopp: Die Entwickelung der Chemie in der neueren Zeit (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, Bd. X). München 1873. S. 136.

[6] 3. Aufl. Heidelberg 1851. S. 36.

[7] Eine genaue Aufzählung der Aemter, welche Lavoisier während der Revolutionszeit bekleidete, findet sich in der Notice autobiographique, welche Edouard Grimaux in seinem Werke Lavoisier 1743–1794 d'après sa correspondance, ses manuscrits, ses papiers de famille et d'autres documents inédits (Paris 1888), S. 385 f., anführt.

[8] Oeuvres, Paris 1844. Tome II, S. 124 ff.

[9] Kopp, Geschichte der Chemie. Braunschweig 1843. Bd. I. S. 303.

[10] Oeuvres II, S. 103.

[11] In dem Mémoire sur la combustion du phosphore de Kunckel, Oeuvres II, 139 ff.

[12] S. dazu Jakob Volhard: Die Begründung der Chemie durch Lavoisier (in Erdmanns Journal für praktische Chemie. Leipzig 1870. Bd. 110. S. 1—47), S. 12 ff.

[13] Volhard, a. a. O., S. 9.

[14] In der That nämlich erzeugt Schwefel (S) bei der Verbrennung Schwefeldioxyd (SO_2), welches nur unter ganz besonderen Umständen in Schwefelsäure (H_2SO_4 oder als Anhydrid SO_3) übergeht.

[15] Volhard, a. a. O., S. 9.

[16] Sie erschien in den Memoiren der Akademie 1778. Denn alle Abhandlungen derselben wurden erst 3—4 Jahre nach ihrer Lesung gedruckt. Dieser Umstand erschwert in hohem Grade die geschichtliche Forschung; und namentlich in der Geschichte Lavoisiers ist es sehr oft schwierig oder ganz unmöglich, festzustellen, ob alles, was wir in einer solchen Abhandlung finden, in dem Jahre geschrieben wurde, aus welchem dieselbe stammt, oder ob manches nicht erst kurz vor der Drucklegung hinzugesetzt wurde. Das „Mémoire sur la calcination de l'étain dans les vaisseaux fermés et sur la cause de l'augmentation du poids qu'acquiert ce métal pendant cette opération" findet sich im zweiten Bande seiner Oeuvres, p. 105—121.

[17] Oeuvres II, p. 119. In der That liegt das spezifische Gewicht der atmosphärischen Luft, wie wir jetzt wissen, in der Mitte zwischen denen des Stickstoffes und Sauerstoffes. Auf Wasserstoff ($H = 1$) als Einheit bezogen, beträgt das spezifische Gewicht des Sauerstoffes (O) 16, das des Stickstoffes (N) 14. Und da die atmosphärische Luft ungefähr aus 4 Theilen N und 1 Theil O besteht, so muß ihr spezifisches Gewicht $\frac{1}{5} (4 . 14 + 16) = \frac{1}{5} . 72 = 14{,}4$ betragen.

[18] Kalke, chaux, nennt Lavoisier in seinen ersten Abhandlungen diejenigen chemischen Verbindungen, welche bei der Vereinigung von Sauerstoff mit Metallen entstehen und für die er selbst später die noch jetzt übliche Bezeichnung „Oxyde" vorgeschlagen hat. S. den folgenden Theil dieses Aufsatzes.

[19] Oeuvres II, S. 120 f.

[20] In seiner „Entwickelung der Chemie", S. 158—165.

[21] Nur in der Behauptung blieb er hartnäckig, er habe den Sauerstoff gleichzeitig mit Priestley und Scheele entdeckt.

[22] Oeuvres II, S. 130.

[23] Mémoire sur la nature du principe, qui se combine avec les métaux pendant leur calcination et qui en augmente le poids. Im Journal de physique, Maiheft 1775, und in den Mémoires de l'Académie des sciences, année 1775, p. 520. Im Tome II der Oeuvres, p. 122—128.

[24] Mit „fixer Luft" bezeichnete man diejenige Luftart, deren Molekül aus einem Atom Kohlenstoff und zwei Atomen Sauerstoff besteht und die wir jetzt Kohlensäure nennen (CO_2).

[25] Le principe.

[26] Oeuvres II, 127. Da sich das Quecksilberoxyd (HgO) schon bei verhältnißmäßig niederer Temperatur in seine Komponenten zerlegt, so hatte Lavoisier dieses zum Ausgangspunkt für die Darstellung der Luftart, die er untersuchen wollte, gewählt. Die Zersetzung (oder Reduktion) der Oxyde der übrigen Metalle geht nicht so leicht von statten, man nahm sie deshalb meist unter Zusatz von Kohle vor. Es bildete sich dann Kohlensäure (CO_2), die ja für Lavoisiers Untersuchung unbrauchbar war, und das Metall blieb zurück.

[27] Mémoire sur l'existence de l'air dans l'acide nitreux et sur les moyens de décomposer et de recomposer cet acide. Ouvres II. S. 129—138.

[28] Oeuvres II, S. 130.

[29] Oeuvres II, S. 131.

[30] J. Dumas: Die Philosophie der Chemie. Deutsch von Dr. C. Rammelsberg. Berlin 1839. S. 143 f.

[31] Dr. Hermann Kopp: Geschichte der Chemie. Braunschweig 1843. Bd. I, S. 322.

[32] Kopp: Geschichte der Chemie. Braunschweig 1844. Bd. II, S. 73.

[33] Mendeljeff: Die Grundlagen der Chemie. Deutsch von L. Jawein und A. Thillot. Petersburg 1891. S. 7.

[34] Mendeljeff meint z. B.: „Alle zu Ende des vorigen und im Laufe dieses Jahrhunderts gemachten Fortschritte in der Chemie beruhen auf dem Gesetze der Ewigkeit des Stoffes." („Grundlagen der Chemie", S. 8.)

[35] Lavoisier hatte 1783 gemeinsam mit Laplace, 1784 gemeinsam mit Meusnier die Zusammensetzung des Wassers untersucht und nachgewiesen, daß dasselbe aus Wasserstoff und Sauerstoff bestand. Merkwürdig dabei ist, daß er, der sich sonst durch eine so weitgehende Kühnheit der Schlußfolgerungen auszeichnete, nicht auf den Gedanken kam, daß das Wasser aus 1 Theil Sauerstoff und 2 Theilen Wasserstoff besteht, sondern sich mit den erhaltenen Resulaten (1 : 1,91 oder 12 : 23) begnügte.

[36] Wir sehen hier, wie Lavoisier den Grundsatz befolgte, daß analoges Verhalten und der gemeinsame Besitz einer bestimmten Eigenschaft

auch auf den Gehalt an einem und demselben Bestandtheil hinweist. Dieser Grundsatz hatte zur Aufstellung der Phlogistentheorie geführt, er war durch diese mächtig befestigt worden und hatte sich so eingewurzelt, daß auch Lavoisier sich nicht davon frei machen konnte, indem er behauptete, daß eine Säure nur durch den Gehalt an Sauerstoff ihre sauren Eigenschaften besitze. Und daran hielt er fest, obwohl schon damals zwei Säuren bekannt waren, die aller Wahrscheinlichkeit nach keinen Sauerstoff besaßen: die Blausäure und der Schwefelwasserstoff. Später fand man sodann auch, daß die Salzsäure, sowie einige andere Säuren (die Bromwasserstoffsäure, die Jodwasserstoffsäure und die Fluorwasserstoffsäure), welche man zusammen mit der Salzsäure unter der Bezeichnung „Haloïdsäuren" zusammenfaßte, keinen Sauerstoff besitzen.

[37] „Ich habe," fährt er fort, „diese Methode oft benutzt, um die ersten Resultate meiner Versuche zu korrigiren und die nöthigen Vorsichtsmaßregeln bei ihrer Wiederholung zu erkennen."

[38] Wie Lavoisier selbst hierüber gedacht hat, ist aus einigen Citaten ersichtlich, die Kopp in seiner „Entwickelung der Chemie" anführt. (S. 86, Anm.).

[39] Kopp: „Entwickelung der Chemie", S. 133.

[40] Eine ziemlich genaue Aufzählung seiner zahlreichen geistigen Diebstähle findet sich bei Kopp, „Entwickelung der Chemie", S. 141—144, Anm. Olschanetzky hat sich in seinem Aufsatze „Die Entdeckung des Sauerstoffs" (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Neue Folge, Heft 105, S. 18—24 und S. 35—47) günstiger über Lavoisier ausgesprochen.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist erschienen:

Ueber Litterar-Historisches.

(51 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 25,50 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf.)

Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114) .... M. —.80
Corrodi, Rob. Burns u. Peter Hebel. Eine literar-histor. Parallele. (182) • —.80
Devantier, Der Siegfriedmythus. (N. F. 190) .... • —.80
Diercks, Die schöne Litteratur der Spanier. (372) .... • —.75
—, Poetische Turniere. (447) .... • —.60
Ethé, Die höfische und romantische Poesie der Perser. (N. F. 31) • 1.—
—, Die mystische, didaktische und lyrische Poesie der Perser. (N. F. 53) • 1.—
Eyssenhardt, Die Homerische Dichtung. (229) .... • —.75
Fester, Eine vergessene Geschichtsphilosophie (N. F. 98) .... • —.80
Francke, Herder und das Weimarische Gymnasium. (N. F. 183) .. • —.80
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295) .... • —.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305) .... • —.60
Goetz, Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459) .... • —.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303) .... • —.60
— Wesen und Bedeutung der Homerfrage. (N. F. 81) • —.80
Hagmann, Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. (N. F. 88) • —.80
Hauff, Shakespeares Hamlet (N. F. 117) .... • 1.—
Helbig, Die Sage vom „Ewigen Juden", ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196) .... • 1.—
Hertz, Die Nibelungensage. (282) .... • —.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321) .... • —.60
v. Holtzendorff, Englands Presse. (95) .... • —.60
Jordan, Goethe — und noch immer kein Ende. (N. F. 52) .... • 1.—
Koch, Gottsched u. d. Reform d. deutsch. Litteratur im 18. Jahrh. (N. F. 21) • —.60
Liebrecht, Schillers Verhältniß zu Kants ethischer Weltansicht. (N. F. 79) • —.80
Maas, Das deutsche Märchen (N. F. 24) .... • —.80
Martin, Goethe in Straßburg. (135) .... • —.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22) ... • 1.—
Morf, Aus der Geschichte des französischen Dramas. (N. F. 45) .. • —.80
Müller, Die Entstehung der römischen Kunst-Dichtung. (N. F. 92) • 1.—
Neißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445) .... • —.80
Neményi, Journale u. Journalisten d. franz. Revolutionszeit. (340/341) • 1.20
Rover, Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit. Eine poetische Wanderung durch Tells-Erinnerungen. (N. F. 25) .... • —.80
— Richard Wagner und die deutsche Sage. (N. F. 68) .... • —.80
— Die Thiersage. (N. F. 164) .... • 1.—
Remy, Goethes Erscheinen in Weimar. (265) .... • —.60
Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien 2. Auflage (83) .... • —.60
Rinn, Schleiermacher und seine romantischen Freunde (N. F. 111) . • —.60
Roesch, Der Dichter Horatius und seine Zeit. (463) .... • —.80
Sarrazin, Das französische Drama in unserem Jahrhundert. (429) • —.80
Schmidt, Schiller und Rousseau. (256) .... • 1.—
— Byron im Lichte unserer Zeit. (N. F. 51) .... • —.60

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in der Sammlung erschienenen Hefte.

Lavoisier
der Begründer der Chemie.

(† 8. Mai 1794.)

Von

Ernst Schultze,
in Berlin.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.



Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.

(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 213.

Breslau

ein Schutzwall gegen das Slaventhum.

Von

Paul Stade

in Sondershausen.



Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung

1895.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

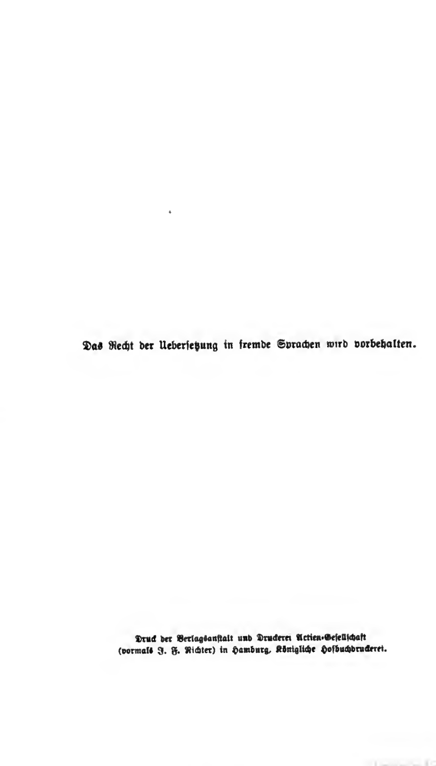
Breslau,

ein Schutzwall gegen das Slaventhum.

Von

Paul Stade
in Sondershausen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofbuchdruckerei.
1895.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Breslau erfreut sich im allgemeinen keines sonderlichen Rufes, obwohl es unbestritten eine schöne Stadt ist, die sich dreist neben andere berühmte Städte stellen darf. Welchen unvergleichlichen Anblick gewährt nicht allein der Marktplatz, oder wie der Schlesier sagt, der Ring! Es ist ein gewaltiger Platz, fast quadratisch angelegt, mit mehr als 200 m Seitenlänge, begrenzt von hohen, meist recht altehrwürdigen Gebäuden.

In seiner Mitte aber erhebt sich ein ganzes Häusergeviert. Da ist das Rathhaus, eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten der Stadt, daneben die Tuchmacher- oder Elisabethstraße, deren westlicher Endung das neu erbaute große Stadthaus vorgelegt ist, und an die sich — mit ihr parallel laufend — die alten, noch heute benutzten Verkaufsstellen: der Töpfermarkt, der Krammarkt und der Eisenmarkt, anschließen. Jeder dieser Märkte ist eine schmale mittelalterliche Gasse und den Abschluß dieser ganzen eigenartig dastehenden Anlage bildet endlich im Norden die offene Reihe der Goldarbeiterseite.

Antheilweckend ist an diesem seltsamen Gemisch von Gäßchen nur noch die erhaltene Anlage, die uns gestattet, einen tiefen Blick in das mittelalterliche Städteleben zu thun, denn was etwa darin von architektonischen Schönheiten oder Absonderlichkeiten einst vorhanden war, das ist im Laufe der Zeiten ganz verschwunden. Nur das Rathhaus, diese Perle gothischer Baukunst, hat seine Formen wohl erhalten, ein lebender Zeuge von

Breslaus frühem Reichthum, seiner Macht und Bedeutung in längstvergangenen Zeiten.

Dieser ganze, fast unübersehbare Platz, getaucht in die Formen vergangeuer Jahrhunderte, mit seinem rastlosen Leben, macht auf den Fremden einen überwältigenden Eindruck, erfüllt den Einheimischen tagtäglich mit neuem Stolze, denn einen solchen Platz hat keine andere Stadt aufzuweisen; schöner, das ist wohl möglich, eigenthümlicher gewiß nicht.

Ehe wir uns zu flüchtiger Umschau weiter begeben, erinnern wir uns hier des weit berühmten Schweidnitzer- oder Schweinschen-Kellers, der sich unter dem Rathhause hinzieht und von alters her eine gewisse Rolle in der Geschichte der Stadt gespielt hat. Hier suchten die Bürger nicht nur Erholung von der Arbeit, hier wurde auch Stimmung gemacht für und wider den wohlweisen Rath der Stadt, für und wider den Kaiser und sonstige Potentaten.

Wie oft mag der Rathschluß, der über das nächste Schicksal der Stadt entschied, nicht oben in der Rathsstube, sondern hier am Biertische entschieden worden sein! wie manche große und kleine Revolution ist hier entstanden, die ihre bedenklichen Folgen weit über das Weichbild der Stadt hinaustrug! In diesem Keller hörte Kaiser Sigismund, als er 1420 ein Viertelhundert solcher blutigen Empörer kurzer Hand hatte hinrichten lassen, unerkannt am Tische sitzend, mit an, wie die Bürger über ihn herzogen und mit wenig Respekt seine allzu rasche Justiz verurtheilten; hier kratzte er in die Tischplatte, ehe er sich schweigend entfernte, die Worte ein:

Wenn mancher wüßte, wer mancher wär',
Thät mancher manchmal manchem mehr Ehr'.

Mit dem großen Ringe sind in der südwestlichen und nordwestlichen Ecke zwei weitere, nicht unbedeutende Plätze ver-

bunden, von denen der südliche ehemals Salzring hieß und in alten Zeiten für den Handel mit Polen — der namentlich in den Salzen aus Wieliczka betrieben wurde — bestimmt war. Heute ziert die Mitte des schönen Platzes das Rauchsche Denkmal des Marschall Vorwärts, und nach diesem wird er jetzt auch Blücherplatz genannt. Der nördlich angelegte Platz trägt die Stadtkirche zu St. Elisabeth, ein schönes, stolzes Gebäude, das viele sehenswerthe Schnitzereien und Bildwerke und eine prachtvolle Orgel enthält.

Bewegen wir uns auf einer der großen Straßen, welche von den Ecken des Ringes in die Stadt führen, so stoßen wir nach einer recht interessanten Wanderung auf eine breite Promenade, die, mit schönen Bäumen gepflanzt und an der Außenseite von einem breiten, tief liegenden Graben umflossen, die innere Stadt wie ein Gürtel umgiebt.

Es ist der Wall der 1807 — nach der Einnahme durch Jerome Bonaparte — abgetragenen Festung, und diese ganze, gesundheitlich so wichtige und überaus schöne Anlage verdankt die Stadt eigentlich ihrem Bezwinger, der sie zur Bedingung für schonende Behandlung der besiegten Feste forderte. Im Anschlusse an diese Promenade haben zwei Breslauer Kaufherren der Stadt ein großartiges Geschenk gemacht, indem sie auf einer der ehemaligen Bastionen, welche als ziemlich wüster Berg dalag, ein schönes Belvedere erbauten, zu dem Jedermann freien Zutritt hat.

Der Hügel ist an seiner Westseite terrassenförmig abgedacht, und breite, schöne Treppen führen von einer Terrasse zur anderen. Die untere derselben wird von einem im Halbkreise geführten Bogengange abgeschlossen, vor dem eine mächtige Fontäne ihr Wasser hoch in die Lüfte schleudert; die obere dagegen trägt einen schönen Rundbau, aus dessen Mitte sich ein schlanker Thurm erhebt, dessen Kuppeldach eine Viktoria krönt.

Von da oben ist eine herrliche Rundsicht weit über die ungeheure Stadt hin geboten. Aus dem Dunste der Großstadtluft heben sich die vielen Thürme empor, denn an Kirchen ist Breslau so reich wie selten eine Stadt, und über den zu unseren Füßen liegenden Stadtgraben schweift der Blick staunend auf die neue Stadt — die riesig angewachsenen Vorstädte — hin, denen gegenüber die Stadt innerhalb des Grabens — die doch schon eine recht ansehnliche Größe hat — fast zu einem unbedeutenden Nichts zusammenschrumpft.

Solange Breslau eine Festung war, hatten diese Vorstädte ein sehr bescheidenes Ansehen. In Kriegszeiten — so auch 1807 — pflegte man sie sogar der Sicherheit wegen auszuräumen und abzubrennen; kaum aber war diese Gefahr für immer beseitigt, als auch in kurzer Zeit eine unglaubliche Vergrößerung eintrat und hier schöne Straßen mit wahren Palästen entstanden.

Die rasche Zunahme der Bevölkerung erklären am besten einige Zahlen. Im Jahre 1763 war die Einwohnerzahl in folge des siebenjährigen Krieges bedeutend gesunken, man zählte nur 42 114 Seelen, aber 1790 war sie bereits wieder auf 51 219 angewachsen, hatte damit jedoch noch nicht die Höhe vor dem Kriege erreicht. 1811 sind indessen schon 62 564 Einwohner, während 1852 deren 116 235 gezählt werden und 1880 diese Zahl sogar mehr als verdoppelt ist; 1884 steigt die Einwohnerschaft auf 295 300 Seelen, und jetzt zählt sie deren schon weit über 300 000.

Breslau ist stets, von seiner Gründung an, eine große, volkreiche Stadt gewesen, hat lange Zeit in Deutschland beziehentlich der Größe den zweiten Platz eingenommen und ist erst im letzten Jahrzehnt von Hamburg und Leipzig überflügelt worden.

Diese günstige Entwickelung verdankt es seiner Lage und seiner daraus hervorgegangenen Bedeutung als Handelsstadt

ersten Ranges. An einem großen schiffbaren Flusse, inmitten einer reichen Provinz gelegen, erfreut es sich einer mustergültigen Bahnverbindung nach allen Seiten, denn hier kreuzen sich die Niederschlesisch-Märkische und die Schweidnitz-Freiburger Bahn, die Oberschlesische, die Stettiner und Rechte Oderufer-Bahn mit der Posen-Stargarder; von hier aus gehen die Verbindungen nach allen Himmelsrichtungen und zumeist in doppelter Linie hinaus.

Berg- und Hüttenprodukte, Kalk, Eisen und Zink, die schlesischen Steinkohlen — die einen immer weiteren Absatz finden —, die reichen Erzeugnisse des fruchtbaren Bodens, Spiritus und Zucker, alles das kommt in Breslau zusammen, wird hier, vereint mit den vielfältigen Hervorbringungen der heimischen Industrie, auf Schiffe und Wagen geladen, um hinauszugehen in aller Herren Länder und immer neuen Reichthum in die Stadt und Provinz hineinzubringen. Der Schiffsverkehr stromauf und stromab beschäftigt durchschnittlich jährlich 2000 der bekannten Oderkähne, welche Lasten von über 2000000 Centner stromab und 1000000 Centner stromauf im Jahre befördern. Das ist aber natürlich erst die kleinere Hälfte der bewegten Güter, weit mehr noch befördert die Bahn.

Handel und Industie beherrschen das öffentliche Leben der Stadt vollständig, — 47 Actiengesellschaften, 3075 Kommanditgesellschaften und Einzelfirmen, sowie 15 eingetragene Genossenschaften haben hier ihren Sitz; über 3000 Handelsleute und mehr als 17000 Fabrikanten und selbständige Handwerker liegen darin ihrem Gewerbe ob.

Großartige Maschinenbauanstalten, Eisenbahnwerkstätten, Möbel- nnd Bautischlereien sind in der Stadt im Betriebe; nicht unbedeutend ist die Fabrikation der Cigarren, noch umfassender der Betrieb der Brennereien und Brauereien, Oel, Baumwolle und Kammgarn, ausgezeichnete Gold- und Silberwaren werden

hier verfertigt, Geldschränke, Porzellan- und Glaswaaren aus Breslau erfreuen sich eines guten Rufes. Es würde zu weit führen, wollte man näher auf dieses Thema eingehen, aber das ist klar, diese reich entwickelte Industrie allein schon genügt, um die Handelsbedeutung der Stadt klar zu legen.

Der ehemals so umfassende Handel nach dem Osten, der Nürnberger und italienische Kaufherren veranlaßte, sich in Breslau niederzulassen, ist allerdings mehr und mehr im Schwinden begriffen, weil er mit den schwierigen Grenzverhältnissen zu sehr zu kämpfen hat, dafür aber versteht die rührige Bevölkerung, sich neue Bahnen zu öffnen. So wird z. B. der Verkehr mit Nordamerika immer lebhafter, und die Ausfuhr schlesischer Erzeugnisse, welche Breslau allein nach dort aufzuweisen hatte, betrug im Jahre 1891 bereits das anständige Sümmchen von 2 619 172 Dollar.

Unerreicht und hochberühmt ist seit jeher der Wollhandel Breslaus, welches jährlich 80—100 000 Centner ausführt, wovon auf die Tage des Wollmarktes allein 40—50 000 Centner kommen.

Handel und Gewerbthätigkeit machen Breslau zu einem hervorragenden Punkte in Deutschland, aber auch in nationalpolitischer Hinsicht ist es berufen, dem Vaterlande wichtige Dienste zu leisten, indem es von seiner zweiten Gründung an als ein festes Bollwerk gegen das Slaventhum gilt. Mitten in ein durch und durch polnisches Reich als germanische Niederlassung gesetzt, hat es nicht nur seine Nationalität rein zu bewahren gewußt, nein, es hat vielmehr mächtig germanisirend auf seine Umgebung eingewirkt.

Noch heute findet ein immerhin bedeutender Zuzug aus den benachbarten polnischen Bezirken statt, aber trotz der vielen polnischen Namen wird man selten ein polnisches Wort zu hören bekommen, denn das deutsche Wesen ist so mächtig, daß es alles

Fremde in kurzer Zeit aufsaugt. Besonders stark ist das polnische Element unter der arbeitenden Klasse vertreten, Arbeiter, Hausdiener, Dienstmädchen entstammen zum größten Theile dieser Nationalität, denn das nahe Oberschlesien ist heute auf dem Lande noch vollkommen polnisch. All diese Leute werden der deutschen Sprache, dem deutschen Wesen und — was nicht gering anzuschlagen ist — der deutschen Reinlichkeit gewonnen; zumeist bleiben sie für immer in der Stadt und verlieren damit ihre Nationalität auch gänzlich; Diejenigen aber, welche nach Jahren wieder in ihre Heimath zurückkehren, erleiden zwar einen Rückfall, vergessen aber die erhaltenen Eindrücke nie mehr und wirken auch auf ihre Landsleute daheim in germanisirender Weise ein. Die nämliche Erscheinung weist das Militärwesen auf, denn die in Breslau dienenden Soldaten sind zum größten Theile in Oberschlesien und Posen ausgehoben und können oft kein Wort Deutsch, wenn sie zur Fahne gerufen werden. Die militärische Uebung aber und die — Liebe schaffen gründlichst Wandel, und wenn der Dienst vorüber, dann zieht der Reservemann heim mit einer gewissen Liebe zum Deutschthum und streift im Verkehr mit den Seinen auch nie mehr ganz ab, was ihm halb wider Willen die Dienstzeit von deutschem Wesen angeweht hat.

Das sind zwar nur Wassertropfen, aber sie tragen doch das Ihrige dazu bei, das Slaventhum mit uns auszusöhnen und es allmählich dem Untergange entgegenzuführen. Ganz anders freilich, viel einschneidender und gewichtiger war die Bedeutung Breslaus in nationaler Beziehung in früheren Zeiten: einmal im Laufe der Geschichte erhob sie sich sogar zu einer ausschlaggebenden Stellung für die Geschicke ganz Deutschlands. Das ist das Ereigniß, welchem meine heutigen Betrachtungen gelten sollen; um es aber voll und ganz würdigen zu können, werden wir uns genöthigt sehen, auf die Gründung und Entwickelung der Stadt einen kurzen Rückblick zu werfen.

Geschichtlich zuerst erwähnt wird Breslau im Jahre 1000, wo es von Kaiser Otto auf seiner Pilgerfahrt zum Grabe des heiligen Adalbert in Gnesen besucht wird. Bei dieser Gelegenheit schafft der Monarch einen großen kirchlichen Verband für Polen und unterstellt die Bischöfe von Krakau, Breslau und Kolberg dem Metropoliten von Gnesen. Da dieser selbe Kaiser noch fünf Jahre vorher die Grenzen des Bisthums Meißen als bis zur Oder reichend festgestellt hatte, so ist wohl anzunehmen, daß das Bisthum Breslau diesem Besuche überhaupt erst seine Entstehung zu verdanken habe, der Ort selbst also noch ziemlich unbedeutend gewesen sein mag.

Von böhmischen Herrschern angelegt, gelangte die Niederlassung und ihre Umgebung nach hartem Kampfe ums Jahr 1000 an den Polenherzog Boleslaw den Großen und blieb auf lange Zeit mit dem polnischen Reiche eng verbunden. Der von seinen Bruder vertriebene Polenherzog Boleslaw III. lebte lange Zeit zu Pforta in Thüringen, verschwägerte sich daselbst mit den Hohenstaufen und zog — als er im Jahre 1163 zur Entschädigung Schlesien erhielt — deutsche Mönche und Ansiedler in seine Residenz Breslau. Er ist der Stammvater der polnischen Theilfürsten, die unter dem Namen der Piasten viele Jahrhunderte hindurch die Geschicke Schlesiens leiteten, dabei aber durch die damals üblichen Erbtheilungen ihre Macht immer mehr zersplitterten.

An der Stelle, wo die Böhmen ihre Stadt Wratslav — das spätere Breslau — gründeten, ist die Oder mannigfach gespalten, eine Reihe von Inseln bildend, welche eine Vertheidigung sehr leicht machten. Die Böhmen wählten daher mit richtigem Blicke das Eiland, welches durch Größe und Lage am geeignetsten erscheinen mußte, und siedelten sich hier — auf der späteren Dominsel — an. Als unter polnischer Herrschaft der Raum nicht mehr ausreichte, schritt man zur Bebauung der

südlich davon gelegenen großen Sandbank (Sandinsel oder Sand genannt), und noch spätere Ansiedelungen der Polen zogen sich auf dem Festlande längs des Flußufers entlang.

Die Piasten, welche in der Verbannung deutsches Wesen, deutschen Fleiß schätzen gelernt hatten, machten es sich zur Aufgabe, ihr spärlich bewohntes und fast gar nicht kultivirtes Land der deutschen Einwanderung zu erschließen, und zogen immer mehr — namentliche thüringische — Ansiedler heran, die sie durch Verleihung besonderer Rechte an sich zu fesseln wußten.

Im Gefolge dieser Kolonisten, angelockt durch die sehr günstige Lage, stellten sich auch bald die Kaufherren aus dem Reiche ein, die in Breslau ein großes gemeinsames Niederlagshaus gründeten und von da aus einen überaus schwunghaften Handel von und nach dem Osten betrieben. So wuchs die junge Stadt rasch und vielversprechend in die Höhe, als ein ungeahntes Ereigniß sie plötzlich vernichtete.

Die Mongolen waren in unzähligen Scharen in Europa erschienen, hatten das große polnische Reich niedergeworfen und überschwemmten nun verheerend Schlesien. Herzog Heinrich von Breslau sammelte seine Streiter, glaubte aber doch, seine Hauptstadt nicht halten zu können, und zog sich bis Liegnitz zurück, wo es zur blutigen Entscheidungsschlacht kam. Der Herzog und sein ganzes Heer fielen in diesem Kampfe, aber auch die Mongolen hatten furchtbar gelitten und fanden den Widerstand so stark, daß sie auf weitere Eroberungen verzichteten und auf Nimmerwiedersehen aus Europa verschwanden.

Als der Herzog die Stadt räumte, da gab man in derselben die verstreuten Ansiedelungen auf dem Festlande, die mittlerweile doch zum Haupttheile der Stadt geworden waren, auf und zog sich auf die gesicherte Dominsel zurück. Die bald darauf erscheinenden feindlichen Horden plünderten die verlassene Stadt auf das gründlichste und steckten sie an, mußten aber —

da der Versuch, die Insel nachts zu überraschen, mißlang — unverrichteter Dinge abziehen, und so retteten die Einwohner die auf die Insel mitgeführte Habe und das Leben, standen aber doch nach der Schlacht bei Liegnitz traurig genug vor der Zukunft, denn von der ganzen leicht gebauten Stadt ragte aus dem wüsten Trümmerhaufen nur noch das steinerne Kaufhaus der deutschen Handelsherren unversehrt heraus.

Unverzagt aber schlossen sich die deutschen Handwerker und die gleichfalls schwer geschädigten Kolonisten mit den Handelsherren zur Gründung einer neuen Stadt zusammen, die verwitwete Herzogin schenkte ihnen — gegen Abtretung des erhaltenen Kaufhauses — einen großen Platz, stattete sie mit deutschem (magdeburgischem) Rechte aus, und der Bau begann noch im Jahre 1243. Aber nicht eine Stadt, wie so viele andere, wollte man bauen, sondern von vornherein ging man daran, eine große Handelsstadt zu gründen, schuf man eine Anlage, über deren vorberechnete Großartigkeit wir unter diesen Umständen billig staunen müssen.

Der große Ring, der Marktplatz, der die ganze Stadt zu fassen vermocht hätte, wurde abgesteckt, in seiner Mitte legte man die Kaufhäuser an, an seiner Westseite verband man ihn mit dem polnischen Markte, und auch der große Platz für die Stadtkirche zur heiligen Elisabeth wurde sogleich angelegt. Das ganze Weichbild der Stadt, genau so wie es noch heute besteht und dem gewaltigen Verkehre unserer Tage genügt, wurde in wenigen Jahren geschaffen.

Die Lage des Handelsplatzes, den die Herzöge freigebig mit Privilegien ausstatteten, war aber auch eine ungemein günstige, sie lockte immer mehr Ansiedler heran und gestattete ein rasches Aufblühen. Lebhaften Verkehr unterhielt die Stadt nach Westen hin, namentlich mit Magdeburg, aber auch nach Nürnberg, Bamberg, ja nach Dortmund gingen ihre ständigen Verbindungen.

Nach Süden reichte der Handel über Böhmen und Ungarn bis nach Italien, seine Hauptverbindungen aber und die Quelle seines Reichthums hatte er in Krakau, Kiew, Nowgorod und der Walachei, während die Verbindung im Norden über Thorn und Stettin bis in die baltischen Provinzen hinaufreichte.

Herzog Heinrich IV., der kinderlose, der im Jahre 1270 die Regierung des Fürstenthums Breslau übernahm, war ganz besonders freigiebig und schenkte der Stadt so viele Freiheiten, daß sie sich dreist mit jeder freien Reichsstadt zu messen vermochte. Unter anderem besaß sie das Meilenrecht, welches bestimmte, daß im Umkreise einer Meile weder Markt gehalten, noch Kram-, oder Fleisch-, oder Schuh- und Brotbank errichtet, noch ein Kretscham (Gasthaus und Brauerei) angelegt werden dürfe. War mit diesem Rechte der Verkehr aus der nächsten Umgebung in die Stadt gelenkt und der Kleinhandel in ihrem Weichbilde ihr gesichert, so verlieh ihr das wichtigere Stapelrecht ganz besondere Vortheile. Denn nach ihm mußten alle durchgehenden Waren durch alleinige Vermittelung der Breslauer Kaufleute weiter befördert werden. Der direkte Handel über Breslau hinaus war vollständig untersagt, kein auswärtiges Handlungshaus durfte selbständig über die Stadt hinaus beziehen oder versenden, noch durch Anlage einer eigenen Niederlage in der Stadt das Gesetz umgehen. Wenn man berücksichtigt, daß Breslau auf Jahrhunderte der einzige Zugang zu dem reichen Osten war und dieses Vorrecht erst viel später mit Frankfurt a. d. O. theilte, so kann man einigermaßen ermessen, welche Quelle des Reichthums für die großen Handelshäuser der Stadt dieses Stapelrecht geworden ist.

Der Reichthum war so bedeutend, daß der Rath der Stadt es im Jahre 1291 unternehmen konnte, die unweit derselben in die Oder mündende Ohlau abzuleiten und in weitem Bogen als breiten Festungsgraben um ihre Wälle zu legen. Aber das

Anwachsen der Bevölkerung war auch ein so gewaltiges, daß die Stadt, die jetzt schon 20000 Einwohner zählte, gar bald an eine Erweiterung denken mußte, und der im Jahre 1336 angelegte Stadtgraben schob die Festungswerke und die Stadtgrenze so weit hinaus, wie sie dann bis 1807 geblieben ist.

Der Rath der Stadt begann aber nun auch, mit Erfolg Politik zu treiben, denn als 1279 der Herzog, durch die Umstände begünstigt, den Versuch machte, sich zum Herrscher über ganz Polen aufzuschwingen, und dabei mit Wenzel von Böhmen in Streit gerieth, da wußte der Rath, der für seine Verbindung mit Krakau besorgt war, den Herzog zum Verzicht und zugleich zu einem Erbvertrage mit dem Böhmen zu bewegen.

Damit stellte er, der den unruhigen Verhältnissen in Polen nicht traute und den Vortheil eines sichern, großen Staatsverbandes zu schätzen wußte, sich für spätere Zeiten den Anschluß an das mächtig aufblühende Böhmen in bestimmte Aussicht, und sicherte sich in der Gegenwart — Krieg und Feindschaft vermeidend — seine wichtigen Handelsverbindungen.

Der Nachfolger des 1290 sterbenden Herzogs, Herzog Heinrich von Liegnitz, starb schon während der Minderjährigkeit seiner Söhne, und der Rath, der den beschlossenen Anschluß an Böhmen nicht mehr aus den Augen ließ, schickte die Söhne mit ihrer Mutter nach Prag, wo der Aelteste auch sofort mit der Tochter König Wenzels verlobt wurde. Wenzel übernahm darauf natürlich die Vormundschaft, ergriff die Zügel der Regierung und traf — immer im Einverständniß mit dem Rathe — alle Schritte zur Vereinigung der schlesischen Länder mit der Krone Böhmens.

Allerdings folgt noch eine Periode der selbständigen Regierung Heinrichs VI., aber da in dieser Zeit die räuberischen Einfälle der Polen kein Ende fanden und der Herzog zu ihrer erfolgreichen Abwehr nicht die Kraft besaß, so entschließt sich

der Rath, die Vereinigung mit Böhmen noch bei Lebzeiten des Herzogs zu vollziehen. In welcher Weise dieser zu einem Verzicht bewogen wurde, hat die Geschichte uns nicht überliefert, — genug, er wich willig zurück, begnügte sich mit der lebenslänglichen Statthalterschaft, und König Johann von Böhmen übernahm am 4. April 1327 die Regierung des Landes.

Man hat es oft versucht, diesen freiwilligen Anschluß an Böhmen als einen politischen Fehler hinzustellen, der Breslau seine Selbständigkeit kostete, aber man vergleiche nur einmal die weitere Entwickelung und die Geschicke der Stadt mit derjenigen anderer Piastenstädte, wie Liegnitz, Brieg, Ohlau, Glogau, die noch lange Jahre, theilweise bis nach dem dreißigjährigen Kriege, unter der Botmäßigkeit der angestammten Herrscherfamilie blieben, und man wird bald einsehen, daß diese Unterwerfung durchaus zum Vortheile der Stadt ausschlug. Im Gegentheile kann man den Herren Patriziern politischen Blick und klaren Sinn durchaus nicht absprechen, denn sie retteten durch diesen Schritt allein ihre kommerzielle Selbständigkeit, die in dem mächtig emporblühenden Reiche der Luxemburger, das ein durchaus deutsches Reich war, seine thatkräftigste Stütze gegenüber der in Schlesien und Polen herrschenden Anarchie fand.

Und die Luxemburger wußten sehr wohl zu schätzen, was sie erwarben, sie waren den Breslauern nicht minder gewogene Herren, als die Piasten, und haben für die Hebung der Stadt und ihres Handels außerordentlich viel gethan. Zudem ist es auch erwiesen, daß die Breslauer keineswegs ihre einzige Hoffnung in dem Böhmenreiche sahen, sondern daß ihr Ziel ein direkter Anschluß an das Reich, die Erwerbung der Stellung einer freien Reichsstadt war und lange Zeit von ihnen verfolgt wurde. Aber das wankelmüthige Regiment des Reiches, der beschränkte Blick des Herrschers, die Schwerfälligkeit des Verwaltungsapparates ließen es zur Erfüllung dieser Wünsche nicht

kommen. Ein Zögern war nicht mehr rathsam, die ohnmächtige Herrschaft der Piasten konnte die Stadt nicht schützen. Die Gefahr einer polnischen Occupation war groß, ein rasches Handeln unbedingt nothwendig. Hätten die reichen Kaufherren bei diesem Schritte auch nur an die Sicherung ihres Handels gedacht, — erwiesen ist das durchaus noch nicht —, so ist doch unverkennbar, daß sie zugleich der Sache der Nationalität einen großen Dienst erwiesen, daß sie es waren, die Schlesien dem deutschen Wesen erhielten, das sonst unrettbar dem Polenthum verfallen wäre.

Unter der Herrschaft der Luxemburger wächst die junge Stadt nun im Laufe eines verhältnißmäßig friedlichen Jahrhunderts zu einer der ersten und jedenfalls zu einer der reichsten Städte Deutschlands heran. Die Kaufmannschaft bildet sich zu einem geschlossenen Patriziat aus, in dessen Händen fast allein das Regiment der Stadt liegt. Denn obwohl die machtvoll angewachsenen Zünfte zu verschiedenen Zeiten versuchen, ihr Wort auch in die Wagschale zu werfen, obwohl es mehr als einmal zu Aufständen der Handwerker gegen die Rathssippen kommt, wissen diese doch das Heft in der Hand zu behalten und sich die Herrschaft durch ein geringfügiges Nachgeben zu sichern.

Das Stadtregiment scheint völlig unabhängig von der Krone zu sein, die sich mit den reichlich bemessenen jährlichen Abgaben und ziemlich zahlreichen Sonderauflagen begnügt und die Steuerverwaltung der Hand des Rathes überläßt. Die Gerichtsbarkeit wird gleichfalls von der Stadtverwaltung ausgeübt, nicht nur die niedere, sondern auch das Recht über Leben und Tod haben die Herrscher dem Rathe verliehen.

Der Handel entwickelt sich immer verheißungsvoller. Breslau versorgt Polen, Preußen und die baltischen Länder mit den Produkten der Levante und vermittelt rückwärts den Bedarf des

ganzen Reiches an gesalzenen Fischen. Es ist Stapelplatz für die Rohprodukte des polnischen und russischen Ostens. Pelzwerk, Leder, Häute, Salz werden von dorther in großen Massen eingeführt, das niederländische Tuch wandert von Breslau bis zur Walachei, das ungarische Kupfer und der Pfeffer werden von Breslau aus im Reiche eingeführt.

Auf allen Heer- und Handelsstraßen bewegen sich die Warenzüge der Breslauer Handelsherren, und ihr großer Reichthum zeigt sich auch bei jeder Gelegenheit. Schon als im Jahre 1337 Johann von Böhmen zur Huldigung nach Breslau kommt, ist der Empfang, bei dem sich nicht weniger als 3000 Bürger im höchsten Staate hoch zu Roß betheiligen, ein über die Maßen großartiger, und dieser Vorgang wiederholt sich später bei jeder Gelegenheit. Die Luxemburger liebten ihre Breslauer, aber sie hatten auch Ursache dazu, denn nirgends wurden sie mit solcher Freudigkeit willkommen geheißen, nirgends monatelang so freigebig bewirthet, nirgends fanden sie ein so rührendes Verständniß, wenn sie beim Abschiede auf ihren leeren Säckel hinwiesen und um dessen Füllung ersuchten. Leben und leben lassen dachten sie daher gewiß nicht ohne Billigkeit, und Privilegien und Vorrechte der Breslauer häuften sich in der geheimen Truhe des Rathes immer mehr an.

Man macht sich schwer eine Vorstellung davon, wohin dieses Privilegienwesen zu führen vermochte, und so sei denn hier darauf hingewiesen, daß der Herrscher bei seinem Regierungsantritte schwören mußte, alle diese Privilegien (die er nicht kannte und die ihm auch nicht zur Einsicht unterbreitet wurden) zu halten und den Rath in deren Genuß nicht zu schmälern. Nun war es aber einmal geschehen, daß der König aus der Ferne eine Entscheidung traf, die der Stadt zum empfindlichen Nachtheile ausschlagen konnte, und da der Rath ihn in ge-
eunder Weise darauf aufmerksam machte und er den Schaden

seiner getreuen Stadt nicht wollte, so verlieh er ihr flugs einen neuen Gnadenbrief des Inhaltes, daß der Rath nicht genöthigt wäre, einen Befehl des Herrschers auszuführen, sobald dieser gegen das Wohl der Stadt gerichtet sei oder ihr sonstigen Nachtheil bringen könne. Dieses Privileg war natürlich geeignet, alle königliche Macht in Frage zu stellen, und die Stadt hat sich seiner in schweren Zeiten recht oft bedient.

Unter der Regierung des schwachen Königs Wenzel bereitete sich ein gänzlicher Umschwung der politischen Verhältnisse vor, indem die Hussiten — vom Könige begünstigt — die religiöse Frage zugleich zu einer nationalen machten, und das Czechenthum, das bisher gar nicht hervortrat, in bewußten Gegensatz zum deutschen Wesen gestellt wurde.

Mit dem Tode des Königs brach der lange vorbereitete Aufstand aus. Ziska stürmte im Jahre 1419 das Rathhaus zu Prag, und in kurzer Zeit waren die Czechen im Besitze ganz Böhmens. Der bis zum Jahre 1433 sich hinziehende Hussitenkrieg wurde durch einen in Breslau beschlossenen und verkündeten Kreuzzug eröffnet, er ward — als die Böhmen nach dem Tode Ziskas zum Angriffskriege übergingen — zu einer furchtbaren Geißel den angrenzenden Ländern und brach deren blühenden Wohlstand auf lange Zeiten.

Die angerichteten Verwüstungen waren schauderhaft, denn die Böhmen hausten wie die schlimmsten Mordbrenner, und nicht am wenigsten hatte Schlesien zu leiden gehabt, das jahrelang den Schauplatz des Krieges abgab. Noch zehn Jahre nach dem Friedensschlusse lag im Fürstenthum Breslau der fünfte Theil aller Hufen brach, ganze Dorfschaften waren ausgestorben, überall gähnte die furchtbarste Oede, der Stadt selbst aber hatte der Krieg — auch wenn er ihren Landbesitz vernichtete — nichts anhaben können. Reiche Bürger und geschickte Handwerker hatten sich mit ihrer Habe in Mengen hinter die

schützenden Mauern der Stadt geflüchtet und ihren Wohlstand vermehrt, und da trotz aller Bedrängungen und Kriegsnöthe der Handel seinen Weg weiterging, so finden wir die Stadt nach dem schrecklichen Kampfe wohl erhalten, gerüstet und in ihrer Leistungsfähigkeit unerschüttert, ja so recht eigentlich erst auf der Höhe ihrer Kraft und Macht.

Daß die Stadt sich ohne Frage auf Seite König Sigismunds stellte, sich sofort von der Sache der Böhmen lossagte, das ist ihr schwerlich als Verdienst anzurechnen, denn die Bewegung war von allem Anfange an eine nationale, und einer deutschen Stadt mußte ihr Handeln dadurch genau vorgeschrieben sein. Daß sie aber thatkräftiger, als mancher Reichsfürst, thatkräftiger, als der Herrscher selbst, den Kampf aufnahm, das soll ihr unvergessen bleiben. Ihr zahlreiches Söldnerheer, ihre bewaffneten Bürger lernten in blutigen, für sie unglücklichen, Schlachten die Kampfweise der Gegner gründlich kennen, und in den letzten Jahren waren die Schüler endlich zu Meistern geworden und schlugen die Böhmen siegreich von Ort zu Ort zum Lande hinaus, Furcht und Schrecken jenseits der Grenze erweckend.

Als gegenseitige Ermattung endlich zum Frieden nöthigte, da unterwarfen sich zwar die Czechen wieder dem Scepter Sigismunds, aber sie hatten es doch durchgesetzt, daß sie ihre Religion frei ausüben konnten, und daß Böhmen ein Wahlkönigthum wurde. Der zwei Jahre später erfolgende Tod des Herrschers setzte sie bald in den Stand, ihr neues Recht auszuüben. Hier beginnt der große Abschnitt, die in nationaler Bedeutung so wichtige Periode in der Geschichte Breslaus, das nun in hoch bewundernswürdiger Weise seine eigenen Wege wandelt.

In wild erregter Sitzung wird zu Prag Prinz Kasimir von

Polen zum König ausgerufen, und an Breslau — als einen Bestandtheil des böhmischen Reiches — ergeht die Aufforderung, dem neuen Könige zu huldigen. Unter jubelnder Zustimmung des Volkes erklärt sich der Rath dazu nicht im stande, weil in der Person des Schwiegersohnes Sigismunds, Albrecht von Oesterreich, ein Erbherr vorhanden sei, und beruft diesen zur Huldigung nach Breslau.

Oesterreich aber ist weit, der Schutz von dort wird immer fraglich bleiben, und der mächtige Polenkönig, der ein oder wohl gar zwei Augen auf die stolze Stadt geworfen hat, sendet eine Gesandtschaft, welche auffordert, ihm zu huldigen. Was hätte jetzt wohl näher gelegen, als ein rasches Anklammern an die gebotene Hand, die — alles in allem genommen — dem Oesterreicher doch vorzuziehen war, aber die Väter der Stadt dachten daran auch nicht einen Augenblick und verschanzten sich wohlweislich hinter der Ausflucht, daß sie einen Erbherrn hätten und ohne dessen ausdrückliche Bewilligung einen solchen Schritt nicht zu unternehmen vermöchten. Nun zog der Gesandte andere Saiten auf und drohte der Stadt mit dem Zorne seines mächtigen Herrn, doch da kam er übel an. Würdig wies der Rath eine solche unziemliche Sprache ab, und das Volk, das von diesen Vorgängen hörte, nahm eine so drohende Haltung an, daß es den Stadvätern Mühe kostete, die Gesandtschaft unbehelligt zum Thore hinauszubringen.

Die Ankunft Albrechts vereitelte die weiteren Anschläge der wüthenden Polen, leider aber war die Ruhe nicht von langer Dauer, weil der neue Herrscher schon nach zwei Jahren starb. Von neuem ergeht jetzt aus Prag die Aufforderung zur Anerkennung König Kasimirs, von neuem aber erklärt auch der Rath, sich darauf nicht einlassen zu können, weil ja die Gattin Albrechts und dessen nachgeborener Sohn Ladislaus noch als erbberechtigt anzusehen seien, und lange gehen die Unterhandlungen

hin und her, während Elisabeth für ihr kleines Söhnchen die Zügel der Herrschaft führt.

Unterdessen aber hatte Kasimir seinen Anhang in Böhmen gänzlich verloren und mußte das Land schleunigst räumen, das sich nun vollständig als Adelsrepublik nach polnischem Muster umformte und Ladislaw an seine Spitze stellte, während Georg Podiebrad, ein ungemein tüchtiger und staatsmännischer Czeche, als Regent die Leitung des Landes übernahm. Da war die Gelegenheit zur Einheit gegeben, aber das Mißtrauen gegen die Absichten der Böhmen schlief nicht ein, und vom rechtlichen Standpunkte gingen die Rathsherren auch nicht einen Schritt ab. Ihre zu dem Wahllandtage (1441) in Prag erschienenen Abgesandten legten feierlich gegen eine Wahl Protest ein, denn es käme den böhmischen Ständen gar nicht zu, zu wählen, sondern sie hätten sich einfach dem Erbherrn Ladislaw zu unterwerfen. Wenn trotz dieser Erklärung die Wahl doch auf das zweijährige Kind fiel, so hatte angestammte Königstreue damit schwerlich etwas zu schaffen, wohl aber war der Vortheil des jahrelangen Regierens für dieses Kind, der Selbständigkeit — die doch nicht angefochten werden konnte — fast gleich, und außerdem mußte es ein Geringes sein, den Knaben so zu erziehen, wie es den Interessen der Volkshäupter angemessen erschien.

Breslau war nun also wieder mit der Krone Böhmen vereinigt und stand unter der Regentschaft Podiebrads, aber der nationale Gegensatz war damit nicht aus der Welt geschafft; mißtrauisch, immer zum Widerspruche bereit, verfolgte der Rath die Regierungshandlungen des Regenten, und eifersüchtig trat er jedem versuchten Uebergriffe entgegen. In Breslau gärte ein tiefer Haß gegen das Czechenthum, und war er vorläufig auch noch eingedämmt, so konnte er doch jederzeit, die Schranken durchbrechend, vernichtend hervorbringen.

Im Jahre 1453 wurde der dreizehnjährige Ladislaw in

Prag zum König gekrönt, und die Breslauer erhielten die Aufforderung, eine Gesandtschaft zur Huldigung zu senden. Bis dahin aber war es üblich gewesen, daß jeder Herrscher zur Entgegennahme dieser Huldigung selbst nach Breslau kam, und der Rath der Stadt — aus dem Herkommen ein Recht machend — lehnte die Einladung ab und knüpfte seine Huldigung an die Bedingung der persönlichen Entgegennahme in Breslau. Die stolzen böhmischen Herren waren über solches Ansinnen nicht wenig ergrimmt, aber der Rath blieb fest und erreichte sein Ziel; der König kam, und mit ihm kam der verhaßte Podiebrad. Die Huldigung verlief ohne Zwischenfall. Der jugendliche König gefiel den Breslauern sehr wohl, und auch Podiebrad wußte durch weise Mäßigung das Mißtrauen zu bannen, aber büßen mußte die Stadt ihren Eigenwillen doch, denn man nahm ihr die bis jetzt stets von dem Rathspräses verwaltete Landeshauptmannschaft (Verwalter des Fürstenthums) und gab ihr auch einen böhmischen Bischof. Die Brüder Rosenberg, welche in diese Aemter gesetzt wurden, entstammten allerdings einer der ersten deutschen Adelsfamilien Böhmens, waren auch gut katholisch geblieben, hielten es aber in der Folge doch mit Podiebrad und haben der Stadt vielen Schaden gebracht.

Der Charakter des jungen Königs war — wohl zumeist infolge absichtlich verkehrter Erziehung — kein guter, er neigte zu verrätherischer Hinterlist, und wenn der Statthalter, der nach wie vor die Regierung leitete, diese schlechte Eigenschaft auch zunächst zu seinem und der Czechen Vortheil auszunutzen wußte, so schlug der Wind doch bald um, und der Herrscher begann, der nationalen Partei unbequem zu werden. Ehe es aber zu einem ernstlichen Bruche kam, starb, im Jahre 1457, der König nach einem Krankenlager von wenigen Stunden ganz unerwartet, nachdem er am Tage vorher noch eine Breslauer Gesandtschaft empfangen und mit derselben Verschiedenes verhandelt hatte.

Bestürzt eilte die Gesandtschaft nach Hause zurück, und gar bald verbreitete sich in Breslau das Gerücht, Girsik (so nannte man Podiebrad) habe den König ermordet. Neue Nahrung und für die haßerfüllten Breslauer eine gewisse Bestätigung erhielt dieses Gerücht, als von Prag die Kunde anlangte, daß die Böhmen nun alle Rücksicht beiseite geworfen und Georg Podiebrad zum Könige gewählt hätten.

Verwünschungen und Drohungen wurden laut, die Prediger schürten den Brand von der Kanzel herab, und die Aufregung des Volkes stieg so hoch, daß der Rath — auch wenn er es anders gewollt hätte — darauf Rücksicht nehmen und der Wahl seine Anerkennung verweigern mußte.

Jetzt erst, aber nun auch mit unentwegter Entschlossenheit, betritt die Stadt den Weg der Revolution. Sofort bemächtigte sich der Rath wieder der Landeshauptmannschaft, die ihm Ladislaw abgenommen hatte, und machte sich damit zum Herrn des Fürstenthumes und seiner Vertheidigungsmittel. In seltener Einmüthigkeit stehen Rath und Volk zusammen, und, gedrängt von der öffentlichen Meinung, geloben die Konsuln in feierlicher Sitzung der Bürgerschaft, Georg niemals als König anzuerkennen.

Die schlesischen Stände, die mittlerweile zum weitaus größten Theile auch böhmisch geworden waren, schlossen sich, von Breslau ermuthigt, dem Proteste desselben an; überall war die Stadtverwaltung thätig, um dem Könige Gegner und Feinde zu schaffen. Ihre erste Sorge war es gewesen, sich den Beistand des Papstes zu sichern, und hier hoffte sie bestimmt auf Erfolg, weil doch nicht anzunehmen war, daß dieser auf dem Throne Böhmens einen ketzerischen Hussiten dulden würde, der der katholischen Kirche im Lande den Garaus machen könnte. Um sicher zu gehen, wurde der Domherr Peter Wartenberg, mit reichlichen Goldgulden versehen, nach Rom geschickt, aber diesem Schachzuge war der Gegner zuvorgekommen.

Podiebrad vertrat ein sehr gemäßigtes Hussitenthum und und hatte dem Papste bei seiner Thronbesteigung das — allerdings etwas allgemein gehaltene — Versprechen gegeben, die Mißbräuche abzuschaffen, und, daran glaubend, erkannte der heilige Vater den König als den gläubigen Sohn der Kirche an und forderte in einem offenen Briefe die widerspenstigen Unterthanen zur Huldigung auf.

Befriedigt sendete der König den Brief nach Schlesien, in milder, durchaus angemessener Weise beruft er sich auf die Entscheidung des Oberhauptes der Christenheit, und der Brief versagt seine Wirkung durchaus nicht, denn die Stände beeilen sich, ihre Abordnungen nach Prag zur Huldigung zu senden. Nur Breslau beharrt entschieden bei seiner Weigerung und schickt eine neue Gesandtschaft nach Rom, die aber gleichfalls nichts auszurichten vermag. Der Papst bleibt der Freund des Königs, die Breslauer sind aber hartnäckig, unterhalten von nun nun ständig einen Diplomaten in Rom und wenden alles auf, um den Gegner zu stürzen.

Man muß es anerkennen, daß der König eine unbegreifliche Geduld in dieser Sache bewies, — er, der Mann der That, der sonst sehr rasch zuzugreifen pflegte, wendet alle Mittel der Diplomatie an, um den Starrsinn der Bürger zu brechen, aber je nachgiebiger er sich zeigte, je mehr schwoll ihnen der Kamm, je mehr loderte ihr Haß empor.

Im Jahre 1459 — es ging damals alles seinen langsamen, gemessenen Gang — belehnte der Kaiser Podiebrad mit dem Königreich Böhmen, schuf damit endlich ein unantastbares, gesetzliches Verhältniß und befahl, wie es nun seine Pflicht war, den Breslauern die sofortige Vornahme der Huldigung.

Damit goß er aber nur Oel ins Feuer, denn an ein Nachgeben war in Breslau nicht zu denken. Der Rath allerdings war zu Unterhandlungen bereit, oder suchte doch wenigstens

Zeit zu gewinnen, und da er in diesem Falle die Verantwortung nicht allein tragen mochte, berief er eine Volksversammlung auf das Rathhaus. In dieser trug der Landeshauptmann Skal den Sachverhalt noch einmal vor, erwog das Für und Wider gründlichst und schlug — unterstützt von seinem Stellvertreter Reichard — vor, einen Waffenstillstand zu suchen, um wenigstens die Sache zu verzögern.

Das wäre den beiden Herren aber um ein Haar schlecht bekommen, denn das Volk kannte weder vor Kaiser noch vor König Furcht; wüthend schrie es Verrath, furchtbar tumultuarische Scenen spielten sich ab, und der Rath mußte sich verpflichten, nie mehr von Nachgeben zu reden und es auf den Krieg ankommen zu lassen. An diesem 24. August und in den folgenden Tagen herrschte vollständige Anarchie in Breslau, alle Arbeit ruhte, aber die Kretschams waren dicht gefüllt, die Straßen boten ein bewegtes kriegerisches Bild, aber trotzdem dem Rathe die Zügel vollständig entfallen waren, kamen doch nirgends Exzesse vor. Die beiden Rathsherren allerdings fühlten den Boden unter ihren Füßen nicht mehr sicher, und mögen dazu auch wohl ihre Ursache gehabt haben, denn noch in derselben Nacht entwichen sie in aller Heimlichkeit durch ein Seitenpförtchen.

Das galt natürlich dem mißtrauischen Volke als ein sicheres Eingeständniß ihres Verrathes, und eine neue Versammlung verbannte sie auf ewige Zeiten aus der Stadt. Aber auch dabei wahrte man eine erstaunliche Ruhe, denn kein Sturm auf das Eigenthum der Geächteten erfolgte, man begnügte sich vollständig damit, sie unschädlich gemacht zu haben.

Die Würfel waren nun gefallen, der blutige Ernst sollte an die Stelle der diplomatischen Ränke treten, und schon in den nächsten Tagen liefen zwei Kober mit 265 Fehdebriefen von böhmischen Herren und Städten ein, bis Michaeli aber zählte man deren über 1000.

Noch einmal versuchte jetzt der König, der sein Heer bei Münsterberg gesammelt hatte, den Weg der Güte. Eine neue Abgesandtschaft mahnte die Breslauer an ihre Pflicht und versprach, daß alles vergessen und vergeben sein sollte, wenn die Stadt sich unterwerfen wolle. Aber vergeblich waren alle Anerbietungen, und so rückten denn zwei große Heere ins Fürstenthum, näherten sich, ohne Widerstand zu finden, der Stadt und schlossen dieselbe ein.

Natürlich traf die Breslauer dieser Angriff nicht unvorbereitet, ihre Fähnlein waren seit lange gerüstet, die Bürgerschaft aber in Rotten getheilt und wohl geübt in der Führung der Waffen. Mauern und Gräben befanden sich in gutem Zustande, Geschütze waren in genügender Menge aufgefahren und alles zum Empfange der ungebetenen Gäste bereit.

Sonderlich ernsthaft scheint der Angriff gerade nicht gewesen zu sein, denn man liest nur von unbedeutenden Scharmützeln und erfährt, daß die Breslauer tagsüber ihre Thore geöffnet hielten, als ob sie im tiefsten Frieden lebten. Selbstverständlich aber war diese Sorglosigkeit mehr eine gemachte, denn die Thürmer hielten unausgesetzt Umschau und ließen die Bewegungen des Feindes nicht einen Augenblick außer acht. Da endlich, am 1. Oktober, zogen sich die Heermassen zusammen, in dichten Haufen wälzten sich die Böhmen der Stadt entgegen, die Entscheidung stand bevor.

In der Stadt läuteten die Sturmglocken, die Rotten der Bürgerschaft sammelten sich an den vier Ecken des Ringes, und lustig zog man auf seine Posten. Der Muth der Vertheidiger war aber zu groß, als daß er sich hätte hinter Mauern und Wällen aufhalten lassen, in wildem Ungestüm rannten sie, fast ohne alle Ordnung, dem Feinde entgegen. Dieser war unterdessen bis in die Nähe der vor den Thoren gelegenen Kirche zu den 11 000 Jungfern angelangt und befand sich in lebhaftem

Kampfe mit den hier aufgestellten Stadtsoldaten, welche den Oderübergang mit Glück vertheidigten. Als aber die Sturmglocken immer kräftiger erklangen, als das Getöse der Waffen immer mehr zunahm und das Thor die Gewappneten in solcher Menge von sich gab, da geschah etwas Unerwartetes. Die tapfern Czechen, Ritter und Knechte, Herren und Krieger wandten sich und gaben Fersengeld, liefen — ohne den Gegner auch nur herankommen zu lassen —, als ob ihnen der Böse selbst im Nacken säße, und liefen, bis weit und breit vor Breslau kein Feind mehr zu sehen war, trotzdem die Verfolgung wegen der herrschenden Unordnung sehr mäßig betrieben wurde.

Aber nun zogen die Breslauer zum Angriff aus und warfen sich mit aller Macht auf das bei Bohrau aufgestellte Observationscorps, stürmten das Schloß, welches der Stellung zum sicheren Rückhalt diente, und schossen Alles nieder, was sich nicht gutwillig gefangen gab.

Bei Strehlen stieß man auf eine zweite größere Heeresabtheilung, die aber den Angriff gar nicht erst abwartete, sondern sich durch rasche Flucht vor der Vernichtung rettete. Der Boden Schlesiens war in kurzer Zeit vom Feinde gründlich gesäubert, und fliegende Corps, zum Theil aus freiwilligen Kompagnien von Handwerkern gebildet, besorgten das Aufräumen der wenigen noch vom Feinde besetzten festen Plätze.

Unterdessen hatte der Papst, dem viel an einer Einigung gelegen war, den Bischof Lando von Kreta gesendet, um zwischen den Parteien zu vermitteln und einen billigen Frieden herzustellen. Derselbe hatte den soeben aus unrühmlichem Feldzuge heimgekehrten König zu einem Vergleiche bereit gefunden und machte sich nun nach Breslau auf, um auch hier die Kraft seiner Rede zu erproben.

Auf die Nachricht hin, daß der Legat von Schweidnitz aufgebrochen sei, rüstete man sich in der Stadt zu seinem

Empfange und zog ihm eine Stunde Weges entgegen. Dieser Willkomm war ganz dazu angethan, die Macht der Stadt zu zeigen. Voraus kam in langer Prozession die Geistlichkeit mit allen ihren Würdenträgern, denen sich — an 500 Pferde stark — die Vasallen der Stadt mit den jungen Kaufmannssöhnen in prunkender Rittertracht und mit 27 großen seidenen Fahnen anschlossen. In der Entfernung eines Armbrustschusses folgten die Rathsherren, Senatoren, Schöffen und Kaufherren, gleichfalls in prachtvollen Gewändern, aber ohne Harnische, gegen 100 Pferde stark. Der dritte Haufen endlich, wieder in Waffen starrend, war aus Zunftmeistern, Fleischern, Kretschmern und solchen Handwerkern zusammengesetzt, die sich zur Ausübung ihres Gewerbes der Pferde bedienten, und zählte auch gegen 600 Pferde.

Auf dem Nikolaianger aber — vor dem Thore der Stadt — standen 500 Fußknechte und die Zünfte, Mann an Mann (man spricht von 4000) in blinkenden Harnischen bis in die Stadt hinein, und drinnen wimmelten auch noch alle Gassen von Volk.

Der Zweck dieses pomphaften Empfanges, dem Legaten zu zeigen, daß man nicht nöthig habe, den König zu fürchten und sich ihm zu ergeben, war jedenfalls erreicht, wenn der Gesandte auch zunächst noch einmal die Einschüchterung versuchte.

Am 13. November hielt er vor Rath, Geistlichkeit und Gemeinde eine glänzende Rede, in welcher er die guten Eigenschaften des Königs und seine Beziehungen zu den Fürsten pries, die allgemeine politische Lage und die dräuende Türkengefahr beleuchtete. Er appellirte an die Ergebenheit der Stadt gegen den Papst, die es ihnen gebiete, die bösen Leidenschaften zu unterdrücken und den großmüthig angebotenen Frieden entgegenzunehmen.

Aber er predigte tauben Ohren. Das Volk bezeichnete

ihn einfach als einen vom Könige bestochenen Verräther, und der Rath zögerte seine Antwort von Woche zu Woche hinaus. Als er sie aber endlich überreichte, da fiel sie so gänzlich ablehnend aus, wie zu erwarten gewesen war.

Da ergrimmte der geistliche Herr nicht wenig und drohte mit dem großen Banne des Papstes, wenn man nicht Podiebrad zum Herrn annehmen wolle, schlug aber damit dem Fasse den Boden vollends ein, denn das Volk rottete sich nun zusammen und wollte ihm ans Leben. Der Vermittelung der Rathsherren gelang es, das Aergste zu verhüten und den Bischof nun auf die Seite der Stadt zu ziehen. In einer zweiten Versammlung der Gemeinde zeigte er, daß die Unterwerfung früher oder später doch kommen müsse, rieth, sie aus Klugheit bald vorzunehmen, und erbot sich — durchblicken lassend, daß unterdessen ja vieles geschehen könne —, der Stadt einen dreijährigen Aufschub der Huldigung zu verschaffen.

Dem Rathe gelang es, die Bürgerschaft für diesen Vergleich zu gewinnen, und der König erklärte sich in der That — aus schuldiger Rücksicht gegen den Papst — nicht nur mit diesen Bedingungen einverstanden, sondern er legte sogar der Frist noch einen Monat zu. In Prag feierte man diese Uebereinkunft wie einen großen Sieg: Pauken und Glockengeläute erklangen, und von den Kanzeln wurde der Friede verkündet, während die Breslauer nur daran dachten, wie sie den Kopf wieder aus der Schlinge herausbrächten und ein Mittel fänden, auf gute Art ihres Wortes ledig zu werden.

Nun, das fand sich denn auch bald, wozu hätte sonst die Stadt ihre theure Gesandtschaft in Rom unterhalten. Diese wußte das Mißtrauen zu wecken und lebendig zu erhalten. Georg traf keinerlei Anstalten, sein betreffs der Abschaffung der Mißbräuche gegebenes Wort einzulösen, und wich, als er daran gemahnt wurde, immer wieder mit leeren Redensarten aus, die

auf die Zukunft vertrösteten. Er befand sich hier in einer argen Klemme, denn unternahm er irgend etwas gegen die hussitische Kirche, so verdarb er es natürlich mit den Czechen; that er aber nichts, dann machte er sich seine katholischen Unterthanen und vor allen Dingen den Papst zum Gegner, und dann wurde seine Stellung eine sehr schwierige.

Hier setzte die Breslauer Diplomatie mit Erfolg ein, und bald hatte sie erreicht, daß der Papst mit seinen Forderungen heftiger wurde, und — da sie ohne Erfolg blieben — dem jetzt in Breslau wohnenden Legaten die Vollmacht ertheilte, die Frist der Breslauer nach Belieben zu verlängern.

Der Stadtschreiber Eschenloer entwickelt in diesen Wirren eine außerordentliche diplomatische Geschicklichkeit, in seiner Hand laufen alle Fäden zusammen, er ist die Seele des Widerstandes und unterhält überall seine Agenten. Hatten die Breslauer sich 1459 den Waffen des Königs gewachsen gezeigt, so schlagen sie ihn jetzt nicht minder auf dem Felde der Unterhandlungen. Der Papst gerieth vollständig in ihr Fahrwasser und äußert mehrfach, so gute Briefe, wie aus Breslau, habe er nie gelesen.

Natürlich spitzt sich die Situation wieder sehr kriegerisch zu, denn dem Könige bleiben die Schliche seiner Unterthanen nicht verborgen, er führt allerlei militärische Manöver aus, und die Stadt — nicht mit Unrecht einen Ueberfall befürchtend — arbeitet emsig an der Verbesserung ihrer Befestigungen.

So ist die dreijährige Frist abgelaufen, der Zeitpunkt der Huldigung naht heran, als ein Schutzbrief die Stadt feierlich in den direkten Schutz und Schirm des Papstes nimmt und die Huldigung mit strengen Worten untersagt.

Da war denn das Schlimmste abgewendet, die Breslauer sind wieder frei und haben über ihren Gegner, der den Höhepunkt seiner Machtstellung erreicht hat und eine Wendung seines

Geschickes erlebt, die ihn schnell abwärtsführen soll, einen unerhörten Triumph gefeiert.

An Stelle des Bischofs Landa, der einen anderweitigen Auftrag erhält, erscheint nach einiger Zeit Bischof Rudolf von Rüdesheim als Vertreter des Papstes und übernimmt in seinem Namen die Leitung der städtischen Angelegenheiten. Dem Könige wird der Gehorsam wieder aufgesagt, alle Beziehungen zu ihm abgebrochen und der Krieg vorbereitet.

Immer weiter läßt sich der Papst drängen. Man greift den nie ganz zum Schweigen gelangten Vorwurf der Ermordung Ladislaws wieder auf und weiß dem Papste die Sache so glaublich darzustellen, daß dieser den König in öffentlichem Konsistorium des Verbrechens anklagt und ihn binnen 180 Tagen vor seinen Stuhl zur Verantwortung ladet. Das Aufsehen, das dieser Schritt hervorruft, ist ein gewaltiges, um so mehr, als das gänzliche Schweigen des Königs als ein Schuldbekenntniß angesehen wird.

Die Breslauer glauben nun, den Sieg in der Hand zu halten, da stirbt plötzlich — kaum vier Wochen nach jenem Konsistorium — der Papst und mit seinem Ableben scheint der ganze Erfolg wieder in Frage gestellt. Indessen ist die Angst umsonst ausgestanden, der neue Pontifex, Paul II., verfolgt in diesem Punkte genau die Politik seines Vorgängers, geht noch einen Schritt weiter und spricht alle Unterthanen König Georgs von ihrem Eide frei.

Das ist das erwartete Signal, auf welches hin der katholische Adel Böhmens und Mährens die Fahne des Aufruhres erhebt und mit Breslau einen Bund zur Vertreibung des Königs schließt. Der Krieg beginnt, und mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe vertheidigt sich der nun von allen Seiten durch seine eigenen Unterthanen angegriffene König. Ein böhmisches Heer fällt in das Fürstenthum ein, aber die Breslauer warten

diesmal den Angriff nicht hinter ihren Mauern ab, sie stehen schon gerüstet im Felde, verschanzen sich bei Namslau und halten allen Angriffen stand, bis ihre tapfere Gegenwehr und die ausbrechende Pest den Feind zum Abzuge zwingen.

Es ist ein seltsames Schauspiel, das dieser Kampf uns darbietet: der ohnmächtige deutsche Kaiser und seine Reichsstände sehen unthätig zu, wie eine einzige Stadt jahrelang ihrem Könige den Gehorsam verweigert, sehen zu, wie diese Stadt ihre Stütze beim Papste sucht, und lassen sich es ruhig gefallen, daß dieser sich in Sachen mischt, die ihn durchaus nichts angehen, sie geben zu, daß das bißchen Achtung, deren sie sich noch erfreuen, durch solches Beispiel geradezu mit Füßen getreten wird. Und statt nun, wo die Ueberhebung des Papstes den Gipfel ersteigt, ihr Veto einzulegen, verwenden sich auch Kaiser und Reichstag noch bittend beim Papste für Georg und geben damit die Berechtigung seines unerhörten Eingriffes in Reichsangelegenheiten ruhig zu.

Was half es bei solcher Schlafmützigkeit, daß zugleich mit ihnen auch die Könige von Frankreich und Polen und der Herzog von Burgund in Rom für den bedrängten König eintraten? Die Gewandtheit des Breslauer Gesandten Fabian Hanko und die schönen Goldgulden des Rathes trugen über sie alle den Sieg davon, und am 22. Dezember 1466 sprach der Papst, ohne Rücksicht auf die Rechte des Kaisers, die Absetzung König Georgs aus.

Unterdessen tobte der Krieg mit wechselndem Glücke in Schlesien, Böhmen und Mähren, immer mehr Gegner schafft Breslaus Einfluß dem Könige, aber heldenkühn führt er seine Vertheidigung. Die Breslauer nahmen Münsterberg und Frankenstein, die Hauptstützen der böhmischen Vertheidigung, im Sturme ein, wurden aber wenige Tage darauf von einem anrückenden Entsatzheere, nachdem die Schweidnitzer Hülfe sie im Stiche

gelassen hat, empfindlich aufs Haupt geschlagen, so daß sie sich längere Zeit nicht im freien Felde blicken lassen können.

Jahrelang ziehen sich die Kämpfe hin, aber die Kräfte der Stadt beginnen jetzt merklich abzulassen. Die Bürger sind zu längeren Feldzügen nicht zu brauchen, mit ihnen lassen sich nur kurze Vorstöße unternehmen, diese aber können wohl Ehren, doch keinen dauernden Erfolg bringen, denn im Lager des Gegners spornt der religiöse Fanatismus, wie zur Zeit des Hussitenkrieges, zu immer neuen Anstrengungen. Die Soldtruppen werden aber selbst für eine so wohlhabende Stadt allmählich zu kostspielig, um so mehr, als die Verbündeten lau sind und die Führung des Kampfes nach Möglichkeit den Breslauern überlassen. Der Stadtsäckel hat in den elf Jahren des Widerstandes schwer daran gemußt; neue Steuern zu tragen, weigert sich die Bevölkerung, die alten müssen fast mit Gewalt eingetrieben werden.

Kurz, die Sache droht nun, ernstlich schief zu gehen, der Legat ist in Verzweiflung, und seinen Unterhandlungen gelingt es, in dem kühnen, sieggewohnten König Matthias Korvinus von Ungarn einen Verfechter der Exekution zu gewinnen, wie er ihn sich besser nicht zu wünschen vermochte. Auf dem Tage zu Olmütz kommen die Gegner Georgs zusammen und wählen Matthias zum Könige von Mähren und Böhmen, und am 21. Mai 1469 zieht der neue König jubelnd, als Befreier begrüßt, in Breslau ein und nimmt die Huldigung der Stände entgegen.

Damit ist die Rolle Breslaus in diesem Kampfe ausgespielt; von der Führung tritt es natürlich vollständig zurück, die Fäden des Gespinnstes laufen nun in Ofen, Olmütz und Brünn, am Hoflager des Königs zusammen, und Breslau ist eben nur noch insofern an dem Kampfe betheiligt, als es Soldaten und Geld zu demselben stellen muß.

Auch diesem großen Kriegshelden gelang es nicht, die Czechen völlig niederzuwerfen. Es gab eben jetzt zwei Könige von Böhmen

nebeneinander, und als im Jahre 1471 König Georg starb, da wählten sich die Czechen sofort in dem fünfzehnjährigen Prinzen Wladislaw von Polen einen neuen Herrscher und setzten — nun mit sehr wirksamer polnischer Unterstützung — den Kampf weiter fort.

Hatten die Breslauer aber mit ihrem Widerstande gegen Georg Podiebrad ein Unrecht begangen, dann wurde ihnen nun gründlich heimgezahlt, und König Georg konnte mit der Rache, welche Matthias Korvinus an seinen Gegnern nahm, sehr wohl zufrieden sein. Dieser Herrscher ging zielbewußt darauf aus, die Selbständigkeit der Stadt zu vernichten, er kümmerte sich um ihre Vorrechte und Privilegien nicht einen Deut, sondern schaltete in ihr vollständig wie ein Eroberer.

Der von ihm eingesetzte Landeshauptmann Georg von Stein kommandirte den Rath der Stadt, wie es ihm beliebte, er brandschatzte das Vermögen der Bürgerschaft, welche umsonst Deputation auf Deputation an den König schickte und auf ihre Privilegien hinwies. Mathias nahm die Gesandtschaften wohl zuvorkommend auf, versprach auch hier und da Abhülfe, aber dessenungeachtet blieb alles beim alten. Das Schlimmste an der ganzen Sache aber war, daß ein Mitglied des Rathes Heinz Dompnig, einer der ältesten Rathsfamilien entstammend, sich zum Werkzeug dieser Bedrückungen hergab. Er war es, der Georg von Stein die Rathschläge angab, nach denen die Erpressungen und Vergewaltigungen vorgenommen wurden, er war es, der den König, dessen volles Vertrauen er besaß, auf dieser Bahn der Politik unterstützte, auf ihn sammelte sich aller Haß und Groll, den diese Jahre der Unterdrückung in Breslau hervorriefen.

Als dann endlich im Jahre 1490 König Matthias starb, da athmeten die Bürger freudig auf und gingen ohne Verweilen an das Geschäft der Rache. Georg von Stein hatte noch

rechtzeitig die Flucht ergriffen, Heinz Dompnig aber wurde ergriffen und nach kurzem Prozesse vor dem Rathhause hingerichtet. Und kaum hatte König Wladislaw von Böhmen, der ein sehr milder Herrscher war, die Nebenländer zur Anerkennung aufgefordert, da unterwarfen sich die Breslauer mit Freuden, huldigten und erhielten alle ihre Privilegien bestätigt.

Der scharf ausgeprägte czechische Zug war aus der Regierungsmaxime Böhmens wieder verschwunden, es lag also gar kein Grund zu neuer Auflehnung vor. Aber selbst wenn das nicht so gewesen wäre, hätte der schwer geprüften Stadt die Kraft zu neuem Kampfe gefehlt, sie war durch ihren selbstgewählten Herrn so schwer gestraft, daß sie froh war, endlich wieder eine ruhigere Zeit vor sich zu sehen. Was einst ein hoch zu rechnendes Verdienst gewesen war und Deutschland wahrscheinlich vor einem mächtig anwachsenden, seine Nationalität bedrohenden Czechenreiche bewahrte, das wäre jetzt, wo diese Gefahr als beseitigt gelten mußte, eine zwecklose Selbstopferung gewesen.

Werfen wir nun zum Schlusse noch einen raschen Blick auf die ganze Zeit von 1420—90, so finden wir eine Geschichte vor uns aufgerollt, die an dramatischer Kraft, an staunenswerther Entwickelung ihresgleichen sucht.

1418 hat eine blutige Empörung der Zünfte gegen das patrizische Stadtregiment die Gemeinde auf das äußerste erschüttert, aber im Sturme des Hussitenkrieges erstarkt das von Kaiser Sigismund darob arg gedemüthigte Gemeindewesen wieder zu einer selbstbewußten Stadtrepublik, die der äußersten Leistung fähig ist. Der Gegensatz zwischen dem czechischen Wahlkönigreich und dem urdeutschen, an der Erbfolge unbedingt festhaltenden Breslau, zwischen Hussitismus und Katholizismus gelangt zur vollen Ausprägung.

Der politische und religiöse Fanatismus prägt sich immer

deutlicher aus, und die wirkliche oder angebliche Ermordung Ladislaws bringt den unversöhnlichen Gegensatz zur vollsten Entwickelung.

Eine todesmuthige Bürgerschaft trotzt für sich allein dem auf dem Gipfel seiner Macht stehenden Könige, fügt sich weder dem Gebote des Kaisers, noch des Papstes und läßt sich durch keine Drohung von seinem vorgezeichneten Pfade ablenken. Die Welt beobachtet voll gerechten Staunens den bald mit den Waffen des Krieges, bald mit denen der Diplomatie und des Geldes geführten ungleichen Kampf, in dem doch immer die kleine Stadt Sieger bleibt.

Endlich aber kommt der Niedergang, — eine verlorene Schlacht leitet ihn ein, treulose Bundesgenossen helfen ihn beschleunigen. Die Kraft des Widerstandes versagt, aber statt nun um Gnade zu flehen, wählt sich die Stadt einen anderen Herrscher, der sie wohl vor dem gefürchteten Feinde beschützt, sie aber auch jahrelang auf das empfindlichste demüthigt.

Der Tod dieses Herrschers erscheint dadurch als eine unendliche Wohlthat; der patrizische Verräther aber, der die Stadtfreiheit jenem freventlich ausgeliefert hat, besteigt zur Sühne das Schaffot.

Breslau

ein Schutzwall gegen das Slaventhum.

Von

Paul Stade
in Sondershausen.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1895.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 214.

Das
Wandern der Pflanzen.

Von
P. Spelter
in Solingen



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1895.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hambur[g].

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg ist erschienen:

Julklapp.

Leeder und Läuschen. Von Carl Theodor Gaedertz.

2. umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Elegant geheftet Mk. 3.—, fein gebunden Mk. 4.—.

Die „Kieler Abend-Zeitung" rezensirt: Der Verfasser nennt sein Buch „Julklapp!" das ist „eine Mittwintergabe, so Jemand mit viellautem Schall in die Thüre wirft, zween Mal in jedwedem Jahre, am Tage der Geburt unseres Herrn, ingleichen um die Mitte des Augustmondes, am Feste der Himmelfahrt Mariä" — Der Tag der Geburt unseres Herrn, das liebe Weihnachtsfest steht nahe bevor; — möchten denn recht Viele die Gaedertzsche Festgabe in die Thür werfen!

Ein Glück ist es, wenn ein echter Dichter auftritt und durch seine Leistungen beweist, daß die Originale noch nicht ausgestorben sind. Gaedertz ist ein solcher. Er schlägt in den Liedern tiefe und oft ergreifende Töne in formvollendeter Weise an. In den Läuschen begegnen wir einem geschickten humoristischen Erzählungstalent. Das Buch verdient unsere aufrichtige Empfehlung. (Die Gegenwart.)

„In Gaedertz ist ein neuer plattdeutscher Liedermacher aufgetaucht, der die Berücksichtigung des Publikums vollauf verdient. Dieser Poet besitzt etwas ganz Eigenthümliches, er ist zart, innig, wehmüthig und dann drollig und schalkhaft, und handhabt seine Mundart mit einer Eleganz und aristokratischen Feinheit, die in Verwunderung setzt." (Ueber Land und Meer.)

Diese „Leeder und Läuschen", zweite Auflage, habe ich mit Vergnügen durchgekostet. Welches Wohlgefallen ich an der ersten Ausgabe bereits hatte, ist Ihnen bekannt. Ich kann heute nur die Versicherung geben, daß das Neue im „Julklapp"! bei mir nicht geringeren Beifall gefunden als das Alte. Es sind viele echte deutsche Naturlaute und Herzensklänge darin. Das Ganze ist eine Geburt aus durchaus plattdeutschem Geiste heraus. Datt hebben Se gaod makt! (Dr. Ernst Ziel, der langjährige Redakteur der Gartenlaube.)

Dree spaßige Geschichten.

Von

Dr. Th. Piening.

Mit veele schoine Biller, teekent von Chr. Förster. Zweite Auflage.

8°, elegant geheftet. Preis Mk. 1.—.

Selbst der ärgste Griesgram wird und muß über die herzhaften, lebensfrischen Späße lachen und dem Verfasser dankbar dafür sein, daß er dies durch seine „Geschichten" zu Stande gebracht hat.

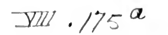
Das Wandern der Pflanzen.

Von

P. Spelter,
Oberlehrer am Realprogymnasium in Solingen.

> Motto: Nicht an allen Orten
> Sprossen alle Freuden,
> Nicht an allen Orten
> Alle Blumen auf.
> Glücklich, wenn Du immer
> Pflückest jede Blume,
> Pflückest jede Blume,
> Wie der Ort sie hat.
> Rückert.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1895.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Trotz der großen Mannigfaltigkeit der uns umgebenden Pflanzenwelt lehrt uns doch die Pflanzengeographie (s. Grisebach, Vegetation der Erde in ihrer klimatischen Anordnung), daß die Erde nicht überall alle Pflanzen hervorgebracht hat, welche sie an jedem einzelnen Orte zu erhalten fähig ist; sonst müßten wir in entfernten, aber ähnlichen Klimaten ausgesetzten Ländern oft dieselben Arten wiederfinden, und es könnten keine Pflanzenwanderungen stattgefunden haben und noch stattfinden. Eine jede Pflanzenart besitzt einen Heimathsort, ein Vegetationscentrum, auf der Erdoberfläche, von welchem aus sie weiter verbreitet worden ist; je weiter sich dieselbe von diesem Punkte entfernt, um so vereinzelter werden die Individuen, endlich verschwinden sie, um anderen Arten Platz zu machen. Die Vegetationscentren der Pflanzen sind nicht in bestimmter Anordnung, sondern ganz regellos auf der Erde vertheilt. Fragen wir aber: Wie sind die Pflanzen an ihrem Heimathsorte entstanden? so giebt es als Antwort zwei verschiedene Hypothesen, welche wir als die historische und die geologische bezeichnen können. Nach der historischen Hypothese versteht man unter dem Vegetationscentrum das Schöpfungscentrum der Pflanze; dort sind die Pflanzen schöpferisch aus der Erde hervorgegangen, haben sich unverändert verbreitet und sind uns als vollkommen getrennte, wesentlich verschiedene Formen bis heute erhalten. Die geologische Hypothese hingegen schließt sich an die Darwinsche Theorie an

und sieht die Vegetationscentren nicht als Schöpfungsgebiete, sondern als Entwickelungs- und Erhaltungsgebiete der betreffenden Pflanze an. Die Pflanzen sind also nach dieser Annahme aus einer einzigen Stammform hervorgegangen; durch den Einfluß von Klima, Bodenbeschaffenheit u. dergl. haben sich aus der Stammform durch Anpassung an die gegebenen Lebensbedingungen erst Varietäten, dann allmählich neue Arten, Gattungen, Familien und Typen entwickelt. Viele Anhänger dieser geologischen Hypothese oder Entwickelungstheorie gehen jedoch nicht so weit, indem sie zwar die Thatsache einer Variation innerhalb der Gattung nicht bestreiten, es auch ferner für möglich halten, daß innerhalb desselben Typus durch Einwirkung äußerer Verhältnisse Veränderungen stattfinden; sie leugnen aber die Entwickelung der Typen auseinander, da Beweise für eine solche Entwickelung fehlen und eine Ueberbrückung zwischen den einzelnen Typen noch nicht gelungen ist. Ob es der Paläontologie, welche sich mit den erhaltenen Resten vorweltlicher Pflanzen beschäftigt, jemals gelingen wird, diese Lücken auszufüllen, wer weiß es! So stehen sich denn diese beiden Hypothesen, die historische und die geologische, auch heute noch als Hypothesen gegenüber, deren Richtigkeit oder Unhaltbarkeit sich durch direkte Beobachtung niemals wird beweisen lassen.

Was nun die Verbreitung der Pflanzen von den Vegetationscentren aus betrifft, so sucht die historische Hypothese dieselbe aus den auch jetzt noch bei der Pflanzenwanderung wirkenden Naturkräften: Wind, Wasser, Thiere u. s. w. zu erklären. Nach der geologischen Hypothese aber haben diese Kräfte allein nicht genügt, sondern die Verbreitung der Pflanzen ist durch die geologischen Veränderungen der Erdrinde mit bedingt worden. Solche Veränderungen sind vor allem Hebungen und Senkungen des Bodens, wodurch theils Meeresboden zu trockenem Lande wurde, theils der Zusammenhang des Festlandes durch Meeresüber-

schwemmungen Unterbrechungen erfuhr. So sucht z. B. Prof. Engler in seinem Werke „Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Pflanzenwelt" nachzuweisen, daß die Pflanzenwelt in der großartigsten Weise verändert worden ist durch die Hebung der europäisch-asiatischen Hochgebirge von den Pyrenäen bis zum Himalaya und der Anden in Amerika. — Da die geologischen Aenderungen unserer Erdrinde in der Jetztzeit nicht mehr so gewaltige sind, daß dadurch bedeutende Verschiebungen in der Pflanzenwelt entstehen, so bleiben dieselben im folgenden unberücksichtigt, und beschränke ich mich auf die Darstellung der Bedingungen und Mittel der Pflanzenwanderung.

Die Wanderung der Pflanzen wird bedingt durch die Beschaffenheit des von den Pflanzen bewohnten Landes und durch die Natur der Pflanze selbst. Zu der Beschaffenheit des bewohnten Landes gehören vor allem die klimatischen Verhältnisse und dann die Beschaffenheit des Bodens, in welchem die Pflanzen stehen. Von welcher Wichtigkeit das Klima für die Pflanzenausbreitung ist, ergiebt sich schon daraus, daß die Anordnung der Pflanzen auf der Erde im großen und ganzen eine klimatische ist, und daß die Faktoren des Klimas, nämlich Licht, Wärme und Feuchtigkeit, für das Leben der Pflanze von wesentlicher Bedeutung sind. Der Einfluß des Bodens auf die Ausbreitung der Pflanzen liegt auch klar auf der Hand, da die Pflanzen ja ihre Nahrung aus dem Boden nehmen und sie nur dort gedeihen können, wo sich die nöthigen Nährstoffe im Boden befinden.

Aber auch die Natur der Pflanze selbst bedingt manchmal eine Wanderung derselben. Die Pflanze bedarf Feuchtigkeit und Wärme, wenn auch in verschiedenem Grade; auch ist die Lebensfähigkeit derselben an verschiedenen Orten verschieden. Soll eine Pflanze also nicht zu Grunde gehen oder gar ganz aussterben, so muß sie an solche Stellen wandern, wo sie alles das findet,

was ihrer Natur nothwendig ist. Es giebt nun manche Pflanzen, die nur in ihrem Vegetationscentrum, in ihrer ursprünglichen Heimath, das zu finden scheinen, was sie bedürfen, die sich daher fast gar nicht ausbreiten. So entdeckte Tournefort, ein berühmter französischer Botaniker, im Jahre 1700 auf einem Felsen der kleinen Insel Amorgos im griechischen Archipel eine Lippenblume, Origanum, welche 80 Jahre später von dem englischen Naturforscher Sipthorpe auf derselben Insel und sogar an demselben Felsen wiedergefunden wurde und bis jetzt noch an keinem anderen Orte gesehen worden ist. Eine andere Pflanze, eine Kreuzblume, Iberis Boppardiensis, findet sich auf einem Bergabhange bei Boppard, wurde dort zuerst von Bach im Jahre 1835 entdeckt und seitdem alljährlich beobachtet. Obgleich in unmittelbarer Nähe ganz ähnliche Bergabhänge, aus derselben Felsart bestehend, sich vorfinden, die sogar dieselbe Lage zur Sonne haben, bleibt der Standort dieser Pflanze doch ein sehr beschränkter, und noch niemals ist auch nur ein einziges Exemplar an einem anderen Orte gefunden worden. Eine Ginsterart, Genista aetnensis, kommt nur am Aetna vor. Noch zahlreiche andere Pflanzen haben einen solch beschränken Standort; sie sind meist sehr empfindlicher Natur. — Andere Pflanzen hingegen haben einen großen Verbreitungsbezirk, einige sind sogar fast über die ganze Erde verbreitet. So findet sich z. B. das Gänseblümchen und die gewöhnliche Brunnenkresse in allen Welttheilen mit Ausnahme von Australien. Die bekannte Vogelmiere kommt in Europa auf Schutt, in Gärten und auf Feldern vor, ist aber auch in Asien, in Afrika, in Algier und am Kap der guten Hoffnung, in Nordamerika bis nach Kalifornien hin und auf Neuseeland verbreitet. Der schwarze Nachtschatten, die große und kleine Brennnessel, vor allem aber der große Wegerich sind stets treue Begleiter des Europäers gewesen und mit ihm über alle Erdtheile verbreitet. Nennen doch die Indianer des-

halb den großen Wegerich „Fußtritt des Weißen", als wollten sie damit andeuten, daß dort, wo der Weiße seinen Fuß hinsetze, sogleich diese Pflanze erscheine.

Die hauptsächlichsten Mittel der Pflanzenverbreitung sind: 1. besondere Vorrichtungen an den Pflanzen selbst, 2. Luft- und Wasserströmungen, 3. die Thiere und 4. der Mensch.

Als besondere Vorrichtungen der Pflanzen selbst zu ihrer Ausbreitung sind zunächst die kriechenden Wurzeln und Ausläufer zu erwähnen. Alle kennen wohl die Quecke, welche dem Landmanne so viele Sorgen und Arbeit macht. Diese sendet nach allen Richtungen lange Wurzeln aus, welche in gewissen Entfernungen neue Stengel treiben, aus deren Wurzeln wieder lange Ausläufer entstehen. Aehnlich verhalten sich viele andere Pflanzen, z. B. das Busch-Windröschen, die Maiblume, der Waldmeister, die Erdbeere u. a. Die Ausbreitung der Pflanzen ist dann entweder eine ringförmige, zeilen- oder truppförmige, oder eine büschel-, rasen- und polsterförmige. Zahlreiche Beispiele erwähnt Kerner von Marilaun in seinem Werke „Pflanzenleben", II. Bd., S. 717 ff. Die Ausbreitung der Erdbeere schildert Kerner, wie folgt: „Wenn im Laufe des Sommers ein Erdbeerstock drei Ausläufer aussendet, jeder Ausläufer an fünf Knoten anwurzelt und aus jedem Knoten eine Knospe, bezw. ein Ableger zur weiteren Entwickelung kommt, so erscheint der Mutterstock im nächsten Jahre von 15 Tochterstöcken umgeben. Dabei ist zu bemerken, daß die Länge der Glieder an jedem Ausläufer eine ungleiche ist. An einem im Waldesschatten über den Boden hingestreckten Ausläufer zeigte z. B. das erste Glied 37, das zweite 34, das dritte 31, das vierte 30, das fünfte und letzte 22 cm; es waren demnach die Ableger unter sich um so mehr genähert, je weiter weg vom Mutterstocke sie sich ausgebildet hatten. Von jedem dieser 15 Ableger entstanden im nächsten Sommer wieder, in ähnlicher

Weise gruppirt, 15 Ableger, und in der Waldlichtung, wo vor zwei Jahren ein einziger, den Raum von 50 qcm bedeckender Erdbeerstock gestanden hatte, waren jetzt 200 Stücke über den Raum von ungefähr 3600 qcm vertheilt."

Mittelst Luftwurzeln finden viele tropische Gewächse, namentlich Feigenbäume und Pandangs, Verbreitung; auf dem Boden angelangt, setzen sich die Luftwurzeln fest und treiben oftmals einen Stamm; bei diesem wiederholt sich derselbe Vorgang, und so kann ein einziger Baum der Stammvater eines ganzen Waldes werden. Die Kletter- oder Rotangpalmen mit ihren schlanken, verästelten Stämmen klettern mit Hülfe der an den Blättern angebrachten widerhakigen Stacheln in den Kronen der Bäume empor, ziehen sich von einem Baum zum anderen hin und erreichen oftmals eine Länge von 150—200 m. Wegen ihrer fabelhaften Vermehrung und Ausbreitung ist in neuester Zeit die unter dem Namen „Wasserpest" bekannte Pflanze, Elodea canadensis, geradezu berüchtigt worden. Sie ist ihrer Tracht nach eine moosartige Pflanze, welche auf unbekannte Weise von Nordamerika nach England verschleppt worden ist. Im Jahre 1836 wurde sie zuerst auf einem Teiche in Irland, dann 1841 in Schottland und 1847 auch im mittleren England beobachtet. Hier verbreitete sie sich durch ihre ungemein rasch und ausgiebig erfolgende Ablegerbildung so schnell, daß innerhalb einiger Monate ganze Kanäle und Flüsse verstopft waren, sie auf diese Weise die Schiffahrt hemmte und alles, was ihr in den Weg kam, umklammerte. Von England aus kam sie im Jahre 1854 nach Holland und Belgien, wurde aber schon im Jahre 1859 im Schloßgarten von Sanssouci beabachtet. 1864 trat sie in der Elbe auf, und im Jahre 1880 war sie schon in Mecklenburg verbreitet.

Um eine Ausbreitung der Pflanzen zu ermöglichen, sind bei einigen die Samenbehälter derart eingerichtet, daß beim

Aufspringen die Samen weit fortgeschnellt werden, so z. B. bei den Wolfsmilchgewächsen, welche deshalb auch wohl Schneller genannt werden. Die Springgurke und das Springkraut verdanken dieser Eigenschaft ihren Namen. Bei der ersteren lösen sich bei der geringsten Berührung die reifen Früchte vom Stiele ab und schleudern ihren saftigen Inhalt mit den Kernen meterweit fort; bei der letzteren rollen sich die elastischen Klappen der reifen Schoten beim Aufspringen auf. Bekannt ist ferner das elastische Aufspringen der Balsaminenkapseln, sowie der Früchte vieler Schmetterlingsblüthler, z. B. des Besenginsters. Bei manchen Lebermoosen und den Schachtelhalmen springen bei der Reife die Sporenbehälter auch derart auf, daß die Sporen weit fortgeschleudert werden.

Die Wanderung der Pflanzen mit Hülfe der geschilderten Eigenvorrichtungen erstreckt sich begreiflicherweise nur auf die nächste Nachbarschaft, selten weiter als einige Decimeter. Eine größere Verbreitung wird jedoch durch Luft- und Wasserströmungen ermöglicht. Unzählbar sind die Fälle, wo Früchte und Samen durch den Wind verbreitet werden. Zu dem Zwecke müssen dieselben so eingerichtet sein, daß die Luft ihrem Falle einen großen Widerstand entgegensetzt und daß sie ein im Verhältniß zum Umfange möglichst geringes Gewicht besitzen. Einige Samen, z. B. der Orchideen oder Knabenkräuter, sind deshalb mehr oder weniger abgeplattet, und ihr Schwerpunkt ist so gelagert, daß sie sich in der Luft mit der Breitseite gegen die Falllinie einstellen müssen. Dabei beträgt das Gewicht eines einzelnen Samenkornes nach Kerner nur wenige Millionstel eines Gramms. Andere Früchte und Samen haben die Gestalt von Blättchen, Schuppen oder dünnen Scheiben; wieder andere besitzen häutige Flügel, so die Nadelhölzer, Birken, Eschen, Ulmen und Ahorne. Bei den Nadelhölzern sind die Samen, bei den übrigen die Früchte geflügelt. An diesen Flügeln

werden sie vom Winde erfaßt und weithin fortgeführt, bis sie bei nachlassendem Winde zu Boden fallen. Viele werden dabei zu Grunde gehen oder auf untauglichen Boden fallen; manche aber werden auch guten Boden finden und dort emporkeimen. Nach Hooker sollen sich am Meerbusen von Guinea nicht weniger als 27 europäische Pflanzenarten vorfinden, die ihrer Organisation nach nur durch den Wind dorthin gelangt sein können. — Bei den Weiden und Weidenröschen sind die Samen behaart, bei den meisten Kompositen oder Körbchenblüthlern wächst nach dem Verblühen der Kelch zu einer Haar- oder Federkrone aus. Ich erinnere nur an die sog. Kettenblume oder Löwenzahn. Wer hätte sich nicht schon in der Jugend damit ergötzt, die Samen dieser Pflanze emporzublasen, um vielleicht eine befriedigende Antwort auf eine Lieblingsfrage zu erhalten?! Wenn nun erst ein starker Wind oder sogar ein Sturm an diesen Blumen rüttelt, wie leicht werden dann große Mengen weithin fortgeführt werden können. Daher findet man denn auch, daß an umgerodeten Stellen, wo bisher fast keine Pflanzen oder nur Bäume und Sträucher gestanden haben, sich meist zuerst Pflanzen, zur Familie der Kompositen gehörig, einfinden. — Seltsame Einrichtungen zur Verbreitung nnd zum Festhalten im Boden finden wir bei den Früchten der Federgräser (Stipa) und Storchschnabelgewächse. Die Grannen der Federgräser sind lang, federförmig und dienen zunächst als Flugapparat. Der untere Theil dieser Grannen, welche die die Frucht umschließenden Spelzen krönen, ist knieförmig gebogen und wie ein Korkzieher schraubig zusammengedreht. Dieser gekniete und zugleich gebrehte Theil nimmt sehr leicht die Feuchtigkeit der Luft an, streckt sich und dreht sich auf; bei trockener Luft aber biegt er sich und rollt sich zusammen. Die Bewegungen werden auf die im Boden haftenden Spelzen übertragen und bewirken so ein tieferes Eindringen derselben in den

Boden. Aehnlich verhält es sich bei den Storchschnabelgewächsen, bei welchen der untere Theil des Schnabels schraubenförmig gewunden ist. In der Luft erhält die Frucht infolgedessen eine kreisende Bewegung, der Schwerpunkt kommt beim Niederfallen nach unten, und die Frucht bohrt sich in den Boden ein.

Bei der Verbreitung der Pflanzen durch den Wind ist es von Wichtigkeit, daß den Früchten und Samenkörnern ein geeigneter Boden dargeboten wird. Auch hierfür sorgt die Natur in der besten Weise. Mauern, Schieferdächer u. dergl. beginnen schon nach einigen Jahren durch den Einfluß von Regen, Sonnenschein und Wind zu verwittern; es erscheinen dann zuerst niedrig organisirte Pflanzen, Algen, Pilze, Flechten, deren Sporen wegen ihrer Menge und Leichtigkeit vom Winde weit fortgetragen werden; diese Pflanzen sterben bald ab und bilden so eine dünne Bodenschicht, auf welcher nunmehr zunächst Moose, dann Grasarten und schließlich andere Kräuter, ja sogar kleine Sträucher sich ansiedeln können.

Ein nicht minder wichtiges Transportmittel vieler Pflanzen, als der Wind, sind die Wasserströmungen. Zahlreiche Pflanzen folgen in ihrer Ausbreitung den Ufern von Flüssen und Bächen. Die Samen nnd Früchte fallen entweder direkt in die Fluthen oder werden durch Regen und Ueberschwemmungen in dieselben gebracht, fortgeführt und schließlich am Ufer abgesetzt. Auf den Sandbänken der Gebirgsbäche, am Strande der Flüsse finden sich stets zahlreiche Früchte und Samen. Manche haben zwar ihre Keimfähigkeit verloren, viele aber keimen und gedeihen in vortrefflicher Weise. So finden sich schon am Oberrhein bis nach Straßburg hin echte Alpenpflanzen; viele Gewächse sind nachweislich vom kastilischen Hochgebirge durch den Duero und Tajo nach Portugal verpflanzt worden. Im Jahre 1855 fand man an den Ufern der Ahr eine nordamerikanische Pflanze, Collomia grandiflora, welche sich im Laufe

von sieben Jahren über 40 km weit an der Ahr und dem Rheine ausbreitete. — Viele Früchte und Samen sind leichter, als das Wasser, und werden daher schwimmend fortgeführt; schwerere Arten werden vom Wellenschlage erfaßt und an einen günstigen Ort gebracht. Damit die Samen im Wasser ihre Keimfähigkeit nicht verlieren, sind dieselben mit harten Schalen versehen. Manche Ströme begnügen sich nicht nur damit, einzelne Pflanzen zu verbreiten; — sie reißen mitunter ganze Stücke vom Ufer los mit Bäumen und Sträuchern. So geschah es am 8. April 1858, daß der Rio de la Plata auf einmal einer großen Wiesenfläche glich; eine ganze Flora schien ausgewandert zu sein, und anfangs wurden die Anwohner in großen Schrecken versetzt. — Die Inseln an der Mündung des Parana, der die La Plata-Staaten durchströmt, haben sich, wie Darwin berichtet, mit dichten Pfirsich- und Orangenwäldern bedeckt, welche aus Samen entsprangen, die der Fluß dahin geführt hatte. — Was die Verbreitung der Früchte und Samen in stehenden Gewässern anbelangt, so vermag dort nur der Wind als treibende Kraft die Früchte und Samen, welche zum Schwimmen eingerichtet sind, von einem Ufer zum anderen zu treiben. Hierher gehören die Früchte der Riedgräser, Wasserliesche und Schilfe und die Samen einiger Seerosen. Um die Leichtigkeit zu erhöhen, sind die ersteren mit einem aufgeblasenen Schlauche oder einem lufterfüllten Rindengewebe versehen; die Samen der Seerosen sind von einem Samenmantel umgeben, welcher der äußeren Samenhaut nur locker anliegt, so daß zwischen beiden eine Luftschicht eingeschaltet ist.

Aber nicht nur die Flüsse, sondern auch die Meeresströmungen tragen viel zur Verbreitung der Pflanzen bei. Die Früchte und Samen mancher Pflanzen gelangen durch die Flüsse in das Meer. Durch die Strömungen des Meeres werden sie fortgetragen, doch ist dabei zu beachten, daß nur dann ein

Erfolg zu erwarten ist, wenn die von den Strömungen berührten Küsten gleiches Klima und entsprechenden Boden haben, wie die Länder, aus welchen die Samen und Früchte stammen. Deshalb sind die großen Aequatorialströmungen des atlantischen und großen Oceans für die Pflanzenwanderung nicht geeignet; wohl aber ist es im atlantischen Ocean der Golfstrom, der außer Treibholz auch schwimmende Früchte aus Amerika nicht nur nach einzelnen Inseln, sondern sogar bis an die Küste von Europa gebracht hat. Wurde doch schon Columbus durch das Erscheinen der Früchte unbekannter Pflanzen an der Westküste Europas in dem Glauben bestärkt, daß nach Westen hin Länder liegen müßten. Am leichtesten wird eine Pflanzenwanderung auf dem Meere von Insel zu Insel stattfinden können, da allzu große Wasserreisen die Keimkraft des Samens leicht zerstören; daher findet eine Wanderung der Pflanzen über weite Meeresstrecken nicht so häufig statt, wie man vielleicht erwarten könnte. In den bis jetzt bekannten Fällen einer solchen Wanderung hat die Untersuchung gelehrt, daß diese wandernden Pflanzen zu Familien gehören, deren Samen leicht keimen und meist durch feste Schalen der Einwirkung des Meereswassers längere Zeit hindurch widerstehen. Ein interessantes Beispiel hierfür bieten die Galapagos-Inseln, welche gegen 120 geographische Meilen von der Westküste des tropischen Amerikas und gegen 600 geographische Meilen von den nächsten Inseln der Südsee unter dem Aequator gelegen sind. Der schon erwähnte Hooker fand unter 265 Pflanzenarten, welche auf vier Inseln gesammelt waren, 144 Arten, die in dem Tieflande des westlichen und östlichen tropischen Amerikas, d. h. auf der Landenge von Panama und in Westindien, einheimisch waren. Weder Passatwinde, noch Vögel oder Thiere konnten diese Pflanzen nach den Galapagos-Inseln verbreitet haben. Der meist herrschende Südostpassatwind hatte keine Gewächse von dem benachbarten Peru gebracht, die nicht

auch schon an der Westküste von Panama wachsen. Auch die Vögel konnten nicht bei der Pflanzenverbreitung betheiligt gewesen sein, da kein körnerfressender Vogel dem Festlande von Amerika und den Galopagos-Inseln gemeinsam ist. Folglich konnten nur Meeresströmungen die Ursache der Einwanderung sein. Und in der That fand denn auch Hooker eine bis dahin unbekannte Lokalströmung, welche von der Panama-Bai nach der Nordostseite der genannten Inseln fließt und das Meerwasser um mehrere Grade wärmer macht, als es sonst an der dem Südstrome ausgesetzten Südküste zu sein pflegt. Die von Panama aus eingewanderten Pflanzen waren meist Hülsengewächse und Kartoffelpflanzen. — Der von dem Meerbusen von Mexiko ausgehende große Golfstrom hat die Samen einiger Pflanzen, z. B. von Mimosa pudica, bis an die nördlichen Küsten Schottlands, ja selbst bis an das Nordkap, die Küsten des Weißen Meeres und Islands, wo der Golfstrom bekanntlich auf seiner Rückkehr vorbeifließt, gebracht.

Im Anschluß an die durch Meeresströmungen bewirkte Verbreitung der Pflanzen sei noch eine andere Art der Pflanzenwanderung erwähnt, auf welche zuerst Dr. Müller von Halle aufmerksam gemacht hat. Es ist dies die Fortführung vieler Gewächse durch die sog. Wanderblöcke (erratischen Geschiebe), namentlich in der norddeutschen Tiefebene. Bekanntlich beherbergt diese große Niederung von den finnischen Küsten bis zur Normandie hin und weit nach Mitteldeutschland hinein bis in die Gegenden von Halle und Leipzig eine Menge von Granitgeschieben, welche ursprünglich Skandinavien angehören. Nach einer geologischen Hypothese sind dieselben auf Gletschereis gewandert, welches von den skandinavischen Gebirgen herabkam, sich auf das Meer legte, dort abschmolz, in vereinzelten Stücken auf der Wasseroberfläche fortschwamm, nach und nach zerschmolz und mit dieser Auflösung die aufgeladenen Steine in das Meer

fallen ließ. Hierdurch und durch das Absetzen von Schlamm, welchen die süßen Gewässer des bereits gebildeten Festlandes an ihrem Ausflusse in das Nordmeer fallen ließen, wurde die große Marschbildung dieser Ebene auf dem Meeressande vollendet. Daher ja auch die große Abwechselung von sandigen Heiden und Marschen in der norddeutschen Niederung. In dieser Niederung finden sich nun eine Menge von Pflanzen, namentlich Moose, welche den Ebenen, ja selbst Deutschland völlig fremd sind. So fand der Botaniker Roth in der Gegend von Bremen zwischen Hagen und Meyenburg im Anfange dieses Jahrhunderts das nach ihm benannte „Rothsche Mohrenmoos" auf Granitblöcken; auf den Torfmooren dieser großen Niederung wächst gleichzeitig das niedliche „flaschenfrüchtige Schirmmoos", auf den Blöcken der holsteinischen Küste die „küstenbewohnende Zwergmütze". Diese und noch einige andere Moose, zu denen sich noch viele Flechten gesellen, gehören den Ebenen nicht an und können nur eingewandert sein. Da sie aber meist noch heute mit den Blöcken im innigsten Zusammenhange stehen, so sind sie auch wohl mit diesen aus dem Norden zu uns gewandert.

Als drittes Mittel, das ursprüngliche Gebiet der Pflanzen zu erweitern, erwähnte ich die Thiere. Hierbei sind zwei verschiedene Wege zu beachten. Viele Früchte oder Samen werden ohne weiteres dadurch verschleppt, daß sie sich mit Haken, Borsten und Stacheln, oder mit ihrer klebrigen Oberfläche an Thieren, namentlich an Säugethieren, festsetzen, und daß sich die Thiere der ihnen unbequemen Anhängsel früher oder später wieder entledigen. Schon Linné hat eine solche Einrichtung bei 50 Pflanzenfamilien nachgewiesen; ich erinnere nur an die Früchte der Klette, der Mohrrübe, der blauen Kornblume und vieler Gräser. Zahlreiche Samen gelangen auf diese Art mit Schafwolle nach Europa; so fand man bei Montpellier nicht

weniger als 400 aus Australien, Aegypten, Marokko, Italien, Spanien und anderen Ländern stammende Pflanzenarten. Es ist ferner bekannt, wie die aus dem Kaplande stammende Kapwolle so sehr durch die Früchte der Spitzklette (Xanthium spinosum), deren Hüllblätter in Hakenborsten umgewandelt sind, verunreinigt ist, daß dieselben erst durch Maschinen entfernt werden müssen. Wolle von der Nordseite des Gariep zeigt eine noch schlimmere Verunreinigung durch eine kleine, mit Stacheln besetzte Grasfrucht von etwa 4 mm Länge, welche durch keine Maschine entfernt werden kann. Ungefähr der zehnte Theil der Phanerogamen oder Blüthenpflanzen besitzt Früchte oder Samen, welche mittelst derartiger krallenförmiger oder widerhakiger Fortsätze verbreitet werden könnten. Die meisten werden an den Pelz oder das Gefieder der Thiere angeheftet, manche aber auch haben gerade, glatte Stacheln, welche sich in die Füße der darauftretenden Thiere einbohren oder in der Haut der vorbeistreifenden Thiere stecken bleiben. So z. B. die Früchte von Tribulus orientalis, einer in der ungarischen Tiefebene häufig vorkommenden Pflanze, welche wegen der erwähnten Eigenschaft bei den dortigen Hirten berüchtigt und verhaßt ist. Die Stacheln der Früchte ragen unter dem Flugsande oft nur mit den Spitzen hervor, bohren sich in die Hufe und Sohlen der auftretenden Thiere ein, brechen leicht ab und erzeugen eiternde, sehr schmerzhafte Wunden, durch welche die Thiere am Gehen gehindert werden.

Zahlreiche Samen, seltener ganze Früchte, werden auch in der Weise durch Thiere verbreitet, daß diese die Früchte verzehren und deren Samen als unverdaute Speisereste wieder von sich geben. Man sollte nun glauben, daß die Samen auf diesem Wege ihre Keimfähigkeit einbüßen würden. Sorgfältige Versuche haben jedoch gezeigt, daß dies meist nicht der Fall ist, vielmehr bei manchen die Keimfähigkeit

erhöht wird. Säugethiere kommen dabei weniger in Betracht, da nach Kerner die von diesen Thieren gutwillig als Nahrung angenommenen oder in ihre Nahrung eingeschmuggelten Früchte und Samen entweder schon beim ersten Angriff oder beim Wiederkäuen zerstört werden. Vögel hingegen, namentlich die Drosseln und Sänger, tragen auf die angegebene Art thatsächlich zur Verbreitung von Pflanzen, besonders von solchen mit fleischigen Früchten, bei. So verpflanzen die Misteldrosseln die Mistel auf verschiedene Gewächse, die Krammetsvögel verbreiten den Wachholderstrauch; auf Ceylon verbreiteten Elstern den Zimmetbaum, weshalb dieselben dort ausdrücklich gehegt und gepflegt wurden. Die in Nordamerika einheimische Kermesbeere, welche der Färbung des Weines wegen im Jahre 1770 in der Umgegend von Bordeaux zur Aussaat eingeführt wurde, wurde durch Vögel so weit verschleppt, daß sie jetzt über ganz Südfrankreich bis in Thäler der Pyrenäen verbreitet ist. Nach den Untersuchungen des Italieners Sebastiani verdankt das Kolosseum zu Rom dieser Pflanzenwanderung eine Flora von 261 verschiedenen Pflanzenarten. Merkwürdig ist die Verbreitung des Kaffeebaumes auf Java und Manila durch eine Zibethkatze (Viverra musanga). Dieselbe liebt vor allem die grünen Kaffeefrüchte, verzehrt das kirschenähnliche Fleisch derselben und giebt die Bohnen unverdaut, aber doch noch keimfähig von sich. Sollen wir den Berichten Junghuhns Glauben schenken, so ist gerade dieser Kaffee bei den Bewohnern Javas als der schmackhafteste beliebt und wird deshalb sorgfältig aus den Exkrementen jenes Thieres aufgesucht. — Manche Thiere, wie Nußhäher, Eichelhäher, Eichhörnchen und Hamster, legen sich in Erdhöhlen und an anderen versteckten Stellen Vorrathskammern an; oftmals wird das Versteck vergessen, oder das Thier wird die Beute irgend eines Raubthieres, und die zurückgebliebenen Früchte und Samen beginnen zu keimen

an einem von dem beraubten Baume mehr oder weniger weit entfernten Orte. — Inwiefern die Wanderung der Samen durch den Darmkanal der Thiere die Keimfähigkeit erhöht, mögen folgende Beispiele zeigen. Die Weißdornsamen müssen, ehe sie keimen, ein ganzes Jahr in der Erde liegen; füttert man aber im Herbste Truthühner mit den Weißdornfrüchten und streut den Dünger aus, dann beginnen die in ihm enthaltenen Samen bereits im Frühjahre zu keimen. Dies Verfahren wird nach Lyell in einigen Theilen Englands von vielen Landwirthen angewandt, wenn sie Hecken aus Weißdorn anpflanzen wollen. Bekannt ist, daß die Muskatnüsse auf den Molukken nur dann keimen, wenn sie durch den Magen der Muskattaube gegangen sind, während dieselben aller künstlichen Kultur getrotzt haben sollen.

Unter den Insekten sind es vorzugsweise die Ameisen, welche zur Pflanzenwanderung beitragen. Lundström erzählt (und ich kann es durch eigene Beobachtung bestätigen), daß die ausgefallenen Samen des in Wäldern und Gebüschen häufig vorkommenden Wachtelweizens von den Ameisen in ihre Baue geschleppt werden. Kerner beobachtete, daß insbesondere die Rasenameise Samen mit glatter Schale, aber großer Samen- und Nabelschwiele, wie die des Schneeglöckchens, Schöllkrautes, der Haselwurz u. a., in ihre Erdlöcher verschleppt, dort die fleischige Schwiele aufzehrt, den übrigen noch keimfähigen Samen aber unberührt läßt. So ist es erklärlich, daß die von den Ameisen unter die Erde oder in die Mauerritzen geschleppten Samen im nächsten Jahre dort zum Keimen gelangen. Da manche Samen auf den von den Ameisen eingehaltenen Wegen liegen bleiben, so erklärt sich auch, daß die Straßen der Ameisen mit gewissen Gewächsen förmlich bepflanzt sind; so z. B. ist im Wiener botanischen Garten das Schöllkraut ein steter Begleiter der Ameisenstraßen.

Wie die lebhafte Farbe und der Duft der Blumen die Insekten anlockt, so begünstigt auch nach Darwins Untersuchungen dieselbe die Verbreitung von Samen und Früchten. Bevor letztere ihre Reife erlangt haben, sind sie meist, wie das Laub, grün gefärbt und duftlos; sobald aber die Früchte reif werden, erhalten sie eine rothe Farbe, z. B. Himbeere, Erdbeere, Vogelbeere, Kirschen u. s. w. Hat das Laub jedoch zur Zeit der Fruchtreife eine herbstlich rothe oder gelbe Farbe angenommen, so sind die Früchte blau oder schwarz gefärbt, z. B. wilder Wein, Traubenkirsche, Heidelbeere u. dergl. Weiße Früchte, wie die des weißbeerigen Hartriegels oder der Schneebeere, finden sich an denjenigen Pflanzen, welche das Laub zur Zeit der Fruchtreife schon abgeworfen hatten.

Viertens trägt der Mensch theils absichtlich, theils unabsichtlich zur Pflanzenwanderung bei. Schon in seiner Jugendzeit sorgt er unabsichtlich durch Verschlucken von Kirschenkernen für die Verbreitung des Kirschbaumes. Unabsichtlich ferner werden durch den menschlichen Verkehr eine Menge von Pflanzen verbreitet, indem sich die Früchte und Samen mancher Pflanzen an die Kleider des Menschen, an Waren, Schiffe und andere Transportmittel ansetzen und so verschleppt werden. Ich erwähnte schon den großen Wegerich, der dem Weißen auf Schritt und Tritt gefolgt ist. Unsere Vogelwicke findet man noch heute in Grönland an den Stellen, wo sich einst Norweger angesiedelt hatten. — Eine genaue Schilderung der unabsichtlichen Verbreitung der Pflanzen durch den Menschen dürfte unmöglich sein, zumal bei dem immer mehr steigenden Weltverkehr. Nur einige Beispiele mögen daher genügen. Seit der Entdeckung Amerikas sind in Europa etwa 60 amerikanische Pflanzenarten eingebürgert, während in den Vereinigten Staaten Nordamerikas in derselben Zeit infolge der ungeheuren Auswanderungen von Europäern nicht weniger als 260 europäische

Pflanzenarten eingeführt worden sind. In Viktoria sollen schon mehr als 50 europäische Arten mit den Kolonisten eingewandert sein. In Pensylvanien hatte ein Wallisser, mit Namen Reansteade, aus Anhänglichkeit an seine Heimath das gemeine Leinkraut oder Frauenflachs an seiner Wohnung angepflanzt. Von dort aus verbreitete sich dasselbe bald über die trockenen Wiesen und Weiden des Landes. „Weder Pferde noch Kühe", schreibt ein Reisender, „wollen das schändliche Kraut fressen. Wenn der Mensch noch lebt, der es uns zugeschleppt hat, möge er seine Mühe bereuen." Aus Rache erhielt die Pflanze den Namen Reansteadekraut. — Die in Südeuropa und Nordafrika einheimische, in Süddeutschland auch schon vielfach kultivirte Artischocke ist in Amerika jetzt schon verwildert, bedeckt mit ihren Stachelbüschen Hunderte von Meilen in den Pampas von Südamerika und verdrängt dort immer mehr die ursprüngliche, üppige Vegetation. Ebendaselbst haben sich bald nach der Entdeckung durch die Spanier die Disteln angesiedelt und eine solche Größe erlangt, daß sie einen Reiter zu Pferde überragen sollen. Dabei bedecken sie große Strecken Landes und dienen wilden Thieren und räuberischen Banditen als Zufluchtsort. — Einige Pflanzen sind den Völker- und Heereszügen gefolgt. So sind manche Arten durch die im Jahre 375 ihren Anfang nehmende große Völkerwanderung aus dem Oriente zu uns gekommen. Eine bei Wien vorkommende Pflanze, Euclidium syriacum, soll durch die Türken bei der Belagerung Wiens dorthin verschleppt worden sein. Der gemeine Stechapfel wurde durch die Zigeuner, die ehemaligen Parias Indiens, in Europa verbreitet. Nach dem Bombardement von Kopenhagen durch die Engländer im Jahre 1807 trat das klebrige Kreuzkraut, sonst hier eine seltene Pflanze, in großer Menge auf den Trümmern auf. Die in Rußland häufige Pflanze Brunias orientalis wurde im Jahre 1814 nach den russischen Heeres-

zügen bei Paris gefunden. Auch die neueste Zeit liefert uns ein derartiges Beispiel. Im Sommer 1871 und in den folgenden Jahren wurden in Frankreich an verschiedenen Orten Pflanzen gefunden, welche mit den Futtervorräthen aus Nordafrika eingeschleppt worden waren.

Unermüdlich und unabsichtlich sorgt der Landmann für die Verbreitung zahlreicher Pflanzen, die als Unkräuter zwischen den absichtlich ausgesäten Getreidearten und Futterkräutern erscheinen. Der Samen dieser Unkräuter ist meist so klein, daß der Säemann denselben übersieht, oder auch so zahlreich vorhanden, daß er unmöglich gänzlich entfernt werden kann. Gewisse Unkräuter sind an bestimmte Nutzpflanzen gebunden, sind mit denselben zu uns gekommen und verbleiben als treue Begleiter bei denselben. Ich erinnere nur an die Kornblume, Kornrade und Klatschrose, welche mit dem Getreide aus Asien nach Europa gelangt sind; nicht zu vergessen die Wucherblume und der Hederich. Auf unseren Flachsfeldern ist der gezähnte Leindotter seit vielen Jahrhunderten ein steter Gefährte des Flachses oder Leins. Ein höchst unwillkommener Gast ist die schmarotzende Flachsseide, welche mit Samen des Luzerner Klees aus dem Westen Südamerikas zuerst nach Frankreich, dann nach Nassau und Thüringen gekommen ist.

Auch durch Versenden von Waren finden Pflanzenwanderungen statt. Ich erwähnte schon die mit Schafwolle eingeführte Spitzklette. Ein anderes Beispiel bietet uns das kanadische Berufkraut, Erigeron canadense, welches nach der Entdeckung Amerikas in einem ausgestopften Vogelbalg zunächst nach Paris gekommen ist. Von dort aus hat sich diese Pflanze über ganz Europa, einen großen Theil Asiens und Nordafrikas verbreitet und ist jetzt eines der häufigsten Unkräuter. Begünstigt wird diese Verbreitung durch die Menge der Samenkörner; in 2000 Blüthenköpfen befinden sich etwa 120000

Samen (also 55—60 Samen in einem Blumenkopfe). Von Asien aus wird die Pflanze wohl ihren Weg über den großen Ozean in die ursprüngliche Heimath antreten. — In Dänemark werden sechs der italienischen Flora angehörigen Pflanzen gefunden. Wie dieselben dorthin gekommen, war lange räthselhaft, bis sich endlich zeigte, daß ihre Verbreitung von dem Orte ausgegangen war, wo die in den vierziger Jahren aus Italien angekommenen, in Heu verpackten Kunstwerke Thorwaldsens ausgepackt worden waren. — Ueber eine eigenthümliche Art der Pflanzenverbreitung berichtet F. Ludwig in Greiz an die „Mittheilungen des Verbandes Voigtländischer Gebirgsvereine". Die aus dem östlichen Asien und dem westlichen Nordamerika stammende strahllose Kamille (Chrysanthemum suaveolens Asch.) wurde zuerst im Jahre 1852 von M. Braun als Flüchtling aus dem Berliner botanischen Garten auf der stark betretenen Dorfstraße bei Schöneberg gefunden. Der Eisenbahn folgend verbreitete sie sich seit 1886 von dem Güterbahnhofe in Zwickau und Löbau aus und benutzt dabei das Zelttuch der Schaubuden, um von Schützenplatz zu Schützenplatz zu wandern. Seit 1887 tritt die Pflanze in großer Menge auf dem Schützenfelde in Greiz auf, von dort aus sich weiter ausbreitend. Ludwig fand sie auf den Schützenplätzen der Umgegend, so z. B. am Pohlitzer Schützenhause, sonst aber nirgends in der Umgebung von Pohlitz; ebenso hat Hut sie bei Frankfurt a. O. zuerst am Schützenplatz gefunden.

Daß durch die Schiffahrt unabsichtlich manche Pflanzen in entferntere Länder gebracht werden, ist bekannt und wird uns durch die Flora von Hafenstäden, namentlich der Hafenorte von Frankreich und Spanien, bewiesen; sie beherbergen eine Menge von Pflanzen, welche hier, von einem milden Klima begünstigt, sehr leicht ihr überseeisches heißes Vaterland mit einem südeuropäischen vertauschen.

Dies sind einige Beispiele für die unabsichtliche Verbreitung der Pflanzen durch den menschlichen Verkehr. Mit Absicht sorgt der Mensch für die Verbreitung derjenigen Pflanzen, welche für ihn von besonderem Nutzen sind, oder welche ihm als Zierpflanzen dienen. Diese absichtliche Verbreitung und Pflege der Pflanzen bezeichnet man mit dem Worte Kultur, die Pflanzen selbst mit dem Namen Kulturpflanzen. Die Kulturpflanzen müssen sich acclimatisiren, d. h. in solchen Ländern einbürgern, welche nicht ihre ursprüngliche Heimath bilden. Dies können jedoch offenbar nur solche Pflanzen, die für das gegebene Klima passen, also aus gleichem oder wenigstens ähnlichem Klima stammen. In dieser Weise ist es seit den ältesten Zeiten gelungen, viele Pflanzen bei uns einzubürgern, nehmen ja doch Kulturpflanzen den größten Theil unserer Aecker und Gärten ein. Die ursprüngliche Vegetation ist mehr oder weniger verdrängt oder verändert worden. — Daß manche Kulturpflanzen verwildern können, habe ich schon gelegentlich erwähnt. Ein eklatantes Beispiel hierfür liefert uns der Kalmus (Acorus calamus). Er ist eine der ersten Pflanzen, welche aus dem Orient nach Europa gebracht worden sind. Schon in der altindischen Medizin war er gebräuchlich, wurde auch später von den Griechen, Römern und Arabern benutzt. Im Jahre 1574 wurde der Kalmus zuerst bei Wien kultivirt. Von hier aus verbreitete er sich sehr schnell über Deutschland; im Jahre 1725 wurde er noch als ausländische Drogue behandelt und zum Theil aus Indien bezogen; heute ist er jedoch in unseren Sümpfen und Gräben fast überall verwildert. — Das sogenannte Cymbelkraut oder epheublättrige Leinkraut (Linaria cymbalaria), ein aus Italien wegen seiner hübschen Blüthen und Blätter als Zierpflanze eingeführtes Rankengewächs, findet sich jetzt im ganzen deutschen Florengebiete an Felsen, alten Mauern und steinigen Felsufern

(in Solingen am „Altenbau") verwildert vor. — Doch kehren wir zu den Kulturpflanzen zurück. An vielen Orten, besonders auf Kirchhöfen, findet man die in Südasien einheimische Trauerweide (Salix babylonica). Der Sage nach stammen sämtliche Trauerweiden Europas von dem Zweige eines Korbes her, welchen der englische Dichter Alexander Pope mit Feigen gefüllt als Geschenk aus Smyrna erhielt. Ein Zweig des Korbes hatte noch eine grüne Knospe, der Dichter steckte denselben in die Erde, es wuchs ein Baum empor, der sich als weiblich erwies. Von diesem Baume sollen alle Trauerweiden Europas abstammen. Da die Bäume nur weibliche Blüthen tragen, so erzeugen sie niemals Samen, können daher auch nur durch Zweige mit Knospen auf vegetativem Wege verbreitet werden. — Die Mutterpflanze aller Apfelsinen Europas soll sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts im Garten des Grafen St. Laurent bei Lissabon befunden haben. Von den Griechen wurde ein an einem Arme des Kephissos stehender Feigenbaum als Stammvater aller Feigenbäume Griechenlands verehrt. — Die italienische oder Pyramidenpappel unserer Chausseen und Anlagen, in Nordamerika, Italien oder dem Oriente einheimisch, wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts von Hesekiel, dem Gründer des berühmten Wörlitzer Parkes bei Dessau, in einem männlichen Exemplare in jenem Parke angepflanzt. Von demselben stammen alle italienischen Pappeln Deutschlands, weshalb dieselben auch fast sämtlich dem männlichen Geschlechte angehören; einige wenige weibliche Exemplare sind bei Frankfurt a. O. und in Braunschweig vorhanden. — Es würde zu weit führen, wollten wir Heimath und Wanderung aller unserer Zier- und Nutzpflanzen historisch nachzuweisen versuchen. Nur einige der wichtigsten möchte ich anführen, indem ich auf die Werke von Grisebach, Hehn, Hoffmann, Müller, Rattke und Thomé behufs näheren Studiums verweise. Aus

den Ländern des Mittelmeeres kamen Sommerlevkoje, Reseda, Oleander, Goldregen, Pfingstrose, Hyacinthen, Narzissen; aus dem Oriente Goldlack, Winterlevkoje, Tulpe, weiße Lilie und Kaiserkrone. Aus Innerasien (Persien und Medien) stammt die Gartenrose oder Centifolie, welche in mehr als 1500 Spielarten in unseren Gärten gezüchtet wird. Ueber Phrygien und Macedonien kam sie zu den Griechen und von hier aus nach Italien. Um das Jahr 1322 kamen die ersten Rosen von Italien nach England und später von dort nach Deutschland, in welchem Jahre ist unbekannt. Indien lieferte die bengalische Rose, die Mutter unserer Monatsrosen, und die Balsaminen. Die Hortensie kam im Jahre 1788 aus Japan und erhielt ihren Namen von dem französischen Reisenden Commerson zu Ehren des Astronomen Hortense Lepante. Aus Japan erhielten wir auch um die Mitte des 18. Jahrhunderts von dem Jesuitenpeter Cameli die Camelia. China spendete uns die Aster, welche zuerst im Jahre 1728 in den Pflanzengarten von Paris kam, und die chinesische Primel. (Die Aurikel stammt aus den Alpen.) In Südafrika haben viele beliebt gewordene Zierpflanzen ihre Heimath, so die Pelargonien, Amaryllen und Aloëarten. Nordamerika entstammen einige Spiräen, Azaleen, die Kornelkirschen; Mittel- und Südamerika gaben vorzüglich die Caktusgewächse und die Georgine. Letztere wurde im Jahre 1789 durch Vincente Cervantes, Prof. der Botanik in Mexiko, in den botanischen Garten in Madrid eingeführt und zu Ehren des schwedischen Botanikers Andreas Dahl von dem Abbé Cavanilles in Madrid Dahlia genannt; später, als Humboldt sie wiederum aus Mexiko nach Europa brachte, nannte sie Prof. Willdenow in Berlin zu Ehren des Naturforschers Georgi in Petersburg Georgine. Aus Südamerika stammen ferner die Sonnenblume, die Passionsblumen, Begonien, Agaven, die Akazie, die Weimuthskiefer, der abendländische

Lebensbaum. Peru und Chile sandten Fuchsien, Heliotrope; das tropische Südamerika erfreute uns mit der herrlichen Victoria regia.

Was die Heimath und Wanderung der wichtigsten Nutzpflanzen, besonders auch unserer Getreidearten, betrifft, so sei folgendes erwähnt.

Die Heimath des Roggens (Secale cereale) ist nicht genau bekannt; wahrscheinlich stammt derselbe aus Südosteuropa. Die Bewohner von Aegypten und Indien kannten den Roggen nicht; die Griechen erhielten ihn aus Thracien und Macedonien; die Römer bauten ihn als Gemüsefutter. In Deutschland wird der Roggen erst seit Beginn des Mittelalters angebaut.

Der Weizen (Triticum vulgare) soll jetzt noch wildwachsend an den Ufern des Euphrat gefunden werden; seine Heimath ist wahrscheinlich Mittelasien. Seit den ältesten Zeiten wird er in Asien, Aegypten und Südeuropa, seit vielen Jahrhunderten auch in Deutschland, theils als Sommer-, theils als Winterfrucht, angebaut. In China war der Weizen schon dreitausend Jahre v. Chr. als Kulturpflanze bekannt. Der griechische Philosoph Theophrast (372—287 v. Chr.) beschreibt den mit langen Grannen versehenen Sommerweizen, aus welchem sich später der Winterweizen entwickelt haben soll. Der Weizen wird viel mehr angebaut, als der Roggen, namentlich im mittleren und südlichen Europa. Das Hauptweizenland in Europa ist bekanntlich Ungarn, doch werden alljährlich immer größere Mengen in Ostindien und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gewonnen und theilweise in Europa eingeführt.

Auch die Heimath des Hafers (Avena sativa) ist unbekannt; vielleicht ist sie das Donaugebiet, trotzdem der Hafer zuerst in Mittelasien wild gefunden wurde. Den Aegyptern, Hebräern, Griechen und Römern war der Hafer nicht bekannt. In Deutschland kultivirten ihn die alten Germanen schon vor zwei-

tausend Jahren, und von hier aus scheint er nach den gemäßigten und kalten Ländern aller Welttheile verbreitet worden zu sein; in Hochschottland und Norwegen wird der Hafer nicht nur als Pferdefutter, sondern auch als Brotfrucht angebaut und ein nahrhaftes Haferbrot aus demselben bereitet.

Mittelasien ist wahrscheinlich die Heimath der Gerste (Hordeum vulgare); wild findet sich dieselbe auf Sizilien und in der Tartarei. Die Gerste wird bekanntlich als Winter- und Sommergerste angebaut, und zwar die erstere mehr im Süden, die letztere nur im Norden. Der Anbau der Gerste ist sehr alt; die Aegypter und Hebräer bauten schon Gerste, und sie ist nach Plinius die älteste Getreideart der Griechen. Die Römer kannten die Gerste ebenfalls und fütterten ihre Pferde damit. Bei den Germanen wurde die Kultur der Gerste früh betrieben, und schon zu Tacitus' Zeiten bereiteten dieselben aus der Gerste ein geistiges Getränk (nicht Meth, denn dies ist ein weinartiges Getränk, welches aus Honig und Wasser durch Kochen und Gärung gewonnen und oft noch mit Wein oder Bier vermischt wurde).

Unsere Obstbäume stammen alle aus Asien: so Aprikose und Pfirsich, Pflaume, Kirsche und Apfelbaum. Die beiden ersten wurden im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft in Italien bekannt. Die älteren Griechen und Römer kannten beide noch nicht; als aber nach der Unterwerfung des Mithridates im Jahre 66 v. Chr. die römische Macht sich immer weiter bis nach Innerasien ausdehnte, wurden die reichen Schätze der Natur dieser Gegenden aufgeschlossen und theilweise nach Italien gebracht. Von Italien aus brachte man die Aprikosen und Pfirsiche nach Griechenland und auch nach Deutschland. — Der Pflaumenbaum ist im Oriente einheimisch. In Deutschland wird derselbe in verschiedenen Spielarten kultivirt, die meist zu verschiedenen Zeiten dorthin gekommen sind. So wurde z. B.

die Damascener Pflaume, nach der Stadt Damaskus in Syrien benannt, zur Zeit der Kreuzzüge in Deutschland eingeführt. Andere Spielarten gelangten von Syrien erst nach Italien und von dort nach Deutschland. Die Pflaume wird das erste Mal in Griechenland zu Anfang des siebenten Jahrhunderts v. Chr. genannt. In Italien scheint sie zur Zeit des Kaisers Augustus schon sehr verbreitet gewesen zu sein, denn Plinius (gest. 79 n. Chr.) kennt schon eine Menge von Varietäten. — Die Heimath der Kirsche ist Vorderasien. Sie wird bei uns in vielen Spielarten angebaut, kommt aber in Littauen, Polen und an anderen Orten verwildert vor. Der schon erwähnte Plinius berichtet, daß der römische Feldherr Lucullus nach der Besiegung des Mithridates und der Zerstörung der Stadt Kerasos im Jahre 74 v. Chr. einen Kirschbaum, mit reifen Früchten behangen, von dort mit nach Rom gebracht habe. Wahrscheinlich war es die Sauerkirsche, welche auf diese Weise nach Italien verpflanzt wurde. Von Italien verbreitete sich die Kirsche schnell über das übrige Europa. Etwa 120 Jahre später wuchs sie schon an den Ufern des Rheins, in Belgien und Britannien, dem heutigen England. — Die verschiedenen Apfelsorten, welche in unseren Gärten gezogen werden, sind Abarten des Holzapfels, dessen Vaterland Asien ist, der sich aber auch bei uns vereinzelt in Wäldern findet. Im alten Rom kannte man den Apfelbaum schon sehr früh, und es ist wahrscheinlich, daß er von dort nach Griechenland und den übrigen Ländern Europas gekommen ist. — Das Vaterland des Weinstockes ist Kleinasien. Zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere kommt der Weinstock noch heute in solcher Menge wild vor, daß die Trauben stellenweise gar nicht geerntet werden. Auch bei uns findet er sich, durch Vögel verschleppt, in einzelnen Wäldern verwildert, so z. B. im Rheinthale bei Speier und Straßburg und im Donauthale bei Wien. In Deutschland erreicht der Weinbau bei Grüneberg den

52. Grad nördlicher Breite, die nördlichste Grenze auf der ganzen Erde. Im Mittelalter erstreckte sich der Weinbau in Deutschland noch weiter nach Norden, sogar bis Königsberg und Tilsit. Nach dem dreißigjährigen Kriege wurden in den nördlichen Theilen Deutschlands viele Weingärten und Weinberge, die durch den Krieg zerstört waren, nicht wiederhergestellt. Von seinem Vaterlande aus, wo er sich mit armdickem Stamme bis in die Wipfel der höchsten Bäume windet, wurde der Weinstock durch die Semiten weiter nach Westen verbreitet. Die Semiten bauten schon vor Abraham den Wein. In Griechenland und Rom wurden häufig Feste zu Ehren des Gottes des Weins, Dionysos oder Bacchus, gefeiert. Die Griechen tranken anfangs den Wein (wie heute noch die Bewohner der südlichen Gegenden) mit Wasser vermischt; die Römer bewahrten ihn in Krügen auf, kühlten ihn in Gewölben und lagerten ihn in Weinniederlagen (apotheca) ab. Von Italien aus verbreitete sich die Weinkultur nach Frankreich, Tirol und an den Rhein. Ums Jahr 280 n. Chr. soll der Kaiser Probus die ersten Weinberge Deutschlands an der Mosel und am Rheine haben anlegen lassen. Die Apostel der Deutschen halfen die Weinkultur verbreiten. Erst im fünfzehnten Jahrhundert wurde der Weinstock durch Europäer nach Madeira, Teneriffa, dem Kap der guten Hoffnung und nach der Entdeckung Amerikas auch dorthin gebracht.

Unter den Hülsenfrüchten stammt die dicke Bohne, auch Sau- oder Buffbohne genannt, aus der Gegend des kaspischen Meeres. Sie wurde schon im Alterthume kultivirt, und es ist bekannt, daß Pythagoras (um 540—500 v. Chr.) seinen Schülern verbot, Bohnen zu essen und durch Bohnenfelder zu gehen. Nach Deutschland ist die dicke Bohne sehr früh gekommen; wann — läßt sich jedoch nicht genau feststellen. — Die gemeine Vitsbohne, die bei uns in mehr als 70 Spielarten vielfach angebaut wird, hat ihre Heimath in Ostindien. — Die Erbse

stammt aus Mittelasien. Sie war schon den alten Griechen bekannt und wurde von Griechenland nach Italien und von da nach Deutschland gebracht. — Auch die Linse stammt aus dem Orient. Die alten Aegypter und Hebräer kannten die Linsen; letztere brachten sie den Griechen, welche sie derart kultivirten, daß schon um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. das Linsenessen eine Sitte des niederen Volkes war. Bei den Römern war die Linse auch schon früh bekannt und wurde häufig gebaut. Von Italien nahm sie ihren Weg über die Alpen nach Deutschland, wo sie jetzt vielfach angebaut, aber auch an vielen Stellen verwildert angetroffen wird.

Von den Küchengewächsen stammt der Gemüse-, Küchen- oder Gartenkohl von den Küsten des mittelländischen Meeres; er kommt jedoch auf der Insel Helgoland verwildert vor. — Der gemeine Meerrettig (Mähr-rettich) ist von den Küsten der nordischen Meere Europas zu uns gekommen. — Der Spinat soll von den Arabern zuerst aus dem Orient nach Spanien und von dort über Frankreich nach Deutschland gekommen sein. Der Gartensalat wird schon seit den ältesten Zeiten kultivirt; sein Vaterland ist unbekannt; vielleicht ist er durch Kultur aus dem wilden Lattich hervorgegangen. Die Gurke stammt aus Ostindien, ebenso der Kürbis; die Melone hingegen kommt aus Persien. Der Dragon oder Estragon hat, wie die Zwiebel, seine Heimath in Sibirien. Die Schalotte ist durch die Kreuzfahrer nach Europa gebracht worden und soll von der Stadt Askalon, wo sie früher gebaut wurde, ihren Namen haben. Sellerie und Petersilie sind auf den Hügeln Macedoniens und Thessaliens, die Schwarzwurz (Scorzonéra) in Spanien einheimisch.

Das wichtigste Küchengewächs, die Kartoffel, auch knollentragender Nachtschatten, Erdapfel genannt, stammt bekanntlich aus Amerika, und zwar aus dem Küstengebiete Perus. Heute

noch wird dieselbe in Chile und Peru wild wachsend gefunden; schon vor der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus wurde die Kartoffel daselbst kultivirt. Die Incas, die alten Beherrscher von Peru, haben diese Kultur wahrscheinlich weit verbreitet. Ob die Kartoffel zuerst durch den Sklavenhändler Hawkins im Jahre 1565 nach Irland gebracht worden ist, läßt sich nicht sicher nachweisen, da die Angaben hierüber sich auch auf die Bataten beziehen können, die in England schon lange vor Einführung der Kartoffel als Leckerbissen bekannt waren. Nicht minder zweifelhaft ist die Angabe, daß der Admiral Franz Drake sie im Jahre 1586 zuerst einem Freunde nach England zur Aussaat geschickt habe, mit dem Bemerken, die Frucht dieses Gewächses sei so vortrefflich und nahrhaft, daß er dessen Anbau in Europa für nützlich halte. Dieser Freund aber hielt die Samenbeeren für die vortreffliche Frucht und ließ dieselben, in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmet bestreut, als Leckerbissen bei einer großen Mahlzeit auftragen. Das neue Gericht mundete jedoch nicht, und ließ der Herr deshalb die Kartoffelpflanzen ausreißen, weil sie doch nicht gebraucht werden könnten. Aber siehe da, als er eines Morgens durch den Garten ging, sah er in der Asche eines Feuers, welches der Gärtner angemacht hatte, runde Knollen liegen. Er zertrat eine derselben, und — sie duftete gar lieblich; es war ja der Duft einer gebratenen Kartoffel. Auf Befragen, was für Knollen das seien, erwiderte der Gärtner, sie seien unter der Wurzel des ausländischen Gewächses gewesen, und jetzt merkte der Herr, was sein Freund Drake mit der vortrefflichen und nahrhaften Frucht gemeint habe. — Sehr wahrscheinlich sind die Kartoffeln über Spanien in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nach Italien und Burgund gekommen. Wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Trüffeln nannte man sie in Italien Taratufoli, woraus der Name Kartoffeln entstanden ist. In Deutschland fand die

erste geschichtlich beglaubigte Anpflanzung der Kartoffel bereits im Jahre 1587 innerhalb der Ringmauern Breslaus im Garten des Arztes Lorenz Scholtz statt. Jedoch erst im Jahre 1734 waren es sächsische Hammerschmiede, welche die Kartoffeln wieder nach Schlesien brachten und in größerem Maßstabe anbauten, und zwar auf einer bei der Stadt Pleß gelegenen Eisenhütte, wo sich der Anbau selbständig zum Besten der Berg- und Hüttenarbeiter weiter entwickelte. Im Jahre 1616 verspeiste man die Kartoffel an der königlichen Tafel zu Paris. Ueber die Verbreitung des Kartoffelbaues in Frankreich berichtet Klas folgendes: „Ludwig XVI., König von Frankreich, trug noch Kartoffelblüthen im Knopfloch, weil er den Anbau der Kartoffel eifrig betrieb, und seine Gemahlin zeigte auf Hofbällen einen Kartoffelblüthenstrauß als unbezahlbaren Schmuck im Haar. Der allgemeinen Verbreitung der Kartoffel in Frankreich leistete erst eine Hungersnoth Vorschub. Die Akademie hatte infolge der letzteren einen hohen Preis auf die Erfindung eines Ersatzmittels für den Roggen gesetzt. Ein Apotheker, mit Namen Parmentier, schlug die Kartoffel vor und erhielt darum von der Regierung 50 Morgen Acker, um einen Versuch mit ihrem Anbau zu machen. Der Erfolg war günstig und erregte am Hofe große Freude; König Ludwig drückte den Apotheker ans Herz und rief ihm zu: „Sie haben das Brot der Armen erfunden." Die Bauern wollten aber trotzdem keine Kartoffeln versuchen. Da ersann Parmentier eine List: er ließ öffentlich bekannt machen, seine Früchte seien nun reif, und da sie so kostbar seien, so habe er sich einen Schutzbrief erwirkt, damit Jeder doppelt bestraft werde, der ihm eine Kartoffel stehlen würde. Die List half; die Bauern stahlen Kartoffeln, bauten sie an, aßen davon und stahlen wieder, um wiederum zu essen und anzubauen." In Berlin wurden die Kartoffeln schon vor dem Jahre 1650 gezogen; zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts

war der Anbau in Deutschland noch ein sehr beschränkter. Erst durch den dreißigjährigen Krieg wurde die Kartoffel allgemeiner verbreitet. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts kommt sie schon in Sachsen, Westfalen und Braunschweig vor. Durch eingewanderte Pfälzer verbreitete sich die Kartoffel zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Preußen. Hier war besonders Friedrich der Große bemüht, den Anbau der Kartoffel zu fördern. Ueber die Einführung der Kartoffelkultur in Preußen giebt uns der bekannte Kolberger Bürger Joachim Nettelbeck folgende Schilderung: „Ich mochte wohl ein Bürschchen von fünf oder sechs Jahren sein und noch in meinen ersten Höschen stecken, als es hier bei uns im Lande weit umher eine so schrecklich knappe Zeit gab, daß viele Menschen vor Hunger starben. Im nächsten Jahre, 1745, erhielt Kolberg aus des großen Friedrichs vorsorgender Güte ein Geschenk, das damals hierzulande völlig unbekannt war. Ein großer Frachtwagen voll Kartoffeln langte auf dem Markte an, und durch Trommelschlag in der Stadt und in den Vorstädten erging die Bekanntmachung, daß alle Gartenbesitzer sich zu einer bestimmten Zeit vor dem Rathhaus einzufinden hätten, indem des Königs Majestät ihnen eine besondere Wohlthat zugedacht. Man ermißt leicht, wie Alle in eine stürmische Bewegung geriethen, und das um so mehr, je weniger man wußte, was dies Geschenk zu bedeuten habe. Die Herren vom Rath zeigten der versammelten Menge die neue Frucht, die hier noch niemals ein menschliches Auge erblickt hatte. Daneben wurde eine umständliche Anweisung verlesen, wie sie gepflanzt und bewirthschaftet, desgleichen wie sie gekocht und zubereitet werden müßte. Besser freilich wäre es gewesen, wenn man eine solche Anweisung gleich geschrieben oder gedruckt mit vertheilt hätte; denn es achteten im Getümmel die Wenigsten auf die Verlesung. Dagegen nahmen die guten Leute die hochgepriesenen Kartoffeln verwundert in die Hände, berochen

und schmeckten sie und leckten daran. Kopfschüttelnd bot ein Nachbar sie dem anderen; man brach sie voneinander und warf sie den Hunden vor, die daran herumschnoberten, sie aber verschmähten. Die Dinger — hieß es — riechen nicht und schmecken nicht, und nicht einmal die Hunde mögen sie fressen. Was wäre uns damit geholfen? Am allermeisten verbreitet war der Glaube, daß sie zu Bäumen heranwüchsen, von denen man zu seiner Zeit ähnliche Früchte herabschüttele. Inzwischen ward des Königs Befehl vollzogen und seine Segensgabe unter die anwesenden Garteneigenthümer nach Verhältniß ihrer Besitzungen ausgetheilt, jedoch so, daß auch die geringeren nicht unter einigen Metzen ausgingen. Kaum irgend Jemand hatte die ertheilte Anweisung zu ihrem Anbau recht begriffen; wer sie also nicht gerade in getäuschter Erwartung auf den Kehrichthaufen warf, ging doch bei der Anpflanzung so verkehrt als möglich zu Werke. Einige steckten sie hie und da einzeln in die Erde, ohne sich weiter darum zu bekümmern; Andere glaubten, das Ding noch klüger anzugreifen, wenn sie die Knollen auf einen Haufen schütteten und mit etwas Erde bedeckten. Da wuchsen sie nun in einen dichten Filz ineinander. Das Jahr nachher erneuerte der König seine wohlthätige Spende durch eine ähnliche Ladung. Allein diesmal verfuhr man dabei höheren Orts zweckmäßiger, indem zugleich ein Landreiter mitgeschickt wurde, der, ein geborener Schwabe und des Kartoffelbaues kundig, den Leuten bei der Anpflanzung behülflich war und die weitere Pflege übernahm." — Trotz der geschilderten Gewaltmaßregen kam es in Preußen doch noch zu keinem Anbau im großen, obgleich der siebenjährige Krieg und die Hungersnoth im Jahre 1770, wo alle anderen Früchte mißriethen, den Nutzen der Kartoffel deutlich zeigten. In Böhmen allein fielen 180000 Menschen der Hungersnoth zum Opfer, und etwa 20000 drangen in Schlesien ein,

weil dort Kartoffeln zu finden waren. Anfangs hieß es allenthalben:

> „Kartoffeln, nein, die mag ich nicht;
> Sie sind ein neu gemacht Gericht.
> Ich laß es gern beim Alten!"

Ums Jahr 1760 war die Kartoffel in den meisten deutschen Ländern eingeführt; aber erst gegen Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts entwickelte sich der Anbau der Kartoffeln im Großen und wirkte nicht nur umgestaltend auf die ganze Landwirthschaft, sondern auch auf die Ernährungsweise des deutschen Volkes ein!

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist erschienen:

Zoologie und Botanik.

(55 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 27,50 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf.)

de Bary, Ueber Schimmel und Hefe. Mit 9 Holzschnitten. 2. verbesserte Aufl. (87/88) ... M. 1.60
Bolan, Der Elephant im Krieg und Frieden und seine Verwendung in unseren Afrikanischen Kolonien. (N. F. 30) ... „ 1.—
Boll, Ueber elektrische Fische. (210) ... „ —.75
Braun, Ueber den Samen. Mit 4 Holzschnitten. (298) ... „ —.60
Claus, Der Bienenstaat. (179) ... „ —.75
Cohn, Ferd., Ueber Bakterien, die kleinsten lebenden Wesen. Mit Holzschnitten. (165) ... „ —.80
— Licht und Leben. 2. Aufl. (80) ... „ —.60
Engler, Ueber das Pflanzenleben unter der Erde. (346) ... „ —.60
Franceschini, Die Biologie als selbständige Wissenschaft. (N. F. 157) „ —.80
Fritsch, Die elektrischen Fische im Dienste der Descendenzlehre. Mit 7 Holzschnitten. (430/431) ... „ 1.60
Goebel, Ueber die gegenseitigen Beziehungen der Pflanzen-Organe. (453) „ —.60
Göppert, Ueber die Riesen des Pflanzenreiches. (68) ... „ —.60
Haeckel, Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechtes. 4. Aufl. (52/53) ... „ 1.60
— Ueber Arbeitstheilung im Natur- und Menschenleben. Mit 1 Titelkupfer und 18 Holzschnitten. 2 Abz. (78) ... „ 1.—
— Das Leben in den größten Meerestiefen. Mit 1 Titelbild in Kupferstich und 3 Holzschnitten (110) ... „ 1.—
Hartmann, Die menschenähnlichen Affen. Mit 12 Holzschn. (247) „ 1.60
Hertwig, Der Zoologe am Meere. (371) ... „ —.60
Joseph, Die Tropfsteingrotten in Krain und die denselben eigenthümliche Thierwelt. (228) ... „ —.60
Kny, Das Pflanzenleben des Meeres. Mit 4 Holzschn. (223/224) „ 1.60
Kraepelin, Die Brutpflege der Thiere. (N. F. 140) ... „ —.60
Luerssen, Die Pflanzengruppe der Farne. Mit Holzschn. (197) .. „ —.75
Marshall, Deutschlands Vogelwelt im Wechsel der Zeit. (N. F. 16) „ 1.—
v. Martens, Purpur und Perlen. Mit Holzschnitten. (214) ... „ 1.20
Meyer, Die Ortsbewegung der Thiere. (N. F. 95) ... „ 1.—
v. Meyer, Die thierische Eigenwärme und ihre Erhaltung. (N. F. 183) „ —.60
Möbius, Das Thierleben am Boden d. deutschen Ost- u. Nordsee. (122) „ —.60
Müller, Aug., Ueber die erste Entstehung der organischen Wesen und deren Spaltung in Arten. 3., durch eine Beurtheilung der Lehre Darwins vermehrte Aufl. (13—13c) ... „ 3.—
Münter, Ueber Korallenthiere. Mit 1 Tafel Lithographien. (163) „ 1.—
— Ueber Muscheln- Schnecken und verwandte Weichthiere. (260) .. „ 1.—
Nagel, Die Liebe der Blumen. Mit 10 Holzschnitten. (474) ... „ 1.—
Neumann, Aus Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt. (N. F. 169) „ —.60
Pfuhl, Thierpflanzen und Pflanzenthiere. (373) ... „ —.60
— Was geboren ist auf Erden — Muß zu Erd' und Asche werden. (398) „ —.75
Potonié, Die Pflanzenwelt Norddeutschlands in den verschiedenen Zeitepochen. (N. F. 11) ... „ —.60
— Das Skelett der Pflanzen. Mit 17 Holzschnitten. (382) ... „ 1.—
Rees, Ueber die Natur der Flechten. Mit 10 Holzschnitten. (320) „ 1.—
Schumann, Die Ameisenpflanzen. Mit einer Tafel. (N. F. 83) .. „ 1.—
Semper, Ueber die Aufgabe der modernen Thiergeographie. (322) „ —.60
Simroth, Bedeutung der Weichthiere. (N. F. 94) ... „ —.80

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in der Sammlung erschienenen Hefte.

Das Wandern der Pflanzen.

Von

P. Spelter
in Solingen.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1895.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 215.

Drei Pflegestätten deutscher Gartenkunst,
ihre Schöpfer und ihre Stellung in der bildenden Gartenkunst.

Von

Carl Reineck
in Arnstadt



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1895.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**
(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von *M.* 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1894 in der „Sammlung" erschienenen 672 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Über den Einfluß des Waldes auf das Klima.
Von Oberförster **C. F. Ney.**
Preis *M.* 1.—.

Über Waldschutz und Schutzwald.
Von Prof. Dr. **Heß.**
Preis *M.* 1.—.

Betrachtungen über die Grundlagen zu behaglicher Einrichtung.
Von Prof. **K. Henrici.**
Preis *M.* —.80.

Moderne Stadterweiterungen.
Von Prof. **R. Baumeister.**
Preis *M.* —.80.

Die Pflanzenwelt Norddeutschlands in den verschiedenen Zeitepochen.
Von Dr. **H. Potonié.**
Preis *M.* —.60.

Die Liebe der Blumen.
Von Dr. **A. Nagel.**
Preis *M.* 1.—.

Goethes Erscheinen in Weimar.
Von Dr. **M. Remy.**
Preis *M.* —.60.

Drei Pflegestätten

deutscher Gartenkunst,

ihre Schöpfer und ihre Stellung in der Geschichte der bildenden Gartenkunst.

Von

Carl Reineck
zu Arnstadt.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1895.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Die Geschichte der bildenden Gartenkunst von ihrem Ursprunge bis dahin zu verfolgen, wo sie lichtvoll aus der Dämmerung mythenreicher Vergangenheit hervortritt, ist kaum möglich. Das, was uns leiten könnte, die ältesten Denkmäler derselben, die Marksteine fortschreitender Entwickelung, sind verschwunden, und trotz der Spuren, die sie hinterlassen, vermögen wir nicht mehr ein volles Verständniß für die Größe der Schöpfungen zu gewinnen, von denen sie herrühren. Wie unsere Vorstellungen von dem Reichthum der altägyptischen Gärten und der Formenschöne ihrer Anlagen einen Widerspruch dadurch erfahren, daß die in Stein gehauenen Werke dieses Volkes, welche so viel von religiösen Ceremonien, Kriegen und Bauten erzählen, die Existenz einer wirklichen Gartenkunst fast gar nicht berühren, so mögen auch zum Theil die Bilder trügen, welche uns im Geist das originellste Werk des Alterthums, die hängenden Gärten von Babylon, in ihrer übersinnlichen Pracht und Größe zeigen. — Was historisch beglaubigt ist, kann uns keinen vollen Blick auf die Zustände des Gartenbaues in frühester Zeit gewähren, daß diese aber in den meisten Fällen, namentlich auch bei den sonst auf hoher Kunststufe stehenden Griechen, nicht so waren, wie wir uns dieselben vorstellen, ist gewiß. Erst während und nach der alexandrinischen Zeit, als ein Niedergang der architektonischen und plastischen Künste bei den Griechen eintrat, entwickelte sich die Gartenkunst auch bei ihnen und erst von da an, wo sie in Berührung mit den Römern

kamen, dürfen wir sagen, daß fester historischer Boden unter unseren Füßen ist.

Lichtvoller werden die Bilder, welche Männer, wie Plinius der Jüngere, Cicero und Seneca, entwerfen, klar tritt uns bei der Beschreibung des Ersteren, die er von seinen Landsitzen Tuscum und Laurentinum giebt, der Charakter der römischen Villa — die kunstvollste Verschmelzung von Bauwerken mit dem Garten — entgegen, deutlich hören wir aber auch aus den Klagen der Letzteren heraus, daß sich bei den Römern ein übermäßiger Luxus rasch verbreitete. Die Mahnworte eines Cicero, wie er sie z. B. in seinem Buche De legibus unter anderen an Lucullus richtet, indem er ihn wegen der Ueppigkeit seiner Villa tadelt und ihm vorhält, daß durch solche Beispiele der Hang zur Verschwendung verbreitet und epidemisch werde, halfen wenig, der ungeheure Reichthum, welcher aus den Provinzen in Rom zusammenfloß und äußerlich zum Ausdruck kommen wollte, zeigte sich eben auch in den Werken der Bau- und Gartenkunst. Tusculum wurde des kaiserlichen Roms Villenstadt, ein großer Theil der noch jetzt Campagna genannten Fläche, durch welche die Via Appia als Hauptverkehrsstraße führte, bedeckte sich mit herrlichen Landhäusern, und aus den Villengruppen von Präneste und des Golfes von Bajä ragte blendend schön das Sanssouci des Alterthums, die beinahe 10 Miglien umfassende Villa des Kaisers Hadrian, „Tiburtina“, hervor.

Die römischen Gärten, in ihrer Anlage und Ausstattung, mit ihren Waldpartien, Grotten, Wasserkünsten, aber auch ihrer barocken Zuthat der Baumkünstelei, wurden eine Grundlage für alle späteren, regelmäßig angelegten Gärten. Ob wir einen solchen, mag er der Renaissancezeit angehören, den französischen oder italienischen Stil zeigen, betreten, überall treffen wir auf Züge, die den römischen Gartenanlagen eigen sind und

überall drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß weder der Bruch mit der römischen Vergangenheit ein so vollkommener gewesen ist, wie man gewöhnlich annimmt, noch, daß das Mittelalter, welches uns mit derselben verbindet, für eine der Gartenkunst verloren gegangene Zeit anzusehen ist. Die Völker des Orients, darunter die Sarazenen, übernahmen jedenfalls von den Römern die bildende Gartenkunst als Vermächtniß, und daß dann dieselbe bei der Berührung des Morgenlandes mit dem Abendlande wieder auf letzteres vererbt wurde, wer möchte daran zweifeln? Gleichwie die Grabstätte der antiken Kunst, das schöne Italien, die Stätte ihrer Wiedergeburt wurde, so stiegen aus den Resten der römischen Terrassen, Treppen und Wasserwerke in neuer Formenschöne die Werke eines Piero Ligorio, Giovanni Fontana und Nicolo Broccini empor,' mit der Renaissance der Architektur feierte die mit derselben eng vermählte Gartenkunst ihre Auferstehung, und endlich überschritt sie, befreit von deren Fesseln, die Grenze Italiens, um, je nach den Lebensgewohnheiten der verschiedenen Nationen, dort, wo sie Eingang fand, in eigengearteten Stilen, erst im italienischen, später im französischen und gegenwärtig im englischen ausgeübt zu werden. In Deutschland entstanden auf diese Weise im italienischen Stil der großartige Park von Schwetzingen und der von Graf Günther von Schwarzburg in kleinerem Umfange angelegte Schloßgarten von Arnstadt; im französischen Stil der ehemalige Hofgarten von Stuttgart, die 1683 von den Türken zerstörte Favorite bei Wien, der Park von Herrenhausen, sowie der vom Grafen Gustav Adolf von Gotter 1736 geschaffene Schloßgarten von Molsdorf und endlich in landschaftlichem oder englischem Stil in neuerer Zeit die herrlichen Anlagen von Muskau, sowie Ende des vorigen Jahrhunderts der Park von Wörlitz und der nach ihm von Goethe und Karl August angelegte Park von Weimar.

Interessant ist es, zu sehen, wie gerade in Thüringen, nicht allzuweit voneinander entfernt, die bildende Gartenkunst drei Pflegestätten gefunden hat, auf denen sie sich in der Stille anmuthig entfalten konnte, drei Stätten, auf denen wir nicht weilen können, ohne daß in uns die Erinnerung an ebensoviel bewegte Epochen unserer deutschen Kultur- und Sittengeschichte lebendig wird und mit denen Namen verbunden sind, deren Träger ihrer Weltstellung und Anschauung nach zwar grundverschieden voneinander waren, die sich aber doch in der Beziehung glichen, daß sie, einer wie der andere, im engen Anschluß an die Natur, im trauten Verkehr mit derselben den Frieden suchten, welchen sie im Wechsel ihres bewegten Lebens nicht oder nur selten finden konnten. Als Kindern ihrer Zeit spiegelt sich dieselbe in der Geschichte ihres Lebens wieder, und die Eigenart derselben, sowie die durch dieselbe bedingte Wandlung des Geschmackes können uns nicht besser vor Augen geführt werden, als wenn wir ihre Schöpfungen, die im vorhergehenden erwähnten drei berühmten Garten- und Parkanlagen Thüringens besuchen und betrachten.

I.

Nachdem im Jahre 1492 Amerika und sechs Jahre später der Seeweg nach Ostindien entdeckt waren, zeigte sich als nächste Folge davon nicht bloß eine Wandlung auf politischem, sondern, als nächstes Ergebniß dieser Großthaten, ein tiefer Umsturz auf merkantilem und kunstgeschichtlichem Gebiete. In ungeahnter Weise blühte der Handel auf, riesige Reichthümer strömten aus den transatlantischen Quellen der alten Welt zu, und ein Luxus verbreitete sich, namentlich in der Anlage kunstvoller Bauten und Gärten, wie ihn größer das Abendland noch nicht gesehen hatte.

Für die bildende Gartenkunst war dieser Wechsel der Verhältnisse von ganz besonderer Bedeutung. Schon die Kreuzzüge

hatten in dieser Beziehung anregend gewirkt, die Berührung mit dem Orient hatte das Verständniß für die bildende Gartenkunst hervorgerufen, und wie uns Boccaccio in seinem „Decamerone" erzählt, bereits Anfang des vierzehnten Jahrhunderts Schmuckgärten in Italien geschaffen, welche wesentlich von den herkömmlichen abstachen und die Bewunderung der Zeitgenossen hervorriefen.

Das alles erfuhr aber eine viel größere Steigerung dadurch, daß gleichzeitig auch auf dem Gebiete der Baukunst eine Neubelebung eingetreten war, daß ein Zurückgreifen auf die antike Form stattfand und sich überall ein Bestreben, dieselbe durch großartige Bauwerke wieder zur Herrschaft gelangen zu lassen, geltend machte. In Italien namentlich, wo in architektonischer Beziehung Traditionen der klassischen Vorzeit bis tief ins Mittelalter hineindauerten, feierte die antike Kunst ihre Wiedergeburt. Vorzügliche Bauwerke, wie die Domkuppel in Florenz, die Paläste Pitti und Riccardi daselbst, sowie die Peterskirche in Rom stiegen in die Höhe, und da, wo einst das mächtige Rom den Schmuck seiner Gärten und Landhäuser ausgebreitet hatte, streute jetzt die Renaissance — so wurde die neue Kunstepoche genannt — in einer Anzahl großartiger Villenbauten ihre kostbarsten Perlen aus.

Hier feierte nun im Gefolge der Architektur die bildende Gartenkunst ihre ersten großen Triumphe, indem ihren Anlagen als Beiwerk der ersteren eine dem Grundriß der Villa entsprechende Form gegeben und mit feinstem Verständniß dafür gesorgt wurde, daß der großartige Eindruck, welchen der Anblick des architektonischen Kunstwerkes hervorrief, beim Betreten des Gartens fortwirkte und verklang. Wie letzterer mit der Villa verbunden war und eigentlich nur einen Theil derselben bildete, geschah es häufig, daß sich die Längsseiten des Hauptgebäudes in ihren Linien, in parallelen Gängen und Alleen fortsetzten,

daß eine breite Perspektive oder eine entsprechende Allee, auf die Achse des Gebäudes gestellt, jene senkrecht durchschnitt und Queralleen zur Formation von Quadraten führten, deren Regelmäßigkeit die Anlage fast der Gefahr einer Versteifung aussetzte.

Dahin ließen es die Architekten aber nicht kommen; nicht allein, daß sie, wie oben bemerkt, die Linien des Gebäudes in den Garten hineinzogen und die Architektur durch Galerien, Mauern, Terrassen, Laubengänge und Skulpturen in das Grün der Pflanzen hineinleiteten, sie milderten auch den Kontrast der scharflinigen Architektur durch die sanft gerundeten Formen des Baumschlages und erzielten dadurch nicht allein Abwechselung des Anblickes, sondern mit demselben auch Details, welche ebenso überraschend wie fesselnd wirkten. Namentlich traten Terrassen und Freitreppen mit den kunstvollsten Anlagen von Wasserwerken als charakteristisches Merkmal für den italienischen Villen- und Gartenstil in die Erscheinung. Das wellige Terrain und die Abhänge der Berge, die für den Villenbau gern aufgesucht wurden, zwangen den Architekten zur Anlage der ersteren, und der Reichthum der von den Bergen fallenden Wasser luden ihn ein, dasselbe als belebendes Moment seiner Schöpfung einzufügen. Welch ungeheure Wirkung namentlich mit dem letzteren erzielt wurde, welch prachtvolle Bilder sich vor dem Auge des Beschauers entrollten, wenn er von der oberen Terrasse einer Villa den Blick auf die bis zum Fuße derselben reichenden Kaskaden richtete, ist kaum zu beschreiben. Die Wasserwerke von Kassel, welche zum Theil denjenigen der Renaissance nachgebildet sind, bezüglich der Mächtigkeit der Fontänen dieselben sogar übertreffen, geben ein getreues Bild von denjenigen jener Zeit; die Eigenart der italienischen Wasserkünste, wo fast jede Terrasse ihr eigenes Fontänensystem hatte, tritt uns in ihrem ganzen Umfange aber doch nur in den Villengärten der

Renaissance, z. B. der Villa Madama auf dem Monte Mario, der Villa Mattei zu Rom und vor allem den berühmtesten Villen der damaligen Zeit, der Villa Aldobrandini del Belvedere und d'Este, entgegen. Der Garten der letzteren galt einst als ein Mustergarten der Renaissance. Die besten Statuen, Figuren und Hermen, welche man dem Boden dort entnommen hatte, sind geschmackvoll aufgestellt, großartige Wasserwerke, darunter eine tausend Schritt lange Allee von Fontänen, worunter dreihundert Wasser ausstrahlende Adler und Lilien sich befanden, blenden das Auge des Besuchers, und wie ein Märchen, lieblich und fesselnd, wirkten die sich über fünf Terrassen ausbreitenden Gartenanlagen. Denselben Eindruck, nur noch großartiger, ruft die Villa Aldobrandini hervor. Ihre Anlagen gehören zu den regelmäßigsten in Italien; obwohl sie sich nach der Vertikalachse richten, sind doch auch hinter dem Schloß große Parallelachsen vorhanden, überall zwischen beschnittenen Hecken bieten sich Grotten und kühle Gemächer dar, und was die Wasserkünste anbetrifft, unter denen die Fontana rustica, ein von roher Felsenwand herabstürzender Wasserfall, imponirt, so läßt sich auch hier kaum eine Verwendung des Wassers denken, die nicht ins Auge gefaßt und benutzt wäre. Beide Villen stehen in betreff des Geschmackes, welcher sich bei ihnen in großartigster Wechselwirkung der Architektur und Gartenanlagen ausspricht, einzig da und schwerlich wird jemals wieder eine Zeit kommen, wo sich Reichthum, Kunstsinn und günstige landschaftliche Verhältnisse so glücklich zum Hervorbringen großartiger Schöpfungen vereinigen, wie hier.

Mit dem Hinsterben der Renaissance und der eintretenden Herrschaft des Barockstiles war aber dem Streben nach solch edlen Zielen der Boden entzogen. Die reichen architektonischen Ornamente genügten der nachfolgenden Zeit nicht mehr, die Geschmacksrichtung, in der Form mehr dem Grotesken und

Verschrobenen zugewandt, lehnte mehr und mehr die Forderung der Kunst, nach antiken Hauptformen zu gestalten, ab und wendete sich ausschließlich dem Bestreben zu, durch Verkrümmung und Verschnörkelung der Linie zu wirken. Was ihr an den bestehenden Bauten, an den Grundlinien, Terrassen und Bassins nicht möglich war, erlaubte ihr der Garten und die Pflanzenwelt; der Buchsbaum wurde zu verschlungenen Linien und Figuren geschnitten, bezüglich der Wasserkünste das Unglaublichste geleistet und so weiter ins Extreme gearbeitet, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn Ungeheuerlichkeiten, wie sie uns der gelehrte Lauremberg (1650) von einem Garten bei Chartres erzählt, in welchem aus Taxus und Hainbuche nicht allein die sieben Weisen Griechenlands und die Arbeiten des Herkules, sondern auch die drei Grazien mit der sonderbaren Unterschrift aus Buchs: Gratia Gratiam Parit (Anmuth gebäret Anmuth) nachgebildet worden seien, die Anerkennung und Bewunderung der Zeitgenossen fanden.

Auch in Deutschland, wo bereits durch die Holländer, welche damals den Geschmack beherrschten und der Eigenart ihrer gärtnerischen Grundsätze Geltung zu verschaffen wußten, der Boden vorbereitet war, bürgerte sich der italienische Barockstil rasch ein. Während er aber jenseits der Alpen, da, wo er nicht in kindische Spielerei ausartete und Ueberladung herbeiführte, für die Gärten bisweilen eine Verbesserung, wenigstens keine Verschlechterung bedeutete, führte er in Deutschland, wo man mit einem italienischen Garten prunken, aber dabei die spießbürgerliche Gewohnheit der Benutzung des Gartens als Küchen-, Obst- und Kräutergarten nicht aufgeben wollte, zur traurigsten Nachäfferei. Statt Marmor wurde Sandstein benutzt, statt der Steinbalustraden sah man Holzgeländer, die Terrassen schrumpften zum Puppenformat zusammen und die Springbrunnen schienen nur deshalb da zu sein, um eine zag-

hafte Andeutung von dem Vorhandensein einer Wasserkunst zu geben. Nur einige Gärten machten davon eine Ausnahme; ob aber ihr Ruf sich nicht mehr auf den Besitz damals noch seltener Gewächse, künstlicher Obstzucht, Pflanzenhäuser, seltsamer Springbrunnen und Grotten mit Wasserspielereien, als auf allgemeine Schönheit begründete, möchten wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls muß man bezweifeln, ob sie das überschwengliche Lob verdienten, was ihnen seitens eines Eobanus Hesse in seinem Gedicht urbs Norimberga oder von Beatus Rhenanus, welcher die Fuggerschen Gärten über die des Königs von Frankreich stellte, gespendet wurde. Auch bezüglich des Schloßgartens von Arnstadt, welcher bereits Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durch Graf Günther XL. angelegt, dann aber durch dessen Sohn Graf Günther XLI., mit dem Beinamen der Streitbare (Bellicosus), wahrscheinlich durch niederländische Gärtner, theils im holländischen, theils im italienischen Barockstil erweitert und vervollständigt wurde, darf man wohl nur bedingungsweise das Anerkennungsdiplom, was ihm der Ohrdrufer gekrönte Dichter und kaiserliche Notar Jeremias Wittich ausstellt, unterschreiben. Er sei hochberühmt, heißt es in dessen Panegyricus, man habe in Frankreich seinesgleichen nicht, und die Wasser sprängen „in mediam aëris regionem". Man erhob damals in der Unkenntniß und bei mangelhaftem Begriff von dem, was zu einem großartig angelegten Garten, wie ihn die Meister der Renaissance zu schaffen wußten, gehörte, eben nur bescheidene Ansprüche und gelangte zu einer Beurtheilung der Thatsachen, welche in der Folge mehr oder weniger geeignet war, unseren Rückblick auf den Stand der damaligen Gartenkunst zu trüben. — Immerhin mögen wir annehmen, daß die in Rede stehenden Gartenschöpfungen, insbesondere die des Grafen Günther, mit der wir unsere Betrachtung über die Herrschaft des italienischen Gartenstils in Deutschland schließen wollen, sich bedeutend über andere der-

artige Anlagen der Zeitgenossen erhoben und es für werth erachten, uns mit letzterer, sowie mit ihrem Schöpfer, des ruhmvoll in der Geschichte seines Geschlechtes, wie im liebenden Gedenken seines Volkes fortlebenden Grafen Günther auf kurze Zeit zu beschäftigen.

Ohne den Gesichtspunkt des alten Biographen desselben, Imanuel Weber, einzunehmen, welcher in seiner „Kurtzgefaßten Memoire vom Leben und den Taten des Weyland Hochgebohrenen Graffen und Herrn Hn. Guntheri Bellicosi" den Heroismus desselben schon in kleinen Zügen seines kindlichen Gebahrens glaubt erblicken zu müssen, treten wir doch unbedingt seiner Meinung bei und finden es gerechtfertigt, daß ihn die Mit- und Nachwelt mit dem Beinamen des Streitbaren belegt hat. Fast die Hälfte seines nur 54 Jahre währenden Lebens hat er als Kriegsoberst im Felde gestanden, vier deutschen Kaisern ist seine Gewandtheit als Berather und Helfer in Kriegsnöthen zu gute gekommen, und weithin hat sein Heldenthum geleuchtet, als er 1562 in dem zwischen Erich XIV. von Schweden und Friedrich II. von Dänemark ausgebrochenen Kriege mit 3000 rasch geworbenen Reitern gen Norden aufbrach und dem Dänenkönig einen glänzenden Sieg über die Schweden bei Helmstädt davontragen half. Wie sich schon früher, als er noch im Dienste Karls V. stand, seine Beanlagung als Feldoberst namentlich darin zeigte, daß er es im gegebenen Augenblicke rasch fertig brachte, die nöthigen Truppen schlagfertig ins Feld zu führen, und wie diese stete Hülfsbereitschaft mitgewirkt haben mag, ihm die Gunst der übrigen Kaiser, sowie zeitweise, z. B. bei der Krönung und dem Begräbnisse Maximilian II., die Stellung eines hohen Würdenträgers zu sichern, so trug sie auch später wesentlich dazu bei, ihm sowohl bei dem mißtrauischen bigotten Philipp von Spanien, wie bei den Niederländern, zu denen er sich nach seiner Verheirathung mit

Katharina von Nassau, der Schwester Wilhelms von Oranien, namentlich aber infolge der Blutherrschaft Albas, hingezogen fühlte, zu hohem Ansehen zu verhelfen. Die treuen Dienste bei Karl V. und seinem Sohne Philipp trugen ihm neben dem Wohlwollen dieser Regenten ein Gnadengeschenk von 10 000 Gulden, seine nachherige Hingabe für die niederländische Sache aber die heftigsten Verfolgungen seitens Philipps und des Papstes ein. Seine Haftnahme war von denselben bereits beim Kaiser beantragt, und hätte ihn dieser nicht noch zeitig warnen lassen, wer weiß, ob er nicht das Schicksal seiner Freunde Egmont und Horn getheilt hätte, wer weiß, ob es ihm vergönnt gewesen wäre, für die gute Sache der Niederlande und für sein eigenes Land ferner so zu wirken, wie es die Annalen seiner Geschichte und das ehrenvolle Zeugniß seines Volkes, in dessen Mitte er die karg bemessenen Pausen seines bewegten Lebens behaglich und in gemeinnütziger Werkthätigkeit verbrachte, uns verkünden.

Es sind nur halbverwischte Spuren, welche von seinem Wirken in der Heimath zurückgeblieben sind, nur leise Klänge, die einer Sage gleich von Geschlecht zu Geschlecht weiter tönen und den Nachgeborenen erzählen, wie väterlich fürsorgend er die Ruhestunden seines kriegerischen Daseins verbrachte. Sie genügen aber, um uns die Ueberzeugung gewinnen zu lassen, daß er als Friedensfürst ebensogroß, wie als Soldat war, und daß seine Thaten als solcher mindestens so schwer wiegen, wie diejenigen, welche ihm die Geschichte als Feldherrn nachzurühmen weiß. So hatte er wohl auch schon vor der Vollendung des Schlosses Neideck, welches 1560 mit dem ihm vom Kaiser Karl zugewendeten Gnadengelde ziemlich rasch (um darin noch seine Hochzeit feiern zu können) erbaut worden war, die Anlage des dazu gehörigen Schloßgartens vollendet. Von holländischen Gärtnern, die er nach Arnstadt sendete, vielleicht auch dort schon von seinem Vater her zur Verfügung

hatte, wurde derselbe in der Form, wie ihn heute noch ein in dem großen Audienzzimmer des Arnstädter Rathhauses befindliches Oelbild (von 1572) zeigt, neu angelegt, und der Freude, welche er in der Pflege und Verschönerung desselben fand, ist es wohl hauptsächlich zu danken, daß manche Idee, welche ihn dabei beschäftigte, z. B. der Gedanke, die Stadt mit einer prächtigen Lindenallee zu umgürten, sowie die heimischen Obstbestände durch neue werthvolle Sorten — darunter wahrscheinlich auch die Birne, welche heute noch den Namen des Grafen trägt — zu bereichern, verwirklicht worden ist. Graf Günther Bellicosus galt und gilt auch heute noch bei seinen Landsleuten als ein wohlerfahrener Meister auf dem Gebiete der Gartenkunst.

Was nun die Anlage des Schloßgartens selbst betrifft, so läßt sich beim ersten Blick auf vorerwähntes Bild und die noch vorhandenen Spuren der früheren Anlagen die Linie des italienischen Gartenstils, sowie des damals in Deutschland dominirenden holländischen Geschmackes erkennen. Wir sehen in beiden, vom Thore, wie oon der östlichen Ecke des Schlosses auslaufenden Lindenalleen die Vertikalachsen des Gartens und erkennen sofort seine Parallelachse in dem Weg, welcher sich zwischen der nach dem Garten liegenden Hauptfaçade des Schloßgebäudes, sowie dem ehemaligen Ziergarten, der jetzigen Obstplantage, hinzieht. Nicht minder zeigt sich in den dem Schloß gegenüberliegenden Teppichgärten, den Parterres à compartiments, wie man sie damals nannte, das Bemühen des Architekten, soviel wie möglich die fast erschreckende Regelmäßigkeit des Gartenquadrats abzuschwächen, d. h. die Architektur — nicht bloß die Linie des Schlosses — in den Garten hineinzuziehen und als weiteres charakteristisches Zeichen der italienischen Anlage, östlich vom Schloß, da, wo jetzt der Garten des Gutspächters liegt, die Arkaden, gebildet aus Taxus oder beschnittener Hain-

buche. Längs derselben breitete sich ein anmuthiges Parterre aus, welches in zwei oblonge Blumenbeete (eingefaßt mit Buchsbaum und umgeben von einer niedrig gehaltenen Hecke) eingetheilt war. Als Zugänge dienten zwei in den Zaun eingefügte Bogen, und durch diese gelangte man dann zu ebensovielen pavillonartigen Gitterlauben. Terrassenanlagen anzubringen gestattete das Terrain nicht, und es fehlen deshalb auch die Kaskaden des italienischen Gartens; was aber trotzdem an denselben erinnert, sind die in den Ziergärten angebrachten Springbrunnen. Dieselben treiben zwar nicht, wie jener alte Monograph versichert, die Wasser bis in die Wolken, geben aber doch Zeugniß, daß der bei der Anlage thätige Baumeister recht gut verstanden hat, das flüssige Element innerhalb der gegebenen Grenzen vortheilhaft zu benutzen.

Freilich sind das die einzigen Spuren des italienischen Stils, denen wir in dem ehemaligen Arnstädter Schloßgarten begegnen; die Hauptsignatur drücken demselben die Holländer auf. — Die Linden, welche jetzt als Alleen einen beliebten Spaziergang der Arnstädter bilden, hatten sie einst als gewölbte Laubengänge angelegt, die künstlichen Parterremuster innerhalb derselben, welche man als spezifisch holländisch bezeichnen und genau so in dem niederländischen Garten von Sorgvliet sehen kann, wurden von ihnen mit Hyacinthen, Lilien, gelben, weiß und roth gestreiften Tulpen und Milchsternen bepflanzt und in die schachbrettartigen, nebeneinandergelegten Quartiere, welche sich vom sogenannten Maienfest bis zur Gärtnerwohnung erstreckten, Pavillons eingefügt, welche auf den fernstehenden Beschauer einen geheimnißvollen Eindruck hervorzurufen oder den Besucher zu kurzer Rast einzuladen, bestimmt waren.

Ob zu Graf Günthers Zeiten der Garten schon die barocken Zuthaten hatte, wie sie hundert Jahre später der Pfarrer zu Wenigen-Tenstädt, Andreas Toppius, beschreibt, ist nicht

fest zu behaupten, aber wohl anzunehmen, weil mehrere Gebäude und Anlagen, die er mit anführt, z. B. die Reitbahn, die Galerie (ein Schwibbogen von Holz, „daran alle Thiere, soviel derer den Menschen bekannt, abgebildet und mit Namen bezeichnet sind"), das Schießhaus mit den Bildnissen der alten Schwarzburger Grafen u. s. w. sich mit auf dem erwähnten alten Oelgemälde befinden und dieses bekanntlich schon zu Graf Günthers Zeiten 1572 gefertigt wurde. Es fehlten auch hier nicht Grotten mit bunten Steinen ausgelegt, verborgene Wasserröhren, die den in dieselben Eintretenden ein unfreiwilliges Bad bereiteten, Wildbahnen und Labyrinthe, ebenso wie der praktische Sinn des Grafen nicht unterlassen hatte, für Küche und Keller zu sorgen, d. h. abseits der Prunk- und Lustgärten solche für die Obst- und Gemüsezucht anlegen zu lassen. Im 17. Jahrhundert, wie aus einem damals aufgenommenen Inventarium hervorgeht, enthielt der Arnstädter Garten schon viele Obstsorten, die heute noch als auserlesene Tafelfrüchte gelten, und diesen guten Ruf wird er wohl auch schon früher verdient haben, sonst hätte sich wenigstens Herzog Johann Friedrich (der Großmüthige) nicht dahin wegen des Bezuges von Früchten und Gewächsen gewendet und seinem lieben Günther nicht so herzlich dafür gedankt, wie es thatsächlich geschehen. Auch sonst wurde dem erlauchten Gartenfreund noch manche Anerkennung von seinen Zeitgenossen zu theil. Heute war es Landgraf Wilhelm IV. von Hessen, welcher ihm dankend den Empfang seines Schreibens vom 8. April „sampt den Proffreisern von den guten Biern und den Rosenstock so der schwarzen Rosen tregtt" bestätigt, ein andermal wieder war es Johann Wilhelm von Weimar, welcher ihn um ein Sortiment italienischer Rosen, die man „Rose aus der Provinz" nenne, bittet, und hin und wieder wohl auch eine fürstliche Frau Muhme, die unter günstigem Gruß den „Wohlgeboren lieben Vetter und Getreuen"

für die Blumenspende, womit er ihre Kindtauftafel geschmückt hat, ihren herzlichen Dank sagt.

Die Tage seines gartenfreundlichen Wirkens gingen aber rasch zu Ende. Neue Stürme, welche über die armen Niederlande hereinbrachen, riefen ihn 1577 mit seiner Katharina, die ihn auf allen Feldzügen begleitete, abermals dahin, und von dieser Heerfahrt, auf welcher ihn der Tod ereilte, ist er nicht wieder zurückgekehrt. Vom Podagra, welches ihn früher schon heimgesucht hatte, gelähmt, hat er zwar, wenn auch mit Benutzung einer Sänfte, seinen Posten als General noch sechs Jahre behauptet, hat auch noch das Schmerzliche erlebt, daß sein Schwager Wilhelm von Oranien durch Mörderhand schwer verwundet wurde, dann aber, nachdem ihm sein Käthchen hat versprechen müssen, ihn nicht in der Fremde, sondern in Arnstadt an der Seite seiner lieben Eltern zu betten, sich zu seligem Sterben niedergelegt und ist mit heimwärts gerichtetem Blick so wie es die Worte Hermann Schmidts schildern:

„Dorthin nach den grünen Bergen
Sehnsuchtsvoll sein Auge schaut,
Wo er unter seinem Volke
Hat gepflanzet und gebaut"

am 23. Mai 1583 zu Antorff verschieden.

Der Schloßgarten von Arnstadt hat seine ursprüngliche Gestalt nicht behalten. Wie anderen Anlagen alten Stils, ist auch ihm das Los gefallen, daß er nach dem Utilitätsprinzip unserer Zeit behandelt und zum Theil bis noch vor 20 Jahren zu landwirthschaftlichen Zwecken benutzt wurde. Jetzt hat man ihn zwar wieder zu einer Gesamtanlage vereinigt, die verschnittenen Hecken, Labyrinthe und Pavillons sind aber nicht wieder erstanden, die Springbrunnen größtentheils versiegt und die zierlich gewölbten Lindengänge zwischen Theater und Schloß in freien Wuchs übergegangen. Nichts erinnert mehr an die

ehemalige Pracht, und nur im Frühjahr, wenn dort, wo einst die Prunkbeete standen, die letzten Sprossen derselben, gelbe Tulpen und das grüne Ornithogalum aus dem Gras hervorlugen, wird zuweilen im Wanderer das Bild lebendig, welches wir versucht haben, im vorstehenden zu entrollen.

II.

Seit den Tagen der Renaissance hatte sich der Geschmack auf gärtnerischem Gebiete immer wunderlichere Ziele gewählt, und namentlich in der Zeit, wo der Barockstil die Herrschaft erlangt und die Schäferspiele in Mode gekommen waren, den bedenklichsten Einfluß auf die Gestaltung der Gärten und deren Ausstattung gewonnen. Nicht bloß, daß man sich verstieg, oder besser gesagt, verirrte, aus Fayence geformte Schüsseln und Vasen als Schmuck in den Gärten aufzustellen, sowie durch Email buntgefärbte Reptilien als Ueberraschungen ins Gras zu legen, es verlor sich auch die Geschmacksrichtung bei *Anlage* der Gärten immer mehr ins Kleinliche und Burleske.

Jedermann fühlte sich berufen, im Gartenbau seinem Geschmack die Zügel schießen zu lassen, jeder Gartenbaumeister berechtigt, durch Neuerungen seinen Ruf zu begründen, und nur Wenige ermuthigt, dieser Entartung gegenüber energisch Front zu machen. Da trat endlich durch Le Nôtre ein vollständiger Umschwung der Verhältnisse ein. Nicht, daß er sich bemühte, die Grundsätze der alten Meister aus der Renaissancezeit zu den eigenen zu machen und sich in seiner Auffassung unbedingt denselben anzuschließen, nein, er betrat neue Bahnen, führte durchschlagende Reformen ein und erhob einen Stil zur Herrschaft, der zwar dem Prinzip nach dem italienischen glich, dadurch aber, daß er dem Geschmack eines verwöhnten, anspruchsvollen Herrschers gerecht zu werden suchte, seinen Charakter von demselben empfing. Man gab ihm deshalb in der Geschichte der

bildenden Gartenkunst den Namen des französischen, oder des Le Nôtreschen, nannte ihn wohl auch den Stil Ludwigs XIV.

Als Sohn eines Palastintendanten der Tuilerien 1613 geboren und ursprünglich zum Maler bestimmt, wendete sich Le Nôtre mit der Zeit der Architektur zu, erlangte namentlich im Atelier Vouets eine große Geschicklichkeit im Anlegen von Gartenplänen und ging dann nach Rom, wo er im Anblick der großartigen Garten- und Villenanlagen seine künstlerische Anschauung erweiterte und die so gewonnene Erkenntniß dadurch bethätigte, daß er dort selbst einen Garten, denjenigen der Villa Ludovisi, in einem fast musterhaften Renaissancestil anlegte. Nach Frankreich zurückgekehrt, lenkte er bald die Aufmerksamkeit des Königs auf sich. Angeregt durch den großartigen, von Le Nôtre für den Finanzminister Fouquet in Vaux geschaffenen Garten und durch denselben bestimmt, der Welt noch Größeres zu bieten, berief Ludwig Le Nôtre zur Anlage von Versailles und eröffnete ihm damit eine Bahn des Schaffens, wie sie freier und unbegrenzter selten einem Gartenkünstler geboten worden ist. Der König war von den Ideen, welche Le Nôtre entwickelte, begeistert und von den Einzelplänen desselben so entzückt, daß er ein über das andere Mal, wenn ihm derselbe genial entworfene Skizzen von Springbrunnen vorlegte, ausrief: Le Nôtre, dazu bewillige ich Euch 20000 Francs, und Jener dann ebenso ruhig antwortete: Sire, wenn das so fortgeht, werden Sie sich ruiniren! —

Le Nôtres Hauptschöpfungen waren außer Vaux und Versailles Groß-Trianon, Chantilly, Saint Cloud, der Garten der Tuilerien u. s. w., Versailles aber die Krone derselben. Mit ungeheurer Verschwendung von Geld wurde dieses Muster des neuen Gartenstils geschaffen, das Wasser, da sich die noch bestehende Leitung von Marly als unzureichend für die Fontänen und Kanäle erwies, 50 km weit aus dem Fluß Eure

in einem Kanal herbeigeleitet und der Park unter obwaltender Harmonie, in welche er sich unter der Führung bestehender architektonischer Gesetze zu den baulichen Umgebungen setzte, zu einer der vornehmsten Gartenanlagen der damaligen Zeit erhoben.

In regelmäßige Felder abgetheilt und bepflanzt, macht er mit seinen Blumenbeeten, Baumgängen, Wasserkünsten und Bildwerken einen überwältigenden Eindruck; was Kunst und Natur in glücklicher Wechselwirkung nur hervorzubringen im stande sind, zeigt sich hier in großen Zügen, und nirgends existirt ein Bild, hervorgegangen aus der Schule der französischen Gartenkunst, welches die Eigenart derselben so unverfälscht widerspiegelt, wie der Park zu Versailles.

Fragen wir nun, was eigentlich den französischen Stil charakterisirte und ihm die Geltung eines epochemachenden verlieh, so muß zunächst erwähnt werden, daß er das Charakteristische des italienischen, „den Terrassenbau“, fast *entbehrte*, daß er der Terrassen nicht mehr bedurfte, dieselben *wenigstens* nur da benutzt wurden wo sie, wie z. B. in Versailles, welches als oberstes Parterre vor dem Schloß eine Terrasse hat, unter welcher seitwärts das tiefere Orangerieparterre liegt, bereits vorhanden waren. Ferner, daß bei dem französischen Garten der theatralisch kulissenartige Aufbau zu beiden Seiten der Mittelachse, welcher möglichst streng durchgeführt wurde, den Grundzug bildete und endlich, daß an Stelle der Allee, welche bei den italienischen Gärten die Mittelachse bildete, ein breiter, ausgedehnter Kanal trat, welcher zwar meistens erst in einer gewissen Entfernung begann, die Ansicht vom Schloß aus auf denselben aber zu einer reizvollen und fesselnden machte. — Wasserkünste waren in den französischen Gärten ein nicht minder unentbehrlicher Bestandtheil, und wenn die Anlagen von Kaskaden wegen Mangel an Höhen und Abhängen bedeutend

zahmer wurden, so strebte man um so mehr danach, durch Massenwirkung des Wassers, durch Fontänen, worunter solche von riesiger Höhe waren, zu imponiren und in dieser Beziehung den Rang neben den Italienern zu behaupten. Es gab in einigen von Wasserreichthum begünstigten Gärten Alleen, welche, wie in der Villa d'Este, nur von Springbrunnen, Amphitheater, welche durch terrassenförmige Kaskaden dargestellt wurden, und große Plätze, deren Peripherie die anmuthigsten Fontänen begrenzten.

Le Nôtre gab außerdem den Gärten, was ihnen bei dem früheren terrassenförmigen Aufbau weniger eigen war, „die Perspektive und Sonderschönheit einzelner Theile". Die nähere Umgebung des Schlosses wurde zwar ebenso behandelt, wie im italienischen Garten, denn auch hier richtete sich die Anlage nach den vor- und zurückspringenden Linien des Hauptgebäudes, während aber das Parterre vor den italienischen Villen nur ein einfach geschmückter Vorgarten oder Vorplatz des Gebäudes war, zeigte es sich im französischen Garten als der kunstvollste und reich geschmückteste Theil desselben, in seinem Luxus gleichsam eine Fortsetzung der inneren Prunkzimmer des Schlosses bildend und in gewisser Beziehung an die Paradestücke unserer Gärten, die „Teppichbeete" erinnernd. Strahlenförmig von einem Punkte ausgehende Kanäle oder Alleen — zu letzteren zählte auch die Avenue oder Auffahrt — theilten den Garten nach allen Seiten, sogenannte Points de vue, Aussichtspunkte, die bald im Garten als Pavillons, Statuen und Fontänen, welche am Ende der Alleen angebracht waren, bald außerhalb derselben sich in Gestalt einer kleinen Kirche oder einer Ruine zeigten, zwangen den Besucher zu aufmerksamer Betrachtung und lauschige Kabinette, Cabinets de verdure genannt, sowie Bosketts, die sich hinter Hecken versteckten und zwanglose Waldpartien bildeten, gönnten ihm die Erholung, deren er nach dem

Anblick des erhaben langweiligen Labyrinthes, der schnurgeraden Hecken und Laubengänge dringend bedurfte. Auch die französischen Gartenkünstler waren in der Idee befangen, daß eine architektonische Wirkung der Pflanzen sich nicht besser als durch Unterdrückung ihrer Eigenart erzielen lasse, und man kann es nur als eine mit der Verschrobenheit der damaligen Zeit Hand in Hand gehende Geschmacksverirrung bezeichnen, wenn dieselbe Künstlerhand, welche es fertig brachte, die widerspenstigsten Unebenheiten des Bodens durch anmuthige Rasenböschungen auszugleichen und das Schloß so aus der Ebene herauszuheben, daß es dem Besucher von allen Punkten des Gartens in seiner Vornehmheit sichtbar wurde, die Natur in häßlichster Weise zu korrigiren suchte und Pflanzengebilde, glatt geschorene Hecken mit vorspringenden Thürmchen, stilförmig geformte Säulen, Bäume in Gestalt von Thieren und Statuen schuf, bei deren Anblick wir uns heute eines Lächelns nicht enthalten können. Le Nôtre gewährte solchen Ausgeburten der Heckenkünstelei zwar niemals Zutritt in seine Parkschöpfungen, er vermochte ihnen aber durch sein gegebenes Beispiel auch nicht zu steuern, und Bäume, aus Taxus geformt, wurden mehr und mehr, namentlich als man in Deutschland anfing, sich Versailles, auch bezüglich seiner Gärten, zum Vorbild zu nehmen und dieselben mit ihren Wasserkünsten, Orangerien und Avenuen, oft erbärmlich genug, nachzuäffen, ein nothwendiges Attribut der heimischen Gärten.

Der von Le Nôtre geschaffene, oder, wie H. Jäger sagt, aus dem Stil der Renaissance hervorgegangene sogenannte französische Gartenstil machte rasch die Runde durch Europa. Le Blond, einer der talentvollsten Schüler des großen französischen Gartenarchitekten, legte Peterhof bei Petersburg an, Schwetzingen wurde nach französischer Manier geschmackvoll umgewandelt und Herrenhausen 1700 von Carbonier, sowie

Sanssouci von Knobelsdorff nach den Ideen Friedrichs des Großen ausgeführt.

Aber die Nachahmungen in diesem Stile blieben in den meisten Fällen weit hinter Le Nôtres Vorbildern zurück. Gegen den riesigen Aufwand Ludwig XIV., welchen derselbe beim Bau von Versailles machte, waren die Mittel, welche für die Ausführung oben erwähnter Werke aufgebracht werden konnten, zu gering, und andererseits war der Geschmack inzwischen ein solcher geworden, daß man den Grundsätzen Le Nôtres, welche, wie bereits bemerkt, niemals eine Ueberladung mit gehaltlosem Schmuck und plumpen Spielereien gestatteten, nur selten Folge zu leisten vermochte. — Die herrlichen Anlagen von Schönbrunn athmen noch den Geist Le Nôtres, und ebenso zeugt der Park von Herrenhausen und bezeugte früher derjenige des Ministers Grafen Brühl in Pförten in der Lausitz, daß man bemüht war, den Schönheiten der Le Nôtreschen Kunst auch in Deutschland eine würdige Stätte zu bereiten; auf den zahlreichen Schlössern der deutschen Edelleute und Grundherren aber wurde mit wenig Ausnahmen so schrankenlos nach der Willkür zahlreicher Planfabrikanten gewirthschaftet, so lächerlich der Stil Ludwigs XIV. nachgeäfft und, wie der Titel eines alten Gartenbuches bezeugt, mit „Parterres de Broderie“, als „Mosaique Grotesque“ und „Gazons“, mit „Orangeries, Rabattes, Cascades“ und Tempeln aus gemalten Holzwänden experimentirt, daß es den Eindruck machte, als wären sämtliche Grundherren von der Wuth, um jeden Preis ein kleines Versailles um sich zu schaffen, erfaßt. Mochte auch die Größe und Ansehnlichkeit der Schloßgebäude noch so unbedeutend sein, dieselben mußte ein französisches Gartenparterre umgeben, mochte noch so wenig Geld vorhanden sein, ein Springbrunnen durfte nicht fehlen. Eine, wenn auch dürftige Orangerie von einigen Myrthen und Lorbeerbäumen war den vornehmen

Leuten ein unerläßliches Bedürfniß, und die klarste Quelle, wie Bischof Huet von Avranche treffend bemerkt, machte ihnen nur halb so viel Vergnügen, wie ein dünner Wasserstrahl, der mit großen Kosten aus irgend einer Lache herbeigeführt wurde.

Doch gab es, wie gesagt, auch kleine Fürsten- und Edelsitze, deren feinsinnig angelegte Gärten außerhalb der Grenze dieses Vorwurfes standen. Friedrichswerth z. B., wie auch Ichtershausen in Thüringen können auf eine solche Stellung Anspruch erheben, und namentlich Molsdorf, das Tusculum des genialen Parvenu Grafen Gustav Adolf von Gotter, mit dessen Geschichte wir uns auf den nächsten Seiten beschäftigen werden, durfte mit seinem Schloßgarten als das interessante Abbild eines im reinen französischen Stil angelegten Herrensitzes gelten.

Demselben im Geiste nähertretend, sei zunächst erwähnt, daß Gut und Schloß Molsdorf zu dem gleichnamigen, am Fuße des Thüringerwaldes, zwischen Erfurt und *Arnstadt* liegenden herzoglich gothaischen Dorfe gehört und *heute* noch wegen der freundlichen oasengleichen Lage seines Parkes und der Bequemlichkeit, mit welcher derselbe von beiden genannten Städten zu erreichen ist, im Sommer von den Bewohnern derselben mit Vorliebe besucht wird.

Geschichtlich unter dem Namen Molisdorf, auch Mollisdorf, schon in frühester Zeit bekannt, war der Ort im 12. Jahrhundert Eigenthum der beiden adligen Geschlechter der Schwanfelder und Weller, welche sich Herren von Molsdorf nannten, kam später im 16. Jahrhundert in Besitz der Herren von Thüna und war seit 1706 Eigenthum des Geheimeraths, Direktor Baron Bachoff von Echt, Schwiegervater des letzten Besitzers aus der Familie von Thüna. Nach ihm besaß es dann der königlich großbritannische Legationsrath und Kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgische Drost Otto Christoph Schultz, Erb- und

Gerichtsherr zu Molsdorf, ging dann nach dem Tode von dessen Witwe 1733 in die Hände des Prinzen Wilhelm von Sachsen-Gotha über und wurde von diesem kurze Zeit darauf für 36250 Thaler an Graf Gotter verkauft.

Warum dieser, einer der liebenswürdigsten und lebenslustigsten Männer seiner Zeit, der entartete Liebling der Grazien, das Enfant gâté der Wiener höchsten aristokratischen Kreise, auf den Gedanken kam, sich in diesen stillen Winkel der Erde zurückzuziehen, warum er das abseits von allem Verkehr liegende Molsdorf zu seinem Buen retiro wählte und den brausenden Strom seines Lebens in dieses enge Bett eindämmte, wer von seinen Zeitgenossen mag das sofort begriffen haben? Wer errathen haben, ob es eine Laune des Verwöhnten war, die Tragweite seines Einflusses zu erproben und zu prüfen, ob derselbe stark genug sein werde, die Gefolgschaft seiner Verehrer und Verehrerinnen auch in diese Einsamkeit zu ziehen, ob es die Uebersättigung des Gemüthes, ob es seine schwankende Gesundheit war, welche diese Sehnsucht nach der unverfälschten Natur hervorgerufen hatte, oder bei ihm sich jener faustische Zug zeigte, der den übersinnlichen Genußmenschen schließlich auf das Gebiet stillen gemeinnützigen Schaffens treibt? Vielleicht nur Wenige. Erst die Geschichte seines Lebens, welche uns einen vollen Blick auf den Charakter dieses seltenen Mannes gewährt und uns denselben im hellen Schein, wie im tiefen Schatten zeigt, hat Licht auf die Tage seines Aufenthaltes in Molsdorf geworfen, und erst sein dortiges Leben und Wirken bietet die Möglichkeit, zu einem abschließenden Urtheil über denselben zu gelangen.

Gustav Adolf Gotter, welcher am 26. März 1692 als Sohn des herzoglich gotha-altenburgischen Kammerraths und späteren Kammerdirektors Johann Michael Gotter geboren wurde und der Onkel des Dichters Friedrich Wilhelm Gotter

ist, studirte von 1709 an in Jena die Rechte und Staatswissenschaft und begab sich einige Jahre später, als sein Vater für den Herzog nach Wien ging, um dort für denselben verschiedene Geschäfte und Prozesse abzuwickeln, ebenfalls als Beistand desselben dahin. — Diese Reise nun war für sein künftiges Leben entscheidend und bedeutungsvoll; sie führte ihn nicht allein nach Wien, sondern auch in Bahnen, auf denen er ununterbrochen zur Höhe stieg und in kürzester Zeit zu Ehren und Würden gelangte, wie sie so schnell kaum jemals einem Manne von bürgerlicher Herkunft zu theil geworden sind. In Regensburg soll es gewesen sein, wo ihm der Glücksstern seines Lebens zum ersten Male geleuchtet hat. Mit seinem Reisegefährten, dem ihm befreundeten Baron Gerlach Adolf von Münchhausen, dem späteren hannöverschen Minister, hatte er gemeinschaftlich ein Schiff bestiegen, welches ihn nach Wien bringen sollte, leider aber, wie er bald erfuhr, bereits von den beiden Prinzessinnen von Savoyen-Carignan, Nichten des Prinzen *Eugen*, in Beschlag genommen war. Das Schiff wieder verlassen, mochten die jungen Leute nicht, als Eindringlinge wollten sie aber auch nicht gelten, es blieb ihnen also nichts übrig, als sich zu verstecken. — So ging die Reise fort bis zu dem gefürchteten Donaustrudel, wo das Schiff plötzlich in eine sehr bedenkliche Lage gerieth; die Kopflosigkeit der Mannschaft mochte dieselbe wohl noch verschlimmert haben, und wer weiß, was aus den armen Prinzessinnen geworden wäre, wenn Gotter in diesem Augenblicke sein Versteck nicht verlassen, sich des Steuerruders bemächtigt und das Schiff gerettet hätte. War es da ein Wunder, wenn diese That, sowie die feinste Liebenswürdigkeit des schönen Mannes, ihm im Sturm die Zuneigung seiner hohen Reisegefährtinnen sicherte? — Kaum in Wien angekommen, wurde er in die exklusivsten Kreise eingeführt, und als sein Vater, kurz nachqem er ebenfalls dort eingetroffen war, als

bescheidener Gast in den Salons des Prinzen Eugen erschien, trat ihm sein Sohn mit der Sicherheit eines bereits heimisch Gewordenen entgegen.

Daß durch seine Konnexionen die herzoglichen Angelegenheiten mächtig gefördert, alle Prozesse rasch erledigt und die „Meriten Gotters“ höchsten Ortes voll gewürdigt wurden, war natürlich. Herzog Friedrich II. ernannte ihn, da er seinem Vater zu Wien „in den ihm committirten Negotiis“ vergnüglich an die Hand gegangen und am kaiserlichen Hofe „nutzbaren Acceß“ erworben, in Erwartung weiterer treuer Dienste zum Legationssekretär und besserte sein Einkommen fortlaufend so auf, daß sich Gotter, namentlich als ihn die fortgesetzte Gnade seines fürstlichen Herrn und, nicht zu verschweigen, seine ausgezeichneten Fähigkeiten als gewandter Diplomat zum Posten eines Komitialgesandten bei dem Reichstage von Regensburg emporhoben, einschließlich seines Gehaltes als Gesandter am Wiener Hof und anderer Nebeneinnahmen auf ein Gesamteinkommen von ca. 8—9000 fl. stützen konnte. Was war aber das für einen Mann, dessen gesellige Beziehungen die denkbar feinsten waren, der nach dem Maßstab derselben seine Lebensgewohnheiten einrichtete und eines der glänzendsten Häuser in Wien mit disponiblen Wagen, Pferden, Lakaien und Läufern bewohnte? Für einen Mann, der so genußsüchtig und prunkliebend war, daß er für seine Tafel die grüne Erbse mit einem Groschen bezahlen und bei einem Antrittsbesuch im Hause des Grafen von Stahremberg in Regensburg in einem mit Krepinen versehenen, von sechs italienischen Hengsten gezogenen Paradewagen vorfahren und für diese Gelegenheit extra die Pferdegeschirre von rothem Saffian und vergoldeten Beschlägen arbeiten lassen und für sie, samt den Uniformen der in Roth, Grün und Silber gekleideten Läufer, ein kleines Vermögen ausgeben konnte? Trotz der Munificenz seines fürstlichen Herrn erwiesen

sich auf die Dauer seine Einkünfte als zu klein, und als man obendrein nach dem Tode desselben unter seinem Nachfolger Friedrich III. versuchte, ihm sein Gehalt zu kürzen, und er wegen der Höhe seiner für Extraausgaben eingereichten Rechnung mit der herzoglichen Kammer in Differenzen gerieth, entschloß er sich, aus herzoglich gothaischen Diensten zu scheiden und den glänzenden Anerbieten Friedrich Wilhelm I. von Preußen, welche ihm von dem sonst so sparsamen König schon bei seinem letzten Besuche in Berlin gemacht waren, Gehör zu schenken. Er verließ nun Regensburg und wurde, nachdem ihn Friedrich III., unter Anerkennung seiner Verdienste und Zuwendung einer Pension von 1000 Thalern, entlassen hatte, preußischer bevollmächtigter Minister in Wien mit einem Gehalt von 15000 fl. Ebenso übernahm er noch das Amt eines Geschäftsträgers für den Herzog von Württemberg und eröffnete sich auch durch dieses eine nicht unbeträchtliche Einnahmequelle. Daß er von da an durch seine Geschicklichkeit, die verwickeltsten Angelegenheiten ohne Intriguen zu ordnen, in Verbindung mit einer grenzenlosen Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit, die ihn zum Freund und Vertrauten hoch- und höchstgestellter Personen, namentlich der Damenwelt, machte und den klarsten Einblick in alle Geheimnisse des kaiserlichen Hofes verschaffte, zu immer größerem Einfluß und Ansehen gelangte, war nicht zu verwundern. Schon 1724 hatte Karl VI. ihn und seine Nachkommen in den Reichsfreiherrnstand erhoben, 1727 übersendete ihm Kaiser Peter II. den Alexander Newski-Orden mit einem gnädigen Handschreiben, und nicht nur Prinz Eugen, sondern auch der ernste Preußenkönig blieben ihm, ohne Schwanken, bis zu ihrem Tode huldvoll gewogen.

Seine Stellung war eine beneidenswerthe, und sein Glück wäre ein fast ungetrübtes gewesen, wenn er es gesund und froh hätte genießen können. Das war aber schon lange nicht mehr

der Fall. Bereits 1721 fing seine Gesundheit an, ins Schwanken zu gerathen, Anfang der dreißiger Jahre aber war sie durch die fortdauernden luxuriösen Feste und Vergnügen, welche nicht selten in Frivolitäten und Orgien ausarteten, so erschüttert, daß er, von tiefster Sehnsucht nach Ruhe und Erholung erfüllt, Friedrich Wilhelm I. um seinen Abschied bat und denselben mit dem Ausdruck des Bedauerns und Zuwendung neuer Benefizien empfing. Das war 1735, in der Zeit, wo Molsdorf (Rittergut) lehnsfrei geworden und von Graf Gotter samt dem Ritter- und Lehnsgut Neudietendorf erworben wurde. Gotter wechselte jetzt seinen Aufenthalt in Wien mit demjenigen des stillen Molsdorf und entfaltete dort bald eine äußerst rege Thätigkeit. Er baute zunächst ein schönes Schloß im Rokokostil, legte dann vor demselben einen großartigen Park im Versailler Geschmack an und schuf nach und nach aus seiner Besitzung ein Tusculum, bei dessen Anlage ungeheure Summen, aber auch der geläutertste Geschmack und Kunstsinn als mitwirkende Kräfte thätig waren.

Die Lage Molsdorfs ist nicht romantisch, wohl aber lieblich zu nennen. Dicht vorüber, dem Norden zu, fließt die Gera zwischen niedrigen Hügelreihen, östlich von einer Anhöhe herab grüßt das Kirchlein des Dorfes, im Süden steigen in stiller Majestät die blauen Berge des Thüringerwaldes auf und mitten in diesem freundlichen Bild, eingebettet in das Grün des umfangreichen Parkes, liegt zwischen diesem und dem Gutshof das gräfliche Schloß. Es besteht aus einer oberen und unteren Etage, die Nordseite wird von zwei niedrigen Thürmen flankirt und die Hauptfront mit den horazischen Sprüchen: „Placida Quies, behagliche Ruhe“, sowie „Fugaces labuntur anni, flüchtig enteilen die Jahre“ und „Hora rapit diem, die Stunde raubt den Tag“, blickt nach dem Park, dem Süden zu.

Von der inneren üppigen Einrichtung aus Gotters Zeiten

ist nichts mehr übrig geblieben, und auch der Weinhahn, welcher sich gegenüber dem Eingang befindet und einstmals den Ankommenden einlud, sich den Willkommenstrunk zu nehmen, thut seine Dienste nicht mehr. Das Schloß enthält aber des Interessanten noch genug und zeugt in seiner großen Gemälde-, namentlich Porträtsammlung aus dem vorigen Jahrhundert, darunter die Bilder Friedrich Wilhelm I., der Herzogin Louise Dorothea, Maria Theresia, der Eltern Gotters, der Adrienne Lecouvreur, Barbarini, Babet Cochois u. s. w. von dem Kunstsinn, freilich, in manchem von der Intendanz wohlweislich der dunkelsten Ecke überwiesenen Gemälde, auch von dem wollüstigen Geschmacke des Schloßherrn. Südwärts des Schlosses erstreckt sich der 38 Morgen große, in französischem Geschmack angelegte Park. Er bildet ein unregelmäßiges längliches Viereck und war ehemals, um der Geselligkeit den heitersten Spielraum zu gewähren, von regelmäßig angelegten Baumgängen durchschnitten; der zwanglose Wuchs der Hecken wurde in die Form grüner Wände eingezwängt, und die rechts vom Schloß sich nach Süden erstreckenden Anhöhen wurden (mehr nach italienischer Art) in Terrassen, zu denen bequeme Steintreppen führten, angelegt. Rechts und links vom Schloß liefen zwei schnurgerade Alleen, welche den Park in seiner Länge durchschnitten und an ebensoviel schönen schmiedeeisernen Einfahrtsthoren endigten. Diese, sowie fast alle anderen Wege waren, wie im französischen Garten, der nun einmal ein Paradestück, ein Festsaal im Freien sein sollte, von geschorenen Hecken eingefaßt, ihre Bäume zu allerhand Figuren zurechtgeschnitten und oft laubenförmig über den Weg zusammengezogen. Vor dem Schloß selbst befand sich eine mit Steinplatten ausgelegte Estrade, die im Sommer mit einem Zelte überdacht werden konnte und fortlaufend in der Richtung, welche die Achse des Gebäudes zeigt, Arrangements, welche auch hier den Grundzug des französischen Gartenstiles, die

architektonische Gruppirung der einzelnen Theile des Schloßgebäudes auf den Garten zu übertragen, hervortreten ließen.

Zu den Paradestücken, welche den Vorplatz am Schloß bildeten, gehörte zunächst ein breiter Kiesplatz, auf welchem von Mitte Mai ab die reiche Orangerie des Grafen — 746 ausländische Gewächse, darunter 168 größere Bäume in Kübeln — ihre Aufstellung fand. Alsdann folgte ein nahezu kreisrundes Rasenparterre mit Prunkbeeten und südlich davon, gewissermaßen den Mittelpunkt des Gartens bildend, ein geräumiges Wasserbecken, in welchem eine Statue des Herkules sich erhob. Die Haut des nemeischen Löwen hing über seiner rechten Schulter, den Rücken hinab, die Keule hatte er zum zerschmetternden Schlage erhoben, und zu seinen Füßen krümmte sich die vielköpfige Hydra, aus deren einem Haupte ein starker Wasserstrahl emporstieg. Auch noch viele andere Statuen, fast alle Götter des Olymps, waren im Garten vertheilt; rechts und links vom Rasenparterre z. B. standen die obersten Gottheiten mit Ausnahme des häßlichen Vulkan; nächst den Go tt heiten sah man die neun Musen (die neunte, wahrscheinlich durch einen Unfall zertrümmert, fehlte — Gotter ließ humoristisch einen Dudelsackpfeifer auf das Postament setzen), und wo nur irgend ein lauschiges Plätzchen vorhanden war, welches eine Flora, eine Pomona, ein Autumnus u. s. w. auszufüllen im stande war, wurde es dementsprechend benutzt.

Zurückgehend auf das mit der Statue des Herkules geschmückte Bassin sehen wir auch hier wieder eine Eigenthümlichkeit des französischen Gartens in die Erscheinung treten. Zwar der Hauptschmuck desselben, der große Kanal, fehlte, dafür hatte aber der Künstler vom betreffenden Bassin aus, mitten zwischen den beiden Hauptalleen, eine dritte bis zum Südende des Parkes, zum sogenannten Hirschgraben, einer Wasserfläche, welche sich an der südlichen Mauer entlang zog und ihren

Namen von einem steinernen Hirsch hatte, der auf einer Insel lag, eingefügt. Zwischen den drei Alleen dehnten sich Grasflächen aus, welche durch pyramidenförmige Taxusgruppen unterbrochen waren. In der südlichen Mauer, der Mittelallee gegenüber, war ein Eisengitter eingelassen — eine sogenannte „Claire-voie" — welche vom Schloß aus den Blick auf Arnstadt gewährte und andererseits von der Parkgrenze aus einen reizenden Durchblick durch die Mittelallee auf das Schloß eröffnete.

Westlich von der rechten Hauptallee trat der Hügelabhang in den Park hinein. Hier befanden sich zunächst neben dem Schloß die umfangreichen Gewächshäuser, während weiterhin die jetzt bewaldete Höhe zu den damals so beliebten Wasserkünsten benutzt wurde. Das Wasser hierzu spendeten die Ichtershäuser Teiche, nicht um direkt sich in den Garten zu verzweigen, sondern erst ein Reservoir zu füllen, welches oben auf der Höhe hart an einem neben der Mauer hinlaufenden Weg ausgegraben war. Erst von hier aus ergossen sich die Wasser in einer Kaskade nach einem unten befindlichen kreisförmigen Teich. Ueber der Kaskade stand in einer Taxuslaube das Standbild Ernst des Frommen, den Teich umgaben sechs wasserspeiende Figuren, in der Mitte schoß ein Schwan aus seinem Schnabel einen Wasserstrahl hoch in die Luft. Auch sonst befanden sich im Parke an verschiedenen Stellen Nymphen und Flußgötter, aus deren Urnen und Muschelhörnern sich Wasserstrahlen ergossen. Zwischen der östlichen Allee links vom Schloß und der Umfassungsmauer waren weitere vier Teiche gelegen, in welchen Graf Gotter verschiedene Arten Fische hielt. Durch den Park waren endlich, wie bereits bemerkt, Hunderte von Statuen und anderen Steinfiguren vertheilt; sie leuchteten überall aus den Nischen der Taxushecken hervor, und wer die letzten derselben sehen will, der werfe nur, wenn er Erfurt mit der Eisen-

bahn berührt, im Vorbeifahren einen Blick hinauf nach der Gastwirthschaft am Steiger, dort stehen sie und zeugen von der Wahrheit der Worte: Sic transit gloria mundi.

In diesen also geschilderten Räumen, wo er sich von seiner Krankheit zu erholen gedachte, führte der genußsüchtige Gotter bald wieder ein ungebundenes, freudenreiches Leben. Je nach Art der Besucher hallten die Laubengänge wider, bald von dem hellen Lachen galanter Frauen, bald von dem Wortspiel geistvoller Kavaliere, bald von den Ausbrüchen derber Fröhlichkeit der Landbewohner, welche Gotter durch seine Trompeter herbeirufen ließ, damit sie ihn wie die Gesellschaft durch Laufen, Sackspringen und Stangenklettern erheiterten. Ein üppiges Fest jagte das andere, Besuch wechselte mit Besuch, und zu welcher Stunde auch der vorübereilende Gast an Molsdorfs Thor hielt, die rechts davon stehenden Worte: „Hospes hic bene manet" ermuthigten ihn zum Eintreten. Manche Sage lebt deshalb auch fort, die jenen Tagen ihren Ursprung verdankt. Wie einst der kurfürstliche Koadjutor von Erfurt unangemeldet zum Besuch kam und der Küchenchef in große Verlegenheit gerieth, wie Gotter hierauf zu Letzterem gesagt hat: „Solange noch ein Kalb im Stalle ist, darf Ihnen nicht bange werden", und dieser dem hohen Gast dann wirklich noch zwanzig verschiedene Gerichte vorzusetzen vermochte. Auch davon, wie er zu seinem jungen Pfarrsubstitut Wilhelm Stölzel stand und dessen Geradheit aufnahm, erzählt man sich noch manches. Derselbe hatte ihm z. B. einstmals ernsten Vorhalt darüber gemacht, daß er lange nicht das heilige Abendmahl genossen und durch diese Versäumniß seiner Gemeinde ein böses Beispiel gebe. Gotter, der sich das merkte, schickte nun mitten in einer stürmischen Nacht, als der junge Pfarrer schon im tiefen Schlafe lag, zu ihm und ließ ihn auffordern, sofort zu kommen, er bedürfe seiner Dienste. Anstatt aber des Genusses

theilhaftig zu werden, sich an der Verlegenheit des Pfarrers zu weiden, empfing er dessen derbe Antwort: Er (der Pfarrer) sei ein zu junger Geistlicher und der Graf ein zu alter Sünder; Beide bedürften wohl erst einer gewissen Vorbereitung; der Graf möge sich also noch gedulden.

Gotter, dem diese Antwort außerordentlich gefiel, verhalf dem freimüthigen Manne zur Stelle eines Hofdiakonus in Gotha. Als er Stölzel dem Herzog empfahl, machte er nur den spaßhaften Vorbehalt: Derselbe habe einen Fehler, den er nicht ablegen könne — er sei ein Inländer. — Gotters Beziehungen zu dem gothaischen Hofe waren die besten. Er wurde oft von Friedrich III. in Molsdorf besucht, und an dessen Gemahlin Sophie Dorothea hing er mit ebensogroßer Verehrung, wie sie, die sittenstrenge, tugendhafte Fürstin, an ihm, der unter dem Namen Le tourbillon Mitglied des von ihr präsidirten lustigen Eremitenordens war, Gefallen fand.

Einen ebenso günstigen Eindruck muß aber auch Gotter durch seine Liebenswürdigkeit und hohe staatsmännische Beanlagung auf Friedrich II. von Preußen gemacht haben. Nach dessen Thronbesteigung wurde er sofort wieder in den aktiven Dienst als Oberhofmarschall und Geheimer Staats- und Kriegsrath berufen, und später erhielt er außerdem noch die Stelle eines Generaldirektors der Opern. Obwohl es ihm, als er nach dem Tode Kaiser Karls VI., welcher ihm fortdauernd seine Gunst bewahrt und ihn zum Reichsgrafen ernannt hatte, nicht gelang, in Wien die von Preußen gemachten Forderungen an die Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau geltend zu machen und den Ausbruch des Krieges zu verhindern, verlor er Friedrichs Zuneigung doch nicht, sein Vertrauen begleitete ihn vielmehr auch ferner auf der Bahn seiner politischen Thätigkeit, und noch zehn Jahre vor seinem Tode, als er nach langer Ruhepause, die ihm Friedrich der Große wegen ein-

getretener Kränklichkeit bewilligt hatte, wieder in den Staatsdienst eintrat, erhob er ihn sogar zur Würde eines Generalpostmeisters.

Das überaus große Wohlwollen hinderte den König freilich nicht, auf anderer Seite den Wünschen Gotters ablehnend zu begegnen. Als demselben ein halberstädtisches, vakant gewordenes Kanonikat an der Liebfrauenkirche, über welches ihm schon Friedrich Wilhelm I. das Expektanzdekret hatte ausstellen lassen, mit einem bedeutenden Gehalt zufiel und er den König bat, sich mit der von ihm bewilligten Pension von 1000 Thalern zurückziehen zu dürfen, schrieb ihm derselbe zwar verbindlich: „Ich beklage einen liebenswerthen Mann, dessen Verlust ein Bankerott für Berlin ist, und versichere Sie, daß, wenn man Jemand an Ihrer Stelle zum Teufel schicken könnte, ich ihm ein halbes Kommando opfern würde, um Ihre theure und große Seele aus seinen Händen zu retten“, versagte ihm dafür aber andererseits die erbetene Erlaubniß mit dem Bemerken, daß er seine Gelder nur in Berlin zu verzehren habe, vor Jahresfrist dürfe er überhaupt keinen Urlaub erbitten, sonst habe er von ihm nichts zu erwarten (sans quoi vous ne devez pas vous attendre à rien de moi).

War es nun diese Zwangslage, verbunden mit einer fortwährenden Geldnoth, die trotz außerordentlicher Einnahmen, trotzdem er zweimal das große Los gewonnen hatte, nicht zu bannen war und das Wort des großen Friedrich bestätigte, daß er viel vermöchte, Gotter reich zu machen aber nicht im stande sei, oder war es die Erkenntniß, seine Güter, welche er bereits mit schwerer Hypothek hatte belasten müssen, auf die Dauer nicht behaupten zu können, kurz, was er im stillen lange schon beschlossen hatte, führte er aus und verkaufte erst sein Gut Neudietendorf und dann — am 13. Juli 1748 — mit dem Rechtsvorbehalt, auch ferner unter gewissen Bedingungen

und Beschränkungen Schloß, wie Garten von Molsdorf benutzen zu können, diese Besitzung an den württembergischen Geheimrath und Erboberstallmeister Heinrich Reinhold Freiherrn Röder von Schwende.

Die schönen Tage des reizenden Herrensitzes waren vorüber, der Pilgerzug fröhlicher Gäste, welcher sich während derselben ununterbrochen hierher gewendet hatte, verschwunden und das heitere „Vive la Joie" des Eremitenordens, welcher sich oft in Molsdorf um seine Priorin, die feingebildete lebensfrohe Sophie Dorothea, versammelte, verklungen. Immer kürzer wurden die Besuche Gotters, immer seltener sprangen ihm zur Freude die kunstvollen Fontänen, endlich im Jahre 1757 schlug die Scheidestunde. Was er in derselben empfunden, was sein Gemüth an jenem nebelgrauen Morgen, als er durch den Waidgarten still und unbemerkt von dannen ritt, bedrückt hat, Niemand weiß es. Nur eine Andeutung davon existirt, das sind seine, einem schmerzlichen Bekenntniß gleichenden Abschiedsworte: *Molsdorf, liebes Molsdorf, du hast mir viel Geld gekostet!*

Am 28. Mai 1762 in seinem siebzigsten Lebensjahre starb Graf Gustav Adolf Gotter, wie Dr. Aug. Beck treffend bemerkt: einer der schönsten, geistreichsten und galantesten Männer des vorigen Jahrhunderts; ein Kind seiner frivolen Zeit, empfänglich für Freundschaft und Liebe, aber auch schwelgend in allen sinnlichen Genüssen, ein gefeierter Glücksritter und liebenswürdiger Epikuräer.

III.

Das System der strengen Regelmäßigkeit, welches der italienischen und französischen Schule Gesetz war und sich allen Schöpfungen derselben, namentlich den unter der Herrschaft des Barock- und Rokokostils ausgeführten Gärten, aufprägte, mußte seine Existenzberechtigung verlieren, je größer die Kluft wurde, welche jene Epoche von der mit den Vorboten der französischen

Revolution hereinbrechenden neuen Zeit trennte. Gegensätze, wie sie sich darstellen — einerseits in den Gewohnheiten und Moden des 16. und 17. Jahrhunderts, wo alles Steife und Gezierte vornehm genannt wurde, wo man das Groteske liebte und durch Hirtenspiele ein Hinneigen zur Natur anzudeuten versuchte, aber ein wirkliches Vertiefen in dieselbe nicht kannte und — andererseits in dem Drang nach größerer Freiheit, nach einer Neugestaltung der Verhältnisse und liebevollen Annäherung an die Natur, wie sie das scheidende 18. Jahrhundert brachte, konnten auf die Dauer nicht bestehen; sie mußten den Kampf der Meinungen heraufbeschwören und mit dem Siege der stärkeren endigen. — Auf dem sozialpolitischen Gebiete brachte die Revolution die Entscheidung, auf dem Gebiete der bildenden Kunst, also auch der Gartenkunst, die Wandlung des Geschmackes.

England vor allem war es, welches zuerst mit den alten Traditionen brach, welches den ersten Schritt that, sich der Beengung starrer Formen, wie sie überall in Hecken, Wänden, schnurgeraden Wegen und geformten Bäumen vorhanden waren, zu entziehen und die höchste Aufgabe bei der Anlage von Gärten darin zu erblicken, das Bild der Natur zu idealisiren und nicht zu entstellen. Den ersten Versuchen in dieser Beziehung war man schon seit geraumer Zeit nahe getreten, indem man die im französischen Garten vorhandenen Bosketts lichtete und sie durch Errichtung kleiner Bauwerke zu einem angenehmen Aufenthaltsorte machte, indem man dem Bedürfnisse, die scharfen Ecken der rechtwinkeligen Wege abzuschneiden, Rechnung trug und letzteren mehr eine gewundene Form gab, und endlich mit der Erweiterung von Fernsichten die Schöpfung von Ruhepunkten verband, von denen aus das Auge unbeschränkt über die innerhalb wie außerhalb des Parkes liegenden Landschaftsbilder schweifen konnte.

Das gerade in jener Zeit vorhandene Interesse an landschaftlicher Schönheit, welches durch die Werke der Poussins, des Claude Lorrain und Ruysdale und nicht minder durch den Anblick der kunstvollen Gobelintapeten, wie sie die Schlösser der Fürsten und des Adels schmückten, auf das wärmste angeregt wurde, wirkte in Verbindung mit den zündenden Worten damaliger Dichter und Philosophen, durch die Schriften Lord Bacons von Verulam, durch Miltons „Verlorenes Paradies", in welchem er durch die Beschreibung des Gartens Eden das Naturgefühl erweckte, und durch Rousseaus leidenschaftliche Sprache des Herzens, welche die Rückkehr zur Natur predigte, äußerst belebend auf die neue Idee. Dem ersten kräftigen Anstoß zum Umsturz des Geschmackes am Regelmäßigen folgten weitere ähnliche Versuche durch die im Anfange des 18. Jahrhunderts lebenden Dichter Addison und Pope; namentlich durch Letzteren, welcher sowohl durch Darlegung von Gründen gegen den alten Geschmack, wie durch seine Aufforderung zum Studium der Natur kräftig für die Reform eintrat, und endlich gelang es Kent, dem talentvollen Maler, das, was die Worte seiner beiden Vorgänger als Ideal des geläutertsten Geschmackes bezeichnet hatten, auf die reale Grundlage der Praxis zu stellen.

Den dilettantischen Versuchen wurde ein Ende bereitet, der Garten, welcher sein Dasein jetzt dem ausgereiften Verständniß für wirkliche Naturschönheit dankte, zu einem Kunstwerk erhoben und der Weg von der Manier zur Freiheit für immer eingeschlagen. Verlockte derselbe auch noch Manchen, der ihn begeistert betrat, zu bedenklicher Abschweifung, z. B. den talentvollen Landschaftsgärtner Brown, welcher begann, mit einer gewissen Kühnheit in großem Stile zu arbeiten, dabei aber in den Fehler verfiel, daß er bei seinen Anlagen die malerische Weise der Waldnatur unberücksichtigt ließ und jene Verbindungen,

welche die Beschattung und Beleuchtung schön und wirkungsvoll machen, nicht zu finden vermochte, so konnte das einmal gesteckte Ziel doch nicht mehr aus den Augen verloren werden. Sowohl Humphrey Repton, einer der talentvollsten Schüler Browns, wie vor allem der Königliche Baumeister William Chambers, welcher am klarsten die Irrwege der jungen Kunst erkannte und für ihre fernere Ausübung bestimmte Grundsätze schuf, namentlich die Eigenthümlichkeit der chinesischen Gärten, welche er kennen gelernt hatte, berücksichtigte, gestalteten ihre Schöpfungen immer wirkungsvoller. Sie kamen mit denselben der neuen Geschmacksrichtung so verständnißvoll entgegen, daß ihre Manier künftig nicht allein in England, sondern bald auch im übrigen Europa adoptirt wurde und bei der Neuanlage von Gärten durchweg zur Anwendung gelangte.

Die Grenze der Regelmäßigkeit auf dem Gebiete der Gartenkunst war auf diese Weise überschritten. Die großen Grundprinzipien Kents — Perspektive, Abwechselung von Licht und Schatten, Baumgruppen zur Unterbrechung großer Wiesenflächen, sowie sanft gewundene Bäche, welche sich durch die Landschaft schlängelten — hatten trotz der Verirrung Browns, welcher die Anlagen von neuem durch Mauern zu isoliren suchte, dauernde Geltung behalten, und das ideale Vorbild eines landschaftlichen Gartens mit den Grundzügen des Natürlichen und Künstlichen, aber auch all den geistvollen Details, wie sie die vorher genannten großen Männer hineingetragen hatten, war geschaffen. Sehen wir nun weiter, wie es die Mitlebenden in England sowohl, als auch im Ausland, namentlich in unserem Vaterlande, auffaßten und danach arbeiteten.

Ehe noch die englischen Gärten im neuen Stil fertig waren, als man noch in der Zeit der Versuche stand, ahmte man sie bereits überall nach. Die Sucht, sich das Fremde anzueignen und das Herkömmliche beiseite zu schieben, gewann ebenso

rasch die Oberhand, wie das seiner Zeit unter dem Regiment des französischen Stils geschehen war. Wie damals durch Le Nôtre das Imitationsfieber angefacht wurde, ergriff auch jetzt die Grundbesitzer das heftige Verlangen, ihren Garten so schnell wie möglich in eine englische Anlage umzuwandeln, und wie man zu jener Zeit Großes nach einem kleinen Maßstab auszuführen suchte und nur ein lächerliches Abbild der imposanten Originale zu stande brachte, so verfiel man auch jetzt in denselben Fehler.

Die Kunst, englische Gärten anzulegen, schien ja so leicht, daß sie jeder Dilettant, jeder Gutsbesitzer, der ein Stück Wald in der Nähe seines Schlosses hatte, glaubte ausüben zu können; was fragte man nach den idealen Grundsätzen der englischen Gartenarchitekten, die ja überhaupt nur unter den gegebenen Verhältnissen zur Anwendung gelangen konnten? Es genügte, daß man denselben einigermaßen gerecht wurde, daß man halbwegs einen Wechsel von Wald, Wiese und Wasser schaffte und die sich ergebenden Lücken dann mit allerhand lächerlichem Beiwerk ausfüllte. Neben dem Ausschmücken von Tempeln, Schirmen und Einsiedeleien waren Inschriften an Bäumen und auf Säulen unentbehrlich, eine Fülle von romantischen Ideen suchte man in Felsen, Grotten und Höhlen auszudrücken, und bis zu welcher Höhe sich die alberne Sucht verstieg, durch die Kunst kümmerlich zu erreichen, was die Natur versagt, beweisen zwei Satiren, von denen die eine:

„Andurch wird männiglich gebeten,
Den Berg allhier nicht breit zu treten,
Man lasse nirgends Hunde laufen,
Sie möchten sonst den See aussaufen“ — —

die Spottgeburt künstlich aufgeworfener Berge und dürftiger Wasseranlagen geißelt; die andere aus dem Goetheschen Scherzspiel „Die geflickte Braut“:

„So verstecken wir zum Exempel
Einen Schweinestall hinter einem Tempel,
Und wieder ein Stall, versteht mich schon,
Wird geradewegs ein Pantheon,
Die Sache ist, wenn ein Fremder d'rin spaziert,
Daß alles wohl sich präsentirt,
Wenn's dem dann hyperbosisch dünkt,
Posaunt er's hyperbolisch weiter aus;
Freilich — der Herr vom Haus,
Weiß meistens, wo es stinkt" u. s. w.

die Scheingebäude von bemalten Brettern, welche massiv gebaute Häuser, Tempel u. s. w. darstellen sollten, verspottete.

Doch es wäre ungerecht, zu behaupten, daß sich die Allgemeinheit dieser Verirrung schuldig gemacht, daß ohne Ausnahme diese Parkmanie die Gebildeten jener Zeit ergriffen hätte. Es entstanden damals neben pygmäenhaften Schöpfungen auch bedeutende Gärten, die Mehrzahl der älteren Parks in landschaftlichem Stil stammt meistens aus den letzten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts, und auch Deutschland fand seinen Repton, welcher den Gartenkünstlern die richtigen Wege zeigte und gesunde Regeln gab.

Christian Cajus Laurenz Hirschfeld, Professor der Aesthetik in Kiel, war es, welcher 1777 durch seine Schriften, darunter sein Werk über die Theorie der Gartenkunst, erfolgreich für den englischen Gartenstil wirkte. Auf eigenen Füßen stehend, fand er nicht allein den richtigen Maßstab für die Anlage eines landschaftlichen Gartens unter kleinen Verhältnissen, sondern wußte auch unter theilweiser Beibehaltung der regelmäßigen Form und Vermischung des alten mit dem neuen Stil Gesichtspunkte zu eröffnen, von denen aus fortan viele deutsche Gartenkünstler eine segensreiche Thätigkeit entwickeln konnten. Hirschfeld lebte und wirkte noch am Ende einer Zeit, wo der Schwärmerei für zarte Freundschaft, der Freude an der Idylle und süßlichen Sentimentalität Thor und Thür

offen standen, und seine Anschauungen und Lehrsätze sind deshalb nicht unberührt davon geblieben. Das schmälert aber sein Verdienst, das deutsche Volk in das Verständniß für die edle Gestaltung des Landschaftsgartens eingeführt und ihm dasselbe bewahrt zu haben, nicht, und mit Ehrfurcht muß man ihn deshalb auch heute noch als Vorkämpfer der frei schaffenden Gartenkunst in Deutschland nennen. Ihm und seinen Anhängern ist es zu verdanken, daß nicht alle Reste der altfranzösischen Gärten der neuen Mode gedankenlos geopfert worden sind, an seine Wirksamkeit reihen sich die vortrefflichen Schöpfungen, welche der Gartenfreund in den Parkanlagen von Wörlitz, Kassel, Gotha und Weimar bewundert, und in keiner besseren Weise als in der, daß wir in die schattigen Hallen derselben eintreten und uns in die Zeit ihrer Entstehung versetzen, vermögen wir die Wirksamkeit jener Männer, sowie die Wandlung des Geschmackes und das Ringen aus den Fesseln veralteter Formen nach der Höhe freier Anschauung zu würdigen und zu begreifen. Die Kraft unseres Gedächtnisses wäre dabei stark genug, dir, geehrter Leser, unsere Führung durch die anmuthigen Anlagen von Kassel-Wörlitz anzubieten und dich an alle die lauschigen Plätze zu geleiten, welche diese Parks in unvergleichlicher Weise darbieten. Wir wollen es aber auf solche Probe nicht ankommen lassen; du kennst die Stätten vielleicht besser, als wir selbst, und unsere Beschreibung dürfte im Rückblick des dort Erschauten nur als schwacher Abriß desselben erscheinen. Gestatte uns deshalb lieber, daß wir dich an denselben nach flüchtigem Aufenthalt vorüberführen und dafür an eine Stätte geleiten, die uns viel vertrauter ist, der wir unsere theuersten Jugenderinnerungen danken und welche heute, nach vierzig Jahren, ebenso klar vor unseren Augen steht, wie damals, als wir nach Kinderart bemüht waren, ihre topographischen Verhältnisse gründlich zu studiren. Wir meinen

den Park von Weimar, die Schöpfung Karl Augusts und Goethes.

Sich von dem Südende der Stadt bis nach dem Dorfe Oberweimar erstreckend und den Raum zwischen der Marienstraße und dem unter dem Namen „Horn" bekannten östlichen Höhenzug ausfüllend, bildet derselbe eine Hoch- und eine Tiefebene. Zwei Partien, welche als Mittelachse einen ziemlich steil nach der Ilm zu abfallenden Wald- und Felsenabhang pittoresken Charakters zeigen und schließlich in der Nähe des obengenannten Dorfes in einer großen Wiese auslaufen.

Uns zunächst der Tiefebene zuwendend, so sei erwähnt, daß dieselbe mit dem sogenannten „Stern" beginnt, einem lieblich-schattigen, wenn auch zuweilen etwas feuchten Ort, der seinen Namen davon hat, daß alle Wege daselbst sich in Gestalt eines Sternes konzentriren. Mit seinen zahlreich angepflanzten Ulmen, Eschen, Cypressen und Tannen bildet er zweifellos den ältesten Theil des weimarischen Parkes, ein Bild, das, abgesehen von dem vorgeschrittenen Baumwuchs, noch dasselbe ist, wie es Goethe geschaffen hat, und fortlaufend Alle, welche im Gedenken der alten Zeit diesen Ort betreten, an jene Edlen erinnert, die einstmals, dem Gesetz des Schönen folgend, hier gesäet und gepflanzt haben.

Als Goethe mit seiner Parkschöpfung begann, sah es hier noch recht primitiv aus. In der Nähe des Rondells breiteten sich vier Teiche aus, und zwischen diesen und dem großen Wiesengrund, welcher sich dicht an den Stern anschließt, lag einstmals der alte, häßliche Flößgraben, dessen Spur man heute noch verfolgen kann. Beide wurden damals zugeschüttet, der ebenfalls dort liegende Flößplatz aber zu vorerwähntem Wiesenplan umgeändert und dieser mit Baumgruppen so besetzt, daß er mit den jenseits der Ilm sich ausbreitenden Rasenflächen ein harmonisches Ganze bildete.

Wir richten später, nachdem wir den oberen Theil des Parkes besucht haben, unsere Schritte wieder hierher, um eine der weihevollsten Stätten des Parkes, den seitwärts liegenden Garten Goethes, zu besuchen; vorläufig gehen wir aber weiter, überschreiten die Ilm auf der dort liegenden Naturbrücke und steigen, vorübergehend an dem Ausgang einer düsteren Höhle, auf einer zwischen cyklopisch übereinander gethürmten Felsblöcken befindlichen steilen Treppe aufwärts zum oberen Theil des Parkes, welcher dort in der Nähe der russischen Kirche beginnt. Ehemals befand sich hier, wo jetzt das Auge auf dem saftigen Grün sanft abgeböschter Rasenflächen ruht, ein öder Platz, auf welchem die Zimmerleute ihr Bauholz zulegten. Karl August machte einen Exerzierplatz aus ihm, und Goethe, welchem es unbehaglich sein mochte, auf seinem Wege vom Garten im Stern nach der Wohnung der ihm befreundeten Hofdame Baronin von Stein diesen staubigen Platz überschreiten zu müssen, verleibte ihn seiner Parkschöpfung mit ein.

Dicht neben diesem Platze lag der „Welsche Garten", der älteste Theil des weimarischen Parkes, aus welchem derselbe ursprünglich hervorgegangen ist. Ende des siebzehnten Jahrhunderts im französischen Stil angelegt, reichte er vom Ende der Marienstraße bis zur Ackerwand und bot dem Hof seit den Tagen Herzog Wilhelms IV., welcher dort, der Aussicht halber, einen eigenthümlich mit gegängelten Linden bekleideten Hochbau, „die Schnecke" genannt, hatte aufrichten lassen, reichliche Gelegenheit, seine Sommerbälle und Gartenfeste abzuhalten. Auch den Bürgern war er geöffnet, und namentlich vom zweiten Pfingstfeiertag bis zu Michaelis versammelte sich in seinen schnurgeraden Gängen und Alleen Sonntag nachmittags bis um 10 Uhr die feine Welt von Weimar, um sich dort à la mode dem Genuß eines vergnüglichen Vauxhall hinzugeben. Klassische und profane Musik ertönte, ein Cafetier, welcher

während des Sommers im nahegelegenen fürstlichen Stallgebäude eine Wirthschaft offen hielt, erquickte die Durstigen, und politische Kannegießerei, wie der Austausch kritischer Urtheile über den lieben Nächsten stillten das Bedürfniß nach gemüthlicher Aussprache.

An diesen Garten schlossen sich im Süden weitere Privatgärten und darüber hinaus war der Boden zum Theil mit Tabakpflanzungen bedeckt, zum Theil anderen Kulturen dienstbar gemacht. Alle diese Pracht an Taxuswänden und schnurgeraden Wegen mußte aber natürlich der Parkidee, welche Goethe und Karl August mit Unterstützung der beiden Hofgärtner Reichert und Sckell zu verwirklichen suchten, zum Opfer fallen. Goethe in seinem Streben, die Rousseausche Sehnsucht nach der Natur in poetischer und künstlerischer Weise zu bethätigen, konnte dieses Stückchen Unnatur in seiner Schöpfung nicht brauchen; es fiel also dem Schicksal anderer französischer Gärten anheim und wurde samt den übrigen Grundstücken mit zu der Anlage benutzt, welche nunmehr auch das linke Ilmufer bedeckte.

Wunderbar gestaltete sich unter den Händen dieser berühmten Meister die liebliche Schöpfung. Durch Einfügung passender Staffagen — hier durch eine Ruine, dort durch einen mit Epheu bepflanzten gothischen Bau, weiter südlich durch die antike Formenschöne des römischen Hauses — sprach sich ihr Kunstsinn aus, und die weise Vertheilung der landschaftlichen Szenen, der anmuthige Wechsel sanft abgetönten Buschwerkes mit dem tiefen Ernst dunkler Koniferengruppen zeugte von ihrem Verständniß für wahre Naturschönheit. — Wieland hat recht, wenn er diese köstlichen Anlagen „Goethes Gedichte" nennt, und ebenso Frau von Wolzogen, wenn sie ausspricht, daß man dem Natursinn des Genius, der ein so gefälliges Ganze in einer weder durch Mannigfaltigkeit der Formen, noch durch eine reiche Vegetation ausgezeichneten Gegend anzuordnen

verstand, den größten Dank schuldig sei. Das kleine Ilmthal, in welches wir bei dem römischen Haus wieder heruntersteigen, mit seinen gewundenen Gängen und anmuthigen Ruheplätzen, den Orten stiller Mittheilung zwischen Goethe und seinem fürstlichen Jugendfreund, erweckt thatsächlich das überzeugende Bewußtsein, daß ein fühlendes Herz diese Anlagen geschaffen habe.

Aber nicht bloß den Prinzipien des großen Gartenkünstlers Kent, nach welchen, wie bereits vorher bemerkt, wirkungsvolle Perspektive, Abwechselung von Licht und Schatten, sowie große Wiesenflächen mit Baumgruppen unerläßliche Schönheitsattribute eines Parkes sind, suchte man bei Anlage des weimarischen Geltung zu verschaffen; auch das, was Chambers an den Gärten der Chinesen zu rühmen weiß und bei Anlage des englischen Parkes nachzuahmen empfiehlt: Ueberraschungen durch wirkungsvollen Wechsel der Szenen, durch Stimmungspartien, wie Höhlen, Felsen, allegorische Bezeichnungen u. s. w., fehlten demselben nicht. Goethe, der, wie wir früher schon erwähnten, seine Parkstudien hauptsächlich in Wörlitz, wo er oft mit Karl August zum Besuche war, gemacht und dort den Effekt kennen gelernt hatte, welchen solche Stimmungsbilder hervorzurufen geeignet sind, mochte sie nicht missen. Obgleich er gegen das Extrem ihrer Anwendung satirisch vorging, wies er ihnen doch gern auf dem zwischen der Hoch- und Tiefebene des weimarischen Parkes hinziehenden Abhang, welcher in einem seiner Theile den kuriosen Namen „Die kalte Küche“ führt, passende Plätze an, und heute noch, wenn wir an ihnen vorübergehen, hier an einer gähnenden Höhle, dort, wo uns von einer Steintafel die Goetheschen Verse begrüßen:

„Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im stillen begehrt!“

und weiter abwärts, wo ein mächtiger Felsblock mit der In-

schrift: „Francisco Dessaviae Principi“ als sogenannter Point de vue aufgerichtet ist, fühlen wir wie Goethe und Karl August nicht allein durch geistvolle Erfassung des Ganzen, sondern auch durch die ästhetisch rationelle Anordnung des Einzelnen, Großartiges als Landschaftsgärtner geleistet haben.

Den Felsenabhang entlang und der Ilm ganz nahe, auf demselben Wege, wo einst Schiller sein Ruheplätzchen aufsuchte und Wieland sich der ungestörten Einsamkeit hinzugeben pflegte, wandeln wir jetzt weiter durch hohe Eschengänge hinab nach dem Borkenhäuschen (Klause oder Einsiedelei), der Stelle, von welcher aus wir unsere Wanderung begonnen haben. Lautlose Einsamkeit umgiebt uns hier, unter der Macht der Eindrücke sinkt unser Empfinden hinab zur Tiefe stiller Träumerei, und selbst das schlichte runde weiße Denkmal, vor dem wir plötzlich stehen, vermag nicht störend auf unser Denken und Fühlen einzuwirken. Bei dem Bilde der Schlange, die sich um dasselbe windet, und den Worten „Genio hujus loci“, die es zieren, fühlen wir vielmehr, daß wir uns an einem Orte befinden, welcher durch theure Erinnerungen geheiligt ist. Wir setzen unseren Weg nicht eher fort, als bis wir vor diesem ihr geweihten Altar eine kurze Zeit andächtig geweilt haben, und betreten erst dann den lauschigen Winkel, wo, an Felsen geschmiegt, uns das mit Fichtenrinde bekleidete Häuschen grüßt — der Zeuge unvergeßlicher Stunden, welche jugendfroh ein großherziger Fürst mit seinen Freunden hier verlebt hat, die Stätte, welche mit der eigentlichen Entstehungsgeschichte des weimarischen Parkes am engsten verbunden ist.

Hier war es, wo Goethe in der Nähe der kleinen Klause, welche er eigens zu diesem Zwecke hatte bauen lassen, im Sommer 1778 zur Feier des Geburtstages der Herzogin Louise jenes Fest gab, welches er in seinen Werken beschreibt, und in dem er den Hof mit einem von Seckendorf gedichteten

Dramolet begrüßte. An der Spitze einer Schar weißgekleideter Kamaldulenser Mönche empfing er die Herzogin und führte sie mit ihrem Gefolge in die enge Klause, um sie dort auf irdenen Tellern mit Bierkaltschale zu bewirthen; als sich aber bei der dürftigen Mahlzeit der erlauchten Gäste eine gewisse Befangenheit bemächtigte und die Frau Oberhofmeisterin Gräfin Gianini die Nase rümpfte, öffnete er plötzlich die hintere Thüre, lud seine Klostergäste mit den Worten:

„Der Platz ist ersehen,
Wenn's Ihnen gefällig ist, wollen wir gehen"

ein, ihm zu folgen, und führte sie auf den vor der Klause liegenden Platz, wo unter Bäumen eine fürstlich ausgestattete Tafel stand und die Klänge einer unsichtbar aufgestellten Kapelle zum Genuß eines Gartenfestes, so reizvoll, wie es wohl noch selten hier gefeiert wurde, einluden.

Mit diesem Louisenfest begann die Epoche der Parkanlage, und wenn wir noch eines anderen früheren Vorganges gedenken, welcher ebenfalls als Motiv für dieselbe aufgeführt wird, in Wirklichkeit aber nur die Schaffensfreudigkeit Goethes dämpfte und ihr für kurze Zeit eine schwärmerische Richtung gab, so geschieht es hauptsächlich deshalb, um den Leser einen Blick in die tiefe Gemüthswelt thun zu lassen, aus welcher heraus damals der junge Goethe dichtete und gestaltete. Am 17. Januar 1778 fand man nämlich in der Nähe des damaligen Floßwehres die Leiche eines Fräulein von Laßberg, die sich aus Verzweiflung unerwiderter Liebe in der Ilm ertränkt hatte. Der Tod dieses jungen Mädchens, welches „Werthers Leiden" bei sich trug und deren Leiche man zunächst in jenes Palais schaffte, welches Frau von Stein bewohnte, machte auf Goethe den tiefsten Eindruck. Nicht allein, daß er sich in Trostgründen erschöpfte, mit denen er liebevoll die armen Eltern aufzurichten suchte, er selbst opferte seinem Schmerz eine

Reihe Tage, die er gedankenvoll am Orte der That zubrachte, und gelangte endlich zu dem Entschluß, der Frühentschlafenen ein würdiges Denkmal zu setzen. Sein Platz sollte nicht dort sein, wo die Aermste den Tod gefunden hatte, weil man da weder hintreten und beten, noch lieben soll, aber dort, wo am linken Ufer der Ilm sich düstere Felsenmassen aufthürmen, von wo aus man die letzten Pfade der Unglücklichen und die Stätte ihres Todes übersehen konnte, war er eifrig bemüht, mit Hülfe des Hofgärtners den Felsen aushöhlen zu lassen und einen seiner Absicht dienenden Platz zu schaffen. Zur Ausführung kam der Gedanke freilich nicht, dafür wurde aber im Verlaufe desselben bei Goethe die Idee lebendig, die Umgestaltung des Felsenufers weiter zu verfolgen. Es entstanden auf diese Weise die Anlagen vom römischen Haus bis zur Einsiedelei, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet darf man wohl den Laßbergschen Fall mit als treibendes Motiv zur Anlage des weimarischen Parkes gelten lassen.

Die Idee derselben beschäftigte Goethe im Laufe des ganzen Jahres 1778. „Bäume pflanz' ich jetzt, wie die Kinder Israels Steine legten zum Zeugniß. In meinem Thal wird es immer schöner", so schrieb er an Merk, und andrerseits Wieland ebenfalls an diesen: „Komm, wenn die Nachtigall singt, damit du Freude findest an den Poesien, welche Goethe diesseits und jenseits der Ilm geschaffen hat. Verwichenen Sonnabend," so fährt er fort, „waren wir bei Goethe, der die Herzogin eingeladen hatte, um ihr die neuen Anlagen zu zeigen. Wir speisten in einer kleinen, gar holden Einsiedelei, und eben gegedachten wir eines unbedeutenden Streites, den vor kurzem die Herzogin mit mir und Einsiedel über Rembrandt gehabt, da öffnete sich die Thür, und siehe, durch geheime Anstalt des Archimagus stellte sich ein Anblick dar, der mehr einer realisirten dichterischen Vision, als einer Naturszene ähnlich sah:

das ganze Ufer der Ilm war im Rembrandtschen Geschmack beleuchtet — in einem wunderbaren Zaubergemisch von Hell und Dunkel zeigte sich uns die Landschaft, und die Herzogin, wie wir Alle waren entzückt."

Auch Karl August in seiner Theilnahme an Goethes Wirken liebte dieses Stückchen Erde von ganzem Herzen. Hier in der fast dürftig ausgestatteten Einsiedelei hielt er sich oft Tag und Nacht auf, und hierher mußten sich auch seine vortragenden Räthe bemühen, um ihrem fürstlichen Herrn zu referiren. Da saß er denn oft bis in die späte Nacht und schrieb und träumte den schönen Traum der Jugend; so ganz allein, mitten in der treibenden Natur, fand er die rechten Worte und den rechten Weg zum frohen Bewußtsein seiner Menschen- und Manneswürde. Es ist Einem ja nicht größer zu Muth, schrieb er dort einmal an Knebel, als wenn man die Sonne sieht untergehen und aufgehen, es kühl werden fühlt, und das alles für sich, so wenig der Menschen halber.

Freilich mochte es manchmal auch besonders heiter-romantisch in der Einsiedelei und ihrer Umgebung zugegangen sein. Goethe, der Herzog und Wedel liebten es, dort ihr Mittagsmahl einzunehmen, und wenn der Abend besonders schön war, verbrachten sie ihn — manchmal allein — zuweilen aber wohl auch, wie Wieland mit schelmischem Lächeln andeutet, in Gesellschaft der einen oder anderen Göttin oder Halbgöttin. Der Dichter des „Oberon" erzählt uns das in seiner angenehmen Plauderweise und gedenkt dabei einer Begegnung mit dem Herzog, Goethe und der schönen Corona Schröter, die in der unendlich edlen attischen Eleganz ihrer Gestalt und ihrem simplen und doch raffinirten insidiösen Anzug wie die Nymphe dieser anmuthigen Felsengegend ausgesehen habe.

Unmittelbar in der Nähe dieser romantischen Klause, am Fuße des Horns und dicht am Stern, von dem aus wir unsere

Wanderung begonnen hatten, war es nun, wo Goethe zwei Jahre vorher, am 21. April 1776, zunächst als Gast des Herzogs Karl August sein stilles Heim gründete. Er hatte diesen lieblichen Erdenwinkel, der so ganz abseits von der Stadt lag, beim ersten Anblick lieb gewonnen. Seine geschützte Lage und die Stille seiner Umgebung, in welcher nur selten der Schritt eines nach Oberweimar wandernden Fußgängers oder von Zeit zu Zeit die Glockenschläge des weimarischen Schloßthurmes widerhallten, gefielen ihm so ausnehmend, daß er das Verlangen, ihn zu besitzen, nicht zu unterdrücken vermochte. Karl August hörte davon und that sofort Schritte, Goethes Wunsch gerecht zu werden. Bertuch, sein Privatsekretär und Vertrauter, war Besitzer des Grundstückes und — Bertuch, hieß es eines Tages: „Ich muß Deinen Garten haben." — „Aber Durchlaucht, wie . . . ." „Kein Aber!" unterbrach ihn der junge Fürst, „ich kann Dir nicht helfen, Goethe will ihn haben, er kann ohne ihn nicht leben," und — Bertuch gehorchte. Er trat ihn gegen eine anständige Entschädigung an seinen fürstlichen Herrn ab, aus dessen Händen ihn dann Goethe zum Geschenk empfing.* Für die Einrichtung des Gartens, sowie des kleinen Hauses, welches unten ein Zimmer nebst Flur und Küche und oben ebenfalls eine Wohnstube mit zwei kleinen engen Seitenkabinetts enthielt, sorgte Karl August, die Ausstattung der Zimmer wurde dem Theatermeister Mieding, welcher sie nach „antiker Form", wie er sich in der Rechnung ausdrückte, fertigstellte, übertragen, und am 21. April 1776, wie oben bemerkt, zog Goethe, glücklich, ein Stückchen Erde sein eigen nennen zu können, als stiller, anspruchsloser Bewohner ein.

* Nach neueren Ermittelungen des großherzoglichen Archivdirektors Dr. Burkhardt soll Bertuch nicht der Besitzer des Gartens, sondern nur der Vermittler beim Ankauf desselben gewesen sein.

Hier verflossen ihm im innigen Verkehr mit der Natur, unter treuester Pflege der Liebe und Freundschaft, welche ihn mit theuren Menschen verband, sieben köstliche Jahre, und von hier aus flogen die Boten seiner Liebe hinüber nach dem Palais, welches die seinem Herzen so theure Frau von Stein bewohnte. Die meisten kleinen Gedichte, in denen er der Freude an seinem Garten Ausdruck giebt, hat er an dieselbe gerichtet, und wie ihn die Liebe zu dieser seltenen Frau erfüllte, so verlieh sie auch seinem Stillleben eine köstliche Weihe und beglückte ihn, wenn er hier dichtete, träumte und pflanzte.

Anspruchslos und früh geübt in der Kunst, sich die Genußfähigkeit durch Einschränkung seiner Bedürfnisse zu erhalten, erwuchsen ihm in der Pflege seines Gartens die reinsten Freuden. Wie er noch als 82jähriger Greis Eckermann gegenüber bekannte, daß eine Umgebung von geschmackvollen Möbeln sein Denken aufhöbe und ihn in einen passiven Zustand versetze, so ließ er sich auch als junger Mann an dem Wenigen *genügen*, was ihm freundschaftliche Fürsorge hier geboten. — *Hab'* ein kleines Gärtchen vor dem Thor an der Ilm, schöne Wiesen in einem Thal. Ist ein altes Häuschen darin, das ich repariren lasse. Alles blüht, alle Vögel singen. So schrieb er an Auguste, die Schwester der Grafen von Stollberg, und dann wieder in sein Tagebuch: „Ich aß mit dem Herzog, nach 2 ging ich zu Frau von Stein, einem Engel von einem Weibe, der ich so oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinsten Glückseligkeiten verdanke. — Nun ist wieder ein schöner Tag, 12 Uhr in meinem Garten, da laß ich mir von den Vögeln etwas vorsingen und zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme und ich wieder von vorn möge anfangen zu tragen und zu leiden." — Auch von seinen kleinen Haussorgen und wie er dieselben zu überwinden bemüht gewesen ist, berichten uns die Blätter seines

Tagebuches. „Süßer Morgen", hebt eines derselben an. „Habe Arbeiter in meinem Garten und Maurer im Haus, welche bis zur Nacht gearbeitet haben. Den ganzen Nachmittag war die Herzogin-Mutter und der Prinz da und waren guten lieben Humors. Als Alles weg war, habe ich dann so herumgehausvatert, habe ein Stück Braten gegessen und mit meinem Philipp von seiner und meiner Welt geschwatzt. — Mit derselben Geduld ertrug er auch die Unbilden, die mit dem Ausbau seines kleinen Häuschens verbunden waren. Unter Pochen und Klopfen dachte und dichtete er weiter, ohne Fenster und Thüren schlief er, in den Mantel gehüllt, auf einem trockenen Flecken der Altane, und als sein Tusculum fertig geworden, meldet er es glücklich der Frau von Stein, als habe sich das größte Ereigniß seines Lebens vollzogen.

So lebte er weiter. Im Frühling dem Sommer entgegenarbeitend, und den treusorgenden, an seiner Seite schaffenden Gärtner mit den Worten grüßend:

> „Gott segne mir den Mann
> In seinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an
> Ein lock'res Bett dem Samen zu bereiten."

Im Sommer die Pflichten eines wundermilden Wirthes erfüllend und dann wieder die feierlichen Stunden süßer Beschaulichkeit als Dichter nützend. Hier versammelte er oft die ihm Liebsten aus der weimarischen Gesellschaft, den drolligen Freiherrn von Seckendorf, den gutmüthigen, plauderhaften Wieland, Frau von Stein und die schöne Corona Schröter. Viele seiner Werke: Die ersten Bücher von Wilhelm Meister, die Briefe aus der Schweiz, der erste Akt der Iphigenie, Auf Miedings Tod und das herrliche Gedicht „Ilmenau" entstanden oben in der kleinen Eckstube, und wie so ganz die Liebe zur Freundin ihn erfüllte und verklärend seine Einsamkeit erhellte, verrathen

uns heute noch in seinem Garten die in Felsen gegrabenen Worte:

> Hier im stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten,
> Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein,
> Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen....

Fünfzig Jahre lang sah er so, was unter seinen Augen und von seinen Händen gepflanzt war, wachsen und gedeihen, hierher flüchtete er sich, wenn die Banden der Protokolle und Akten sein Gemüth bedrückten, und hier rief er, als das Alter die Stunden stiller Betrachtung brachte und seine Blicke rückwärts wandte, die fernen Gestalten zu sich, welche nach und nach seinen Augen entschwunden waren.

Fünfzig Jahre hatten auch sonst noch das Bild verändert, was er einst begeisterungsvoll längs der Ilmufer entfaltet hatte; die zarten Schößlinge, die er gepflanzt, waren seinen Händen entwachsen, und der freie Blick, den er früher *von* seinem Garten aus nach der Wohnung der geliebten *Freundin* oder nach der Einsiedelei seines Freundes und Gebieters *genoß*, war durch ihre Kronen versperrt. Auch die kleine Klause hatte ihre Pforten für immer geschlossen. Karl August ließ sich als Ersatz für dieselbe noch vor Ablauf des achtzehnten Jahrhunderts an den oberen breiten Parkweg, halb auf den nach der Ilm zufallenden Bergabhang gestellt, eine freundliche Sommerwohnung bauen, und nach dieser, welche ihres Stiles halber „Das römische Haus" genannt wurde und Goethe zu den Versen Veranlassung gab:

> „Römisch mag man's immer nennen;
> Doch wir den Bewohner kennen,
> Dem der echte deutsche Sinn,
> Ja der Weltsinn ist Gewinn"

mußten von nun an Diejenigen ihre Schritte lenken, welche Veranlassung hatten, an das seinem Volke zugewandte Herz des edlen Fürsten zu appelliren.

(886)

Hier war es denn auch, daß am 3. September 1825, am Tage des 50jährigen Regierungsjubiläums Karl Augusts, eine große Menge Volks Aufstellung nahm, um den Augenblick zu erwarten, wo sie ihren geliebten Landesvater begrüßen konnte. Eine Kantate von Hummel leitete den festlichen Morgen ein, dann öffnete sich unter der Säulenhalle die breite Portalthüre, und ohne Unterschied empfing nun der leutselige Fürst alle Diejenigen, welche sich ihm glückwünschend nahten: den hohen Würdenträger, wie den schlichten Mann aus dem Volke und — Goethe, den geliebten Jugendfreund. Als der Großherzog ihn erblickte, faßte er seine beiden Hände und sprach mit gerührter Stimme: Bis zum letzten Hauch zusammen! Dann fügte er hinzu: Seien wir uns aber auch dankbar bewußt, daß uns heute erfüllt wird, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

„Nur Luft und Licht
Und Freundeslieb':
Ermüde nicht,
Wenn dies noch blieb."

Das Doppelte und Dreifache gab mir, was ich gegeben, antwortete Goethe in tiefer Bewegung, und trat dann, vom Großherzog umarmt, in eine Fensternische, um mit demselben erinnerungsselig der schönen Tage ihrer Jugend zu gedenken.

Hier war es aber auch, wo drei Jahre später, begleitet von dem über die Gipfel der Parkbäume herüberklingenden Trauergeläute der Glocken Weimars, ein ernster Zug hielt. Man brachte die Leiche des auf einer Reise plötzlich verstorbenen Fürsten und setzte sie in den Räumen des römischen Hauses so lange bei, bis die ihrer Vollendung entgegengehende Fürstengruft, deren Bau inmitten des neuen Gottesackers Karl August vor seinem Tode noch angeordnet hatte, fertig war. Dort, mitten unter seinen Bürgern, fand er dann die letzte Ruhestätte

und dort, in derselben Gruft, ganz in seiner Nähe, an der Seite Schillers, ruht seit 1832 auch der geliebteste Freund seines Lebens — Wolfgang Goethe.

Wir wenden uns nun noch einmal der Lieblingsschöpfung derselben, dem Park von Weimar zu. Nach Karl Augusts Tod scheint derselbe längere Zeit die sorgsame Pflege, deren Walten sich bei solchen Anlagen darin zeigt, daß einer Entfesselung des Baumwuchses vorgebeugt wird und der feine Schwung seiner Fernsichten erhalten bleibt, entbehrt zu haben. In der Erkenntniß dieser eingetretenen Wandlung wurde deshalb der Rath des Fürsten Pückler-Muskau eingeholt und auf dessen Empfehlung der verdienstvolle Landschaftsgärtner Petzold berufen. Was Axt und Spaten — die Hauptwerkzeuge des Erhaltens und Fortschreitens eines Landschaftsgartens — versäumt hatten, wurde nun nachgeholt, durch verständige Ausholzung dem Park wieder Licht und Leben verliehen und, wie wir nach den Schriften Petzolds glauben annehmen zu dürfen, auch, dem Prinzip Pückler-Muskaus entsprechend, die Wirkung des Wassers durch passende Anpflanzungen am Ufer der Ilm gesteigert. — Seitdem, namentlich unter der Pflege des jetzt regierenden Großherzogs Karl Alexander, der, wie allen großen Traditionen Weimars, auch denjenigen, welche mit dem Park verbunden sind, ein Hüter und Bewahrer ist, hat derselbe sein ursprüngliches Bild nicht wieder verändert. Wie einst Goethe und Karl August, als sie die erste Skizze von demselben entwarfen, bei Anlage der stimmungsvollen Waldpartien, der düster umschatteten Felsenwege und der lieblichen Wiesengründe des Ilmthales, von der Absicht geleitet wurden, einen Naturaccord erklingen zu lassen, der gleich wirkungsvoll in der Seele der Bedrückten, wie im Herzen der Glücklichen widertönen solle, pflanzt sich auch heute noch, je nach der Stimmung des Besuchers und der Stätten, die er betritt, in seiner Brust der Eindruck fort, welchen die

liebliche Parkschöpfung auf ihn macht. Seinen schmerzlichen oder freudigen Empfindungen begegnend, beherrscht sie dieselben ganz, steigert sie aber nicht bis zur Ermüdung, sondern führt sie unter der Einwirkung harmonisch wechselnder Bilder in den Zustand tiefer Seelenruhe zurück. Und so verlassen auch wir den klassischen Hain, hoffend, daß seine Nymphen nicht ermüden werden, „Jeglichem zu geben, was er im stillen begehrt", daß noch lange die Wipfel seiner Eschen und Linden über Denen rauschen mögen, welche sich hierher wenden, um unter ihnen andachtsvoll im Gedenken einer großen Zeit zu wandeln, und daß niemals der Tag komme, wo, um mit Werther zu reden, ein Hund den ersten Schlag nach diesen Bäumen thut. — —

So haben wir die drei Hauptepochen, welche die Geschichte der bildenden Gartenkunst aufweist, in ihren bedeutendsten Schöpfungen vorgeführt und zugleich versucht, die Rückwirkung der Ideen, welche sie begleiteten, auf unser engeres Vaterland, in der Schilderung dreier uns zum Theil wohlbekannter Anlagen darzulegen. Wir haben die Wandlungen ins Auge gefaßt, welche die Gärten im italienischen Stil seit den Tagen der Renaissance bis zur Zeit ihrer Ausartung ins Barocke und Groteske, durchmachten und die Spuren ihrer Herrschaft verfolgt, welche uns aus den Prachtanlagen der Villa Aldobrandini in die stillen Laubengänge des Schloßgartens von Arnstadt führten. Wir sind ferner denselben Weg in Betrachtung der reformatorischen Thätigkeit eines Le Nôtre gegangen, indem wir im Hinblick auf Molsdorf bemüht waren, die Gegensätze zwischen den im großen französischen Stil angelegten Gärten und den pygmäenartigen Nachahmungen in Deutschland zu beleuchten, und haben endlich versucht, in der Beschreibung des weimarischen Parkes und seiner landschaftlichen Schönheiten die Nothwendigkeit nachzuweisen, daß schließlich der Freiheit in der

bildenden Gartenkunst der Sieg über das System starrer Regelmäßigkeit zufallen mußte.

Bildete aber auch diese Aufgabe das Hauptziel unserer Arbeit, so war der Versuch, sie zu lösen, wir gestehen es offen, doch nicht die einzige Anregung, welche uns bei Beginn derselben die Feder in die Hand drückte. Ein viel anmuthigerer Gedanke begeisterte uns vielmehr zu derselben, und das war der Wunsch, in den gegebenen Beispielen nachzuweisen, daß der Garten, je nach der Stufe seiner künstlerischen Anlage, zwar bestimmt ist, unser ästhetisches Gefühl zu befriedigen, sein höchster Werth aber darin besteht, daß er die liebliche Enge, den stillen Hafen bildet, in welchen wir uns jederzeit vor den Stürmen des Lebens flüchten können.

Ob der geehrte Leser darin mit uns übereinstimmt, vermögen wir nicht zu sagen, wir hoffen aber, daß er zu dieser Ueberzeugung gelangt ist, wenn er im Laufe unserer Schilderung gesehen hat, daß es immer und immer wieder der *Naturfriede* war, welcher, hier in dem kriegsgewohnten Fürsten, die Sehnsucht nach der Heimath wach erhielt, dort den übersättigten Epikuräer zur Weltflucht veranlaßte, und endlich unseren Goethe, als er in der Ferne seines Gartens gedachte, zu den Worten begeisterte:

> Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus.
> Von Thür zu Thüre sieht es lieblich aus;
> Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
> Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
> Und wie wir auch durch fremde Lande ziehn,
> Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
> Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
> Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Schlußbemerkung.

Als grundlegendes Material zu vorstehender Arbeit sind zum Theil nachfolgende Werke von mir benutzt worden:

„Gartenkunst und Gärten sonst und jetzt“ von H. Jäger.

„Weimars klassische Stätten“ von R. Springer.

Desgl. von J. Wahle.

„Fürst Hermann von Pückler-Muskau“ von E. Petzold.

„Weimar und Jena“ von A. Stahr.

„Kurtzgefaßte Memoire von Leben und Taten des Weyland Hochgeb. Graffen und Herrn H. Guntheri zugen. Bellicosi Grafen zu Schwarzburg“ von Jmanuel Webern (1720).

„Graf Gustav Adolf von Gotter. Ein Lebensbild aus der Zeit Friedrich des Großen“ von Dr. A. Beck.

„Beiträge zur Geschichte des Gartenbaues in Thüringen, insbesondere in Schwarzburg“ von Th. Jrmisch.

Drei Pflegestätten deutscher Gartenkunst,
ihre Schöpfer und ihre Stellung in der bildenden Gartenkunst.

Von

Carl Reineck
in Arnstadt.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1895

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Neunte Serie.
(Heft 193—216 umfassend.)

Heft 216.

Die sibyllinischen Bücher in Rom.

Von
Dr. Karl Schultheß,
Oberlehrer in Hamburg



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1895.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die

sibyllinischen Bücher in Rom.

Von

Dr. Karl Schultess,
Oberlehrer am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1895.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg
Königliche Hofbuchdruckerei.

Wohl bei allen Völkern finden wir die Vorstellung, daß manche Menschen die Gabe besitzen, den Willen der Götter besser als andere zu erkennen und den Schleier aufzuheben, der die Zukunft verhüllt. Schon im homerischen Zeitalter ist der Seher allenthalben willkommen, auch wenn er nur die Kunst versteht, die von den Göttern gesendeten Zeichen oder fremde Orakel handwerksmäßig zu deuten; aber höhere Ehre erweist man den tiefsinnigen, leicht begeisterten Naturen, die aus unmittelbarer Eingebung eines Gottes reden. Diese Kraft verlieh Apollo manchen Männern der Vorzeit, wie Bakis und Musäos; ihre Verse wurden erst mündlich fortgepflanzt, aber schon im sechsten Jahrhundert aufgezeichnet und galten als kostbarer Besitz der Privatleute und des Staates. Mehr als die Männer gelten in der geschichtlichen Zeit die Frauen als die Träger der göttlichen Offenbarungen, und selbst beim delphischen Orakel saß eine Frau oder Jungfrau auf dem Dreifuße über dem Erdschlund und sprach die abgerissenen Worte aus, welche die Mitglieder des heiligen Rathes in gebundener oder ungebundener Form den Fragenden mitgaben. Unabhängig von den hochberühmten Orakelstätten, weissagten die sogenannten Sibyllen, deren Sprüche solchen Einfluß erhielten, daß seit dem zweiten Jahrhundert vor Christo selbst Juden und Christen unter ihrem Namen dichteten. Die größte Bedeutung aber gewannen sie dadurch, daß die nach ihnen genannten sibyllinischen Bücher

in Rom öffentliche Geltung erlangten und 900 Jahre behaupteten.

Das Wort Sibylle ist kein Eigenname, sondern der Beiname einer Prophetin, welcher später auf die ganze Gattung übertragen ist. Er soll phönikischen oder aramäischen Ursprungs sein und hat bei den Griechen und Römern Aufnahme gefunden, weil sie ihn aus ihren eignen Sprachen erklärten. Sie sehen darin die äolischen Worte Σιὸς βυλή = Διὸς oder Θεοῦ βουλή, weil die Prophetin „Gottes Rathschluß" verkündigte. Andere erkennen in der ersten Silbe die Wurzel der Worte σοφός und sapiens; die Verkleinerungsform soll das Alter der Person bezeichnen, so daß die Sibylle „eine alte, weise Frau" wäre. Die Römer gebrauchen zuweilen die Form Sibulla, weil y ihrer Sprache fremd ist; in andere Sprachen ist der Name ohne Veränderung übergegangen.[1]

Die älteren griechischen Schriftsteller kennen nur eine Sibylle, von welcher der Philosoph Heraklit sagt, daß sie „mit rasendem Munde, ohne Reiz, Schmuck und Schminke rede." Sammlungen ihrer Orakel waren bereits während des peloponnesischen Krieges verbreitet, aber dem friedlichen attischen Spießbürger verhaßt, weil sie nichts als Krieg und Unglück weissagten. Da sie aus einzelnen Versen bestanden und der Staat keine Aufsicht über sie ausübte, waren sie willkürlichen Fälschungen mehr ausgesetzt, als jedes andere Schriftwerk. Aber zuweilen gingen ihre dunkel gehaltenen Sprüche in Erfüllung und verschafften ihnen auch unter den Gebildeten Glauben. So meint z. B. Plato, daß die Sibylle in göttlicher Begeisterung Vielen vieles vorausgesagt habe. Mit dem Ansehen, das solche Verse genossen, wuchs die Neigung zu anonymen Nachdichtungen, und alle Verfasser sibyllinischer Orakel würden zusammen ein ganzes Heer bilden, in dessen Reihen griechische Bettelpropheten und römische Senatoren,

Juden und Christen, Männer und Frauen, friedlich nebeneinanderständen. Früher hatte man alle derartigen Sprüche noch einer begeisterten Frau zugeschrieben, die als ein halbgöttliches Wesen Jahrhunderte gelebt hatte und auch nach ihrem Tode nicht aufhörte, zu weissagen, sondern als Geist, der Luft beigemischt, immer in Stimmen und Reden erschien.[2] Mit der Zeit aber entstanden Orakel so verschiedenen Charakters, daß die Sammlungen in einzelnen Städten oder Ländern verschiedenen Verfasserinnen zugeschrieben wurden, und z. B. der Pontifer Heraklides drei, Varro zehn, die byzantinische Osterchronik (vom Jahre 630) zwölf verschiedene Sibyllen aufzählt, denen das deutsche Volksbuch die Königin Nichaula von Saba als dreizehnte hinzugefügt hat.[3]

Doch von den zahllosen stillen Mitarbeitern müssen wir die unterscheiden, welche ihre Kunst zuerst und mit besonderem Erfolge, sozusagen berufsmäßig, ausgeübt und den Nachfolgern Wege und Ziele ihrer Thätigkeit gezeigt haben. Als solche aber werden in der Chronik des Eusebius zwei Frauen von der ionischen Westküste Kleinasiens genannt, deren Verse im achten Jahrhundert bekannt wurden. „Die erythräische Sibylle wurde im Jahre 740 in Aegypten und die samische wurde im Jahre 708 bekannt.“[4] Erythrä, sonst eine unbedeutende Stadt, bezeichnete mit Stolz die Sibylle als ihre Bürgerin und begründete ihren Anspruch mit einigen alten Versen. Die Sibylle sagt darin von sich selbst, sie sei die Tochter eines Sterblichen und einer Göttin, einer unsterblichen Nymphe und eines broteſſenden Vaters; ihre Mutter stamme aus dem Walde, die Stadt ihres Vaters sei Erythrä. Eine Bronzemünze von Erythrä zeigt auf der Rückseite „die Göttin Sibylla“; bekleidet mit einem Chiton, sitzt sie linkshin auf einem Felsen und hält in der rechten Hand etwas wie einen Lorbeerzweig. Eine Höhle im Berge Korykos

bezeichnete man als die Stätte, wo die Sibylle Herophile geboren sei, als Tochter der Waldnymphe Idäa und des einheimischen Hirten Theodoros. Vermuthlich wurden den Rathsuchenden aus einer vorhandenen Sammlung Orakel ertheilt und die etwa fehlenden unter dem Namen der Sibylle von Priestern oder Priesterinnen angefertigt. Eine solche scheint Athenais gewesen zu sein, die Alexander den Großen als Sohn des Zeus bezeichnete.[5]

Das Muster von Erythrä erweckte Nacheiferung, denn bei Gergis, Kolophon und Thyatira erhoben sich neue Weissagestätten, die sich auch nach einer Sibylle benannten, und die Gelehrten der Landschaft Troas waren dreist genug, die Heimath der ältesten Sibylle nach dem „rothen Marpessos am Fuße des Ida", in der Nähe von Gergis, zu verlegen. Das erreichten sie durch andere Deutung der oben erwähnten drei Verse und durch Anfügung eines vierten. Wie die Bewohner von Erythrä sich bemühten, den einzigen Ruhmestitel ihrer Stadt zu bewahren, zeigt eine Grotte, die man am Ostabhange des Burgberges von Erythrä im Juni 1891 ausgegraben hat. Einst befand sich in ihr ein Wasserbecken mit einer Skulptur, welche die Sibylle auf einem Felsen sitzend darstellte, und einem noch jetzt gut erhaltenen Epigramm von acht griechischen Distichen. Nach dem Brauch der alten Grabschriften spricht die Sibylle selbst: „Ich bin die Dienerin des Phöbus, die weissagende Sibylle, die erstgeborene Tochter einer Najade. Mein Vaterland ist kein anderes," so sagt sie im bewußten Gegensatz zu den Ansprüchen von Marpessos, „sondern allein Erythrä, und mein sterblicher Vater ist Theodoros. Meine Geburtsstätte ist Kissotas, und dort helfe ich durch meine Orakel den Menschen aus der Noth. Auf diesem Felsen sitzend, sang ich den Sterblichen die Prophezeiungen der später kommenden Leiden. Dreimal dreihundert Jahre lebte ich und reiste als keusche Jungfrau

durch die ganze Erde. Wieder sitze ich nun hier gern an diesem Felsen und labe mich an den lieblichen Quellen. Ich freue mich, daß nun die richtige Zeit gekommen ist, wo, wie ich einst verhieß, Erythrä wieder aufblüht, und nach dem Einzuge eines neuen Erythros Gesetz, Reichthum und Tugend wieder in meiner Vaterstadt herrscht." Die letzten Worte weisen darauf hin, daß, vermuthlich im zweiten Jahrhundert, die Grotte beim Besuche eines römischen Kaisers neu ausgeschmückt ist.[6] Hatte die Erythräerin 900 Jahre in verschiedenen Ländern gelebt, so konnte sie auch die Verfasserin der cumanischen und der römischen Orakel sein.

In demselben achten Jahrhundert vor Christo, in welchem wahrscheinlich die erythräische Orakelsammlung entstand, haben chalkidische Griechen die Stadt Cumä bei Neapel gegründet. Sie lag auf einem jähen Trachytfelsen, der sich damals noch fast unmittelbar aus dem Meere erhob; oben auf der Höhe stand der Tempel des Apollo, zu dem die Sibyllen in allen Sagen in den engsten Beziehungen stehen, und von ihm mochten die Höhlen ausgehen, welche den ganzen Burgberg durchziehen. In einer von diesen soll die cumanische Sibylle gewohnt haben. Schon im dritten Jahrhundert vor Christo besuchte hier wahrscheinlich der griechische Geschichtsschreiber Timäos „die schauerliche Wohnung der weissagenden Sibylle". Später schildert sie der Dichter Vergil, der im benachbarten Neapel wohnte, mit dichterischer Freiheit als eine gewaltige, in die Felswand gehauene Grotte, „zu der 100 Eingänge, 100 Thüren den Zutritt gewähren". Erst im vierten Jahrhundert nach Christo hat Apollinarios sie aus eigener Anschauung beschrieben als eine in den natürlichen Felsen gehauene Basilika mit einem Wasserbecken, in dem sich die Sibylle badete. Nach dem Bade — man beachte die Aehnlichkeit mit den Grotten bei Marpessos und Erythrä — sei sie in das Innere der Grotte gegangen

und habe von einem erhöhten Sitze aus das Orakel verkündigt. Die metrischen Mängel der Orakel erkläre man aus der Ungeschicklichkeit Derer, welche die schnell gesprochenen Worte in der Eile nicht richtig aufzeichneten. Was so die Fremdenführer im vierten Jahrhundert erzählten, bietet noch keine Gewähr dafür, daß im Burgfelsen von Cumä jemals ein selbständiges Orakel gewesen ist, in welchem eine Frau den Willen Apollos unter ähnlichen Formen verkündigte, wie die Pythia in Delphi. Schon der Umstand, daß man uns fünf verschiedene Namen überliefert, beweist das Fehlen einer geschichtlichen Nachricht, doch gab es zu Neros Zeit in Cumä außer anderen seltsamen Reliquien einen ehernen oder steinernen Krug, in dem sich die Ueberreste der Sibylle befinden sollten. Wenn die Kinder sie fragten: „Was willst du?" so antwortete sie: „Ich will sterben." Sehr alt ist aber die Geschichte, daß die Cumaner ihr Orakel nur einem längeren Aufenthalte der Erythräerin verdankten. „Apollo liebte die Sibylle und versprach ihr die Erfüllung eines beliebigen Wunsches. Da ergriff sie eine Handvoll Sand und verlangte so viele Lebenstage, wie sie Körner halte, was ihr Apollo unter der Bedingung gewährte, daß sie Erythrä verlasse und ihre Heimath nie wiedersehe. Deshalb begab sie sich nach Cumä und war bereits 700 Jahre alt, als sie den Aeneas in die Unterwelt führte; aber noch hatte sie weitere 600 Jahre zu leben, und ihr Körper war doch schon so vom Alter verzehrt, daß Niemand sie mehr sehen konnte und sie nur noch als flüsternder Laut durch die Höhlen schwebte. Als jedoch die Bürger ihrer Heimath von diesem Schicksale hörten, sandten sie ihr einen Brief, mit der rothen Erde von Erythrä versiegelt, bei dessen Anblick sie sterben konnte, weil sie in dem Siegel die Erde ihrer Heimath wiedergesehen hatte." [7]

Diese Legende erkennt die Verwandtschaft der Samm-

lungen von Erythrä und Cumä an und soll zugleich erklären, wie ein und dieselbe Frau 700 Jahre, zur Zeit des Aeneas und des jüngeren Tarquinius, leben konnte. Wie die Orakel von Erythrä nach Cumä, von Cumä nach Rom gekommen sind, läßt sich geschichtlich nicht feststellen, doch haben die Ausgrabungen einen Beweis für den frühen Verkehr der Römer mit den kampanischen Griechenstädten gebracht. Wenn Rom von ihnen die Schriftzeichen und die Verehrung Apollos lernte, so kann auch eine Orakelsammlung von Cumä oder deren Abschrift gegen das Ende der Königszeit nach Rom gelangt sein. Nach der gewöhnlichen Ueberlieferung war sogar der letzte römische König, Tarquinius der Stolze, mit dem Tyrannen Aristodemos von Cumä befreundet und fand nach seiner Vertreibung bei ihm auch eine Zuflucht. Zu Tarquinius nun kam ein fremdes Weib und bot ihm neun Bücher mit Orakeln zum Kauf an; da aber Tarquinius den geforderten Preis nicht zahlen wollte, ging sie fort und verbrannte erst drei von ihnen, dann wieder drei und verlangte jedesmal für die noch übrigen den zuerst geforderten Preis. Als sie auch die letzten verbrennen wollte, wurde der König stutzig und kaufte die drei noch übrigen Bücher. Und nachdem die Frau das Geld erhalten hatte, rieth sie, die Bücher sorgfältig zu bewahren, und verschwand.[8] Während der ganzen Zeit der Republik haben sie im Jupiters-Tempel gelegen, sind mit ihm verbrannt und wiederhergestellt. Deshalb schrieb man die Erwerbung der Bücher billig dem Erbauer des Tempels zu, doch kann Niemand bestimmt sagen, wer sie nach Rom gebracht hat, ob sie erobert, gekauft oder geschenkt sind, ob eine Abschrift in Cumä zurückblieb, oder ob die römischen Bücher nur eine Abschrift cumanischer Originale waren. Der letzte Tarquinier wird als ein Feind des römischen Adels geschildert, durch dessen Anstrengungen er vertrieben sein soll, und Manche haben ihn

auch als Nachkommen eines Griechen bezeichnet. Zu diesem Bilde paßt es, daß er durch die Einführung griechischer Orakel den ersten Schritt zur Gleichstellung der Plebejer auf religiösem Gebiete that, denn die altrömischen Götter waren Götter des Adels, und an ihrer Verehrung hatte das andere Volk keinen Antheil. So soll die erste Sammlung der sibyllinischen Bücher gegen Ende des sechsten Jahrhunderts von Erythrä über Cumä nach Rom gekommen sein.

Die Aufsicht über sie vertraute der König zwei Männern an, die er zu strengem Amtsgeheimnisse verpflichtete, und als der eine von ihnen, M. Atilius, einem Sabiner für Geld das Abschreiben gestattete, ließ er ihn wie einen Vatermörder in eine Haut einnähen und ins Meer versenken. Zur Uebersetzung des griechischen Textes gab er ihnen zwei griechische Sklaven bei. Diese Einrichtung blieb in der Republik bestehen, und die „zwei Männer zur Besorgung der Opfer“ bekleideten ihr Amt lebenslänglich, waren aber vom *Kriegsdienste* und anderen öffentlichen Aemtern frei. Wie ihr *Name* sagt, hatten sie nicht nur im Auftrage des Senates unter Hinzuziehung der beiden griechischen Dolmetscher die Bücher zu befragen und die Rathschläge mitzutheilen und in ihren Büchern aufzuzeichnen, sondern vor allem die auf den Rath der Bücher eingeführten Opfer „nach griechischem Brauche“ darzubringen und zu überwachen. Bei dem steten Anwachsen dieser Pflichten genügten die Kräfte zweier Männer in ehrenamtlicher, lebenslänglicher Thätigkeit nicht mehr, weshalb im Jahre 367 ihre Zahl auf zehn vermehrt wurde, die zur Hälfte Plebejer waren. Den Vorsitz hatten zwei Direktoren (magistri), aber eine große Unabhängigkeit hatten die Decemvirn dadurch, daß nach dem Tode eines Mitgliedes die anderen selbst die Ergänzungswahl vornahmen. Nur im besonderen Auftrage des Senates aber stiegen sie, festlich geschmückt, zum Tempel hinauf,

ließen sich auf den mit Lorbeer bekränzten Sitzen nieder und entrollten mit verhüllten Händen die heiligen Bücher. Auf den Antrag eines Mitgliedes faßte das Kollegium einen Beschluß, den der Vorsitzende später im Senate vorlas. Aber über der ganzen Handlung lag ein tiefes Geheimniß, so daß man wohl wichtig thuende Leute mit Erklärern der Bücher verglich.[9]

Soweit das Volk überhaupt nachdachte, war es der Meinung, daß alle veröffentlichten Orakel den drei alten Büchern der cumanischen Sibylle angehörten, die seit der Königszeit in der steinernen Kiste auf dem Kapitol gelegen hatten. Diese auch bei neueren Schriftstellern vorkommende Ansicht hat Hermann Diels in den „Sibyllinischen Blättern" mit Erfolg bekämpft und an zwei Beispielen nachgewiesen, wie diese „Pandorabüchse des römischen Volkes" erst allmählich gefüllt worden ist.[10] Gegen das Ende des Jahres 213, drei Jahre nach der Schlacht bei Cannä, beunruhigten allerlei von Privatleuten verbreitete Orakel die Stadt, und das Volk wendete sich fremden Gottesdiensten zu. Deshalb gab der Stadtprätor im Auftrage des Senats den Befehl, ihm alle schriftlich vorhandenen Orakel, Opferanweisungen und Beschwörungen einzuliefern. Unter diesen erhielt er auch zwei angebliche Orakel von einem oder zwei älteren römischen Sehern, Namens Marcius. Da das eine von ihnen die vor drei Jahren erlittene Niederlage bei Cannä weissagte, was nachträglich nicht schwer war, glaubte man auch dem zweiten, das die Veranstaltung von Spielen zu Ehren Apollos anordnete. Zu größerer Sicherheit ließ der Senat erst noch die sibyllinischen Bücher befragen, und als diese denselben Bescheid gaben, befolgte man ihren Rath. Wenn die Orakel auch auf Baumrinde geschrieben waren, so ist doch unschwer zu sehen, daß sie erst nach der Schlacht bei Cannä von einem Manne gedichtet sind, der den Decemvirn nahe stand

oder zu ihnen gehörte.[11] Die alten Bestandtheile der Sammlung waren oft gebraucht und machten keinen Eindruck mehr, und in der Noth des zweiten punischen Krieges waren auch neue Orakel nöthig. Als der erste Versuch mit lateinischen Versen geglückt war, erschienen zwei griechische Neudichtungen in den Jahren 207 und 200; von der ersten sind uns noch 29 Verse, von der zweiten 41 erhalten, weil sie im Jahre 125 zum zweiten Male benutzt und bei dieser Gelegenheit veröffentlicht oder durch eine Indiskretion in die Litteratur gekommen sind. Denn in späterer Zeit hat man zuweilen das Orakel selbst bekannt gemacht, um größeren Eindruck zu erzielen. Der Nachweis solcher Neudichtungen in zwei oder drei Fällen läßt den Schluß zu, daß die Decemvirn auch sonst ähnlich gehandelt haben, um die Orakel auf der Höhe der Zeit zu erhalten.[12]

Wenn das Orakel vom Jahre 200 (in Vers 65) Baumblätter als seinen Schreibstoff nennt, so eignet es sich den Sprachgebrauch der älteren Orakel an, welche von den *Sibyllen* mit Zeichen und Worten auf Palmblätter geschrieben sein sollten. Auch Vergil nimmt an, die Sibylle habe ihre Worte auf einzelne Blätter aufgezeichnet und in der Höhle liegen lassen, wo der Wind sie dann durcheinanderwirft. Deshalb war Niebuhr der Ansicht, die Verse hätten auf kleinen Blättern gestanden und diese seien dann von der römischen Kommission nach bestimmten Grundsätzen geordnet und in der von ihnen beliebten Reihenfolge erklärt worden. Aber die kleinen italienischen Palmblätter reichten nur für die ältesten, ganz kurzen Orakel aus; für Orakel von dreißig geordneten Versen waren sie schon ganz ungeeignet, und man würde eine Sammlung solcher Blätter auch nicht als Bücher, libri, bezeichnet haben. Sie müssen also, wie es von den marcianischen Orakeln bezeugt ist, auf Bast, später vielleicht auch auf Papyrus gestanden haben.[13]

Wahrscheinlich sind alle Sibyllen-Orakel im homerischen

Hexameter verfaßt, und die jüdische Sibylle ist sogar unverfroren genug, sich als dessen Erfinderin zu bezeichnen und vorauszusagen, daß Homer ihr Metrum nachahmen und sich Verse von ihr aneignen werde. Uebrigens konnten die Verfasser von Orakeln es Niemandem recht machen, denn, waren diese poetisch mangelhaft, so bezweifelte man deshalb ihren apollinischen Ursprung, während gute Verse den Verdacht künstlicher Berechnung erweckten. Die Gläubigen indessen entschuldigen die Schwächen, weil die göttliche Offenbarung jede Künstelei verschmähe, oder weil die Priester und die Schreiber ungebildete Leute gewesen seien und die Sibylle nach dem Aufhören der Begeisterung sich ihrer früheren Verse nicht mehr erinnert habe. In den beiden römischen Orakeln ist die metrische und die stilistische Unfertigkeit gleich groß und läßt den geborenen Römer deutlich erkennen.[14]

Das Finden einer vollendeteren Form war auch erschwert bei den Orakeln, welche die Akrostichis oder Parastichis zeigen, d. h. „die Einrichtung, daß die Anfangsbuchstaben der Verse nach einer bestimmten Absicht miteinander verbunden sind“. Die Anwendung dieses Kunstgriffes, um die Einschiebung oder Ausmerzung ganzer Verse eines Orakels zu verhindern, galt nach dem Untergange der alten Sammlung als Kennzeichen der echten Sibyllen-Orakel. Sagt doch Cicero, diese Verse zeugten nicht von prophetischer Begeisterung; denn jedes Gedicht erfordere mehr Kunst und Sorgfalt, als leidenschaftliche Bewegung, besonders aber ein nach akrostichischen Grundsätzen angelegtes, wo durch Verbindung der Anfangsbuchstaben aufeinanderfolgender Verse ein bestimmter Wortlaut entstehe. Und in den Sibyllinen bildeten die Buchstaben des ersten Verses eines Spruches die Anfangsbuchstaben der Verse des ganzen Spruches, den sie wie ein Saum einfaßten.[15] Diese wenig verstandenen und früher oft anders

übersetzten Worte haben durch die beiden Orakel vom Jahre 207 und 200 ihre Erklärung gefunden, denn nach Ergänzung von acht ausgefallenen Versen ergeben die Anfangsbuchstaben der ersten 29 Verse den Vers:

„Schicksal der Menschen, die später, was Jedem bestimmt ist, erfahren,"

und diese Worte bilden den Anfang des in den uns erhaltenen Versen fortgesetzten Gedankens. Von dem zweiten Orakel sind, wie der Inhalt zeigt, die ersten Verse verloren, und hier ergeben die Anfangsbuchstaben der Verse 30—70 den Sinn:

„(. . . wer auf stolzem)
Rosse sich brüstet, wird wieder in neues Unheil gerathen,
Aber" . . .

Diels ergänzt sie im Sibyllentone zu drei griechischen Versen, die er übersetzt: „Wie viele Leiden bringt das Schicksal! Wer, dem einen entronnen, auf stolzem Rosse heimgekehrt ist, wird wieder in neues Unglück gerathen. Aber auch er kann gerettet werden, wenn er mir folgt." Daß die Anfangsbuchstaben weniger auseinanderfolgender Verse ein Wort bilden, kann Zufall sein, und als solcher ist die Akrostichis λευκή im 24. Buche der Ilias zu erklären. In den Orakeln aber zeigt die Wahl der Anfangsbuchstaben so deutlich Berechnung, daß man noch jetzt mit voller Sicherheit das Ausfallen von Versen nachweisen kann. Wer eine richtige Zeile entfernen oder eine falsche einschieben wollte, ohne diesen Kunstgriff zu kennen, war schon durch eine oberflächliche Prüfung leicht zu überführen. Die handwerksmäßige Anwendung der Akrostichis beeinträchtigt natürlich den poetischen Werth, wenn von einem solchen überhaupt zu reden ist, denn sie verleitet zu gezwungener Wortstellung und zur Anwendung überflüssiger Wörter. So ist in unseren Versen das Iota fünfmal durch ἱστός (Webstuhl) ausgedrückt, denn die Sibylle spricht mit Vorliebe von ihrem

Schaffen am Webstuhle der Zeit, das Pi viermal durch das Füllwort προφρονέως (gern), die fünf vorkommenden Sigma durch das zwar zierende, aber höchst überflüssige Beiwort σεμνός (ehrwürdig.)

Wie weit Cicero und Dionysius recht haben, wenn sie die Akrostichis als Kennzeichen der echten Sibyllen-Orakel bezeichnen, entzieht sich der Prüfung, weil dies die beiden einzigen Orakel der ersten Sammlung sind. Einen Rest aus dieser früheren Zeit bilden wahrscheinlich die Verse 25—30 im Säkular-Orakel der zweiten Sammlung, da sie die Akrostichis δαπεδο zeigen. Daß sie sonst in der zweiten Sammlung als entbehrlich galt, zeigen die andern Verse dieses langen Gedichtes, und es mag auch bemerkt werden, daß Vergil und Tibull in den Sibyllen-Prophezeiungen, welche sie dem Aeneas geben lassen, die Verse nicht nach diesem Grundsatze aufreihen. Auch in den jüdischen und christlichen Orakeln finden wir sie nicht, abgesehen von der Prophezeiung des jüngsten Gerichtes im achten Buche von Vers 217—250, dessen Anfangsbuchstaben vereinigt „Jesus Christus Gottes Sohn, Heiland, Kreuz" bedeuten. Den ältesten, nicht-römischen Sibyllen-Orakeln fehlte die Akrostichis schon wegen ihrer Kürze. Sonst ist sie oft angewendet, um den Namen des Verfassers zu bezeichnen, so wahrscheinlich schon im fünften Jahrhundert in einer Sammlung von Sentenzen aus Epicharm, um das Jahr 190 bei einer kleinen astronomischen Schrift des Eudoxus und in der römischen Litteratur zuerst von Ennius; auch auf manchen Grabschriften zeigt die Akrostichis den Namen des Verstorbenen, und die Verfasser mehrerer christlicher Hymnen sind nur durch sie bekannt. Mit mehreren Versen, drei jambischen Trimetern, hat schon im vierten Jahrhundert Dionysius von Heraklea ein längeres Gedicht umsäumt, um seinen Lehrer Herakides zu täuschen. Er spielte diesem ein Gedicht „Parthenopäos" in die Hände, als dessen Verfasser Sophokles genannt war, und

sein Lehrer erkannte nach genauer Prüfung das Gedicht als sophokleisches an, bis der wahre Verfasser ihn auf die Anfangsbuchstaben hinwies. Diese ergaben die Verse:

„Ein alter Affe geht sonst nicht ins Netz hinein;
Geht er hinein, thut er's doch erst nach langer Zeit.
Doch Herakleides —, der versteht Geschrieb'nes nicht." [16]

Ein solches Scherzgedicht ist gewiß nicht das erste seiner Art gewesen und wird in der Geheimlitteratur der Orphiker oder auch in größeren Orakeln seine Vorbilder haben. Wahrscheinlich dürfte es also sein, daß die älteren römischen Orakel meistens akrostichisch aufgereiht waren, während dies in der zweiten Sammlung nicht mehr für nöthig gehalten wurde.

Wenn die Römer auf den Besitz solcher griechischen Orakel Werth legten und hochangesehene Männer mit ihrer Aufsicht bemühten, so war wohl der Hauptgrund der, daß sie von ihnen bestimmten Bescheid erhielten, während ihre eigenen Götter nur kurze Antworten mit Ja oder Nein ertheilten. Die größere Klarheit der griechischen Sprüche hat auch der gewürdigt, welcher mit kühner Etymologie den Namen Apollos erklären wollte, in dem er ihn von Aperta (Enthüller) ableitete. Und doch läßt sich Klarheit den sibyllinischen Orakeln ebensowenig nachrühmen, wie den delphischen; wenigstens sagt Cicero von einem Orakel aus dem Jahre 44, sein Verfasser habe es durch ungenaue Angabe der Zeitumstände und Personen erreicht, daß es auf alle Ereignisse passe. Die delphischen Orakel sind meistens kurz, denn ein Orakelpriester ist wie der Arzt, der nach Untersuchung des Leidenden ohne weitere Begründung seinen Rath ertheilt. Ein Orakelbuch, wie das römische, gleicht einem medizinischen Hausbuche, das erst die Krankheitserscheinungen beschreibt und dann die Mittel zur Heilung angiebt, nach deren Gebrauch Besserung zu hoffen ist. Aehnlich die bekannte Parodie eines Bakis-Orakels, in welchem Aristo-

phanes den Sturz des paphlagonischen Gerbers Kleon verheißt. Da ist erstens die Noth, welche der „Lederadler" Kleon über das einfältige Volk bringt, geschildert mit den Worten:

„Doch wenn der schnabelgekrümmte, der lederne Aar, mit den Fängen
Also die Schlange ergreift, den einfaltspinſ'ligen Blutschlund."

Zweitens folgt die tröstende Verheißung:

„Dann geht schmählich zu Grund Paphlagonen die Knoblauchsauce,
Aber dem Dickdarmhändler gewährt viel Ruhmes die Gottheit."

doch die Rettung ist, drittens, abhängig von einer Bedingung:

„So er es daß nicht achtet, hinfort noch Wurst zu verkaufen." [17]

In unseren Sibyllensprüchen überwiegt die Bedingung oder der Rath, von dessen Befolgung die Wiederkehr der göttlichen Gnade abhängt, während der Anlaß zur Befragung und die Verheißung kürzer abgemacht sind. Das Volk sieht eine, nur durch übermenschliche Kraft erklärbare Prophezeiung schon in der Beschreibung seiner Noth, die der Verfasser des Orakels vor langer Zeit vorausgesagt hat; da sich aber der Mensch nur bei traurigen Anlässen an die Orakel wendet, mußten die Sibyllen ganz von selbst in den Ruf von Unglücksprophetinnen kommen, und in diesem Tone sind wesentlich die jüdischen und christlichen Nachahmungen geschrieben.

Man würde irren, wenn man annähme, daß ein gewöhnliches Unglück schon die Befragung veranlassen könnte; vielmehr hat man die Bücher in der Regel nur befragt, wenn schreckliche Wunderzeichen zur Anzeige gebracht wurden. Die amtliche und die volksthümliche Anschauung der Römer war die, daß die Götter ohne Zuthun der Menschen diesen durch schreckliche Wunderzeichen in den heiligen Bezirken, in den Tempeln und auf dem Gemeindelande ihren Zorn kund thun, und daß der Mensch dann noch der schlimmsten Strafe entgehen kann, wenn er rechtzeitig „Frieden mit den Göttern" macht. Es war in

Rom bekannt, daß solche Prodigien, die uns sehr gleichgültig lassen würden, in den Orakeln prophezeit waren, denn **Tibull** sagt von den Sibyllen, welche die zweite römische **Sammlung** verfaßten (2, 5, 71 flg.):

> „Sie verkündeten uns die Boten des Kriegs, die Kometen;
> Regnen würden auch bald Stein' auf die Erde herab.
> Und man hab' in der Luft der Tuba Getön und der Waffen
> Rasseln gehört und den Ruf fliehender Krieger im Hain."

Außerdem nennt er noch Sonnenfinsternisse, Schwitzen von Götterbildern und das Sprechen von Stieren als gewöhnliche Prophezeiungen. Diese Prodigien werden als sichere Vorboten des göttlichen Strafgerichtes von den Zeugen in Rom angemeldet und bis zum Jahre 120 in die Jahrbücher eingetragen, mit besonderer Genauigkeit erst seit dem Unglücksjahre 249. Denn dieses Jahr machte auf dem Gebiete des römischen Gottesdienstes und Aberglaubens Epoche, weil man der Gottlosigkeit der beiden Konsuln die Schuld an dem Verluste der beiden *Flotten* zuschrieb. So sind die Wunderzeichen in die Geschichtswerke aufgenommen und besonders von Livius genau mitgetheilt. „In ihm erwachten bei der Erzählung der alten Geschichte die Anschauungen der alten Zeit, und eine Art religiöser Scheu veranlaßte ihn, das, was so verständige Männer für politisch wichtig gehalten hatten, auch in sein Geschichtswerk aufzunehmen." [18]

Als Prodigien galten zunächst merkwürdige Himmelserscheinungen, zu denen auch Blitzschlag und das Fallen von Meteorsteinen gehört, ungewöhnliche Bildungen bei Menschen und Thieren, das Erscheinen von einem Uhu, einem Bienenschwarm oder andern Thieren in der Stadt, in Tempeln und belebten Gegenden. Einem Prodigium gleich geachtet wurden auffallend starke Winter oder schwere Epidemien, von denen Rom besonders im vierten Jahrhundert oft heimgesucht wurde. Und schließlich wird in dem auf Seite 11 genannten Marcier-Orakel

die Kriegsnoth mit der Pest auf eine Stufe gestellt, wenn der Feind „wie ein Geschwür“ weithin die Völker überzieht. So konnten schließlich auch innere Zwietracht und große Niederlagen als genügender Anlaß zur Befragung gelten. Uebrigens würde in schweren Zeiten der Senat nie um ein anderes Prodigium verlegen gewesen sein, wie denn Livius über den Winter des Jahres 218/217, nach Hannibals Einmarsch in Oberitalien, sagt: „Damals geschahen viele Wunderzeichen, oder, wie es zu geschehen pflegt, wenn die Menschen einmal in religiöser Erregung sind, es kamen viele zur Meldung und wurden leicht geglaubt.“ In ruhigen Zeiten geht ein Jeder seinem Berufe nach und kümmert sich wenig um derartige Zeichen, oder wenn sie gemeldet werden, reichen die Vorschriften der Eingeweideschauer und Zeichendeuter zur Sühnung aus. Wenn aber ein schwerer Krieg den Bestand des Staates oder eine Seuche das Leben des Einzelnen täglich und stündlich bedroht, dann faßt das Volk die alltäglichsten Dinge als „schreckliche Wunderzeichen“ auf und verlangt, daß „etwas“ geschehe. Und dann würde der Senat die Verantwortung für alles noch kommende Unglück tragen, wenn er die Sache leicht nehmen wollte.[19]

Den höchsten Grad hat diese Erregung mehrmals im zweiten punischen Kriege erreicht, so daß selbst der aufgeklärte Grieche Polybius davon Notiz nimmt. „Vor der Schlacht bei Cannä,“ so sagt er, „gingen alle ihre Orakel von Mund zu Mund, von Zeichen und Wundern war jedes Heiligthum, jedes Haus voll, und deshalb hörte man in der ganzen Stadt nur von Gelübden und Opfern, Bußtagen und Gebeten. Denn in der Noth sind die Römer sehr darauf aus, Götter und Menschen zu versöhnen, und halten in derartigen Zeiten nichts für unziemlich und unedel, was zu diesem Zwecke geschieht.“ Um eines von vielen Beispielen vollständig zu geben, sei hier an die Wunderzeichen erinnert, welche im

Frühling des Jahres 217 angemeldet wurden, als Hannibal von Oberitalien gegen Rom heranzog: In Sizilien leuchten mehreren Soldaten die Wurfspieße, in Sardinien einem Offizier der Stock, an vielen Stellen der Küste sieht man Feuer, zwei Schilde schwitzen Blut, einige Soldaten werden vom Blitz getroffen, die Sonne verfinstert sich, in Präneste regnet es Steine, in Arpi sieht man Schilde am Himmel und den Mond im Kampfe mit der Sonne, in Capena erscheinen am Tage zwei Monde, die Heilquellen von Cäre zeigen eine blutige Farbe, bei Antium fallen den Schnittern blutige Aehren in den Korb, in Falerii sieht man in einem Spalt des Himmelsgewölbes ein helles Licht, aus den Losen des dortigen Orakels fällt ganz von selbst eines heraus mit der Aufschrift „Mavors schüttelt seine Waffe," auf der appischen Straße schwitzt das Bild des Mars und die Wölfe, und in Capua sieht man den Himmel brennen und den Mond beim Platzregen niederfallen. Als kleinere Prodigien werden dann noch aufgezählt die Geburt von wolligen Ziegen, die Verwandlung eines Hahnes in eine Henne und einer Henne in einen Hahn.[20]

Es sind die albernsten Geschichten, und schrecklich ist bei diesen Wunderzeichen nur der Umstand, daß die Berichterstatter sie dafür hielten und der Konsul die Berichterstatter nicht einfach nach Hause jagen durfte So aber — es war ja die Zeit, wo man seinen Kollegen Flaminius der Gottlosigkeit beschuldigte — führte er selbst die Zeugen in den Senat, und dieser ordnete zunächst einige Opfer und dann die Befragung der Bücher an. Drei Jahre später lesen wir, beim Jahre 214, wieder 17 Prodigien, z. B. daß in Sizilien ein Stier gesprochen und im Marrucinerlande ein Kind im Mutterleibe Jo triumphe geschrieen hatte. Als Neuheit erscheint der erste Fall von Hermaphroditismus, denn es wird berichtet, daß zu Spoleto sich eine Frau in einen Mann verwandelt habe. Aehnliches war bei Thieren

selten, bei Menschen noch nie zur Meldung gekommen und wurde beim ersten Auftreten noch mit altbewährten Mitteln gesühnt. Daß ein Knabe in den ersten Jahren nach der Geburt für ein Mädchen angesehen und als solches erzogen wurde, ist öfters vorgekommen, aber nach dem viel besprochenen Falle paßte man in Italien besser auf, und in dem besonders prodigiensüchtigen Orte Sinuessa entdeckte man einen Hermaphroditen nach fünf Jahren schon bei der Geburt und sühnte es in Rom wieder mit den gewöhnlichen Mitteln. Da ereignete sich im Jahre 207, in den bangen Tagen vor der Schlacht bei Sena, als die üblichen Prodigien vor dem Ausmarsch der römischen Heere schon gesühnt waren, etwas ganz Schreckliches, was dem Volke die eben gewonnene Fassung wieder nahm. In Frusino ward ein Kind geboren, so groß wie ein vierjähriges, aber merkwürdiger, als seine Größe, war auch hier, daß man, wie vor zwei Jahren in Sinuessa, nicht unterscheiden konnte, ob es ein Knabe oder ein Mädchen war. „Das erklärten die etruskischen Eingeweideschauer für ein abscheuliches und schreckliches Wunder und befahlen, es, ausgestoßen vom römischen Boden, fern von der Berührung mit der Erde, auf der hohen See zu versenken. Lebend legten sie es in einen Kasten, ließen ihn aufs Meer fahren und ins Wasser werfen."

Auch von den 15 anderen Hermaphroditen, die bis zum Jahre 92 erwähnt werden, sind nachweislich zwölf ins Meer versenkt oder auf einer öden Insel ausgesetzt. Aber im Jahre 207 wurden auch die sibyllinischen Bücher befragt, und die Decemvirn waren jetzt der Höhe ihrer Aufgabe gewachsen. Die alte Sibylle hatte einen derartigen Fall nicht vorgesehen, da aber die kleinen Mittel das erste und zweite Mal nicht geholfen hatten und die Zeiten immer noch nicht besser wurden, setzte sich ein Mitglied der Kommission selbst an ihren Webstuhl und verfaßte das uns noch theilweise erhaltene Orakel.

Von den damals angeordneten Sühnungen erwähnt Livius (27, 37) nur die große Prozession zu Ehren der „Königin Juno" und skizzirt sie mit wenigen, aber festen Strichen. Voraus werden zwei weiße Kühe geführt und zwei Holzbilder der Göttin getragen; dann folgen 27 Jungfrauen in langen Gewändern und singen einen Hymnus auf die Göttin; hinter diesen in vollem Ornat die Decemvirn, mit Lorbeerzweigen bekränzt. So bewegt sich der Festzug vom Apollotempel nach dem Forum, wo die Jungfrauen zum Gesange tanzen, und von da zum Opfer nach dem Junotempel. Livius erwähnt nur diesen fremdartigen Brauch, der in Vers 14—18 unseres Orakels vorgeschrieben ist.[21]

Dieses zeigt uns auch, daß die zur Befragung veranlassenden Prodigien im Eingange des Orakels mit ziemlicher Bestimmtheit angegeben waren, und daß es von Rechts wegen nicht ganz dem Gutdünken der Decemvirn überlassen sein sollte, welches Orakel sie bei den einzelnen Prodigien anwenden wollten. Die Anfangsverse des Orakels von 207 lauten: „Das Geschick der Sterblichen, die erst spät erfahren, wohin zu gelangen einem Jeden beschieden ist, alle Wunder und alle Plagen des von Gott verhängten Schicksals wird mein Webstuhl lösen, wenn du folgendes im Herzen erwägst, auf seine Kraft vertrauend. Und ich sage dir gewißlich, einst wird ein Weib ein Mannweib gebären, welches alle Körpertheile eines Mannes hat, und alle, welche die unmündigen, zarten Mädchen haben. Ich will sie dir nicht verhehlen, sondern bereitwillig die Opfer für Demeter und die hehre Persephone beschreiben." Wie hier der Hermaphrodit genau geschildert ist, so war wohl in allen Orakeln das die Befragung veranlassende Wunderzeichen beschrieben, doch war schon wegen der großen Zahl der gleichzeitig zu sühnenden Prodigien meistens der Willkür der Decemvirn Thür und Thor geöffnet. Daß das

Erscheinen dieser Prodigien in den Orakeln vorausgesagt war, ist der erste Grund, weshalb die Sibylle als Verkünderin der Zukunft gilt; freilich würde man mit demselben Rechte in einem medizinischen Hausbuche oder im Strafgesetzbuche die Voraussagung aller Krankheiten und Verbrechen sehen müssen. Der zweite Grund ist der, daß die Verfasser mit Vorliebe bereits geschehene Dinge prophezeien, um durch deren notorische Richtigkeit einen Beweis ihrer Zuverlässigkeit zu geben. Deshalb enthielt das Marcier-Orakel in seinem ersten Theile eine impertinent deutliche Voraussagung der Schlacht bei Cannä, deshalb sagt die Sibylle vom Jahre 200 kühn den Griechen die bereits 500 Jahre vorher erfolgte Gründung von Cumä voraus, deshalb endlich prophezeit der jüdische Sibyllist die ganze Weltgeschichte von der großen Fluth bis zum Jahre 124 vor Christo. Wer das Orakel für ein altes hielt, mußte auch dem Rath und der Verheißung aus so bewährtem Munde vertrauensvoll glauben. Wenn diese zweite Prophezeiung nur die Glaubwürdigkeit erhöhen soll, so hat ein drittes prophetisches Element wesentlich praktische Bedeutung und ist bestimmt, die Absichten des Verfassers erreichen zu helfen. Auch die ältesten Sibyllen-Orakel haben bestimmte Ziele, aber diese sind nur religiöser Art. Sie wollen durch Propaganda für den Dienst der griechischen Götter die Menschen besser machen. Allerdings ist nach unserer Ueberlieferung ein Versuch, die Orakel zu politischen Zwecken auszunutzen, schon im Jahre 461, vor dem Decemvirat, gemacht. Als aber um das Jahr 399 eine Pest in Rom wüthet, mitten in der Zeit des zehnjährigen Krieges gegen Veji, hören wir wieder nur von religiösen Vorschriften des Orakels, denn die dringend gewünschte Ausschließung der Plebejer vom Militärtribunat setzte der Senat auch ohne das Orakel durch. Die meisten Orakel, wie z. B. das der Marcier, stellen allgemein Glück in Aussicht,

wenn ihre Rathschläge beachtet werden. „Wenn ihr solches thut," so sagt es, „so werdet ihr euch immer freuen, und eure Lage wird besser werden. Denn dieser Gott wird eure Kriegsfeinde austilgen, die ungestört eure Aecker abweiden." Das falsche Orakel von 207 verweist auf die Hülfe der Griechen, das von 200 auf die eines Trojaners aus hellenischem Lande, wodurch das gleich nachher abgeschlossene Bündniß mit Ilium empfohlen wurde, das dem Verfasser für den Krieg gegen Makedonien Nutzen zu versprechen schien. Im Jahre 187 soll ein Orakel vor einem Zuge über den Taurus gewarnt haben, und kurz vor dem Ende der ersten Sammlung ist ein Orakel im Jahre 87 für den Parteikampf benutzt, indem es die Ausweisung von Cinna und sechs Volkstribunen verlangte. Der Verdacht einer beabsichtigten Fälschung ist in jedem dieser Fälle erhoben und schwerlich abzuweisen, wobei es gleichgültig ist, ob das vorgelegte Orakel selbst gefälscht oder ob die zu einem alten Orakel gegebene Erklärung tendenziös war.[22]

Derartige politische Wünsche liegen den Verfassern der älteren Orakel fern, denn ihr eigentlicher Zweck ist der, durch Einführung neuer Gottesdienste oder durch Darbringen von sonst ungewöhnlichen Opfern die Götter zu versöhnen und die Menschen zu trösten und zu bessern. Nun konnten aber in den alten, im sechsten Jahrhundert aus Griechenland gekommenen Orakeln nur griechische Gottesdienste empfohlen sein, und deren Einführung ist das Verdienst der sibyllinischen Bücher. Eine Erwähnung römischer Kulte würde auf eine Neudichtung, Fälschung oder gezwungene Erklärung eines Orakels hinweisen. Alle von der Sibylle angeordneten Opfer und Feste wurden von den Duumvirn oder Decemvirn ausgeführt oder beaufsichtigt, wodurch diesen allmählich eine bedeutende Arbeitslast erwuchs. Und bei allen Opfern findet „griechischer Brauch" (ritus graecus) Anwendung, d. h. man opfert mit unverhülltem

Haupte und mit Lorbeerzweigen bekränzt, unter Anwendung der musischen Künste, der Dichtkunst, der Musik und des Tanzes. Nicht nur der Verfasser des Marcius-Orakels verlangt griechischen Brauch, auch der des Orakels von 207. Er empfiehlt, um zu diesem Beispiel zurückzukommen, zur Sühnung des Hermaphroditen verschiedenartige Opfer für Demeter, Persephone und die Königin Hera, hauptsächlich von den Frauen und Jungfrauen zu veranstalten, wahrscheinlich auch ein Opfer von dreimal neun Stieren für Zeus. Der Inhalt der Gebete, daß Persephone in der Stadt bleiben und die Gleichgültigkeit der Griechen aufhören möge, ist ausdrücklich vorgeschrieben. Den größten Eindruck von allem hier Vorgeschriebenen machte ein mit Reigentanz verbundener Gesang römischer Jungfrauen zu Ehren der Juno, wozu der Dichter Livius Andronikus den noch etwas ungefügen Text gedichtet hatte. Wie man es von einem Sibyllen-Orakel verlangt, ist der Wortlaut eigenthümlich dunkel gehalten, aber auch wieder geschäftsmäßig trocken, und da, wo es sich um eine Charakteristik des Jungfrauentanzes handelt, lüftet er die sonst so ernsthaft getragene Maske der alten Griechin und verlangt ausdrücklich „griechischen Brauch" (S. 22).[23]

Nichts zeigt die Einwirkung der Bücher auf den römischen Kultus deutlicher, als die auf ihren Rath eingeführte Götterbewirthung, das „Lectisternium". In der allerdings noch nicht genügend beglaubigten Geschichte von der Belagerung Vejis bis zum Beginne des zweiten Samniterkrieges wird sie fünfmal erwähnt, und in den drei Fällen, wo der Anlaß überhaupt bekannt ist, handelt es sich um eine Epidemie. Wenn ein aus Griechenland stammendes Orakel im Jahre 399 zum ersten Male die griechische Götterbewirthung in Rom einführte, so ist doch eine wesentliche Aenderung derselben bei dem Uebergang nach Italien erklärlich. Da die sibyllinischen Bücher nur in Zeiten besonderer Noth befragt wurden, und ihre An-

ordnungen den Frieden mit den erzürnten Göttern wiederherstellen sollten, war schon eine veränderte Auffassung bedingt. Jedes unter solchen Umständen dargebrachte Opfer sollte die Götter versöhnen; deshalb mußten die Menschen den Gott bewirthen, und nicht, wie in Griechenland, der Gott den Menschen. Dann sehen wir aus den uns bekannten Beispielen, daß die Vorschriften der Orakel sehr kurz sind und der Deutung und den Ausführungsbestimmungen einen weiten Spielraum lassen. Diese aber knüpften an das altrömische Speiseopfer an und machten auch ohne besondere Absicht den verlangten griechischen Kult dem bekannten römischen ähnlich.[24] Im vierten Jahrhundert handelt es sich um eine gemeinsame Bewirthung der sechs Götter Apollo, Diana, Latona, Herkules, Merkur und Neptun. Es sind griechische Gottheiten, aber die ersten fünf genossen nachweislich schon vor dem Jahre 399 Verehrung. Auf drei überaus prächtigen Polstern lagen die Bilder der Götter, wahrscheinlich bekleidete Puppen mit beweglichen Gliedern und Wachsmasken, und acht Tage lang setzte man ihnen auf Opfertischen Speisen vor. Gleichzeitig hielten die einzelnen Bürger auf dem Vorplatze ihres Hauses offene Tafel für Freunde und Feinde, Einheimische und Fremde; auch die Gefangenen befreite man an diesem Feste und wagte es aus religiöser Scheu nicht, ihnen die Fesseln wieder anzulegen. Während an der Verehrung der altrömischen Götter nur die Patrizier Antheil hatten, betheiligte sich bei diesen Festen unterschiedslos das ganze Volk. Sonst allerdings waren die gemeinsamen Mahlzeiten und Umzüge in der Stadt wohl das Verkehrteste, was man bei einer Pest anordnen konnte, sie wurden aber noch übertroffen dadurch, daß man nach der erfolglosen Anwendung der dritten Götterbewirthung im Jahre 364 Schauspieler aus Etrurien berief, um durch deren Vorführungen der Epidemie Einhalt zu gebieten.

Durch die thatsächlichen Mißerfolge ist es wohl zu erklären, daß die Lektisternien als Universalmittel gegen die Pest sich nicht behaupten konnten und bis zum zweiten punischen Kriege nicht mehr erwähnt werden; dann erscheinen sie zunächst wieder zu Ehren einzelner Gottheiten. Nach der schweren Niederlage am trasimenischen See galt es, den Zorn des beleidigten Kriegsgottes zu versöhnen, und man wählte dazu ein großes Lektisternium, in welchem ihm die Liebesgöttin beigesellt wurde. So hatte der Dichter der Odyssee die Liebe des Ares und der Aphrodite geschildert, so wünscht auch Lukrez, Venus möge schmeichelnd und kosend den Mars um Frieden für die Römer bitten. Bei der Feier im Jahre 217 wurden auf sechs Polstern die griechischen Götter paarweise bewirthet, nämlich Jupiter und Juno, Neptun und Minerva, Mars und Venus, Apollo und Diana, Vulkan und Vesta, Merkur und Ceres. Aehnlichkeit mit dem Lektisternium hat die Ehrenmahlzeit für Jupiter, an der auf Staatskosten theilzunehmen ein Vorrecht der Senatoren war. Dabei lag das Bild des Jupiter auf einem Polster, während die beiden Göttinnen Juno und Minerva auf Sesseln saßen. Denn die alten Römer hatten bei Tische gesessen, und als später die Männer zu der Sitte des Liegens übergingen, behielten ehrbare Frauen die alte Gewohnheit des Sitzens bei. Ob und wann beim Lektisternium sich der Gebrauch in der Weise geändert hat, daß die Göttinnen saßen, läßt sich nicht sagen.[25] Durch die Theilnahme an dieser Feier erhielten die Plebejer Rechte, welche der alte Kultus ihnen nicht gewährte, und noch deutlicher erkennen wir diese Wirkung der Bücher aus dem Umstande, daß der älteste auf ihren Rath begründete Tempel (es ist der von sizilischen Künstlern ausgestattete Tempel der Ceres, des Liber und der Libera) nach der zweiten Auswanderung des Volkes das Schutzheiligthum der Plebejer wurde.[26]

Bei den älteren Götterbewirthungen spielt Apollo die erste Rolle, denn seinen Namen leitete man echt römisch von apellere ab und bezeichnete ihn damit als Vertreiber der Krankheiten. Ohne ihn läßt sich eine Wirksamkeit der Bücher überhaupt nicht denken, da die Sibyllen als seine Priesterinnen gelten und die Verwalter der Bücher später zuweilen einfach seine Priester heißen. Vielleicht war ihm von jeher ein Hain geweiht, doch wird ihm der erste Tempel bei Gelegenheit einer Pest im Jahre 433 gelobt. Dieser stand später im Mittelpunkte aller sibyllinischen Opfer, und auch die im Jahre 207 angeordnete Prozession ging von ihm aus. Erst als bei häufigem Gebrauche die Lektisternien sich als wirkungslos erwiesen hatten, riethen die Bücher, die heilige Schlange seines Sohnes Aesculapius nach Rom zu holen. Hier ließ sie sich auf der Tiberinsel nieder, deren Ufer zum Andenken daran einem Schiffe ähnlich gemacht wurden, und dort legten sich die Leidenden zum Schlafe nieder, um die Mittel zu ihrer Heilung zu träumen. Im hannibalischen Kriege bezeichnet das *marcia*nische Orakel wieder den Apollo als den Erretter von den Feinden, die wie eine „Eiterbeule am Leibe der Nation" sich ausdehnten, und ihm zu Ehren feiert man seit dem Jahre 212 die apollinarischen Spiele. Als das Volk bei ihnen den Vorführungen des alten Mimen Pomponius zusah, kam die Nachricht, der Feind sei vor den Stadtthoren. Alles eilt ihm entgegen, besiegt mit Hülfe eines himmlischen Pfeilregens die Punier, und zwar mit solcher Geschwindigkeit, daß der alte Mime gar nicht nöthig gehabt hatte, das Fest zu unterbrechen. So war Apollo zum Helfer aus Kriegesnoth geworden, und seine Spiele werden später alljährlich gefeiert.[27]

In der Noth des zweiten punischen Krieges gehen die Rathschläge der Orakel sogar über den Kreis der griechischen Götter hinaus und verheißen die Befreiung Italiens von dem

fremdländischen Feinde, wenn die idäische Mutter nach Rom gebracht werde. Fünf angesehene Senatoren begaben sich deshalb erst nach Delphi, und auf den Rath des dortigen Orakels zum König Attalos von Pergamum, mit dessen Hülfe sie den heiligen Meteorstein der Kybele erhielten. Die angesehensten Frauen zogen ihm bis zum Hafen von Ostia entgegen, aber das sehnlichst erwartete Schiff blieb im Schlamme des Hafens stecken und war durch keine Anstrengung ans Ufer zu bringen. Unter den wartenden Frauen befand sich die edle Claudia Quinta, die durch ihre Schönheit und ihr unbefangenes, keckes Wesen in übles Gerede gekommen war. Sie hatte davon gehört und betete laut zur Göttin, sie möge zum Zeugniß ihrer Unschuld ihr Kraft geben, das Schiff zu bewegen. Dann zog sie mit leichter Mühe das Schiff am Seile zu sich heran. So ward Claudia gerechtfertigt und die Göttin feierlich in die Stadt gebracht, wo sie ihre Verehrer gleich im ersten Jahre durch eine überreichliche Ernte belohnte. Man baute ihr auch einen Tempel und feierte alljährlich ihr Fest unter dem Namen der Megalensien, bei welchem ein phrygischer Priester und eine Anzahl von verschnittenen Galli in bunten Kleidern unter dem Klange der Pauken und Trompeten durch die Stadt zogen. Für ernste Römer galt die Betheiligung daran noch als unpassend, und sie veranstalteten zu Ehren der Göttin zunächst solidere, aber recht kostspielige Festessen, bis dann auch in Bürgerkreisen der von den Dichtern oft erwähnte zügellose Kultus mehr Freunde gewann.[28]

Nicht so fremdartig werden den Römern die Menschenopfer erschienen sein, denn sie stehen zu den alten nationalen Anschauungen nicht im Widerspruch. Schon der sagenhafte Opfertod des M. Curtius, der sich in den Erdspalt auf dem römischen Forum stürzte, soll durch ein Orakel veranlaßt sein. Andere Opfer, bei den terentinischen Spielen im Jahre 249,

galten den unterirdischen Göttern, und zur Versöhnung ihres Zornes wurden im Jahre 225 zwei Gallier, im Jahre 216 sogar zwei Gallier und zwei Griechen lebendig begraben. An ein so barbarisches Verfahren waren die Römer durch das Einmauern unkeuscher Vestalinnen gewöhnt, und in Jahren, wo Tausende von Bürgern im Felde umkamen, schien das Opfer von vier Nichtrömern erlaubt, wenn man damit auf die Götter und die Menschen Eindruck machte.[29]

Es sind hier nur die wichtigsten Gottesdienste erwähnt, welche durch die älteren sibyllinischen Orakel in Rom eingeführt wurden. Schon reichten die Kräfte von zehn Männern kaum mehr aus, um im Ehrenamte alle von den sibyllinischen Büchern angeordneten Opfer und Feste zu leiten. Schon längst waren durch die griechischen Dichter und Philosophen und die Menge der aus der Fremde gekommenen Kulte die Ansichten über die Götter unbestimmter geworden, und es wäre an der Zeit gewesen, die Quellen zu verstopfen, durch die der Wein der altrömischen Religion verwässert wurde. Ein Zufall schien Gelegenheit dazu zu bieten, als am 6. Juli 83 der kapitolinische Jupitertempel in Flammen aufging und die Orakel samt allen Nachdichtungen verbrannten. Den Plan zur Anlegung einer neuen Sammlung, denn die alte war unwiederbringlich dahin, wird Sulla nach seiner Rückkehr gefaßt oder wenigstens unterstützt haben, denn in der altrepublikanischen Verfassung wollte er auch dieses Mittel zur Beherrschung der Geister nicht entbehren. Von der Sibylle sollte im Jahre 212 sein Ahnherr den Namen Sulla angenommen haben, und, von diesem persönlichen Interesse abgesehen, schienen ihre Bücher als Zubehör des neuerbauten Tempels unentbehrlich. Den von ihm eingesetzten Oberpriester Cotta schildert uns Cicero in dem Gespräche über das Wesen der Götter, das er in die Zeit nach Sullas Tode verlegt. Cotta hat als Philosoph selbst die

Existenz der Götter in Frage gestellt, aber als Oberpriester hält er unbedingt an der von den Vorfahren ererbten Art der Gottesverehrung, d. h. an den alten Staatsopfern, der Vogelschau, den Anordnungen der sibyllinischen Bücher und der etruskischen Eingeweideschau fest. Sie muß getreu erhalten bleiben, um das Volk beim alten Glauben zu erhalten, wenn auch die Gebildeten als Inhaber der Priesterämter und Augurnstellen diesen nur politische Bedeutung beilegen.[30]

Sulla selbst hat den Plan nicht mehr fördern können, und erst zwei Jahre nach seinem Tode, im Jahre 76, beantragte der Konsul Curio, man solle Gesandte nach Erythrä senden, um sibyllinische Gedichte zu sammeln und nach Rom zu bringen.[31] Denn seit der römischen Königszeit hatte die Sibyllenweissagung nicht geruht; sie scheint in besonderen Heiligthümern fortbestanden zu haben, und aus vielen Einzelbeiträgen und größeren Werken war eine ganze Litteratur entstanden. Damals arbeitete Marcus Terentius Varro (116—28 vor Chr.) bereits an seinem grundlegenden Werke über römische Alterthümer, und Niemand wäre mehr geeignet gewesen, durch wissenschaftliche Forschungen der Kommission die Wege zu ebnen und festzustellen, welche von den vorhandenen Spruchsammlungen weissagender Frauen die Bezeichnung sibyllinisch verdienten. Seine im vierten Buche der gottesdienstlichen Alterthümer niedergelegten Ergebnisse hatten damals hervorragend praktische Bedeutung, doch hat er mehr gesammelt, als Kritik geübt, wenn er grundsätzlich zehn Sibyllen anerkannte. Uebrigens hat er sein Werk erst später abgeschlossen und deshalb den Ursprung der Sammlung aus bester Kenntniß erzählen können. Nach seiner Meinung heißen bei den Alten alle weissagenden Frauen Sibyllen, entweder durch Uebertragung des Eigennamens der delphischen, oder weil sie die Rathschlüsse der Götter kund thun (Seite 4). Italien selbst ist vertreten mit der kimmerischen, cumanischen und

tiburtinischen, doch kennt er die schon von Timäos berichtete Annahme, daß die cumanische der erythräischen gleich sei und sehr lange gelebt habe. Die erythräische soll die älteste sein und schon vor dem trojanischen Kriege den Griechen geweissagt haben. Da Varro allen von den Schriftstellern erwähnten weissagenden Frauen der alten Zeit den Sibyllennamen zugesteht und schon Varros Gewährsmänner die einzelnen Sammlungen bestimmten Verfasserinnen mit mythischem Namen zuschrieben, dürfen wir uns über die große Zahl seiner Sibyllen nicht wundern. Etwa gleichzeitig mit Varro lebte Alexandros von Milet (105—40), wegen seiner Vielwisserei Polyhistor genannt, der während Sullas Diktatur das römische Bürgerrecht erhielt. Seine Schrift über das delphische Orakel scheint Pausanias benutzt zu haben, in dessen Werk der Versuch gemacht ist, in die Fülle der Angaben nach fester Methode Ordnung zu bringen. Er nennt als älteste die libysche, dann die trojanische, Herophile aus Marpessos, drittens die *cumanische* und als jüngste die hebräische, welche Andere als *babylonische* oder ägyptische bezeichnen. Es ist sehr durchsichtig, daß er die vorhandenen Namen geographisch nach den Gebieten Libyen, ägäisches Meer, Italien und Orient geordnet hat. Die Hauptrolle spielt bei ihm die trojanische Sibylle, die ein ehrgeiziger Lokalgelehrter der Landschaft Troas an die Stelle der erythräischen gesetzt hatte. Fälschlich werde sie eine Erythräerin genannt und durch ihren Aufenthalt in Samos, in Klaros bei Kolophon, Delos und Delphi habe sie Veranlassung zur Annahme von anderen Sibyllen gegeben.[32]

Varro und Alexander Polyhistor lebten beide zu Rom in der Zeit, wo die neue Orakelsammlung entstand, und ihre Worte, besonders die bei Pausanias erhaltenen, lassen auf die Kenntniß von manchem schließen, was sich im dritten Buche der jüdischen und christlichen Sibyllenorakel findet. Die ganze

uns vorliegende Sammlung dieser Oracula Sibyllina ist zwischen dem zweiten Jahrhundert vor Chr. bis zum dritten Jahrhundert nach Chr. von Juden und Christen gedichtet und im sechsten Jahrhundert zu einer Sammlung vereinigt. Von den viel behandelten Fragen nach ihrer Entstehungszeit können wir hier absehen, weil die ältesten Theile unbestritten im dritten Buche, Vers 97—807, und in dem ersten Fragmente vorliegen. Diese sind ganz oder zum größten Theile unter der Regierung des mehrmals genannten siebenten Ptolemäers von einem Juden in Alexandria gedichtet oder überarbeitet, und wenn auch die uns bekannten Orakel den klassischen Schriftstellern nicht bekannt geworden sind, so haben doch Varro, Alexander Polyhistor und die römische Kommission eine heidnische Sammlung gekannt, welche der jüdische Verfasser benutzte.[33]

In den beiden letzten vorchristlichen Jahrhunderten haben mehrere Juden unter dem erdichteten Namen großer Männer der Vergangenheit geschrieben, um die gesunkenen Hoffnungen ihres Volkes neu zu beleben und unter den Heiden Anhänger zu gewinnen. Solche Schriften sind einem Henoch und Moses, Hekatäus und Aristeas zugeschrieben; den meisten Beifall aber scheint, wie aus der Menge der Nachahmungen zu schließen ist, ein hellenistischer Jude in Alexandria gefunden zu haben, als er die Maske der griechischen Sibylle wählte. Wie die erste römische Sammlung in Rom Propaganda für griechische und vorderasiatische Kulte machte, so die jüdische unter den Heiden für den einigen Gott. Diese Absicht spricht der Verfasser im ersten Fragmente mit voller Bestimmtheit aus, indem er den „sterblichen, fleischlichen und nichtigen Menschen, die sich so bald überheben und nicht auf das Ende des Lebens sehen", zuruft:

„Ein Gott ist, der herrschet allein, groß, mächtig und ewig,
Unsichtbar Allen gebeut er, doch selbst erblicket er alles."

Der Versuch, unter den gebildeten Griechen Anhänger für den Monotheismus zu gewinnen, war nicht so aussichtslos, wie man auf den ersten Blick meinen könnte. Schon die Orphiker hatten ähnliche Gedanken, und unter den Hypothesen „über das Wesen der Götter", wie sie uns durch Ciceros Schrift bekannt sind, hatte die stoische Ansicht von dem einen unpersönlichen Gotte viele Anhänger gefunden. Auch der Versuch, den Göttern des Volksglaubens wenigstens in der Geschichte eine Stelle zu lassen, war von dem Stoiker Persäus und von Euhemerus von Messana gemacht, nach deren Meinung ein Theil der Volksgötter aus vergötterten Menschen bestand, und für die ägyptische Geschichte war er bereits durchgeführt, so daß z. B. Manetho den Göttern und Halbgöttern bestimmte Regierungszeiten vor dem ersten menschlichen Könige zugeschrieben hatte. Dasselbe thut der in Aegypten lebende jüdische Sibyllist mit den griechischen Göttern, denn Uranos und Gaea, Kronos und Titan, Zeus, Poseidon und Pluto sind für ihn die Namen menschlicher Herrscher, nach deren Untergange die Aegypter und die anderen Dynastien bis zu den Römern folgen. Der Verfasser gebraucht das Versmaß und die Sprache der altgriechischen Orakel und besonders des Homer, und Anklänge an die Ilias und die Odyssee sind sehr zahlreich.[34]

Dieses jüdische Orakel enthält die wesentlichen Bestandtheile der römischen, nämlich erstens eine deutliche Angabe der Zeit: dreimal ist der siebente König Aegyptens genannt, wahrscheinlich Ptolemäus Physkon, der von 145—116 allein regierte. Zweitens als religiöse Forderung die Bekehrung vom Götzendienste zum jüdischen Monotheismus, und drittens die trostreiche Verheißung der Wiederkehr glücklicher Zeiten. Aber unverhältnißmäßig viel Raum nimmt die geschichtliche Weissagung ein, denn alles Unglück der Weltgeschichte von der großen Fluth bis zum zweiten Jahrhundert ist voraus-

gesagt, damit dessen Richtigkeit auch der Prophezeihung auf das noch nicht Geschehene Glauben verschaffe. Hierbei sind ältere Orakel benutzt, denn nur so läßt sich die Weissagung von dem Unglück einzelner Städte erklären, das nicht folgenschwer genug war, um noch im zweiten Jahrhundert einem Leser Interesse einzuflößen. Zweimal (Vers 295 und 489) hält die Sibylle erschöpft inne, aber „die Stimme des großen Gottes zwingt sie immer wieder, auf Erden zu weissagen". So sind in dem schlecht geordneten Orakel drei verschiedene Gruppen zu unterscheiden.[35]

Auch in der ersten Gruppe, von Vers 97—294, hebt sie dreimal von neuem an und schildert erst die Herrschaft der griechischen Götterdynastie, nach deren Untergange die Weltreiche aufgezählt werden, dann die Blüthe des salomonischen Reiches, der eine neue zur Zeit des siebenten Ptolemäers folgen soll, endlich die Geschicke Israels bis auf die Rückkehr aus der Gefangenschaft. „Die frommen Männer, welche um den großen salomonischen Tempel wohnen, welche die Nachkommen gerechter Männer sind", verschmähen den Aberglauben und Trug der Heiden.

„Denn nichts lieben sie mehr als Recht und edele Tugend,
Auch die Geldgier kennen sie nicht, die den sterblichen Menschen
Tausend Uebel erzeuget, den Krieg und den endlosen Hunger.
Und sie messen mit richtigem Maß in Dörfern und Städten."
(Vers 234—237.)

Diesem Preise des Gottesvolkes steht schroff gegenüber ein Angriff auf das römische und läßt uns die tiefe Erbitterung erkennen, welche die Welt gegen „die weiße, vielköpfige Herrschaft" erfüllte. Viele Länder werde Rom beherrschen und viele erschüttern und allen Königen Furcht einflößen, viel Gold und Silber werde es aus vielen Städten erbeuten und alles mit Unheil erfüllen durch seine schändliche Habgier. (Vers 175—193.)

In Rom selbst wohnten damals die Juden noch nicht in größerer Anzahl, aber über alle Länder des Orients waren sie zerstreut und hatten da von der Gewaltthätigkeit römischer Statthalter gewiß nicht wenig zu leiden. Nun war eine Verwirklichung der jüdischen Zukunftsträume allerdings nur möglich, wenn zuvor das römische Reich sich auflöste, aber trotzdem kann es begründetem Zweifel unterliegen, ob dieser Tadel Roms aus einer Zeit stammen kann, wo der römische Senat ein Rundschreiben an die Fürsten und Städte des Orients zu Gunsten der Juden erlassen hatte. Manches spricht dafür, daß er erst in späterer Zeit hier eingeschoben ist, als die Juden noch mehr Grund zum Hasse gegen die Römer bekamen.[36]

Die zweite Gruppe, Vers 295—498, enthält Unglücksverheißungen aller Art, die sich in ziemlich ungeordneter Reihenfolge auf alle möglichen Länder und Städte erstrecken. Wieder wird Aegypten mit Unglück und Untergang bedroht unter der Herrschaft des siebenten Ptolemäers, der viele von den Gelehrten der Stadt ermorden ließ, so daß damals auch der gelehrte Homerkritiker Aristarch auswanderte. Doch soll der König für die Homerkritik persönlich Interesse gezeigt haben, und vielleicht will der Dichter ihn ärgern, wenn er noch außer dem Unglück Ilions auch das Auftreten des alten Mannes mit erlogener Heimath verheißt; das Licht werde in seinen Augen dunkeln, viel Verstand und dichterische Begabung werde er haben, Worte und Verse werde er von der Sibylle entlehnen und die Ereignisse falsch erzählen. Durch die verblüffende Dreistigkeit der Homerkritik hat diese Stelle Aufsehen gemacht, aber wahrscheinlich ist sie nicht einmal von dem Alexandriner erfunden, sondern aus einer heidnischen Sammlung entlehnt, da Varro sie als eine den Griechen gegebene Prophezeihung citirt.[37] In die Zeit vor den gracchischen Unruhen versetzen uns die Verse

464—469, wo dem Römerreiche der Untergang durch innere Zwietracht in Aussicht gestellt wird:

„Dir, Italien, wird kein Krieg von außen sich nahen,
Stammverwandtes Geblüt, furchtbar, nicht leicht zu bezwingen,
Sehr gefeiert, wird dich trotz deiner Frechheit vernichten."

Die dritte Gruppe, Vers 499—807, beginnt wieder mit Weherufen über die Heiden, ermahnt die Griechen zur Umkehr und schließt mit einer Verheißung des Messias, der aus Asien kommen und in der Zeit des siebenten Ptolemäers das ägyptische Reich zerstören wird. Dann werden Alle ihre Kniee vor dem unsterblichen Gott beugen, und eine Zeit des Segens wird für alle Völker kommen. In den Schlußversen 808—817 sagt die Sibylle, sie sei mit Noah in dem gezimmerten Hause über die Wasser dahingefahren, aber sie werde als Erythräerin gelten, und gesteht damit ein, daß sie eine unter dem Namen derselben gehende Sammlung in die ihrige aufgenommen hat.

Man wird nicht behaupten können, daß das Orakel schon um das Jahr 130 alle uns bekannten Verse unserer Ausgaben, auch die scharfen Angriffe auf das Römerreich, enthielt, aber es kann sich doch damals nur wenig von dem jetzigen unterschieden haben. Es sollte ein Trost für die in der Zerstreuung lebenden Juden sein, und „man konnte nicht leicht einen Ort in der Welt finden, wo sie zu Sullas Zeit nicht angesiedelt waren". Auf diese Weise hätten römische Gelehrte, wie Varro und Alexander Polyhistor, Kenntniß davon bekommen können, und manche Gedanken sind in ihm ausgesprochen, die für die zweite römische Sammlung passend wären; ich erinnere nur an die Bezugaufnahme auf Aegypten und die römischen Umsturzparteien, die Verheißung eines Alleinherrschers, dem die Könige der Perser (Parther) Tribut bringen werden, und einer Zeit des Glückes, unter der die Juden das messianische Reich, die

späteren Römer das goldene Zeitalter unter der friedlichen Herrschaft des Augustus verstanden.

Eine nahe Verwandtschaft seines Orakels mit einem, jedenfalls heidnischen, aus Erythrä, gesteht der jüdische Verfasser ausdrücklich zu, nach Erythrä aber begaben sich im Jahre 76 drei angesehene Römer, die dort etwa 1000 Verse abschrieben und mit nach Rom nahmen. Auch in Samos, Ilion, Afrika, Sizilien und einigen italienischen Städten sammelte man und brachte ein reiches Material zusammen, das der Kommission zur Prüfung übergeben wurde. Als Bestandtheile der zweiten Sammlung nennt Tibull die Verse der cumanischen Sibylle Amalthea, der trojanischen Herophile, die bei ihm der erythräischen gleich ist, der samischen Phyto und der tiburtinischen Albunea. Die Grotte der letztgenannten am Wasserfalle des Anio, über welchem jetzt ein korinthischer Rundbau und ein Hotel den Namen der Sibylle trägt, galt als ein altes Orakel, und im Flusse selbst sollten die nach Rom gebrachten Verse bei einer Statue der Nymphe unverletzt und trocken gefunden worden sein. Dazu kamen noch die marcianischen Orakel, von denen sich in den Geschichtswerken Abschriften fanden. Damals oder später hat man der sibyllinischen Sammlung auch „die Kunst der Blitzbeobachtung" hinzugefügt, die unter dem Namen der etruskischen Nymphe Begoe ging, denn die Blitze galten als bedeutsame Wunderzeichen und waren früher auch durch Befragung der sibyllinischen Bücher gesühnt worden, weshalb die Aufnahme eines Spezialwerkes darüber sich empfehlen mochte.[38]

Die verantwortliche Arbeit, alle Verse zu prüfen, scheint die Vermehrung der Kommission veranlaßt zu haben, denn seit dem Jahre 51 finden wir 15 Männer, Quindecimvirn, damit beschäftigt. Diesen Namen behielten sie auch bei, als Cäsar ihre Zahl auf 16 erhöhte. Die wichtigsten Geschäfte

besorgte ein Vorstand von 5 magistri, später der Kaiser selbst oder der von ihm bestimmte Vertreter, und die Münzen mehrerer Kaiser, z. B. Domitians, weisen durch die apollinischen Abzeichen eines Dreifußes, Delphins und Raben auf diese Würde hin.[39]

Nach welchen Grundsätzen die Kommission über die Aufnahme der in Vorschlag gebrachten Orakel entschieden hat, ist unsicher, denn daß die Akrostichis allein als Kennzeichen der Echtheit gegolten habe, ist deshalb nicht anzunehmen, weil das nachgedichtete Säkular-Orakel aus Augustus' Zeit dieselbe fast ganz verschmäht. So wurde die zweite Sammlung zunächst wieder in dem neuerbauten Jupitertempel auf dem Kapitol untergebracht, und trotz allem Vorausgegangenen hielt sich der Glaube, daß sie von der alten Sibylle stammten. Manche Orakel gingen auch ohne amtliche Prüfung unter dem Namen der Sibylle um, und eines von diesen war es wohl, welches drei Corneliern die Herrschaft Roms verhieß und dem Prätor P. Cornelius Lentulus im Jahre 63 Hoffnung gab, daß er durch Unterstützung Catilinas sich in den Besitz der Stadt setzen könne. Doch kann dies Orakel auch gut sibyllinisch sein, wenn es im allgemeinen von drei Männern gesprochen hat, da die Dreizahl bei allen viel vorkommt, und z. B. ein späteres Orakel verheißt, daß in den letzten Zeiten drei Fürsten in Rom herrschen werden.[40] Nicht immer brauchen wir eine einfache Fälschung der Orakel anzunehmen, so z. B. wenn sie im Jahre 57 vor einer gewaltsamen Zurückführung des ägyptischen Königs warnten oder vor Cäsars Ermordung im Jahre 44 erklärten, die Parther könnten nur durch einen König besiegt werden. Beide Gedanken passen für eine kleinasiatische Sammlung sehr wohl und würden sich sogar aus den jüdischen Orakeln ohne viel Künstelei herauserklären lassen, so z. B. aus den Versen:

„Und vom Himmel herab wird Gott einen König dann senden.
Und die Könige alle der Perser werden ihm Beistand
Leisten mit Erz und Gold und wohlgeschmiedetem Eisen."[41]

Auch nach Cäsars Ermordung beschäftigte sich Rom mit einem sibyllinischen Orakel, das den Anbruch eines neuen Weltalters verhieß. In dem durch das Unglück im ersten punischen Kriege besonders denkwürdigen Jahre 249 waren die Römer durch viele Prodigien belehrt, daß die dem menschlichen Verstande verborgene Scheide zweier Weltalter (saecula) gekommen sei. Damals hatten sie auf sibyllinischen Rath die ersten Säkularspiele gefeiert und den unterirdischen Göttern Sühnopfer für das neu beginnende Geschlecht gebracht. Wenn von den bei Beginn dieses Weltalters geborenen Menschen der letzte gestorben ist, geht es zu Ende, und ein neues beginnt, dessen Anfang von den Göttern durch Zeichen angegeben wird. Nun waren die Spiele im Jahre 146 zum zweiten Male gefeiert, und der Zeitpunkt für eine Wiederholung war bald nach Cäsars Ermordung gekommen, weshalb Vergil im Jahre 40 in dem vierten Hirtengedichte ein neues Zeitalter verheißt mit den Worten:

„Bald wird erscheinen die letzte Zeit der Sibylle von Cumä,
Und von neuem beginnt der Jahrhunderte mächtiger Kreislauf."

Daß nach Ablauf so vieler Weltalter eine Wiedererneuerung kommen und eine glückliche Zeit hereinbrechen werde, versprechen auch die Oracula Sibyllina an mehreren Stellen. Im zehnten Weltalter oder nach Ablauf desselben sollen wieder bessere Zustände kommen, die von Jesaias verkündete Zeit, „wo die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen". Die in der Zerstreuung lebenden Juden erwarten die Erfüllung der Verheißung durch das Messianische Reich, der Dichter Vergil setzt seine Hoffnung im Jahre 40 auf seinen Gönner, den Konsul Pollio, der den Streit zwischen den beiden Erben

des Cäsar auf die Dauer geschlichtet zu haben schien. Damit, glaubte er, sei nach den tollen Kriegen des letzten, in Eisen starrenden Weltalters eine friedliche Zeit verbürgt, deren Segen zu kosten der erwartete Sohn des Konsuls, als Erster des neuen Geschlechtes, berufen schien.[42]

Freilich hatte sich Vergil getäuscht, denn im Jahre 40 begann der Bürgerkrieg von neuem, und es dauerte noch zehn Jahre, ehe Augustus als unbestrittener Sieger aus ihm hervorging. Seit alter Zeit hatte seine Familie den Apollo besonders verehrt, und er selbst glaubte von seiner Geburt an unter seinem besonderen Schutze gestanden zu haben. Schon während der letzten Kampfesjahre hatte er mit dem Bau eines Tempels auf dem Palatin begonnen, der im Jahre 28 eingeweiht wurde; in diesem stand die herrliche Apollostatue des Skopas, während auf dem Giebelfelde der Wagen des Sonnengottes dargestellt war. Seiner Verehrung für Apollo gab der Kaiser auch dadurch Ausdruck, daß er den Vorsitz in der Verwaltung der Bücher übernahm und sie im Jahre 18 durch die Mitglieder der Kommission auf dauerhaften Stoff, nämlich Leinwand, schreiben ließ, während die weniger benutzten marcianischen Orakel noch auf Bast standen. Um den Einfluß der Orakel auf das Volk zu regeln, ließ er die Sammlung selbst einer Nachprüfung unterwerfen, auch alle anderen in Rom etwa verbreiteten Orakel einziehen und gegen 2000 Verse vernichten.[43] Damit hatten die Zeiten, wo die Orakel im Parteikampfe benutzt waren, ihr Ende erreicht, und zur Erhöhung ihrer äußeren Geltung werden sie im Jahre 12 unter der Apollostatue des Tempels in zwei vergoldeten Kapseln untergebracht. Denn dahin gehörten sie, weil die Sibyllen als Priesterinnen des Gottes galten und die Orakel seinen Dienst von jeher empfohlen hatten; die Quindecimvirn werden nun gewöhnlich als Apollopriester bezeichnet.

Schon das Bild auf dem Giebelfelde des Apollotempels weist darauf hin, daß die Vorstellungen von dem Gotte sich geändert hatten, und daß er durch die aus dem Orient gekommenen Orakel der zweiten Sammlung allmählich dem Sonnengotte gleichgesetzt war. Als dann im Jahre 17 die Säkularspiele endlich wieder zu stande kamen, ließ der Kaiser das Fest in der von ihm gewünschten Form durch ein Orakel sanktioniren. „Wenn ein Zeitraum von 110 Jahren vergangen ist, soll der Römer am Tiber bei Nacht den unsterblichen Göttern Opfer darbringen." Genannt sind im einzelnen die Moeren, die Eileithyien, Gaea, Zeus, Hera und „Apollo, der auch Helios heißt". Ein lateinisches Lied soll von Jünglingen und Jungfrauen gesungen werden; und dies ist das von Horaz verfaßte Säkulargedicht, in welchem der Dichter Diana als die Geburtsgöttin auffaßt, die als solche zur Erneuerung und Erhaltung des neuen Geschlechtes beiträgt, und Apollo als den hehren Sonnengott anredet. Der Verfasser des uns erhaltenen Säkularorakels hat die Künstelei der Akrostichie verschmäht, und nur an den Versen 25—30 lehren die Anfangsbuchstaben δαπεδο, daß sie aus einem älteren Orakel herübergenommen sind.[44]

So brachte Augustus mit der offiziellen Frömmigkeit auch die sibyllinischen Bücher wieder zu Ehren; durch weise Zügelung machte er den Aberglauben wieder zum Glauben, der für die Regierung nutzbar war. Solche Mittel liebte Tiberius nicht, und als der Senat im Jahre 15 wegen einer Tiber-Ueberschwemmung eine Befragung der Bücher verlangte, ordnete er statt dessen Vorarbeiten zu einer Regulirung des Flußbettes an. In den nächsten Jahren wuchert der Aberglaube, der beim Volke nie ausgerottet war, in den höchsten Kreisen wieder üppig empor; selbst der kaiserliche Prinz Germanicus hatte sich vom Orakel des clarischen Apollo die Weissagung seines frühen Todes geholt, und bei seinem Ende selbst spielten Zaubermittel

und Beschwörungen eine große Rolle. Damals entstanden im Orient immer neue Orakel über und gegen das römische Reich, Schriften von so feindseligem Geiste, daß das Lesen derselben später bei Todesstrafe verboten ward. Sie wurden durch die zahlreichen in Rom angesiedelten Juden und Aegypter dort verbreitet, und das mag einer von den Gründen gewesen sein, die im Jahre 19 den Rathgeber des Kaisers zur Ausweisung derselben bestimmten. Wenigstens fand in demselben Jahre eine gründliche Sichtung und Vernichtung der Schwindelorakel statt. Nach dem Sturze Sejans dürfen die Juden wieder zurückkehren, und die Folge ist schon im nächsten Jahre, 32 nach Chr., ein Antrag auf die Aufnahme eines neuen sibyllinischen Orakels. Tiberius verhehlte seine Unzufriedenheit über die Antragsteller nicht, aber er überwies das Buch der Kommission zur Prüfung, doch ist deren Ergebniß uns nicht bekannt geworden. Daß die Verbreitung fremder Orakel der Regierung nicht gleichgültig sein konnte, zeigt z. B. der Fall, daß man nach dem Brande Roms in der Hauptstadt einen Vers über Nero kolportirte, nach welchem „als letzter der Aeneaden ein Muttermörder herrschen sollte".[45]

Nun beginnt im römischen Reiche die „orakelfrohe Zeit", wo Apollos Ohren fast taub wurden vom Geschrei der Frager, wo neben den großen Tempeln auch Ehrenmänner aller Art ihr Brot fanden, von denen Lucians Lügenprophet Alexander noch nicht der schlimmste war. In dieser Zeit erkennt auch ein Tacitus an, daß manche von den Prodigien wirkliche Vorbedeutung haben, und, obwohl er als Quindecimvir die Art der Orakelbefragung kennen mußte, hat er doch für die verständige Zurückhaltung des Kaisers Tiberius nur ein Wort des Tadels. Auch der Kaiser Marcus Aurelius sieht als stoischer Philosoph in Träumen und Weissagungen außerordentliche Offenbarungen der Gottheit. Der Kaiser Claudius hielt schon im

Jahre 47 den Zeitpunkt für gekommen, die Säkularspiele von neuem zu begehen, obwohl doch seit der Feier unter Augustus erst 63 Jahre vergangen waren. Von anderen Grundsätzen ausgehend, als die Gelehrten des Augustus, glaubte er das Jahr 800 nach Gründung der Stadt damit feiern zu müssen, und mit Berufung auf ihn haben die Spiele auch im Jahre 900 und 1001 der Stadt stattgefunden, d. h. 147 und 248 nach Chr. Da zogen nun im Jahre 47 die Boten des Claudius durch das Land und luden nach altem Brauche zum Feste, „das Niemand gesehen hätte und niemand wieder sehen würde", aber dieses Mal waren seit dem vorigen Male erst 63 Jahre verflossen, so daß Manche den Herold verlachten und selbst einige Schauspieler bei einer zweiten Feier mitwirkten. Die von der claudianischen verschiedene Berechnungsweise des Augustus hat dann auch anderen Kaisern das Anrecht auf eine Säkularfeier gegeben, und eine solche hat nach dieser Methode, freilich auch nicht ganz regelmäßig, in den Jahren 88 und 204 stattgefunden und ist im Jahre 304 wenigstens vorbereitet. Außerdem hat noch Gallienus im Jahre 262 die Spiele nach eigener Berechnung gefeiert. Bei allen Feiern sind die sibyllinischen Bücher gefragt, da die Verwalter derselben unter dem Vorsitz des Kaisers sie zu leiten hatten.[46]

Nach dem Brande Roms hat Nero die Bücher aufschlagen lassen und auf ihren Rath allerlei Opfer, auch eine dem alten Lektisternium ähnliche Feier angeordnet. Sonst hören wir wenig davon, bis im dritten Jahrhundert die Angriffe von Norden und Osten, vereint mit der Vielherrschaft schnell wechselnder Soldatenkaiser das Reich erschütterten. Da sind sie unter Gordianus III. (238—244) nach einem Erdbeben, unter Gallienus (253—268) bei einer Pest befragt, und Claudius II. soll sich auf ihren Rath selbst für das Wohl des Reiches geopfert haben, um die von den Gothen drohende Gefahr ab-

zuwenden. Unter seinem Nachfolger wurde wieder ein Antrag auf Befragung der Bücher gestellt, weil die Germanen das Reich bedrohten, aber von den christlichen Elementen im Senat wurde er zunächst abgelehnt, bis Aurelian erzürnt den Antrag wiederholen ließ und dann feierliche Prozessionen und Opfer auf den Rath der Bücher abgehalten wurden. Nachher sind sie wieder geöffnet, als Maxentius im Jahre 312 Rom verließ, um beim Ponte Molle den Kampf gegen Konstantin aufzunehmen. Zweideutig soll der Bescheid gelautet haben, an diesem Tage werde der Feind Roms umkommen.[47] Es verstand sich von selbst, daß unter Constantin und seinen nächsten Nachfolgern die Befragung unterblieb. Vermuthlich ist der Kaiser bis zum Jahre 382 auch der Vorsteher des sibyllinischen Kollegiums geblieben, wie er noch immer der Oberpriester war, aber die Befragung der Orakel war schon von Konstantin verboten, und nach ihm untersagte im Jahre 357 ein strenger Erlaß alle Art heidnischer Hellseherei. Während jedoch kostbare Geräthe und Bilder aus den heidnischen Tempeln schon zahlreich in den Schmelzofen wanderten, waren die Orakel durch die Werthlosigkeit ihres Schreibstoffes wenigstens gegen die Habgier der Christen geschützt, und unter der heidnischen Regierung Julians tauchen sie deshalb noch einmal auf. Bei einem Brande des Tempels am 30. März 363 sind sie noch mit vieler Mühe gerettet, und sollen den Kaiser noch gewarnt haben, die Reichsgrenzen zu verlassen. Nachdem Julian im fernen Osten gefallen war, trat zunächst Religionsfreiheit ein, bei der die Priesterämter und Ceremonien fortbestanden. Dann verbot Theodosius jede Art des Götzendienstes bei schwerer Strafe, und als Stilicho im Jahre 405 in den Krieg gegen die germanischen Scharen unter Radagais auszog, verbrannte er die Bücher vor dem Ausmarsch. Es scheint, als wollte er damit die letzten Hoffnungen mancher Römer, durch fremde Hülfe das Heidenthum

wiederherzustellen, ausrotten, und wirklich verwünscht nach einigen Jahren der Heide Rutilius Namatianus diese unselige That, durch die er das Unterpfand für die Ewigkeit des Reiches vernichtet habe. Sie sei schlimmer als Neros Muttermord, denn dieser habe seine sterbliche Mutter, Stilicho in den sibyllinischen Büchern „die unsterbliche Mutter der Welt" getödtet.[48] Die später erwähnten Orakel sind die uns noch erhaltenen christlichen und bleiben hier unberücksichtigt.

Wenn die sibyllinischen Bücher von Anfang an die Einführung griechischer und später asiatischer Gottheiten anordneten, so kamen sie damit einem inneren Bedürfnisse entgegen, das die vom patrizischen Gottesdienste ausgeschlossenen Plebejer und die große Menge der Unterworfenen empfanden. Wohl konnten die Römer auf vielen anderen Wegen die griechische Gottesverehrung kennen lernen, durch den Handel mit den Griechen, die Einwanderung griechischer Bewohner und die Sklaven in ihren Häusern. Aber zur Geltung im Staate kam sie erst durch die sibyllinischen Bücher, deren Verwalter von Amts wegen für die fremden Kulte zu sorgen hatten, wie die *Pontifices* für die altrömischen. Der Konsul Tiberius Gracchus hat einmal einen Einspruch der Eingeweideschauer entrüstet als eine Einmischung von „Tuskern und Barbaren" zurückgewiesen. Mit diesem Einwande ließen sich sibyllinische Orakel nicht abfertigen, denn was in ihnen verordnet war, galt als Ausspruch einer griechischen Prophetin, für den doch die angesehensten Römer in jedem Falle mit verantwortlich waren. Ihrer politischen Klugheit war es überlassen, aus den Büchern das ihnen gut Scheinende auszuwählen, zu erklären und — durch Neudichtungen zu ergänzen. Rom mochte durch die Habgier seiner Großen die fremden Länder noch so sehr bedrücken; erträglich war seine Herrschaft, weil es die Religionen der Unterworfenen duldete und sich nicht in prinzipiellen Gegensatz zu ihnen stellte,

wie später zu den Juden und den Christen. In dieser Beziehung hat die Verwaltung der Bücher den Staatsmännern und Feldherren zur Seite gestanden und vorgearbeitet. Noch ehe das erste römische Heer die Balkanhalbinsel betrat, hatten die Römer das griechische Zwölfgöttersystem neben dem ihrigen aufgenommen, und die besiegten Griechen dienten keinem barbarischen Volke, sondern einem Volke mit griechischer Religion. Noch ehe die Römer an die Eroberung von Kleinasien gingen, hatten sie sich zur Verehrung der phrygischen Göttermutter entschlossen, und das Orakel hatte sie auf die Hülfe der Trojaner verwiesen. Und ehe Pompejus seinen Eroberungszug durch Asien begann, hatte die Sammlung in Rom eine zeitgemäße Umwandlung erlebt, so daß sie selbst den monarchischen Absichten Cäsars eine Stütze bieten konnte. Man kann nicht sagen, daß der griechische Kultus den römischen verdrängt habe, denn noch immer behauptete Janus die erste, Jupiter die höchste Stelle unter den Göttern; aber wenn der alte Kato klagte, daß durch die griechischen Kunstwerke die Achtung vor den altrömischen verloren gehe, so hätte er dasselbe von den Göttern sagen können. Die Vielheit der Götter erleichterte das Beherrschen fremder Völker, doch sanktionirte sie auch bei den Gebildeten den Unglauben und verleitete das Volk zu einer weitgehenden Verflachung des religiösen Gefühls und zum Aberglauben; damit war die Zersetzung des Heidenthums und die Empfänglichkeit für das Christenthum vorbereitet.[49]

Die grundsätzliche Feindschaft der jüdischen und christlichen Orakel gegen den römischen Staat hat diesen gehindert, nach der Verbrennung der heidnischen Sammlung jenen offizielle Geltung zu gewähren. Die ersten Christen dagegen haben diesen letzten Sibyllen-Dichtungen großes Interesse entgegengetragen und aus den angeblich uralten Gedichten den oft wiederholten Beweis erbracht, daß die Sibyllen eine Ahnung

von „Jesus Christus, Gottes Sohn, dem gekreuzigten Heiland," hatten. Die vierte Ekloge Vergils that dann noch das Ihrige, um den unverdienten Ruhm der Sibyllen als vorchristlicher Prophetinnen zu erhöhen; deshalb hat auch die Osterchronik ihre Zahl auf zwölf abgerundet, wie die der Propheten und Apostel, und an der Seite Vergils ist auch die Sibylle zu Weihnachten in die christlichen Kirchen eingezogen. Mit den verchristlichten Sibyllen hat sich auch die Kunst schon im Mittelalter viel beschäftigt, und aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts stammen die Bilder an der Decke der sixtinischen Kapelle und in der römischen Kirche S. Maria della Pace. Hier hat sie Raffael als anmuthige Frauen dargestellt, die durch Engel die Offenbarung erhalten, dort Michelangelo, mit Büchern in den Händen, wie sie, in ernste Betrachtung verloren, durch ihre Erhabenheit Ehrfurcht gebieten.[50] Nicht so anziehend zeichnet uns der römische Dichter die Alte von Cumä, welche dem Aeneas Roms künftige Größe vorausgesagt hat, die alle Leiden und Plagen des römischen Volks vorher wußte, aber auch die Mittel angab, sie zu überstehen. Sehen wir von den fast mythischen Frauen ab, welche zuerst Sibyllen hießen und den späteren Orakelsammlungen den Namen geben, so hat bei der Entstehung aller Orakel weniger göttliche Begeisterung eine Rolle gespielt, als kluge Berechnung, und selbst ihre Prophezeiungen beschränken sich fast ganz auf bereits Geschehenes. Soll uns nun bei ihrer Beurtheilung allein der Gedanke leiten, daß ihre Verfasser unter fremder Maske durch Täuschung des Volkes ihre Zwecke zu erreichen suchten? Schwerer, scheint mir, wiegt der bei Heiden, Juden und Christen unverkennbare Wunsch, in den Tagen der schwersten Bedrängniß ihrem Volke Hoffnung, sichere Aussicht auf göttlichen Beistand zu geben. Das haben die Verfasser der römischen Bücher erreicht, und durch die rechtzeitige Verbreitung fremder Religionen und griechischer Bildung

haben sie lange Zeit an der Begründung und Erhaltung des Weltreiches mit gewirkt. Daß dann bei der Menge der Götter die Ehrfurcht vor diesen aus den Herzen verschwand und das Volk sich schließlich dem tollen Schwindel ägyptischer und syrischer Kulte hingab, haben sie nicht gewollt, aber doch mit verschuldet, und so haben sie durch ihr Thun den Verfall der römischen Staatsreligion vorbereitet und damit den Untergang des antiken Heidenthums gefördert, dessen Fall auch sie nicht überleben sollten.[51]

Anmerkungen.

[1] In der Bibliotheca Graeca von Fabricius und Harles, I[4], 231—234, sind viele Erklärungsversuche zusammengestellt, von denen die meisten kaum ernsthaft zu nehmen sind. Im Altlateinischen bei Naevius (116) ist persibus = valde sciens. Im Griechischen hat der Name des verschlagenen korinthischen Königs Sisyphos eine ähnliche Bedeutung. Vergl. Max Müller, Wissenschaft der Sprache, Deutsch von Böttiger, 1863, 346, Anm. 24; Vaniçek, Etymolog. Wörterbuch der Lat. Sprache, 1881, 297; Saalfeld, Tensaurus Italograecus, 1884; O. Gruppe, Die griechischen Kulte und Mythen, I, 1887, 675. Die Stellen für Sibulla und Sibullinus bei Georges, Lex. der Lat. Wortformen, 1889.

[2] Heraklit (535—475 v. Chr.) bei Plutarch, De Pythiae oraculis, 6. ed. Dübner I, 484, 29. bezieht sich sicher nicht auf die Pythia, sondern auf die Sibylle. Euripides, Trag. Gr. fr., ed. Nauck, p. 573. nennt sie in der Lamia (?) und läßt sie aus Libyen stammen (wegen der Abstammung von Libylla?). Aristophanes, Pax, 1095, 1116. Plato, Phaedrus, 244 B. Das Selbstzeugniß der delphischen Sibylle bei Plutarch, De Pythiae oraculis, 9.

[3] E. Maaß, de Sibyllarum indicibus. Greifswald 1879. Auch an anderen Stellen viel benutzt.

[4] Eusebius, ed. Schoene II, 82, 84, Die Stelle verdient Beachtung, wenn sie auf Apollodor und Eratosthenes zurückgeht. Maaß, S. 59. Augustinus de civ. dei., 18. 24, meint dieselbe Zeit, wenn er die erythräische als Zeitgenossin des Romulus, die samische als die des Numa und Manasse bezeichnet. Entstanden sein wird die Datirung dadurch, daß nach Eratosthenes' Meinung ein auf Aegypten bezügliches Orakel um 740,

ein auf Samos bezügliches um 708 geschrieben sein mußte. Schiffbau der Samier um das Jahr 704. Thukydides 1, 13. Ueber die samische vergl. Klausen, Aeneas und die Penaten, I, 239; Susemihl, Geschichte der griechischen Litteratur in der Alexandrinerzeit, I, 1891, 424 n. 78 b.

[5] Pausanias 10, 12, 3—7; Stoll bei Roscher, Lexikon der griech. u. röm. Mythologie, I, 2440; Klausen I, 232. W. Head, Historia numorum, 1887, 499. Auch Münzen von Gergis in der Troas zeigen die Sibylle, während sie sich auf denen von Samos nicht findet. Seite 472 und 517.

[6] Daß in Thyatira in der Zeit, wo die Offenbarung Johannis entstand, die hebräisch-chaldäische Sibylle Sambethe ein Heiligthum hatte, zeigt E. Schürer, Die Prophetin Isabel in Thyatira. Theolog. Abhandlungen, Carl von Weizsäcker gewidmet, 1892, S. 37. Die Inschrift veröffentlicht Buresch in der Wochenschrift für klass. Philologie, 1891, S. 1040. Eine Felsgrotte mit einem Quell auch im Sibyllengrabe in der Troas. Pausanias 10, 12, 6. Aehnlich im apollinischen Heiligthum von Klaros. Buresch, Klaros, 1889, 29.

[7] J. Geffcken, Timaios' Geographie des Westens. 1892, 145. Vergils Aeneis 6, 42. Apollinarios von Laodicea = Pseudo-Justini cohortatio ad gentiles, 37. Die Namen sind: bei Vergil Deiphobe, in den mirabiles auscultationes (Geffcken, S. 145) Melankraera, sonst Amalthea, Taraxandra. Der Name Herophile weist auf Gleichsetzung mit der Erythräerin hin. Anonymus bei Rzach, S. 4, Z. 37. Naevius nennt sie die cimmerische Sibylle. Ettig, Acheruntica, 1891, 355. Der eherne Krug bei Petronius 48, der steinerne bei Pausanias 10, 12, 8. Martianus Capella I, 7 erwähnt auch ihre von Moder und Motten zerstörten Priesterbinden. Die Geschichte von dem Briefe bei Servius ad Aen. 6, 321, vermuthlich nach Varro und weiter ausgeschmückt in Ovids Metamorphosen 14, 144. Der Frauenkopf auf Silbermünzen von Cumä stellt die Sibylle oder die Sirene Parthenope dar. Head, 36.

[8] Bruchstücke altkampanischer Vasen sind unter den ältesten Theilen der römischen Stadtmauern gefunden; vergl. Weise, im Rheinischen Museum, 38, 553. In dem wahrscheinlich aus Varro genommenen Bericht bei Dionysius Hal. 4, 62, ist eine beliebige alte Frau mit übermenschlichen Kräften gemeint. Ebenso bei Gellius 1, 19. Bei Lactantius, Instit. 1, 6, und dem Anonymus bei Rzach, Z. 43, ist es die cumanische Sibylle selbst, der geforderte Preis 300 Goldstücke.

[9] J. Marquardt, Römische Staatsverwaltung, III, 1878, 364 ff.; Dionysius 4, 62. Die Duumvirn erwähnt zum Jahre 399 v. Chr. Livius 5, 13, 6, derselbe in Buch 42, 2, 6 zum Jahre 173 den schriftlichen Bescheid. Die Kooptation erwähnt Livius 40, 42, 13 zum Jahre 180.

Die feierliche Aufforderung zum Befragen der Bücher wird erst bei dem Jahre 271 n. Chr. erwähnt, ist aber jedenfalls älter. Flavii Vopisci vita Aureliani, 19. Tacitus, Annales 6, 12. Gellius 4, 1, 1

[10] Hermann Diels, Sibyllinische Blätter, 1890, hat die Anregung zu dieser Arbeit gegeben und ist an vielen Stellen benutzt.

[11] Livius 25, 1, 12 und 25, 12. Macrobius 1, 17, 28 hat wesentlich den livianischen Bericht, spricht aber von zwei Rollen marcianischer Orakel, während bei Livius nur zwei Orakel bestimmt zu erkennen sind. Ob die Aufnahme in die sibyllinische Sammlung schon vor dem Brande erfolgte, ist aus Servius, ad Aen. VI, 72 nicht bestimmt zu erkennen. Wenn es nur die beiden bereits bekannten Orakel waren, hatten diese nach dem ersten Gebrauche nur Affektionswerth. Uebrigens müßte das Original, wenn es im Jahre 212 in die Sammlung kam, im Jahre 83 mit verbrannt sein.

[12] Die beiden Orakel sind um das Jahr 137 n. Chr. von Phlegon, einem Freigelassenen Hadrians, aufgezeichnet, in einer Heidelberger Handschrift überliefert, seit dem Jahre 1568 wiederholt gedruckt, aber erst von Diels dem Verständniß erschlossen und neu herausgegeben. Die Veröffentlichung eines Orakels im Jahre 57 bei Dio Cassius 39, 15. Die schriftliche Bekanntmachung des Rathes im Jahre 173 bei Livius 42, 2, 6.

[13] Diels, S. 56, 57 u. 115. Niebuhr, Römische Geschichte, I [3], 414. Klausen, I, 211 u. 335. Ueber die Größe der πέταλα: Mittheilung des Herrn Professor W. Wattenbach. Vergil, Aeneis III, 444. Servius, ad Aen. III, 444, VI, 74.

[14] Das Etymologicum Magnum, p. 147, 37, citirt den iambischen Sibyllenvers Ἀρόη τρίπυργος ἔσσετ' εὐδαίμων πόλις. Die Stelle über Homer in den Oracula Sibyllina III, 419—425. Diels, S. 56 -76 über die metrische und sprachliche Form.

[15] Diels, S. 25—37, 111—115. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Litteratur, 1891, 336. Graf in Paulys Real-Encyklopädie, I, 1894, 1200. Dionysius Hal. 4, 62, 6. Cicero, de divinatione 2, 111 u. 112. Zeitbestimmung des Periegeten Dionysius, Christ, Gr. Lit. S. 573.

[16] E. Fehr, Studia in oracula Sibyllina, Upsalae 1893, 39. Aeneis 6, 83—97. Tibull 2, 5, 39—64. v. Wilamowitz-Moellendorff in der Ausgabe von Euripides' Herakles, I, 29. Krumbacher und Diels, a. a. O. Laertius Diogenes 5, 93. Susemihl, Geschichte der griechischen Litteratur in der Alexandrinerzeit, I, 72.

[17] Cicero, De divinatione 2, 110. Aristophanes' Ritter, übersetzt von Droysen, 197.

[18] Livius 22, 9: Pervicit ut, quod non ferme decernitur, nisi cum tetra prodigia nuntiata sunt, decemviri libros Sibyllinos adire juberentur. Th. Mommsen in der Vorrede zu Jahns Julius Obsequens. Luter-

bacher, Der Prodigienglaube und Prodigienstil der Römer, 1880, wo das ganze Material geordnet ist. Diels, S. 84. Cicero, De natura deorum 2, 7 und 2, 14, eine ziemlich vollständige Aufzählung der verschiedenen Arten. Livius 43, 13, 2. Vergl. die Einleitung zum Livius von Weißenborn, I[7], 18.

[19] Luterbacher, S. 11 und 18. Livius 5, 14, 3: Hiemem prodigiis divinis similem; 10, 47, 6: Portento jam similis clades erat (bei der Pest im Jahre 293); 4, 25, 3. Obsequens 13. Livius 25, 12, 9: Vomica quae gentium venit longe. Dionysius Hal. 4, 62, 5. Livius 22, 62.

[20] Polybius 3, 112, 8. Livius 22, 1.

[21] Livius 24, 10; 27, 11; 27, 37: Daß die sibyllinischen Bücher befragt wurden, zeigt die Erwähnung der Decemvirn. Ansprechend ist die Vermuthung von Diels, daß Fabius Pictor der Verfasser sei.

[22] Livius 3, 10, 7; 5, 14, 4; 25, 12, 10. Diels, S. 113 und 115. Haubold, De rebus Iliensium, 1888, 24 und 27. Livius 38, 45. Diels, S. 17, 1.

[23] Marquardt III, 180. Bei Diels, S. 55 und 90 ff., der Beweis, daß es sich hier um die von Livius 27, 37 erwähnten Opfer und Prozessionen handelt und daß das dort genannte Jungfrauenlied das in Vers 16 des Orakels vorgeschriebene ist.

[24] Wackermann, Ueber das Lektisternium, Programm von Hanau, 1888. Das erste Lektisternium 399 bei Livius 5, 13. Das zweite nicht erwähnt. Das dritte 364 bei Livius 7, 2, 2. Das vierte 348 bei Livius 7, 27, 1. Das fünfte 326 bei Livius 8, 25, 1. Vergl. Zöller in Müllers Jahresbericht, Bd. 73, S. 254. Die Beschreibung der Feier bei Livius 5, 13, 6—8. Die Ueberlieferung überhaupt, besonders aber die der Prodigien, ist vor dem Jahre 249 sehr unzuverlässig. Bernays, Abhandlungen, II, 307.

[25] Wackermann, S. 11 ff. Livius 21, 62, 8—9: eines in Cäre, ein anderes in Rom für Juventas. Livius 22, 1, 18 für Juno; 22, 1, 19 am Tempel des Saturn. Die Worte postremo Decembri jam mense sind verdorben und enthalten den Namen der decemviri. Klausen I, 282. Odyssee 8, 266 ff. Lukretius I, 31 ff. Die Beschreibung bei Livius 22, 10, 9. Es sind dieselben Götter, wie bei Ennius 45:

Juno Vesta Minerva Ceres Diana Venus Mars
Mercurius Jovis Neptunus Volcanus Apollo.

Nach dem Brande Roms erwähnt Tacitus, Annalen 15, 44, Sellisternien, die nur von Frauen begangen wurden.

[26] Dionysius Hal. 6, 17, 3. Tacitus, Annalen 2, 49, 1. Plinius 35, 45, 154. Detlefsen, De arte Romana antiquissima, 1867, S. 10. Diels, S. 81, 1. Livius 3, 55, 8.

[27] Prellers römische Mythologie, 3. Aufl., von H. Jordan, I, 303, II, 242. Marquardt III, 368, 5; 361, 7. Plutarch, Cato minor, 4. Hecker, De Apollinis apud Romanos cultu, 1879, 41 und 46. Livius 4, 25, 3; 10, 47, 7. Im Jahre 180 die drei Heilgötter Apollo, Aeskulapius und Salus (Hygiea): Livius 40, 37, 1. Macrobius 1, 17, 25. Festus, p. 326. Die Spiele im Jahre 211 Livius 26, 23, im Jahre 209 Livius 27, 11, im Jahre 208 Livius 27, 23. Die Feier der Spiele seitdem am 13. Juli. Marquardt III, 370, 1. Vergl. Anm. 51.

[28] Livius 29, 10. Ovids Fasten 4, 259—264. Die Geschichte ist so oft erzählt und abgebildet, daß Claudia fast in den Ruf einer Heiligen gekommen ist. Preller-Jordan II, 58, 1; 60. Anders Hoffmann, S. 93.

[29] Preller-Jordan I, 118. Dio Cassius, ed. Dindorf, vol. I, p. 40. Orosius 4, 13. Plutarchs Marcellus 3. Livius 22, 57. Plinius 28, 12.

[30] Drumanns Römische Geschichte, II, S. 460, oder Fischers Zeittafeln, S. 185. Maaß, S. 32 n. 78. A. Goethe in der Ausgabe von Ciceros De natura deorum, S. 10 u. a. De natura deorum 1, 61 und 3, 5.

[31] Marquardt III, 339, 6. Lactantius 1, 6, 14. Das Jahr ist durch den Namen des Consuls Curio bestimmt.

[32] Lactantius, Inst. div. 1, 6. Maaß, S. 31 ff. Susemihl, II, 356, 360. Pausanias 10, 12. Der Name der libyschen ist ausgefallen, aber mit Sicherheit zu ergänzen. Maaß, S. 21 ff. und im Hermes 18, 332 ff.

[33] Von den Oracula Sibyllina sind Buch 1—8 von Sixtus Birken (Xystus Betulejus) 1545, Buch 11—14 von Angelo Mai (1817—1828) herausgegeben. Buch 9 und 10 fehlen. Die Ausgabe von Alexandre war mir nicht zugänglich. Benutzt ist der noch sehr verderbte Text und die Uebersetzung von J. H. Friedlieb, 1852, und der sehr lesbare, aber vielfach allzu sehr geglättete von A. Rzach, 1891. Vergl. Heinrich Ewald, Entstehung, Inhalt und Werth der sibyllinischen Bücher, Abhandlung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 8. Bd., 1860. Historisch-philologische Klasse, S. 43. Emil Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi, II, 1886. Fehr, vergl. Anm. 16. Gruppe, Die griechischen Kulte, I, 675—701.

[34] Cicero, De natura deorum, I, 38 und 119. Susemihl, I, 71. Wachsmuth, Einl. in d. Studium der alten Geschichte, 1895, 334. Rzach, S. 258—272, zählt zu den 710 Versen des ältesten Orakels 350 Parallelstellen aus Homer auf. Mögen auch manche etwas weit hergeholt sein, so ist doch die homerische Färbung damit zahlenmäßig festgestellt.

[35] Susemihl I, 9 und 452. Besonders die klare Inhaltsangabe bei Schürer, II, 794 ff.

[36] 1. Makkabäer 15, 16—24. Schürer, II, 495. setzt den Brief in die Zeit 139—138. Fehr, S. 93.

[37] Die Stellen sind bei Rzach zu III, 414 angeführt.

[38] Dionysius Hal. 4, 62, 6. Tacitus, Annalen 6, 12. Lactantius 1, 6. Tibull 2, 5, 65 ff. Vergils Aeneis 7, 82—106 läßt auch das Orakel der Albunea schon zu Aeneas' Zeit benutzt sein. Daß die Sprüche der Albunea und der Begoe vor dem Brande der Sammlung einverleibt sein sollen, ist bei Servius, ad Aen. 6, 72, nicht überliefert und höchst unwahrscheinlich, weil sie dann auch mit verbrannt wären. Die Sage bringt Albunea auch mit Augustus zusammen. Marquardt III, 340. Müller-Deecke, Etrusker II, 30 ff. Cuno, Vorgeschichte Roms. II, 1888, 132. Auch das interessante Bruchstück der Begoia (= Begoe), welches in den Schriften der römischen Feldmesser (von Blume und Rudorff, 1848, S. 350) steht, enthält das Gebot, die Grenzsteine nicht zu verrücken, in der Form eines Orakels. Uebersetzt bei Preller-Jordan 1, 256. Ueber den Blitz als Prodigium vergl. Luterbacher, S. 13.

[39] Cicero, Ep. ad fam. 8, 4, 1 vom 1. August 51. Cassius Dio 42, 51, 6. Tibull 2, 5 begrüßt den Messalinus als Quindecimvirn. Vielleicht stammen zwei von den drei bei Plinius 34, 5, 11 erwähnten Sibyllenstatuen von Messalinus' Vater Messala, denn im Jahre 172, vergl. Livius 42, 28, 13, ist die Dreizahl noch nicht gut zu erklären. Auch Tacitus, vergl. Annalen 11, 11, war Quindecimvir. Marquardt III, 369, 1.

[40] Drumann II, 531. Sallust, Cat. 47. Plutarch, Cicero 17. Florus 2, 128. Diels, S. 40. Fehr, S. 61. Oracula Sibyllina III, 52, V, 51, VIII, 65.

[41] Drumann II, 537. Klausen I, 281. Plutarch, Caesar 60. Sueton, Caesar 79. Cicero, De divin. 2, 110. Oracula Sibyllina VIII, 167—169; III, 286.

[42] Marquardt III, S. 370 ff. Gruppe, S. 687 ff. Fehr, S. 24. Oracula Sibyllina III, 619—623, 743—747, 787—795.

[43] Preller-Jordan I, 307. Hecker, S. 31. Propertius 3, 29, 11. Symmachus im Brief 4, 94 vom Jahre 395 (S. 110). Claudianus, De bello Pollentino, ed. Birt, p. 268. Sueton, Octavianus 31.

[44] Diels, S. 127. Marquardt III, 374. Der unbestimmt gehaltene Schluß, welcher von der Herrschaft der Römer über Latium spricht,

hat den Anlaß dazu gegeben, daß man den Bundesgenossenkrieg für die Entstehungszeit hielt. Wahrscheinlich ist es unter Augustus, im Jahre 23 oder 17, gedichtet.

[45] Tacitus, Ann. 1, 76; 2, 54. Justin, Apol. 1, 44, ed. Otto I, 106. Tacitus, Ann. 2, 85. Schürer II, 506. Cassius Dio 57, 18. Tacitus 6, 12. Cassius Dio 62, 18. Fehr, S. 54 ff. bespricht die auf den Antichrist Nero zu deutenden Stellen der christlichen Orakel.

[46] Karl Buresch, Klaros, 1889, 39. Wetzstein, Die Wandlung der stoischen Lehre. Neustrelitz, 1894, 13. Tacitus, Ann. 12, 64; 11, 11; 1, 76. Die Stellen für die Feier der Säkularspiele nach Marquardt, III, 374.

[47] Tacitus, Ann. 15, 44. Peter, Scriptores hist. Augustae, II, 46; 78. Aurelius Victor, De viris illustribus 34, 3, widerspricht dem Bericht des Trebellius Pollio, c. 12, bei Peter II, 131. Nach Dahn, Deutsche Urgeschichte, II, 222, 1, ist der Opfertod des Claudius eine späte Sage. Vopiscus bei Peter II, 149. Voraussagung der Regierung des Probus II, 182. Lactantius, De mortibus persecutorum, 44. Seeck, Gesch. des Untergangs der antiken Welt, I, 1895, 126.

[48] Burckhardt, Konstantin d. Gr., 1880, S. 361. Buresch, S. 44. Die letzten Erwähnungen der Bücher s. in Anm. 43. Rutilius Namatianus II, 51.

[49] Preller-Jordan an mehreren Stellen. Cicero, De natura deorum 2, 11 und 67. Augustinus, De civitate dei 7, 9.

[50] Oracula Sibyllina VIII, 217—250. Die Sibylle im Bamberger Dom, abgebildet bei Bode, Deutsche Plastik, Seite 66. J. Piper, Mythologie der christlichen Kunst, I, 1847, 472—507.

[51] Als die vorliegende Arbeit bereits gedruckt wurde, erschien Emanuel Hoffmann, die tarquinischen Sibyllen-Bücher, Rhein. Museum, 1895. S. 90—113. Verf. beschäftigt sich fast nur mit der ersten Sammlung und kommt zu wesentlich abweichenden Ergebnissen. Den Namen Sibylle erklärt er (aus σιός und dem Stamm von ἱλάσκομαι) = Gottsühnend, Herophile = Todtensühnerin. Er vermuthet in der Sammlung Aufzeichnungen über die nicht-patricischen Kulte, die mit den Tarquiniern nach Cumä und von dort in der ersten Zeit der Republik wieder nach Rom kamen. Dementsprechend sucht er zu zeigen, daß sich die Weisungen nur auf solche Gottheiten bezogen, die längst schon einem Bruchtheile des Volkes bekannt, aber von der Gesamtgemeinde noch nicht anerkannt waren. Für die Einführung der Magna Mater und des Aesculapius ist ihm Ovids Bericht maßgebend. Der Kult Apollos soll mit den Büchern nicht so

eng verbunden gewesen sein, wie man gewöhnlich annimmt, und selbst die Abfassung in griechischer Sprache wird bezweifelt oder doch nur aus dem Mangel einer geeigneten italischen Schriftsprache erklärt. Die Ergebnisse von Diels berücksichtigt er nicht. Nach S. 106, 1 ist bei mir nachzutragen die aus der Zeit des Claudius stammende Inschrift bei Mommsen, Corpus Inscr. Lat. X, 1, nr. 797.

Einladung zum Abonnement

auf die

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

In 29 Jahrgängen bereits 696 Hefte erschienen.

☛ Neue Folge, X. Jahrgang. (Heft 217—240 umfassend.) ☚

Im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennig.

In dem X. Jahrgang werden u. a., Abänderungen vorbehalten, erscheinen:

Guntram Schultheiß (München), Die geistlichen Staaten beim Ausgang des alten Reichs.
E. Rath (Halle), Ueber einige Schutzeinrichtungen der Pflanzen gegen übermäßige Verdunstung.
H. Gruber (Berlin), Theodor Körner in Wahrheit und Dichtung.
Ballhorn (Görlitz), Die Venus von Milo.
Th. Achelis (Bremen), Friedrich Nietzsche.
Henrick Goldschmid (Leipzig), Baronin von Marenholtz-Bülow.
Paul Richter (Coblenz), Kloster Laach.
W. Roesch (Heilbronn), Demosthenes.
C. Wutke (Breslau), Geschichte der Breslauer Messe.
Nover (Worms), Hans Sachs.
Kaufmann (Berlin), Lord Nelson und Herzog Franz Caracciolo.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Von der Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869“ mit der **goldenen Medaille** ausgezeichnet.



Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von **Rud. Virchow** und **Wilh. Wattenbach.**

Die Serie, 24 Hefte umfassend, kostet 12 Mk., also jedes Heft nur 50 Pf.

Die Serien I.—XX. (Jahrgang 1866 bis 1885, Heft 1—480) und N. F., Serie I.—IX. (Heft 1—216 umfassend) sind nach wie vor zum Subskriptionspreis, Serie I., à Mk. 13.50 geh., Mk. 15.50 gebunden in Halbfranzband, Serie II.—XX. und N. F. I.—IX. à Mk. 12.— geh., à Mk. 14.— in Halbfranzband gebunden, durch alle Buch- und Kunsthandlungen oder die Verlagshandlung zu beziehen.

Die „Sammlung“ bietet Jedem die Möglichkeit, sich über die **verschiedensten Gegenstände des Wissens Aufklärung zu verschaffen**, und ist vorzüglich geeignet, den **Familien, Vereinen etc.** durch Vorlesen und Besprechen des Gelesenen reichen Stoff zu angenehmer und bildender Unterhaltung zu liefern. In derselben werden alle besonders **hervortretenden wissenschaftlichen Interessen** unserer Zeit berücksichtigt, als: **Biographien berühmter Männer, Schilderungen großer historischer Ereignisse, volkswirthschaftliche Abhandlungen, kulturgeschichtliche Gemälde, physikalische, astronomische, chemische, botanische, zoologische, physiologische, arzneiwissenschaftliche Vorträge** und erforderlichenfalls durch Abbildungen erläutert.

Die sibyllinischen Bücher in Rom.

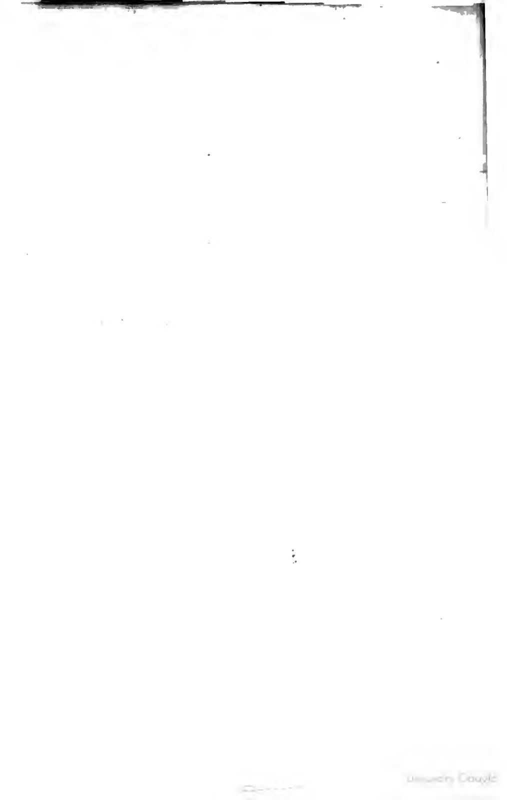
Von

Dr. Karl Schultess,
Oberlehrer in Hamburg.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1895.






Widener Library
3 2044 089 570 394